...l. Bibliothek
...egensburg

Theol. syst. 293

1. Reimari Joan. Samuel.
Abhandlung von den vornehmsten
Wahrheiten der natürl. Religion
8. Tübingen 1782. [illegible]

2. Geburt und Jugendgeschichte Jesu
8. [illegible] 1784. [illegible]

Theol. syst. 293.

SBR069026450827

23

Hermann Samuel Reimarus

Profeſſors in Hamburg

Abhandlungen von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion.

Fünfte Auflage,

durchgeſehen, und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

Joh. Alb. Hinr. Reimarus

der Arzneygelahrheit Doctor.

Mit allerhöchſt = gnädigſt Kayſerl. Privilegio.

Tübingen,

bey Chr. Gottl. Frank und Wilh. Heinr. Schramm.

1782.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Sammlung philoſophiſcher Schriften.

Zweyter Theil.

Reimarus Abhandlungen von der natürlichen Religion.

Mit allerhöchſt = gnädigſt Kayſerl. Privilegio.

Tübingen,
bey Chr. Gottl. Frank und Wilh. Heinr. Schramm.
1782.

Vorbericht.

Die gegenwärtigen Abhandlungen enthalten weſentlich nichts anders, als diejenigen Gründe, darinn ich meine eigene Beruhigung jederzeit gefunden, ſo oft ich die erſten Wahrheiten aller Religion, nach geſunder Vernunft, bey mir überdacht habe. Ich bin auch nimmer Willens geweſen, weitern Gebrauch davon zu machen, als den wir etwa die Unterredung mit andern, oder der mündliche Unterricht in der Weltweißheit, darbieten würde. Wer aber unſere jetzigen Zeiten nur ein wenig kennet, der wird wohl begreifen, daß mir dieſe haben Gelegenheit und Trieb geben können, meine Gedanken zum allgemeineren Nutzen in Ordnung zu bringen, und auf eine faßliche Weiſe vorzuſtellen.

Ich will der heutigen Lebensart, und der freyen Reden, die in manchen Geſellſchaften ge-

führt werden, nicht erwähnen: davon mögen andere leichtlich eine mehrere Erfahrung haben. Aber dieſes habe ich nicht ohne Befremdung bemerkt, daß ſeit wenig Jahren eine ganz ungewohnte Menge kleiner Schriften, mehrentheils in franzöſiſcher Sprache, über die Welt geſtreuet iſt, worinn nicht ſowohl das Chriſtenthum, als vielmehr alle natürliche Religion und Sittlichkeit, verlacht und angefochten wird. Und mich dünkt, dieſes ausgeſäete Unkraut findet jetzt, mehr als jemals, leere Aecker, wo es einwurzeln und ſich ausbreiten kann. Der gemeine Mangel eines vernünftigen Erkenntniſſes von den Grundwahrheiten aller Religion und Ehrbarkeit ſtellet die Gemüther, bey der jetzigen Freydenkerey, nicht einmal für ihre eigenen, geſchweige denn für fremde und geſchmückte Einwendungen in Sicherheit.

Das Chriſtenthum ſetzet die Wahrheiten der natürlichen Religion, von Gottes Daſeyn, Eigenſchaften, Schöpfung, Vorſehung, Abſicht und Geſetze, von der Seele geiſtigem Weſen, Natur und Unſterblichkeit u. ſ. w. nicht allein voraus, ſondern es legt dieſelben auch zum Grunde, und flicht ſie mit in das Lehrgebäude ſeiner Geheimniſſe ein. Was wäre alſo an ſich menſchlicher, was wäre dem Chriſtenthume ſelbſt vortheilhafter, als daß alle Menſchen zuvörderſt die edle Gabe der geſunden Vernunft auch zum Erkenntniſſe ihres Schöpfers anwendeten; und dieſe Einſicht, ſo weit ſie reichet, mit

mit den Glaubenslehren verknüpften? Denn, wie kann einer mit Grunde glauben, daß die Offenbarung von Gott komme, wenn er nicht vorher überführet iſt, daß ein Gott ſey? Wie kann er ihn lieben, ehren, und ſeinen Geboten willig gehorchen, wenn er ſeine Vollkommenheiten, Vorſehung und Abſichten nicht erkennet? Wie kann er eine Seligkeit gewärtigen, und eine Belohnung hoffen, wenn er ſich hat überreden laſſen, daß er keine Seele habe, oder daß der ganze Menſch eine bloße verwesliche Maſchine ſey? Wenn wir nun das, was wir zuvor wiſſen können und ſollen, in einen bloſſen Glauben verwandeln, und der Glaube ſich doch auf das Wiſſen bezieht und ſtützet; ſo kann, bey dem Mangel der Vormauer und Grundlage des Glaubens, durch einen geringen Stoß, der Glaube und das Chriſtenthum ſelbſt, ja alle Religion, leicht wankend gemacht werden und hinfallen.

Dieſes äuſſert ſich zwar ſeltener bey dem gemeinen Manne, aber öfterer, als manche denken, bey Vornehmern. Wenn die, bey heutiger galanten Erziehung, ſo wenig andere gründliche Wiſſenſchaft, als vernünftigen Unterricht in den Grundwahrheiten aller Religion, ja kaum Gedächtnißformeln einer Kinderlehre, mit in die groſſe Welt bringen; ſo ſind ſie tauſenderley Gefahr blos geſtellet. Was bekommen ſie, zuweilen ſchon als Knaben, für freye Reden, Einwürfe und Vernünfteleyen gegen die

 Re-

Religion zu hören? was leſen ſie nachmals für ſchlüpfrige und ungezähmte Bücher? was denken ſie oft ſelbſt, bey einer flatterhaften Unwiſſenheit, ins Wilde? Wenn dann etwa zugleich die Neigung zu Laſtern eine offenere Thür findet, ſo iſt kein Wunder, wenn ſie das Joch, welches ihre Ausſchweifungen hemmen will, ganz abſchütteln.

Bey manchen verurſachet auch wohl ein falſcher Begriff von der chriſtlichen Religion, daß ſie auf die äuſſerſten Abwege gerathen, wo ihnen die vernünftigen Einſichten nicht noch einige Wehre vorſchieben. Man ſetze, daß einer in einer Kirche erzogen worden, worinn das Weſentliche der Religion durch vielen Tand und Aberglauben erſtickt wird. Er fängt bey heranwachſendem Alter an zu denken, und dieſe Thorheiten einzuſehen; er geräth an Geſellſchaften und Bücher, die ihn darinn beſtätigen. Was folgt daraus? Er bekommt eine Verachtung und einen innern Haß gegen ſeine Religion; und weil er keine andere hat, als die abergläubiſche, und von keiner andern weiß, ſo verwirſt er alle Religion ohne Unterſchied.

Andere ſind vielleicht nicht ſo ſehr zum Tande und Aberglauben angewieſen; aber ſie haben doch einen fürchterlichen Begriff von Gott, und deſſen Rathſchlüſſen über die Menſchen, gefaſſet. Die Wirkung davon iſt in ähnlichen Umſtänden einerley: ſie können ein ſolches, das ihnen

ihnen als ein Schreckenbild abgemalt worden, nicht lieben, nicht verehren: ſie ſuchen ſich deſſen, als einer leeren Einbildung von einem Geſpenſte, zu entſchütten. Beyde können daher in eine grübelhafte Atheiſterey gerathen: beyde würden nicht ſo weit verfallen ſeyn, wenn ihnen zugleich eine natürliche Religion vernünftig beygebracht wäre.

Es giebt eine andere Art Leute, die, bey ſo ungegründeter Unterweiſung in den erſten und vornehmſten Wahrheiten der geſunden Vernunft, ihr ganzes Leben durch in ſich ſelbſt unſchüßig bleiben, was ſie aus ſich machen wollen. Sie beſtimmen nimmer, wer ſie ſind, wo ſie ſind, wie ſie in die Welt kommen, worauf ſie ihren Zweck und Hoffnung zu richten haben? Sie hören und leſen allerley; aber aus Neubegierde und zum Zeitvertreibe. Sie merken ſich die Einwürfe wider die Religion, und bringen ſie wohl in Geſellſchaften an den Mann: aber ſie thun es nur, damit ſie ſich ein Anſehen des Witzes geben mögen, oder etwa einen Geiſtlichen in die Schule zu führen. In der That glauben oder verwerfen ſie weder eins noch anders, ſetzen nirgend veſten Fuß, und ſchweben beſtändig zwiſchen Himmel und Erde. Eine Gemüthsverfaſſung, die ihnen nothwendig zum öftern ernſtliche Beunruhigung machen muß!

Tauſend und tauſend aufrichtige Chriſten ſind die ihren Glauben zwar nicht aufgeben, aber,

 weil

weil ſie ſelbſt Vernunft brauchen, und die Gründe ihres Glaubens überlegen, ſich dennoch heimlich mit allerley Zweifel quälen, die ihnen blos die Unwiſſenheit und undeutliche Vorſtellung in dem natürlichen Erkenntniſſe in den Sinn bringet. Da wäre es gar unzeitig, den Teufel anzuklagen, als ob der ihnen ſolche Gedanken eingegeben hätte; man ſollte vielmehr ihrer ſchwachen Vernunft, die keine Anleitung gehabt, zu Hülfe kommen.

Wenn wir auch ſetzten, daß uns die Wahrheiten der Religion ſo klar vor Augen wären, daß ſie kein vernünftiger Menſch verläugnen oder daran zweifeln könnte, und daß uns alſo die Vernunft am Glauben nicht hinderte; ſo ſind wir uns doch das allezeit ſelbſt ſchuldig, daß wir unſer natürliches Auge deswegen nicht verſchlieſſen, weil wir ein Mikroſkopium oder ein Fernglas haben. Was würde denn aus der höheren Einſicht werden? Niemand kann die entfernten oder ſehr kleinen Körper durch ein Fernglas, oder durch ein Mikroſkopium, erkennen, und ſich von deren Wirklichkeit überzeugen, als der ſich des natürlichen Geſichts dabey bedienet, und nach deſſen Grundregeln alles beurtheilet. Niemand kann von der Offenbarung und deren Geheimniſſen überführt ſeyn, als der ſein natürlich Vermögen zu urtheilen, und deſſen Erkenntniß mit ſich bringet und brauchet.

Die Beweiſe aus der Schrift können in dem Falle, wo ein Zweifel an Grundwahrheiten aus einer geblendeten Vernunft entſteht, nichts ausrichten. Die Gründe von der Wahrheit der chriſtlichen Religion kommen auch zu früh bey denen, die keine natürliche haben, oder darinn noch nicht gewiß ſind. Die metaphyſiſchen Demonſtrationen aus der höhern Weltweißheit ſind den meiſten zu trocken, zu weitläuftig, zu gekünſtelt, zu unbegreiflich. Ich will nicht ſagen, daß einige ſolcher Demonſtrationen den Grüblern Blöſſen geben, daß ſie dadurch nur deſto eher Zweifler werden, und ſich in das dünne Gewebe ihrer Gedanken noch mehr verwickeln.

Wo etwas iſt, das bey allen Eingang finden kann und muß, ſo werden es ſolche Gründe der geſunden Vernunft ſeyn, die eine groſſe Klarheit haben, und in ihrer Folgerung bald zu überdenken ſind. Und warum wollte man auch eine Wahrheit, die für alle ſeyn ſoll, aus vielen abgeſonderten Begriffen, durch weitgeholte und verkettete Vernunftſchlüſſe, ſuchen; wenn ſie in gemeinen Erfahrungen und bekannten Grundſätzen vor Augen liegt, und darinn, durch ein Paar leichte Schlüſſe, begreiflich und zuverläßig kann gezeigt werden?

Ich bin dieſer natürlichen und einfältigen Art im Denken jederzeit nachgegangen; zumal in metaphyſiſchen Wahrheiten, wo ich einen kürzern

und ſicherern Weg zur unbeweglichen Beruhigung des Gemüthes zu wünſchen Urſache hatte. Vielleicht habe ich auf dieſem unbetretenen Wege offenbare Beweiſe der wichtigſten Wahrheiten gefunden, welchen andere, nach dem Compaß der Schulmethode, in ihrer Weltweißheit vorbey gegangen ſind; vielleicht könnten ſie für alle und jede überzeuglicher ſeyn, und die Gemüther weder durch allzutrockene Scharfſinnigkeit abſchrecken, noch ſelbſt bey Tiefdenkenden ohne Eindruck ſeyn.

Möchte ich doch dem gemeinen Mangel vernünftiger Einſichten auf eine leichte und angenehme Art abhelfen! Möchte ich ſo viele wüſte Menſchen belehren können, daß ſie ohne Gott in der Welt, und ohne Hoffnung des zukünftigen Lebens, auch hier unglückſelig ſind, und ihrer eigenen Natur entgegen handeln! Möchte ich ſo manche Grübler und Zweifler von ihrer Verwirrung und Unruhe befreyen, und ihnen die muntere Gemüthsruhe mittheilen, deren ich ſeit vielen Jahren genieſſe! An der Religion iſt dem menſchlichen Geſchlechte, iſt jedem zu ſeiner Glückſeligkeit gar zu viel gelegen, als daß ſie verabſäumet, verachtet und übertreten werden könne.

Unvernünftige Thiere können wohl das nahe Ziel ihrer Glückſeligkeit durch blinde Triebe finden: aber der Menſch kann ohne Gebrauch der Vernunft nicht einmal ſeine leibliche Nothdurft

ſtillen.

ſtillen, oder ſeine ſinnlichen Begierden dabey in gebührenden Schranken halten; viel weniger kann er aber ſeinen höhern Naturkräften des Verſtandes und Willens Genüge thun, wo er nicht in Erforſchung der Urſachen bis zu dem erſten vollkommenſten Weſen ſteigt, deſſen Weisheit, Güte und Macht in den Werken der Schöpfung erkennet, ſeine Vorſehung ſich zur gelaſſenen Zuverſicht dienen läßt, und die rechte Erfüllung ſeiner Abſichten in einem beſſern und dauerhaftern Leben hoffet.

Alles übrige Wiſſen iſt angenehm genug, und bringet auch ſeinen vielfältigen Nutzen: aber ohne Religion iſt es nur ein tändelnder Zeitvertreib, der unſer Gemüth nicht erſättiget, nicht beruhiget. Dieſe allein zeigt uns das Urbild aller Vollkommenheit, die Quelle alles Segens und Glückes, und den Zuſammenhang aller Dinge mit einer äuſſerſten groſſen Abſicht, welches auch unſer Wohl enthält, und uns mit ungezweifeltem Vertrauen auf eine gnädige und weiſe Führung, und mit Hoffnung auf unſere ewige glückſelige Dauer erfüllet. Dieſe bringt unſere Begierden zur Ordnung und Einigkeit: ſie lehret uns den nützlichen Gebrauch alles innern Vermögens, und alles äuſſerlichen Guten: ſie macht uns zufrieden mit uns ſelbſt, liebreich gegen andere, beliebt bey Menſchen, und dem höchſten Weſen angenehm.

So ſehe ich die Religion an, und ſo habe ich mich bemühet, ſie, wie ſie iſt, und wie ich

ſie

ſie empfinde, klärlich vorzuſtellen. Uebrigens iſt meine Sorge nicht geweſen, ihr durch glänzenden Witz, oder durch ein Feuer der Beredſamkeit, eine geborgte Schönheit zu geben. Sie iſt für ſich, in ihrer natürlichen Geſtalt, reizend genug, wenn dieſe nur recht aufgedeckt wird: ſie iſt zu nahe mit unſerm eigenen Glücke verwandt, als daß ſie einer fremden Empfehlung brauchte. Vielleicht möchte ſie auch nur durch äuſſerlichen Putz verſtellet und verdächtig gemacht werden. Witz und Wahrheit, Beredſamkeit und Einſicht, begleiten ſich nicht allemal. Meine einzige Bemühung iſt dahin gerichtet geweſen, alles, ſo weit es ſich durch geſunde Vernunft thun läßt, verſtändlich und deutlich zu machen, daß die Wahrheit und Wichtigkeit der Sachen einem jeden, der nur etwas denken kann, einleuchten möchte.

Innhalt.

Vorerinnerung des Herausgebers. S. 3

I. Abhandlung.

Vom Urſprunge der Menſchen und Thiere. 57

II. Abhandlung.

Daß Menſchen und Thiere ihren Urſprung nicht von der Welt oder der Natur haben. 138

III. Abhandlung.

Daß die körperliche Welt an ſich leblos, und daher keiner innerlichen Vollkommenheit fähig ſey; folglich auch nicht ſelbſtändig, ewig nothwendig, ſondern von einem andern, um eines andern willen hervorgebracht ſeyn müſſe. 191

IV. Abhandlung.

Von Gott und göttlichen Abſichten in der Welt. 267

V. Ab=

V. Abhandlung.

Von den beſondern Abſichten Gottes in dem Thierreiche. S. 367

VI. Abhandlung.

Von dem Menſchen an ſich, inſonderheit nach der Seele betrachtet. 509

VII. Abhandlung.

Vergleichung der Menſchen mit den Thieren, nach ihrer Lebensart, wozu ſie beſtimmt ſind. 575

VIII. Abhandlung.

Von der göttlichen Vorſehung. 662

IX. Abhandlung.

Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorſehung. 700

X. Abhandlung.

Von der Seelen Unſterblichkeit, und den Vortheilen der Religion. 785

Joh. Alb. Hinr. Reimarus,

der Arzneygelahrtheit Doctors,

Vorerinnerung

von dem

Daſeyn Gottes

und der

menſchlichen Seele.

Vorerinnerung

des

Herausgebers.

---

§. 1.

Ganz entgegengeſetzte Denkungsarten ſcheinen jetzt ſich verſchiedener Gemüther zu bemächtigen. Auf der einen Seite werden ſo ſchwärmeriſche Einbildungen zuverſichtlich angenommen und ſogar mit wirkſamen Einfluſſe unterſtützt, deren Ausbreitung zu unſern Zeiten uns bey nüchternem Verſtande in Erſtaunen ſetzen muß: auf der andern aber wird die Abläugnung wichtiger Wahrheiten ſo weit getrieben, daß man eine Ehre darinn zu ſetzen ſcheinet. Beyde Theile ſuchen mit Eifer andere Menſchen zu ihrer Denkungsart zu bewegen. Man hat alſo wohl Urſache, die gerade Mittelſtraſſe der Vernunft wohl auszuzeichnen, und die Schritte dar-

auf ſicher zu leiten, weil der Abweg zur einen oder andern Seite bald hinreiſſend wird: denn die eine Denkungsart, wenn ſie einmal der Phantaſey die Oberhand eingeräumt hat, läßt keine Vernunftgründe mehr Statt finden, und die andere gewinnt, wo nicht durch mehrere Leidenſchaften, doch durch den Eigenſinn zu widerſprechen, ſo viel über den Verſtand, daß er ſich gegen alle geſunde Vorſtellungen ſperret. Sonderbar iſt es gewis, daß jetzt Myſtiker und Zweiſler, wie Hume 1) ſie darſtellt, ſich um die Wette zu bemühen ſcheinen, das Erkenntniß, welches Gott in ſeinen Werken allen Menſchen offenbaret hat, wankend zu machen. Jener, ſo ſehr er auch für ſich ſelbſt durch ſeine eigene Rührung überzeugt zu ſeyn glaubt, muß doch immer, wenn er andere Menſchen von irgend einer beſondern Wahrheit überzeugen will, die allgemeinen Sätze zum Grunde legen, und aus dem, was ein jeder, nach denen uns eingeprägten Regeln des Denkens annimmt, ſeine Folgerungen herleiten. Denn Empfindung, Gefühl, oder wie man es ſonſt nennt, beruhet auf eines jeden verſchiedener Vorſtellung, kann einem andern nicht mitgetheilt werden, entſtehet aus zufälligen Umſtänden, iſt wandelbar, und, wie die Erfahrung lehrt, mit den wahnſinnigſten Grillen ſo gut als mit gegründeten Vorſtellungen zu verbinden, folglich zur Belehrung anderer und zur Ausbreitung der Wahrheit ein untaugliches Mittel. Was könnte man alſo mit ſolchen Bewegungsgründen oder Rührungen bey denjenigen aus-

1) Dialogues concerning natural religion, by David Hume.

richten, welche, wie verſchiedene unſerer Zeitgenoſſen, das Daſeyn eines verſtändigen Weſens als die nothwendige Urſache aller Dinge in der Welt, und die einfache daurende Natur unſerer Seele bezweifeln, folglich alles, was ſich auf dieſe Vorausſetzungen bezieht, verwerfen. Müſſen ſie nicht von dieſen Wahrheiten erſt durch allgemeine Gründe überzeugt werden, ehe ſie irgend einer beſondern Lehre der Religion Gehör geben werden? — Aber der Zweifler verwirft eben ſowohl unſere auf allgemeine Gründe gebaueten Beweiſe. Sollte er indeſſen nicht bedenken, daß er doch ſelbſt Vernunftgründe und Schlüſſe gebraucht, wenn er ſeine Meynung behaupten und das Unſichere unſerer Gründe zeigen will? Allein er unternimmt ſich nie ein anderes Syſtem darzulegen, welches einem nachdenkenden Menſchen zuſammenhangender als die Religion ſeyn könnte, er widerſpricht ſich vielmehr ſowohl im Zuſammenhange ſeiner Folgerungen unter einander, als im Verhältniſſe ſeiner Handlungen zu ſeinen Meynungen, und giebt eigentlich nur Geſinnungen vor, deren er im Grunde nicht fähig iſt. 2)

2) Hume ſelbſt geſteht am Ende (Dialogues p. 111. 130. 135.) daß ſeine Einwürfe gegen eine ſelbſtändige, mit Zweck und Abſicht wirkende Grundurſache nur aus einer Neigung zum Sonderbaren entſprungen, und eigentlich bloße Schikanen oder Sophiſtereyen wären (mere cavils and ſophisms), oder auf einen Wortſtreit hinausliefen.

§. 2.

Dieſer Strom brauſender Gedanken läßt ſich aber keinesweges mit Gewalt aufhalten: und das ſollte auch nicht geſchehen. Iſt er gleich eine Zeitlang reiſſend und trübe; er wird ſchon durch ſeinen Lauf klärer flieſſen und fruchtbare Gefilde ſchaffen. Das Eindämmen würde nur ſein Bette verſchlämmen, oder er würde noch ſchädlichere Durchbrüche verurſachen. Gewiß, der Schöpfer weiß aus dem freyen Gebrauche der Denkkraft, welche er dem Menſchen verliehen hat, unendlich erſprießliche Folgen hervorzulocken, die man durch gewaltſame Einſchränkung erſticken, und mithin mehr Gutes als Böſes verhindern würde: denn das Böſe, weil es keinen Grund hat, dauret nur eine Zeitlang; das Gute aber, weil es aus Wahrheit entſpringet, bleibt feſt, und wirket auf die weite Zukunft. 3) Jene Einwürfe, jene Zweifel, ſpornen uns an, unſer Erkenntniß immer deutlicher und vollſtändiger zu machen, und wenn wir nur dem Pfade auf-

3) Der Verfaſſer dieſer Abhandlungen mußte freylich zum Unwillen gereitzet werden, wenn er die damals hervorkommenden Schriften des la Mettrie las, in welchen alle Religion, Sitten und Menſchlichkeit beſtritten werden ſollten. Wie längſt verworfen ſind nun aber nicht dieſe Schriften! und wie verachtet der leichtſinnige Mann, welcher keinem ernſtlichen Gedanken nachhängen, ſondern bloß zum Poſſen Unſinn und Widerſprüche ſchreiben wollte! Hätte man ſie mit Gewalt unterdrücken wollen, ſo würden ſie vielleicht noch jetzt, wie andere dergleichen, mit Begierde geſucht und als wichtig angeſehen werden.

aufwärts folgen, welchen ſchon verſchiedene unſerer Landesleute ausgezeichnet und glücklich betreten haben, ſo werden wir eine Anhöhe nach der andern erſteigen, und Einſtimmung oder Zuſammentreffen der Fußſteige überſehen können, wenn andere, nur weil ſie abwärts ins Gebüſche gehen, auf ihrem Irrwege Finſterniß und Anſtoß vor ſich finden.

§. 3.

So haben ſich demnach verſchiedene Wahrheitsforſcher bemühet, mit tiefſinnigen Beweiſen unſer wichtigſtes Erkenntniß zu gründen, und wer nur den Zuſammenhang ſich klar vorzuſtellen und den Schein von der Wirklichkeit zu unterſcheiden vermag, wird gewiß durch ſchwankende, nicht genug entwickelte, und nicht gereihete Vorſpiegelungen ſich nicht irre machen laſſen. 4) — Nur ſind dergleichen Beweiſe nicht für Jedermann. Gegenwärtige Schrift meines Vaters hat alſo den Zweck, allgemein faßliche Gründe der Ueberzeugung in einem deutlichen Vortrage darzulegen, damit ſie von einem jeden deſto leichter zu überſchauen wären. Sie iſt auch mit ſolchem Beyfalle aufgenommen worden, daß davon ſeit 1754 bereits vier Auflagen vergriffen ſind, deren drey noch

4) Man vergleiche nur das, was neuerlich Herr Joſeph Pap de Sagaras in der gründlichen Preisſchrift ſur la force primitive, oder Diſſ. de vi ſubſtantiali (Berol. 1780. 4.) ausgeführt hat, mit dem Unbeſtimmten, was hie und da, jedoch meiſtens noch in fremden Schriften, von Welt, Natur, Körper und Kräften geſchrieben worden.

unter des Verfaſſers Augen herausgekommen. Eine holländiſche Ueberſetzung ward durch Herrn Profeſſor Lulofs in Leyden veranſtaltet und mit deſſen Anmerkungen begleitet. 5) Eine engliſche, etwas abgekürzte, aber im Ganzen wohlgefaßte Ueberſetzung iſt von Herrn R. Wynne herausgegeben 6), und die beyden Abhandlungen von der Vorſehung ſind beſonders von Herrn Erman zu Berlin ins Franzöſiſche überſetzt worden. *) — Daß der Verfaſſer überhaupt den eifrigen Zweck hatte, mit ſeinen Schriften Nutzen zu ſtiften, wiſſen alle, die ihn gekannt haben, und daß er, was in dieſem Werke von den Gründen und Vortheilen der Religion vorgetragen iſt, aus vollem Herzen geſchrieben, hat ſein dreyundſiebzigjähriges Leben ſowohl als ſein ruhiger Abſchied aus dieſer Welt, dem er ſchon lange mit heitern Augen entgegen ſahe, bezeuget. — Nach der dritten Auflage hat er nichts mehr hinzugethan, und bey der vierten, nach ſeinem Tode herausgegebenen, mangelte es mir an Zeit, ſie durchzuſehen. Nunmehr aber habe ich mir ein Vergnügen gemacht, die neue Auflage dieſes Werks zu beſorgen, dabey ich, ſo viel meine Umſtände erlaubten, einiges in Anmerkungen, die mit dem Einſchlußzeichen [ ] unterſchieden ſind, beygefügt, und ge-

5) De voornaamſte Waarheden van den natuurlyken Gods-Dienſt. Leyd. 1758. 8.

6) The principal truths of natural religion, defended and illuſtrated by H. S. Reimarus. Lond. 1766. 8.

*) Eſſai ſur la Providence, traduit de l'Allemand de Mr. Reimar, par Mſr. Erman, à Berlin 1768. 8.

gegenwärtige Vorerinnerung zur allgemeinen Beſtätigung voran geſetzt habe. — Möchte es doch die Leſer zu den freudigen Empfindungen erwecken, zu welchen ich dadurch ermuntert worden bin!

§. 4.

So wenig es zu läugnen iſt, daß irgend etwas da ſey, ſo wenig läßt ſich auch bey geſunder Vernunft läugnen, daß etwas Ewiges, Selbſtändiges, Nothwendiges da ſeyn müſſe; denn, daß aus Nichts, durch Nichts etwas von ſelbſt einmal entſtanden ſey, läßt ſich nicht gedenken (I. Abh. §. 2.), und diejenigen, welche, ohne einen Schöpfer zu erkennen, nur einen Auftritt in der Welt aus dem andern von Ewigkeit her erfolgen laſſen, nehmen doch den Stoff der Dinge ſelbſt, welche dieſen Veränderungen unterworfen ſind, als ewig an. Die Frage kann alſo nur ſeyn: ob alles, was iſt, ewig, und dabey ſelbſtändig, oder ob ein ſelbſtändiges ewiges Weſen ſey, welches als die Grundurſache der übrigen Wirklichkeiten angeſehen werden müſſe? Wenn man nun zugiebt, die Welt, das iſt, die ganze Reihe aller Dinge, die auf einander folgen, habe einen Anfang gehabt, ſo iſt es auch eben ſo klar, daß die Grundurſache, oder das ſelbſtändige Weſen nicht mit in dieſer einmal entſtandenen Reihe begriffen ſeyn könne, oder, daß ein von der ſichtbaren Welt unterſchiedener Schöpfer erkannt werden müſſe (I. Abh. §. 3. II. Abh. §. 14.). Es wird aber nöthig ſeyn, den Beweis auch auf den Fall zu erweitern, wenn man gleich die Welt oder

die Reihe aller Dinge als unendlich und ohne Anfang annimmt.

§. 5.

Daß die Vorſtellung eines Anfanges der Schöpfung ihre Schwierigkeit habe, iſt wohl ſchon manchem in den Sinn gekommen, wie auch der Verfaſſer von ſich ſelbſt (III. 8.) erwähnet; und ob ich gleich ehemals dieſelbe zu heben glaubte, ſo ſchienen mir doch zuletzt andere Gründe die Oberhand zu behalten. Mein Zweifel ward noch mehr beſtärkt, als ich ſahe, daß der vortreffliche Philoſoph, Cochius 7), eine unendliche Reihe der Dinge für möglich, oder vielmehr für nothwendig hielte. Ich will alſo, was ſich auf beyden Seiten ſagen lieſſe, aufrichtig zu erwägen geben, und ſodann die Folgerung, auf welche es hier ankömmt, betrachten. — Zuerſt muß ich geſtehen, daß auch mir, wie andern, die unten (I Abh. §. 7-9.) vorgetragenen Schlüſſe gegen die Möglichkeit einer unendlichen Reihe treffend, ja, ich möchte ſagen, nicht weniger bündig als andere metaphyſiſche Gründe geſchienen haben. Was daſelbſt (not. 6.) geſagt iſt, läßt ſich auf jede Reihe, und alſo auch auf die ganze Dauer der Zeit oder Welt, anwenden. Es ſey nämlich die Reihe von unbeſtimmter Dauer an bis zu einem gegebenen Punkte, z. B. bis auf den heutigen Tag, xb:

x——————————————b————c

Dieſe

7) Examen de la Queſtion: Si toute ſucceſſion doit renfermer un commencement? in den Mem. de l'Acad. de Berlin 1773. p. 325.

Dieſe Reihe iſt übers Jahr bis c unſtreitig um 365 Tage vermehrt, folglich um ſo viel länger, als dieſes b c beträgt. Wenn man nun rückwärts von b oder c gegen x rechnet, ſo muß doch von b nach x eben ſo lang als von x nach b, und ſo auch von c nach x eben ſo lang als von x nach c ſeyn, weil ein jedes ſich ſelber gleich iſt. Unbeſtimmt kann es auch nicht ſeyn, weil alles in dieſer Reihe wirklich da geweſen iſt (I. 9.). Man muß alſo zugleich geſtehen, daß c x gerade um ſo viel als b c beträgt, oder um 365 Tage länger als b x, und folglich im Rückrechnen ſowohl, als im Vorwärtsrechnen, dieſe wirklich exiſtirende Zahl um ſo viel vermehrt worden ſey. Wo aber eines weiter hinaus reichet als das andere, da muß bey dem Kürzern eine Gränze (terminus) zugeſtanden werden, über welche die Vermehrung oder gröſſere Zahl hinreichet: folglich müßte in x, ob wir es gleich nicht abſehen können, eben ſowohl als in b oder c, eine Gränze ſeyn, über welche ſich eine längere Reihe hin zählen lieſſe. Man kann ſich auch zwo Reihen neben einander gedenken, deren eine zur ſelben Zeit einige Glieder mehr hat als die andere. Z. B. wenn von einem ältern Bruder ſchon Kindeskinder da ſind, indeſſen daß der jüngere noch unbeerbt iſt; ſo iſt offenbar bey jenem die Reihe der Abſtammung um zwey Glieder länger als bey dieſem: und zwar, es ſind hier wirkliche, beſtimmte und gleiche Glieder der Reihen: denn ein anders iſt es mit ſolchen gröſſern Reihen, deren Theile verhältnißmäſſig kleiner ſind, als Zolle gegen Fuß u. ſ. w. Hier

waren

waren in beyden dieſelben Vorfahren: das Ende der Reihen trifft zuſammen: hat dann der Vetter nicht zween Vorfahren mehr gehabt als der Groß-Oheim? und wie kann dieſes ſeyn, wenn nicht auch rückwärts gerechnet die eine Reihe dieſer wirklich exiſtirten Weſen um ſo viel kürzer als die andere wäre? welches der Unendlichkeit des Anfanges zu widerſprechen ſcheinet. — Sagt man: es würde hier ſchon heimlich die Reihe als zählbar angenommen, da ſie, als unendlich vom Anfange, unzählbar, unvermehrbar ſey; ſo lieſſe ſich antworten, daß vielmehr jener unendliche Anfang nur vorausgeſetzt und noch ſtreitig, die wirkliche Vermehrung oder gröſſere Zahl der wirklich exiſtirten Reihe aber klare Erfahrung ſey. — Will man den obigen Schluß umkehren, und behaupten — er müſſe falſch ſeyn, da er ein gleiches von der künftigen Reihe beweiſen würde, die doch unſtreitig in der Möglichkeit unendlich ſey, und die durch das vergangene Jahr eben ſo um 365 Tage verkürzt als die vergangene verlängert wäre; ſo paßt doch die Vergleichung nicht. Denn dieſe künftige unendliche Reihe exiſtirt nie, kann nie vollkommen exiſtiren: in jedem noch ſo fernen Punkte bleibt wirklich immer eine Gränze, von da an rückwärts alſo freylich dieſe Zukunft um ſo viel als nun davon verfloſſen iſt vermindert, ſo wie die Vorzeit vermehrt worden iſt. Daß nämlich ein Fortgang ins Unendliche nicht mit einer wirklichen Unendlichkeit zu verwechſeln, ſondern vielmehr gerade entgegen geſetzt ſey, iſt, dünkt mich, unten (I. Abh. §. 8.) wohl erwieſen. Folglich wäre auch

auch die Möglichkeit eines unendlichen Anfanges nicht aus der Möglichkeit einer Fortdauer ins Unendliche begreiflich zu machen: denn das Ende iſt hier eigentlich nur unbeſtimmt; was aber vergangen iſt, das iſt, da es wirklich exiſtirt hat, vollkommen beſtimmt, nichts mehr und nichts weniger. — Auch ſcheint die Vergleichung jener Möglichkeit vielmehr dem unendlichen Anfange zu widerſprechen. Gleichwie nämlich am Ende, oder im Fortgange einer jeden Reihe, ſich noch immer etwas hinzufügen läßt; ſo lieſſe ſich auch kein Anfang ſo weit, oder als unendlich ſetzen, daß nicht (in der Möglichkeit) in dieſer Reihe ſich noch etwas weiteres hinausgedenken lieſſe. Dieſer Punkt weiterer Möglichkeit bliebe alſo doch ein Anfang oder Gränze, und würde nie zur Unendlichkeit.

§. 6.

Der Einwurf gegen einen Anfang der Schöpfung — wie das ewige Weſen dann eben erſt ſeit einer gewiſſen Zeit zur Wirkung habe ſchreiten, und vorher unwirkſam ſeyn können? — ſchien mir auch noch überwindlich zu ſeyn (III. Abh. §. 8.). Das Daſeyn oder Weſen, alſo die Ewigkeit Gottes, müſſen wir uns ja nicht als in eine lange Dauer ausgedehnt, ſondern vielmehr als alles auf einmal begreifend vorſtellen, wenn nichts in demſelben Veränderliches ſeyn ſoll. Die Dauer oder Folge von Veränderungen iſt nur eine Beziehung, die ſich auf die Geſchöpfe, und nicht auf den Schöpfer erſtrecket. Wo nun keine andere Reihe nebenher exiſtirt, da wird jeder Punkt

der

der Reihe nur durch ſeinen Vorgänger und Nachfolger beſtimmt. Man kann alſo nicht fragen — warum geſchahe das nicht geſtern, was heute geſchiehet? — Denn das heute iſt nun in ſo ferne heute, weil es auf geſtern folgte. Eben ſo mit dem Raume, oder dem Verhältniſſe der neben einander exiſtirenden Dinge. Wenn ich einen Punkt auf dieſes Papier ſetze, ſo kann man ſagen — er hätte weiter zur Rechten oder zur Linken geſetzt werden können, weil der Umfang des Papiers die Gränzen angiebt. Wenn aber noch kein Ding da geweſen wäre, folglich keine Gränze umher; ſo macht das erſte Ding auch den erſten und einzigen Punkt aus, von da an man rechts und links rechnen kann, und — daß es weiter hier oder dort hin ſeyn könnte als es iſt — wäre eine ungegründete Vorausſetzung eines Daſeyns vor einem Daſeyn.

§. 7.

Dies wäre alſo, nach meinem Begriffe, die Vertheidigung der Meynung, daß die Welt, oder die Reihe der Dinge, einen Anfang gehabt haben müſſe. Wie aber? — Wenn gleich ohne das Daſeyn einer Folge von Veränderungen noch keine Zeit, keine Dauer geſetzt werden kann; ſo müſſe doch die erſte Wirkung Gottes, daferne es eine erſte gäbe, nothwendig ein vor und nach in ſeinem eigenen Weſen oder in ſeiner Vorſtellung ausmachen, welches der Unveränderlichkeit, die in einem nothwendigen Weſen begriffen iſt, widerſpricht; und wie wollen wir der

der

Wirkung des unbeſchränkten Weſens irgend eine Gränze ſetzen? Herr Cochius hat ſich demnach ſehr wohl und bündig alſo ausgedrückt 8) — „1. Wenn eine Kraft da iſt, welche eine Folge von Wirkungen hervorzubringen ſtrebet, 2. dabey auch zureichend iſt dieſelbe hervorzubringen und durch keinen Widerſtand aufgehalten werden kann, und 3. wenn dieſe Kraft nothwendig, folglich ewig exiſtirt; ſo muß auch wirklich eine Reihe von Wirkungen hervorgebracht ſeyn, und dieſe Reihe kann ſo wenig als die wirkende Urſache einen Anfang haben. Eine ſolche Kraft aber iſt Gott, und die Wirkſamkeit kann von ſeinem Weſen nicht getrennt werden: der ganze Umfang der Wirkungen muß dem ganzen Umfange der Kraft gleich ſeyn: folglich ſind auch ſeine Wirkungen unendlich, ohne Ziel und Gränzen — In den ewigen nothwendigen Weſen ſelbſt iſt keine Folge von Exiſtenz, Beſtreben und Wirken: nicht Zahl, nicht Zeit. Alles iſt Eins und auf einmal in Gott: alle Veränderungen ſind nur Verhältniſſe der Dinge auſſer ihm: er beſteht bey den Folgen oder Reihen der Dinge unveränderlich: er ſieht das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, alle Folgen ſeiner Wirkſamkeit und alle Verhältniſſe derſelben, aus eigener innerer Kraft, auf einmal in ihm ſelbſt, gleichſam a priori, ohne dabey eine Folge von Vorſtellungen, oder eine neue, noch nicht gehabte Vorſtellung zu erhalten.“ — Es muß alſo doch wohl ein Fehler in unſerer Vorſtellungsart von der Succeßion, und der daher entſpringenden Ver-

8) Am angef. Orte.

Vermehrung in einer unendlichen Reihe, ſtecken. Von dem Unendlichen können wir uns mit unſerm begränzten Verſtande gar keinen eigentlichen Begriff machen. Wir müſſen aber bedenken, daß Zeit und Raum nur Erſcheinungen ſind, die aus der Einſchränkung unſerer Vorſtellungskraft flieſſen, 9) daß nämlich alle die Folge vom Vergangenen und Zukünftigen nur in Anſehung unſerer, die wir von unſerm Punkte an ſchrittweiſe ausſehen, ſo erſcheinet, in dem göttlichen Verſtande aber, wie geſagt, keine Reihe von Wirkungen, die do geweſen und noch entſtehen werden, ausmachet, ſondern daß er, da iede folgende Wirkung in der vorhergehenden ihren Grund hat, alles zugleich überſchauet, ihm alles auf einmal gegenwärtig iſt, und die Ausübung ſeiner Kraft nur eine Wirkung iſt. — Misverſtändniß zu verhüten, muß ich erinnern, daß man unter dem Worte Schöpfung gemeiniglich nur die

9) Die Regeln, nach welchen wir ſchlieſſen, bleiben nichts deſtoweniger ſicher und unumſtößlich. Nur müſſen wir uns in der Anwendung wohl in Acht nehmen, daß wir nicht, wie oft geſchiehet, eine Beſchaffenheit von einem Gegenſtande vorausſetzen, die ungegründet iſt. — Zur Erläuterung deſſen was eine bloße Erſcheinung unſerer Vorſtellungskraft genannt wird, erwäge man nur z. B. daß ein Druck aufs Auge uns Licht zu ſeyn ſcheinet, daß was uns Farben in den Körpern ſcheinen, bey näherer Unterſuchung nur in einer beſtimmten Bewegung des Lichts, wie die Töne nur in einer gewiſſen Folge von Zitterungen, beſtehen, und ſo ferner, ſelbſt was uns Ausdehnung, Bewegung u. ſ. w. ſcheinet, in ganz etwas anderm ſtecken könne, welches dieſe Erſcheinungen verurſachet.

die gegenwärtige Umſchaffung oder Einrichtung unſers Erdballes, den man Welt genannt, oder etwa derer Weltkörper, die wir überſehen können, verſtanden hat. Man giebt aber jetzt ſchon allgemein zu, daß in der Zeitrechnung von dieſer Einrichtung 10) nicht einmal die ganze Dauer dieſes Erdballes und deſſen vormalige groſſe Veränderungen, vielweniger die Dauer aller Dinge in der Welt begriffen werde. Von dieſer ganzen Reihe aller Dinge aber, die überhaupt beſtehen, geweſen ſind und ſeyn werden, iſt hier die Rede.

§. 8.

Geſetzt alſo, die Urſtoffe von allem, was die Welt ausmacht, wären ewig, und die Reihe der Veränderungen, welchen dieſe Urſtoffe unterworfen geweſen, wäre ohne Anfang: macht dem dieſe Vorſtellung von einer unendlichen Dauer der Welt, oder der Reihe von Wirkungen, unſere Folgerung auf das nothwendige Daſeyn einer ſelbſtändigen, unabhängigen, von allen Wirkungen unterſchiedenen Urſache wankend? — Keinesweges! Ich will die Reihe der Wirckungen nicht, wie ſonſt wohl gewöhnlich iſt, zufällig nennen, weil man ſtreiten möchte, daß irgend etwas ſo zufällig wäre, daß es anders oder gar nicht hätte ſeyn können: aber abhängig ſind ſie doch gewiß: jede entſpringt immer aus einer vorhergehenden, dieſe wieder aus einer andern, u. ſ. w. Die Reihe mag alſo unendlich ſeyn oder nicht, ſo gilt es von allen und jeden Gliedern derſelben, daß keines für ſich ſelbſt be-

10) Auf welche dann die Beweiſe I. Abh. §. 10-15. zutreffen.

beſteht, noch weniger der gantzen Folge Beſtand geben kann. Es iſt immer eine Kette, deren Glieder freylich eins vom andern abhängen, die aber doch, ſie mag ſo lang ſeyn als ſie will, nie, ohne von einer andern, und zwar unabhängigen Kraft gehalten zu werden, beſtehen kann. So finden wir es auch durchgehends bey tieferer Unterſuchung der Natur, daß der erſte Grund der Erſcheinungen in etwas von dieſen Erſcheinungen ganz Verſchiedenem, z. B. der Bewegung in einer Kraft, die nicht Bewegung iſt, geſucht werden müſſe. Man vergleiche alſo, um faßlich zu ſeyn, die Folge von Wirckungen mit Rädern, die in einander greifen. Freylich wird dieſes von jenem, jenes wieder von einem andern bewegt, und man kann die Reihe ſo lang ſetzen, als man will; aber eben deswegen, weil alle und jede in dieſer Reihe doch nur immer abhängig bleiben, können alle ſo wenig, als jedes einzelnes, den eigentlichen Grund der Bewegung enthalten: der muß in einem Dinge anderer Art', einer Feder, einem Gewichte, oder was es auch für eine anderweitige Kraft giebt, geſucht werden — Es muß alſo eine ſelbſtändige Urſache da ſeyn: alles übrige ſind Wirkungen 11) die zwar eine von der andern, urſprünglich aber alle von dieſer Urſache abhängen, man mag ihnen nun einen Anfang geben, oder ſie ſo unendlich als die Urſache ſelbſt ſetzen. Nur deswegen konnte oder mußte die Reihe derſelben un-

11) Tout eſt cauſe ou effet. Diſons mieux: une ſeule choſe eſt cauſe; tout le reſte eſt effet." ROBINET de la Nature, P. I. c. 2. not. b.

unendlich ſeyn, weil die Urſache unendlich iſt: ohne ſelbſtändige Urſache wären alle abhängige Wirkungen, weder in endlicher noch unendlicher Reihe, möglich; dieſe Grundurſache muß alſo von allen Wirckungen nothwendig unterſchieden ſeyn: und wie erſtaunend muß ſie uns nicht aus dieſem Geſichtspunkte erſcheinen, wo wir keine Maaße oder Vergleichung finden! Wer ſich dann nur von dem niedrigen Begriffe eines, an unſerm kleinen Erdballe, oder allenfalls an dem von uns überſehenen Umfange der übrigen Weltkörper haftenden Gottes einigermaſſen los reiſſen kann, der erhebe den Flug ſeiner Gedanken ſo viel er vermag, und bete an das Weſen, welches — von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Gränzen von Raume, mit unbeſchränkter eigener Wirkſamkeit — alle Möglichkeiten, aller Wirkungen Wirkung durchſchauet, alles Mögliche zur Wirklichkeit bringet, und aller Kräfte Urkraft iſt!

§. 9.

Es iſt hier mein Zweck nicht, eine ausführliche Widerlegung der Gegner zu unternehmen. Dieß ſcheint mir auch nicht nöthig zu ſeyn, weil die Einwürfe theils nur auf ſolchen verwirrten Vorſtellungen beruhen, die, wenn man ſie etwickelt, ins Nichts zerfallen, theils auch nur bloß aus Eigenſinn, um zu ſtreiten, gemacht ſcheinen, ohne daß die Verfaſſer wircklich in ihrem Herzen denſelben Beyfall geben. Denn entweder, man befriedigt ſich mit den dunkeln und falſchen Vorſtellungen von Körper, Natur, Ganzem, belebender Kraft, Nothwendigkeit u. ſ. w. wel-

ches auf leere Wörter hinaus läuft — oder, man will die Folgerung, dadurch wir auf eine ſelbſtändige Urſache der ganzen Welt, und auf eine beſtehende Kraft in uns ſelbſt, ſchlieſſen, deswegen verwerfen, weil wir die Art und Weiſe der Wirkung nicht zu erklären vermögen — oder man ſagt gerade aus — wir können und wollen nichts davon erforſchen, ſondern bloß die Empfindungen der Sinne annehmen, ohne der Kraft und dem Nutzen nachzuſpüren, 12) das heißt, wie andere Thiere die Frucht genieſſen, welche unter dem Baume liegt, ohne uns darum zu bekümmern, woher ſie entſpringet — oder man will lieber alles, die unzählbaren verſchiedenen, ſich unbewußten Weſen in der Welt, ihre Eigenſchaften, Stellung und Uebereinſtimmung, nothwendig ſeyn, und daraus auch die menſchliche Vorſtellungskraft, oder Verſtand und Abſicht, entſpringen und ſich vereinen laſſen, als das nothwendige Daſeyn einer verſtändigen, und mit Abſicht wirkenden Grundurſache, und eines einfachen, ſich bewußten Selbſt anerkennen — oder man ſucht die Ueberzeugung von einer allweiſen Urſache dadurch zu ſchwächen, daß man über die ſchlechte Einrichtung der Welt, und über das Elend der Menſchen klaget — daß nicht Ströme allenthalben die Erde durchwäſſern, ohne daß Berge und Felſen

da

12) „It were therefore wiſe in us, to limit all our enquiries to the preſent [materiali] world, without looking farther. No ſatisfaction can ever be attained by theſe ſpeculations, which ſo far exceed the narrow bounds of human underſtanding.“ Hume Dialogues, p. 54.

da wären, von welchen ſie entſpringen — daß das Feuer nicht in der Ferne erwärmet, ohne in der Nähe zu verbrennen — daß der Menſch nicht ein anders Weſen als Menſch, und überhaupt daß er ein eingeſchränktes Weſen ſey — daß er nicht bald unempfindlich, bald mit dem zärtlichſten Gefühl begabt iſt, nachdem er es begehren möchte — daß deſſen zärtliche Maſchinen, die doch ſchon zum Bewundern bey hundert Jahre ausdauren kann, nicht gar unzerſtörbar iſt, und er dann doch bey ſeiner Vermehrung nicht nur genugſamen Raum, ſondern auch zureichende Nahrung auf der Erde finden ſollte — dabey bebehauptet man, daß aus der Veränderung und Zerſtörung der Werkzeuge auch die Vergänglichkeit und Zerſtörung unſerer Selbſtkraft gefolgert werden müſſe, u. ſ. w. — Da aber ſeit der Ausgabe dieſes Wercks doch verſchiedene dergleichen neue Schriften erſchienen ſind, und noch jährlich mehrere zum Vorſchein kommen, daher man meynen möchte, daß auch neue oder wichtige Zweifelgründe darinn vorgetragen würden; ſo will ich doch die Hauptſache noch mit wenigem, nach meiner Vorſtellung, zu erörtern ſuchen. Mich dünkt nämlich, wenn man nur ſeine Begriffe deutlich entwickeln und ſich nicht in unbeſtimmten Ausdrücken verſtecken wollte, ſo würde vieler Streit wegfallen. Soll dann die Lehre, darauf uns ſowohl Empfindung als Nachdenken führt, daß ein verſtändiges Weſen der Grund aller Wirklichkeit ſey, widerlegt werden, ſo müßte man ja einen Widerſpruch darinn zeigen. Das hat aber noch niemand

mit irgend einem Scheine unternommen. Will man auch nur die Möglichkeit des Gegenſatzes, nämlich, daß alles in der Welt, auch ohne eine ſolche Urſache, beſtehen könne, behaupten; ſo müßte man doch zeigen, wie alle die abhängigen Wirkungen in der beobachteten Uebereinſtimmung eben ſowohl bloß aus andern abhängigen Wirkungen als aus einer Grundurſache, eben ſowohl blindlings als aus Abſicht, entſtehen könnten. Und wollte man endlich die letzte Behauptung der erſtern vorziehen; ſo müßte man ſogar zeigen, wie alle Erſcheinungen dadurch beſſer als durch jene Lehre erklärt werden könnten. Ein Aehnliches gilt von der Abläugnung der einfachen Vorſtellungskraft, als des Grundweſens unſer ſelbſt. Dieſe Forderungen muß jeder einſehen, der nur nachdenket, was er eigentlich meyne oder will. Nun urtheile man, wie der Streit beſchaffen ſey.

§. 10

Zuerſt giebt es Klüglinge, die ſich der Nachforſchung einer Grundurſche ganz überheben wollen. Spottend ſagen ſie — wir verſtecken damit nur unſere Unwiſſenheit, wenn wir die Wirckungen einem Gott zuſchreiben, deren Urſache wir nicht einſehen, und gleichen dem Wilden, der die Bewegung einer Uhr, weil er ihr Getriebe nicht kennet, einem Geiſte zuſchreibt. — Wir wollen die Vergleichung annehmen. — Der Wilde irrete freylich, da er die nächſten Triebwercke des Zeigers nicht unterſuchte, und da er die Natur der Urkraft, von welcher die ganze Be-

Bewegung herrührte, beſtimmen, und nach Vergleichung ſeines eigenen Weſens bezeichnen wollte: er irrete auch, da er den Verſtand, welcher die zweckmäßige Anordnung verurſachet, in der Maſchine ſelbſt ſuchte. Aber, im Allgemeinen betrachtet, da er nach natürlicher Denkungsart ſich vorſtellte, daß eine ſelbſtwirkende Kraft (automaton) die Grundurſache der bewirkten Bewegung ſeyn müſſe, und daß die zweckmäßige Anordnung durch ein verſtändiges Weſen bewirkt worden wäre, urtheilte er viel geſunder und wahrer als der Klügler, welcher ſagen würde — ein Rad wird ja von dem andern, und ſo ferner, bewegt: das ſehen wir: die verborgene Kraft wird nur erdichtet, und noch mehr die Abſicht bey der Einrichtung. Daß der eine Zeiger ſich zwölfmal ſo geſchwinde bewegt als der andere, iſt ja bloß die nothwendige Folge aus der Lage und Bewegung der Räder; daß aber dieſes mit Fleiß ſo eingerichtet wäre, um eine ſolche Umdrehung zu bewirken, iſt nur eine willkührliche Vorausſetzung, da in der That der Nutzen der Uhr nicht der Zweck ihrer beſtimmten Bewegungen zu ſeyn braucht, ſondern nur aus der Wirkung dieſer Bewegungen entſpringet. — So urtheilen offenbar diejenigen, welche die ſelbſtändige Urſache der Welt und deren abſichtliche Wirkung deswegen verneinen, weil es eine Reihe von abhängigen phyſiſchen Urſachen giebt, welche zunächſt ihre Wirkungen hervorbringen, 13) oder weil wir die Wir-

13) „Il eſt à croire, que l'ignorance des cauſes phyſiques a fait

kungsart der Grundurſache nicht begreifen. Bleibt aber nicht immer die Nothwendigkeit einer Selbſtkraft, einer Grundurſache die nicht Wirkung iſt? Bey der Uhr ſuchten wir nur den Verſtand, welcher die ihm ſchon dargebotenen Materien und Bewegungsgeſetze nutzte; hier aber den, welcher die Geſetze ſelbſt angeordnet hat, und ihren erſten Grund in ſich enthält!

§. 11.

„Aber, könnte dann nicht alles in der Welt durch eine innere **Nothwendigkeit** beſtimmt ſeyn, wie die mathematiſchen Wahrheiten, die in ſich ſelbſt gegründet ſind?“ — Wer nur bedenkt, was mathematiſche Wahrheiten ſind, wird die Nichtigkeit einer ſolchen Vorſtellung leicht einſehen, und daß dadurch keinesweges eine Wirklichkeit beſtimmt werden könne. Denn, was ſind dieſe Wahrheiten anders als bloß entwickelte **Bedingungsſätze**? Und was wird weiter daraus entwickelt als was in der Bedingung ſteckte? Z. B. alle Strahlen aus dem Mittelpunkte zum Umkreiſe eines Zirkels ſind einander gleich: was heißt dies anders, als — **wenn** eine Linie in gleicher Entfernung rund um einen Punkt gezogen wird, ſo iſt die Entfernung der Linie von dieſem Punkte allenthalben gleich? — Eben ſo in der Rechenkunſt — wenn

a fait naitre la premiere penſée de recourir à une cauſe finale; mais il y a plus que de l'ignorance à la rejette tout-à-fait.“ Robinet an dem not. 11. bemerkten Orte.

wenn eins und eins zwey, und noch eins und eins, oder noch zwey, vier genannt werden, ſo ſind zweymal zwey vier — Beydes alſo ganz wahr, weil es gleichbedeutend mit dem Bedingungsſatze iſt. Es iſt aber klar, daß durch alle dieſe Wahrheiten der Meß- und Rechenkunſt keine einzige Figur oder Zahl zur Wirklichkeit gebracht wird. Folglich iſt ja die Nothwendigkeit mathematiſcher Wahrheiten, da ſelbige ſich nur auf vorausgeſetzte Wirklichkeit gründen, und eine innere Nothwendigkeit, durch welche die eingeſchränkten abhängigen Wirklichkeiten beſtehen ſollten, in gar keine Vergleichung zu ſetzen. Aus dem Begriff eines Vierecks fließt nothwendig, daß deſſen vier Linien vier Winkel einſchlieſſen, daß dieſe zuſammengenommen vier rechten Winkeln gleich ſind, u. ſ. f.; aber, erſt mußte doch eine wirkende Urſache da ſeyn, welche die Linien gezogen und in dieſe Verbindung geſetzt hatte, ehe etwas wirkliches daraus erfolgen konnte.

§. 12.

Was heißt es alſo, wenn man ſagt — „die Natur, oder die Welt, beſtehe und wirke durch ihre eigenen Kräfte“ — was iſt Natur? Entweder bedeutet es alle Weſen in der Welt ſelbſt, oder alle Kräfte dieſer Weſen. Man betrüge ſich nur nicht, daß man ein bloſſes Wort für ein Weſen, und zwar für ein wirkſames Weſen, annimmt: 14) ſo ſpielen wir nur

14) Der Verfaſſer des Systeme de la Nature will zwar dieſen Vorwurf ablehnen, da er P. I. c. 1. p. 11. ſagt: „Je ne

mit Worten, und was man Natur nennt, iſt wirklich Gott, oder die Grundurſache. Soll aber Natur den Inbegriff aller Weſen oder ihrer Kräfte bedeuten; 15) ſo wiſſe man doch, daß dies nur ein abgezogener Begriff iſt, kein abgezogener Begriff aber irgend eine Wirklichkeit hat, auſſer in der Vorſtellung eines denkenden Weſens, welches das, was es in verſchiedenen Dingen bemerkt, mit einander vergleichet, das Aehnliche abſondert, und in einem Begriffe faſſet. Aber deswegen exiſtirt doch dieſes Abgeſonderte nicht für ſich auſſer den Dingen, in welchen wir es bemerken, ſondern alle wirkliche Eigenſchaften oder Kräfte können nur in den wirklichen Dingen geſucht werden, das iſt hier, in unzähligen von einander abgeſonderten Weſen (III. Abh. §. 15.). Dieſe zu einem Weſen zu machen, iſt ein grober Widerſpruch: viele und verſchiedene bleiben immer viele und verſchiedene, wenn ſie gleich der Sprachgebrauch mit einem Worte benennet. Eben dieſen Irrthum begeht man bey den Worten Welt, Materie, Körper, u. ſ. w. Geſetzt alſo, eingeſchränkte Kräfte

ne prétends point perſonnifier cette Nature, qui eſt un être abſtrait: mais j'entends que l'effet dont je parle eſt le réſultat néceſſaire des propriétés de quelqu'un des êtres qui compoſent le grand enſemble, que nous voyons. " Aber, man ſiehet leicht, daß, ohngeachtet dieſer Entſchuldigung, er ſich in der That nicht dafür retten kann, ſondern nur ein Wort für das andere in die Stelle ſetzt.

15) L'aſſemblage - le reſultat des propriétés des êtres - le grand enſemble - la ſomme totale - le grand tout - le ſyſtême général &c. Syſt. de la Nat. p. 10. u. ſ. f.

Kräfte könnten auch ſelbſtändig ſeyn: jedes Element in der Welt habe nicht allein aus eigener Natur und Nothwendigkeit ſeine Kraft der Bewegung, ſondern auch, wenn man will, eigenen Verſtand und Willen. Was kann aus allem erfolgen, das nicht von ihrer Stellung, Verbindung und wechſelſeitigen Beziehung auf einander abhänge? 16) Jedes bewegt ſich, oder wirkt für ſich, wirkt auch auf ſeinen Nachbar, und wird in der Richtung ſeiner Bewegung wieder von dieſem eingeſchränkt. Keines kennt den Zuſammenhang des Ganzen: auch wir denkende Weſen wiſſen ſo viel als nichts davon. Keines konnte alſo, auch mit allem Verſtande, ſeine Stellung und Wirkung darnach einrichten; ſondern es blieb noch immer übrig, die Grundurſache dieſer Stellung und Verbin-

16) Ueber dieſe Stellung oder Verbindung ſchleicht der Verfaſſer des Syſteme de la Nature leiſe hin, da er P. I. c. 2. p. 24. ſagt: „Ce mouvement eſt une ſuite neceſſaire des loix immuables, de l'eſſence et des propriétés inhérentes aux élémens divers, et aux combinaiſons variées de ces élémens." Ja er widerſpricht ſich ſelbſt, da er gleich darauf hinzu ſetzt: „N'eſt-on pas encore en droit de conclure, qu'il peut y avoir une infinité d'autres combinaiſons, capables de produire des mouvemens différens dans la matiere, ſans qu'il ſoit beſoin pour les expliquer de recourir à des agens plus difficiles à connoître que les effects qu'on leur attribue?" Denn, da der Grund dieſer oder jener Stellung nicht in den Theilen ſelbſt liegt, ſo muß er doch wohl in einer Urſache auſſer ihnen geſucht werden, wir mögen nun die Art der Wirkung begreifen oder nicht. Aber dieſe combinaiſons, proportions, compoſitions, werden immer vorausgeſetzt. S. p. 29. u. ſ. f.

bindung der unzählbaren abgeſonderten Theile, zu geſchweigen die ſo ſchickliche Austheilung und Beziehung ihrer verſchiedenen Kräfte, zu ſuchen. Alle Veränderungen oder Wirkungen einer Maſchine ſetzen doch die Einrichtung und Verbindung ihrer Theile ſchon zum voraus. Dieſe kann nicht aus den Kräften der Theile erklärt werden, deren keines das Daſeyn oder die Beſchaffenheit des andern nothwendig macht; ſondern ſie erfordert immer eine andere beſtimmende Urſache, und die Art der Einrichtung oder Wirkung zeigt die Natur jener Urſache an, ob verſtändig oder unverſtändig (III. Abh. §. 14, 16.)? Ungleiche Urſachen müſſen ungleiche Wirkungen hervor bringen: Zufall oder Unverſtand muß die Dinge in eine andere Verbindung bringen, als Abſicht und Weisheit ſie ſtellet, wie ein jeder auch bey der geringſten Maſchine einſiehet. Was bedeutet aber die geringe Anzahl der Theile einer unſerer Maſchinen gegen die unzählige oder unendliche Menge der Elemente in der Welt! was die Dauer unſerer Maſchinen gegen dieſe Dauer! was die durchgehende Ordnung und Uebereinſtimmung in jenen gegen dieſe! — Vorſtellungskraft, oder Verſtand und Wille, läßt ſich gewiß von dem eigentlichen ſelbſtwirkenden Weſen nicht trennen, und macht vielmehr die Urkraft aller Wirkungen aus, ohne welche ſich nichts erklären läßt. 17)

§. 13.

17) „Tout être privé d'intelligence & de volonté ne peut être ſuppoſé actif de lui même.“ ROBINET de la Nat. P. I. c. 2. p. 12.

§. 13.

Abſicht und Allweisheit in der erſten Urſache, unendliche Ueberſchauung und Regierung des Ganzen, muß dann nur deſto ſtärker gefolgert werden, wenn wir die Welt als unendlich, in ihren Theilen ſowohl als ihrer Dauer, annehmen. Denn, wenn man ſich auch einbilden wollte, daß ohne Zweck und weiſe Anordnung ein Zuſammenfluß hätte entſtehen können, der alles lange Zeit ziemlicher Maaßen im Gange hielte, ſo iſt doch leicht zu erachten, daß in einer unendlichen Dauer nicht das allergeringſte ohne die vollkommenſte Uebereinſtimmung von allem, im ganzen Umfange von Zeit und Raum, zugelaſſen ſeyn könnte, oder es wäre längſt durch die Folge von Wirkungen alles zerſtört worden. Es muß alſo gewiß auch alles das, was Menſchen als Unordnung und Unvollkommenheit, im Phyſiſchen oder Moraliſchen, in der Welt anſehen, keine Unordnung ſeyn, weil ſich die nachtheilige Wirkung von einem aufs andere ſchon längſt ins Unendliche erſtreckt und alles verderbt haben würde. — Wenn wir mit aller Vorſicht einen Garten mit Bäumen und Pflanzen beſetzen, und ihn nur einige Jahre lang dem Zufalle überlaſſen, ſo iſt hier ein Theil durch Witterung, dort durch allerley Thiere verderbet, dort durch das Ueberhandnehmen anderer Gewächſe verdrängt, und kurz, wir finden, ſtatt Ordnung und Schönheit, Wildniß und Fäulung. Die Urſache war — weil wir nicht alle Wirkungen kannten, vielweniger ordnen konnten. — Nicht ſo im unermeßlichen Ganzen der Schöpfung. Alle verſchiedenen

denen Kräfte und Wirkungen müſſen eiander wechſelsweiſe dienen: die verſchiedenen Witterungen, die mancherley Thierarten, u. ſ. w. müſſen die Fruchtbarkeit der Erde immer befördern und unterhalten, und gerade nur ſo viel von den Pflanzen zerſtören, als bey zu ſtarker Ausbreitung andern Gattungen nachtheilig ſeyn würde, und auch aller Moder muß wieder zu neuem Wachsthume dienen und neue Schönheit entſpringen laſſen. So haben entgegengeſetzte Kräfte, Feuer und Waſſer, in beſtimmter Ordnung und Maaße, von Anfang her diejenige Bildung unſers Erdballes bewirken und erhalten müſſen, ohne welche derſelbe ein unnützer, unbewohnbarer Klumpen geblieben wäre. Es ſind Berge erhoben und Hölungen entſtanden: abgeſpülte und verwitterte Theile des härteſten Steines, welcher den innern Grund ausmachen mußte, haben an der Oberfläche allerley nützliche Schichten dargeſtellt: die Spalten der eintrocknenden oder berſtenden Gebirge konnten ſich mit durchgeſeigten feinern Theilen füllen und Sammlungen von nöthigen Mineralien in ihren Gängen faſſen: kurz, alles mußte ſich ſo zuſammenfügen, daß die Erde ein bequemer Aufenthalt von allerley Thieren werden konnte. Wie lange hätte ſie aber wohl bewohnbar bleiben können, wenn nicht eine Vorſicht alles von Ewigkeit zu Ewigkeit weislich anordnete? Ich will nicht einmal des Unfalles erwähnen, welcher ihr von einem unordentlichen Fluge anderer Weltkörper begegnen könnte; ſondern nur den Untergang betrachten, welcher aus ihrer eigenen Beſchaffenheit erfolget.

Unſere

Unſere Berge werden ja nothwendig von Jahr zu Jahr abgeſpült und an ihren Gipfeln verwittert: der Sand und Schlamm wird in die Flüſſe und zur See hineingeführt: wer ſiehet nicht, daß mit der Zeit es den Flüſſen an nöthigem Abhange gebrechen müſſe, um ihren Lauf fortzuſetzen, ja vielmehr, daß, in Ermangelung der Anhöhen, auch keine Quellen mehr entſtehen können, folglich die ganze Oberfläche der Erde entweder eine trockne Wüſte werden, oder, falls die Menge des Waſſers nicht abnimmt, von dem verſchlämmten Meere wieder bedeckt werden müſſe? Aber, für alle dergleichen Begebenheiten war ſchon zum voraus und auf immer geſorgt! Es waren Kräfte beſtellt, welche auch die zerſtörte Erde wieder aus ihrem Schutt erheben konnten. Der Moder vormaliger Gewächſe mußte Schichten von brennbarer Materie bilden, und innere Entzündung der Mineralien mußte wieder Land und Berge aus dem Meere hervor treiben, daß alſo die hergeſtellte Oberfläche den gegenwärtigen Bewohnern zum Lebensunterhalte dienen konnte. — Es kann demnach nicht das geringſte in der Welt ohne den Einfluß des göttlichen Verſtandes beſtehen, und dieſer Einfluß muß ſich auch auf die ganze Dauer der Welt mit ſeiner Wirkſamkeit erſtrecken. Wir mögen auf einer Leiter von Stufe zu Stufe herabſteigen: der feſte Punkt, an dem ſie hängt, muß die untern wie die obern immerfort tragen, und die Feder einer Uhr muß ohne Unterlaß zu wirken fortfahren, wenn die Maſchine im Gange bleiben ſoll.

§. 14.

§. 14.

Gewohnheit macht freylich meiſtens, daß wir von alltäglichen Gegenſtänden nicht gerührt werden. Dies geſchieht aber nur dann, wenn wir entweder nicht weiter dabey nachdenken, oder wenn ſich bey dem Gegenſtande nichts weiter nachforſchen läßt. So ſieht der gemeine Mann die Uhr gleichgültig an, ohne ihr künſtliches Getriebe zu bewundern, welches er nie zu erforſchen ſuchte: und der Uhrmacher ſieht ſie gleichgültig, weil er ſchon jeden Theil derſelben kennt, und glaubt nichts weiter darinn zu erforſchen zu haben. Aber bey den natürlichen Gegenſtänden kommen wir nie mit unſerm Forſchen zu Ende. Gleichwie die Augen des Körpers noch immer weitere Kunſt darinn entdecken, je ſtärkere Vergrößerungsgläſer ſie gebrauchen; ſo finden auch die Augen des Verſtandes deſto mehr Uebereinſtimmung in allem, je tiefer ſie nachforſchen. Man gewöhne ſich alſo nur zu dieſer Betrachtung, ſo wird uns auch kein täglicher Gegenſtand gleichgültig werden: wir lernen immer mehr darinn wahrnehmen, und ſchauen gleichſam in einigem Zuſammenhang der Maſchine hinein, wenn einem andern nur das Gehäuſe in die Augen fällt. Wenn alſo der Flachdenkende nur die Oberfläche, nur Grün und Bunt auf dem Felde, Blau und Blank am Himmel, Haut und Haar an ſeinem eigenen Körper wahrnimmt, ſo wird der Forſchende die Einrichtung jedes, nicht nur lebendigen und organiſchen, ſondern auch unorganiſchen, aber doch an ſeiner Stelle zweckmäßigen Gegenſtandes, täglich, mit daurendem und

weiterm Vergnügen anſehen, weil die Vorſtellung deſſelben erweitert wird, und immer mehr in ſich begreift. — Der Umfang dieſer Abhandlung erlaubt nicht, vieles aus den unzählbaren Beyſpielen weiſer Einrichtung anzuführen. Man leſe darüber andere Schriftſteller, welche es ſich zum eigentlichen Zweck gemacht haben. Ich will nur eine Art derſelben zu erwegen geben, welche ſich meines Bedünkens beſonders ausnimmt, und dieß ſind diejenigen Fälle, wo ſehr verſchiedene und ihrem Weſen nach von einander unabhängige Dinge eine genaue Beziehungen auf einander anzeigen. Das Licht kann doch nicht den Bau des Auges verurſachet, und das Auge nicht die Bewegung des Lichts zuwege gebracht haben: ſo der Schall nicht das Ohr gebildet, oder der Bau des Ohres die Bewegung des Schalles gewirket haben. Aber, wie genau angemeſſen iſt nicht die Einrichtung des Auges und Ohres den Geſetzen der Bewegung von Licht und Schall! Mußte dann nicht, der das Auge und Ohr gebildet hat, wohl die Geſetze vom Lichte und Schalle kennen? oder vielmehr, mußte nicht eine erſte Urſache von allen Verhältniſſen ſeyn? Eben ſo betrachte man nur die wechſelſeitige Beziehung von Pflanzen und Thieren. Das Inſekt, welches umher fliegt, und nur nach dem Reize ſeiner Sinne ſeine Nahrung in der Blume ſucht, muß zugleich die Befruchtung der Pflanze bewerckſtelligen (IX. Abh. §. 8. Anm.): vieler andern Beyſpiele zu geſchweigen — Will man ſich noch ſperren zu ſagen, daß die Folgen der angemeſſenen Einrichtungen der

Zweck geweſen ſey, deswegen ſie ſo angeordnet worden; ſo betrachte man nur erſt dieſe Einrichtungen mit ihren Folgen als bloſſe Erſcheinungen, die wir in der Erfahrung finden. Z. B. nur einiger Umſtände vom Baue des Auges zu erwähnen. Erſt neuerlich hat ein Euler gelehret und ein Dolland bezeigt, daß die farbigte Brechung der Lichtſtrahlen aufgehoben würde, wenn ſie durch Körper von verſchiedener Dichtigkeit giengen: eben ſo iſt die Einrichtung von unſerm Auge aufs vollkommenſte. Ohne dieſe alſo würden wir nicht rein ſehen können: ohne die angemeſſene Zuründung der Kryſtall-Linſe und deren genauen Abſtand von der hintern Augenwand würde kein deutliches Bild darauf entworfen werden: ohne die von ſelbſt erfolgende Zuſammenziehung und Erweiterung des Sterns würde das Auge nicht zu mehr oder wenigerm Lichte geſchickt ſeyn: u. ſ. w. Wie vieles lieſſe ſich nicht allein von dieſem erwähnten einen Theile bemerken! und wie wenig iſt dieſes nicht bloß von unſerm eigenen Körper! wie wenig in Vergleichung der Zergliederung aller andern Thiere, und in Betrachtung der zu jedes Bedürfniſſen angemeſſenen mit den übrigen Naturgeſetzen zutreffenden Einrichtung! wie wenig in Anſehung deſſen, davon wir die wunderbarſte, wichtigſte und zu der Wirckung nothwendige Einrichtung gar nicht einmal deutlich entwickeln können, wie im Nervenſyſteme! wie wenig endlich in Anſehung des Verhältniſſes aller Weſen auf unſerm Erdboden, in unſerm Sonnenſyſteme, in allen Weltſyſtemen gegen einander! Dabey iſt noch

vor-

vornemlich zu erwägen, daß durch die gegenwärtige Einrichtung nicht bloß das äußerſt Nothwendige erhalten wird, da man ſagen möchte — wenn die Dinge ſich nicht ſo gefüget hätten, ſo hätten z. B. die Thiere gar nicht beſtehen können; ſondern es zeigt ſich auch eine offenbar vor andern möglichen vorzügliche Einrichtung, eben wie hingegen nicht bloß ſolche Theile ausgeſchloſſen ſind, deren Daſeyn durch andere vernichtet werden müßte, ſondern Sparſamkeit, oder Vermeidung des Uberflüßigen in der Bildung der Thiere, ihren Trieben, u. ſ. w. nicht weniger als Darreichung des Nützlichen vor Augen lieget. Nun, ſage ich, ſtelle man ſich nur erſt die bloſſe unläugbare Eräugnung vor — hiedurch wird dieß erhalten — ohne dieſe Einrichtung wäre der Nutzen nicht erfolget — und dann verſuche man, ob es bey Ueberſchauung aller dieſer an allen Enden vorkommenden Beziehungen noch möglich ſey, in ſeinem Herzen zu ſprechen — dennoch iſt dieſer Erfolg eher für blinden Zufall oder für blinde Nothwendigkeit, als für Wirkung einer Abſicht, zu halten. 18.)

18) Der helldenkende Garve drückt ſich in ſeinen Anmerkungen zu Fergusons Moralphiloſophie p. 350. alſo aus: „Es iſt nichts als die Erfahrung, daß viele Dinge zu einerley Wirkung zuſammenſtimmen, oder, daß entfernte Urſachen, durch einen gewiſſen Lauf, ſich immer gleichförmig in denſelben Folgen endigen. Es iſt die Erfahrung, daß es in der Welt gewiſſe Mittelpunkte gebe, gegen welche von allen Seiten Strahlen zuſammen laufen, die, ſo verſchieden ſie in ihrer Natur ſind, doch immer durch

§. 15.

Können dann nun alle dieſe unzähligen allenthalben hervorleuchtenden Uebereinſtimmungen durch diejenigen Fälle widerlegt werden, wo uns etwas unvollkommen, überflüßig, oder umſonſt zu ſeyn ſcheinet? Es gibt z. B. eine Maus, welche gleich dem Maulwurfe in die Erde gräbt, und die Blindmaus genannt wird. 19) Die Stelle der Augen iſt ganz mit der Haut und dem Hautmuſkel bedeckt, ohne einige Oeffnung. In der Schedelhöle, welche ſonſt zum Lager der Augen dienet und hier groſſen Theils mit Muſkeln erfüllt iſt, befindet ſich nur an der Augen Stelle ein ſchwarzes Körperchen, als ein Mohnſamen groß, 20) welches keineswegs zum Sehen dienen kann. Daß nun unter ſo vielen Thier-Arten nur dieſe, oder dergleichen, des Geſichts ermangeln, welche bey ihrer unterirdiſchen oder ſonſtigen einförmigen

durch dieſe Vereinigung etwas ähnliches wirken. Solche Mittelpunkte ſind alle lebendige Weſen — Welcher Art der Wirkungen ſieht dieſes am ähnlichſten? einer bloß mechaniſchen, die in den lebloſen Dingen ſelbſt ihren Grund hat; oder einer geiſtigen, die von einem Weſen auſſerhalb derſelben herkömmt? Dieſe Frage giebt keinen Zirkel: und ſie iſt es eben, welche man beantwortet, wenn man aus den Abſichten der Dinge das Daſeyn Gottes ſchlieſſet."

19) Mus typhlus: Pallas Nov. ſpec. glir. p. 154. Rußiſch Slepez. Schrebers Säugthiere IV. Th. t. 206.

20) Güldenſtädt Nov. Comm. Petrop. T. XIV. p. 428. tab. 8. Fig. 7.

migen Lebensart des Sinnes nicht bedurften, 21) ſo wie auch der Maulwurf nur mit ſehr kleinen unvollkommenen Augen begabt iſt, war doch gewiß wohl angemeſſen. Daß auch dieſes Thierchen dennoch ſeinem Gatten mittelſt des Geruchs aufſpüren kann, daß Mutter und Junge beym Säugen ſich einander finden, daß ſeine Schnauze, und was darzu gehört, zum Aufwühlen, ſeine, wiewohl vom Maulwurf verſchiedene Füſſe zum Wegſchaufeln der Erde, ſeine Zähne und ſtarken Beißmuſkeln zum Zernagen der Wurzeln, und alles überhaupt zu ſeiner beſondern Lebensart ſo wohl angelegt iſt, daß es vollkommen beſtehen, den Winter ausdauren, und ſich vermehren kann, ſind doch offenbar Spuren einer ſchiklichen Einrichtung. Kann das ſchwarze Körnchen, deswegen, weil wir es ein unvollkommenes und unnützes Auge nennen, dagegen zeugen? Kann es nicht zu andern Zwecke dienen, 22) wie ja ſonſt ähnliche Theile, oder die an ähnlichem Orte gelegen ſind, bey verſchiedener Lebensart verſchiedenen Nutzen leiſten, wie die Arme oder Vordergliedmaſſen, zum Greifen,

21) So bemerkt Herr Etatsrath Müller (von Würmern, p. 97. ſq.) daß eine Naide, deren Kopf und Vorderleib beſtändig im Schlamme ſteckt, ohne alle Spur einiger Augen ſey, da doch andere Arten dieſer Waſſerwürmer damit verſehen ſind. — So konnten die meiſten Gewürme, die Muſcheln, die Pflanzenthiere, der Augen ganz entbehren.

22) Herr Güldenſtädt ſagt: es gehen keine Muſkeln zu demſelben, und er beſchreibt auch die Nerven nicht gleich den Augennerven anderer Thiere.

Klettern, Gehen, Fliegen, Schwimmen dienen? Können nicht gleicherweiſe die Bruſtdrüſen bey den Männchen unter den Säugthieren eine gewiſſe nützliche Abſonderung bewirken, wenn ſie gleich nicht denſelben Zweck erfüllen, welchen ſie bey den Weibchen haben? Wie ſchwach und begränzt iſt nicht unſere Einſicht! Genug, daß wir ſchon ſo viel damit begreifen, und durch Forſchen manches ergründet haben, welches unſern Vorfahren eben ſo zwecklos ſchien, als was wir jetzt noch nicht einſehen (IV. Abh. §. 12.) In beſondern Fällen können wir noch oft die Errathung des wahren Zweckes verfehlen: aber iſt deswegen wircklich kein Zweck zum Grunde? War deswegen die Leber ein überflüßiges Eingeweide, oder ſollte derſelben Nutzen nicht erforſcht werden, weil die Alten ihn nicht kannten oder ganz falſch angaben? War die obenerwähnte verſchiedene Dichtigkeit des durchſichtigen Inhalts vom Auge zwecklos, weil man ehedem den beſondern Nutzen davon nicht zu erklären wußte? Bey den meiſten ſolcher Vorfälle ſollten wir alſo doch nach ähnlichen Erfahrungen billig ſagen, daß wir vermuthlich nur den Nutzen oder eigentlichen Zweck der Einrichtung, weil dieſer oder die Mittel von den uns bekannten abweichen, nicht einſehen können, anſtatt denſelben unſerer Unwiſſenheit halben ſchlechtweg abzuläugnen. Mich dünkt, ich höre hier eine fliegende Gans den nackten Menſchen beurtheilen — „Ein unvollkommenes, misrathenes Geſchöpf, dem ſeine unbefiederten Flügel nicht einmal zu dem geringſten Flattern dienen können!“

Aber

— Aber, bald wird der nackte Wilde mit dieſen unbefiederten Flügeln ſeinen Bogen ſpannen, und den Tadler mit dem ſeichten Schluſſe zu Boden legen. — Geſetzt indeſſen, wir fänden auch Theile, die in beſondern Fällen offenbar keinen Nutzen haben, als die in den ungelenken Floſſen der Wallfiſcharten, oder einiger Robben, verſteckten Gelenkknochen, welche einem Arme mit Hand und Fingern gleichen, 23) die Nebenzehen bey dem Hufe der Schweine, welche nicht zur Erde reichen u. ſ. f. ſollte nicht auch davon eine gegründete Urſache vorhanden ſeyn können; Ich glaube, es könnte folgende ſeyn. Der Bau der Thiere iſt ja nicht vom Schöpfer an einzelnen Stücken, wie vom Töpfer mit der Hand, gemacht: ſondern die Bildung mußte aus allgemeinen Bewegungsgeſetzen der Grundtheilchen entſpringen. Wir müſen alſo die weiſe Einrichtung dieſer Geſetze nicht aus einzelnen Fällen, wo ſie auch Misgeburten hervorbringen, die nicht leben können, ſondern aus ihrem allgemeinen Nutzen, beurtheilen. Wenn nun der unendlich vielfache Nutzen, welcher daraus entſpringet, und davon es über alle unſere Bewunderung gehet, daß ſo mannichfaltiges Zweckmäßiges, mit ſolcher Sparſamkeit der Mittel, daraus erwachſen konnte, wenn, ſage ich, dieſer unendlich größere Nutzen nun nothwendig erforderte, daß ſie in einigen we-

23) Man ſehe z. B. von dem Braunfiſch, Delphinus phocæna, I. D. Maior Eph. N. C. Dec. I. ann. 3. obſ. 20. p. 34. und von dem Seebären, phoca urſina, Stellers Beſchreibung von Meerthieren, p. 114. ſq.

wenigen Fällen etwas umſonſt, ja wenn auch Nachtheiliges, hervorbrächten; waren deswegen die Kräfte nicht weislich eingerichtet? Wenn der Hammer der durch eine Waſſermühle getrieben wird, einige Mal umſonſt ſchlägt, um deſto öfter zum dienlichen Schlage bereit zu ſeyn, was ſchadet es? Iſt er darum nicht zweckmäßig angelegt? Iſt es dann nicht genug daß ſolcher Fälle, oder ſelbſt derer, die uns noch ſo ſcheinen, ſo überaus wenige in der Natur vorkommen, und hingegen Ordnung, Uebereinſtimmung, Schönheit, Weisheit, Erhaltung, oder wie man die Wirkungen eines unendlichen Verſtandes nennen will, überall hervorleuchtet? 24)

§. 16.

„ Aber, man gewinnet noch nichts, wenn man zur Grundurſache der Kräfte, die wir nicht kennen, ein anderes Weſen annimmt, welches wir noch weniger kennen. „ 25) — Das gewinnt man doch ſicherlich

24) Auch Hume ſagt nicht allein in der Perſon des Kleanthes, welcher die natürliche Religion verficht (p. 43) ſondern ſelbſt aus dem Munde ſeines Zweiflers, daß man ſich eigentlich Gewalt anthun müſſe, um nicht aus dem Augenſcheine der Ordnung und der Verhältniſſe in der Welt die Abſicht des Schöpfers zu erkennen. Dialogues, p. 111. 131. So auch VOLTAIRE: Queſtions ſur l'Encyclopedie: artic. Cauſes finales — Ich weiß alſo nicht, wie einige unſerer neuern Schriftſteller noch affektiren, oder eine Ehre darinn zu ſuchen ſcheinen, das elende Spötteln über die Endurſachen zu wiederholen. S. IV. Abh. §. 8. 18.

25) „Chercher hors de la Nature une force diſtinguée d'elle-même, qui la mit en action, — c'eſt, pour l'expliquer, re-

erlich, daß man nicht bey dem Theilen des Stromes ſtehen bleibt, deren eines das andere fortſtößt, ſondern auf eine Quelle geführt wird, wenn dieſe gleich auſſer unſerm Geſichtskreiſe liegt, wenn wir gleich nicht wiſſen, was es ſey, das ſie hervorbringt, ob Niederſchlag aus der Luft, oder Feuer aus der Erde, oder irgend eine uns verborgene Urſache: genug, es muß eine ſolche ſeyn, die von der Wirkung verſchieden iſt. — Die Glieder dieſer Kette, ſchlieſſen wir mit Recht, müſſen von etwas anderm, feſtem, für ſich beſtehendem, abhängen: obs ein Gewölbe oder Gebälke ſey, gehört nicht mit zu der Folgerung, und könnte uns unbekannt bleiben. Die Räder dieſer Maſchine müſſen von einem andern ſelbſtwirkenden Dinge getrieben werden: obs eine Feder, oder ein Gewicht, oder ſonſt etwas Unbekanntes ſey, und noch mehr, auf was Weiſe es wirke, dürfen wir noch nicht beſtimmen. — „Jedoch, man beruft ſich wieder auf unſere Unwiſſenheit — „ Alle unſere Schlüſſe, ſagt man, beruhen ja nur auf Erfahrung und Aehnlichkeit, welche oft trüglich iſt. Wir können alſo auch von den Kräften oder Urſachen nichts weiter ſchlieſſen, als in ſo ferne wir dieſe oder we-

recourir à des agens plus difficiles à connoître que les effets qu'on leur attribue.“ Syſt. de la Nat. P. I. c. 2. p. 24. 25. — „ Without having recourſe to any ſuch intelligent creator, - it needs only to ſay, that ſuch is the nature of material objects, and that they are all originally poſſeſſed of a faculty of order and proportion.“ Hume Dialogues, p. 55.

nigſtens dergleichen Wirckungen geſehen haben, und hingegen nicht folgern, daß nicht andere Kräfte oder Urſachen, zumal in verſchiedenem Falle, möglich wären. So wäre es demnach nur ein Misbrauch des Schluſſes der Aehnlichkeit, wenn wir urtheilen — weil Menſchen durch Verſtand und Abſicht einige Kleinigkeiten in der Welt mit Uebereinſtimmung zu einem Zwecke zuſammenfügen; ſo müſſe auch der Urſprung der ganzen Welt und ihr Zuſammenhang, durch eine verſtändige Urſache bewirkt ſeyn, als wenn auſſer dieſer menſchlichen Kraft keine andere Art von Kraft eine ſolche Wirkung, und die doch ſo ſehr von unſern Wirkungen verſchieden wäre, hätte hervorbringen können! Wenn wir dennoch auch ein göttliches Weſen als den Grund aller Dinge annehmen, ſo könnten wir doch von deſſen Eigenſchaften nichts weiter ſchlieſſen, als was aus dem Wenigen, das uns von der Welt bekannt iſt, folgte: und da möchten wir dann wohl die Ordnung, den Zweck, oder die Uebereinſtimmung zur Vollkommenheit nicht allemal erweiſen können." — Dieß ſind die Beſchuldigungen: wir müſſen ſie näher beleuchten. Fürs erſte iſt es falſch, daß wir von Wahrheiten nichts urtheilen können, auſſer in den Dingen, die wir ſchon geſehen, oder desgleichen wir erfahren haben. Die Sätze der Einſtimmung und des Widerſpruchs ſind gänzlich in ſich ſelbſt gegründet: ſie ſind die notwendigen Regeln unſers Denkens, und es wird mit eben dem Rechte auf neuvorkommende, als auf bekannte Gegenſtände angewendet, daß das Einſtimmige wahr, und das Widerſprechende falſch iſt. Wenn der Mathematiker

ker von einen Zirkel nicht mehr, als die Hälfte, geſehen hätte, ſo ſähe er nur eine Linie, die ſich immer weiter aus einander ſperret: und dennoch könnte er aus dem Verhältniſſe (aus dem $y^2 =$ [illegible] x^2) unumſtößlich ſchlieſſen, daß dieſe Linie, wenn ſie fortgeführt würde, in ſich ſelbſt zurück laufen müſſe, der Zirkel mag ſo unerhört groß ſeyn, als man wolle, und der Gegenſtand der Folgerung mag auch immer unter unſerm Geſichtspunkte verborgen bleiben. Nur das wird alſo zur Gewißheit unſerer Schlüſſe erfodert, daß wir von den Sätzen ſelbſt, die wir vergleichen, klare Begriffe haben, um von der Einſtimmung oder dem Widerſpruche deſſen, was wir bejahen oder verneinen, urtheilen zu können. Freylich alſo, wenn wir unter Weisheit oder Abſicht eben eine ſolche Eigenſchaft, als die menſchliche iſt, verſtehen; wenn wir Gott dergleichen Gedanken, Erwägen, Wählen, Rathſchlüſſe beymeſſen, als die unſrigen ſind; ſo irren wir gewaltig — und doch nie ſo ſehr, als wenn wir der erſten Urſache das Gegentheil von Abſicht und Weisheit zuſchreiben wollten. Das iſt aber doch wirklich klare Erfahrung, daß, was wir Welt nennen, eigentlich unzählige Millionen von verſchiedenen Weſen ſind: daß der Zuſtand aller dieſer Weſen, wenn man ihnen gleich eigenthümliche Kräfte beylegt, eingeſchränkt und veränderlich iſt, jede Stellung von andern beſtimmt wird, eins aus dem andern erfolget, und demnach alles abhängig iſt. Dabey zeigt ſchon die Dauer dieſer Einrichtung zur Gnüge, daß in den verſchiedenen Kräften und Wir-

kun-

kungen aller dieſer unzähligen Weſen, ſowohl als in deren Stellung gegen einander, eine vollkommene Uebereinſtimmung herrſchen müſſe, deren Anordnung doch von dieſen verſchiedenen, ihrer ſelbſt und alles Zuſammenhanges mit dem Ganzen unbewußten Weſen nicht herrühren kann. Wenn wir alſo, wie geſagt, den Grund dieſer übereinſtimmenden Wirkungen nicht in einem blinden Zuſammenfluſſe der verſchiedenen unzähligen Elemente, ſondern in einer, und zwar verſtändigen Urſache ſetzen; ſo ſagen wir doch gewiß etwas mehr, als — eine Wirkung entſteht immer aus der andern. 26) — Wir legen jener Urſache damit auch nichts anders bey, als was unmittelbar aus dieſen, uns bekannten Wirkungen und deren Uebereinſtimmung folget, daß nämlich die Grundurſache, deren ganze Natur und Wirkungsart wir deswegen nicht zu kennen brauchen, nicht ſelbſt Wirkung oder abhängig ſeyn, ſondern den Grund aller Wirkungen enthalten müſſe. Ein Grund der Uebereinſtimmung aber iſt doch nicht ein Grund der Verwirrung, folglich eher Weisheit, als Unweisheit oder Blind-

26) „Ces élémens, étant mis continuellement en action les uns par les autres, toujours agiſſant & réagiſſant — ſuffiſent pour nous éxpliquer la formation de tous les êtres que nous voyons. Leurs mouvemens naiſſent ſans interruption les uns des autres: ils ſont alternativement des cauſes & des effets: ils forment ainſi un vaſte cercle de générations & deſtructions, &c.“ Syſt. de la Nat. P. I, c. 2. p. 30. Und in dieſem Zirkel von Vorſpiegelungen, oder Worten, verwirrt und wiederhohlt ſich der Verfaſſer dann immer fort.

Blindheit, zu nennen, 27) und dann ſagen wir nichts anders, wenn wir behaupten, daß jene Uebereinſtimmung der Zweck des Wirkens ſey. Dies ſind nun die Folgerungen, auf welchen der Beweis eines mit allweiſer Abſicht wirkenden Schöpfers beruhet, und nach welchen wir das Ziel der übereinſtimmenden Einrichtung nicht bloß in dem eigenen Beſtande aller lebloſen Dinge und Naturkräfte, ſondern in dem Wohl aller Lebendigen finden (IV. Abh. §. 6. 12. u. f.). Sollte man wohl bey ernſtlicher Ueberlegung das Gegentheil für möglich, geſchweige dann für glaublicher halten können?

§. 17.

Alle dieſe Unterſuchung aber, von Wirkungen und Urſachen, von Welt und Schöpfer, könnte uns ſehr

27) Hume ſelbſt beantwortet ſeine Einwürfe, und geſteht, daß es ein Wortſtreit ſey: Dialogues, p. 135. „Here then the exiſtence of a Deity is plainly aſcertained by reaſon: and if we make it a queſtion, whether, on account of theſe analogies, we can properly call him mind or intelligence, notwithſtanding the vaſt difference, which mag reaſonably be ſuppoſed between him and human minds; what is this, but a mere verbal controverſy? No man can deny the analogies between the effects. To reſtrain ourſelves from enquiring concerning the cauſes, is ſcarcely poſſible. From this enquiry the legitimate concluſion is, that the cauſes have alſo an analogy: and if we are not contented with calling the firſt and ſupreme cauſe a God or Deity, but deſire to vary the expreſſion; what can we call him but Mind or Thought, to which he is juſtly ſuppoſed to bear a conſiderable reſemblance?“

ſehr gleichgültig ſeyn, wenn wir unſer Ich oder Selbſt für einen bloßen Haufen wechſelnder Stoffe hielten, die jetzt verſammlet ſind und auf einander wirken, bald wieder getrennt und von andern in ähnlicher Stellung erſetzt werden, bald gänzlich zerſtäuben. Man ſollte gedenken, das eigene Gefühl redete hiegegen zu ſtark. Wir wollen uns aber lieber nicht auf Gefühl, als eine bloß klare Vorſtellung, berufen, ſondern vielmehr auf deutliche Begriffe dringen; ſo wird ſich der Widerſpruch vollkommen zeigen. Ich will alſo nicht einmal unterſuchen, ob einige Theile unſers Körpers bleibend, oder ob ſie alle wechſelnd ſind, und was die Folgen davon ſeyn müßten. Aber, das iſt doch gewiß und deutlich, daß es unzählig viele Stoffe ſind, daß folglich die Kraft, welche in ihnen ſtecken kann, man mag ſie Vorſtellungskraft nennen, oder ihnen das Denken zuſchreiben, doch nothwendig in eben ſo vielen Weſen ſtecken müſſe. Wie das Denken oder Bewußtſeyn entſpringe, was Körper, was Materie ſey, brauchen wir nicht einzuſehen: genug, was Materie heißt, ſind viele Weſen. Wenn man alſo ſagt: der Körper, die Materie, oder ein zuſammengeſetztes Weſen könne denken, wollen, ſich bewußt ſeyn; ſo iſt es nur eine verworrene Vorſtellung, oder leerer Schall; denn viele beſondere Dinge werden nie eins, und was in ihnen vorgeht, bleibt eben ſo von einander getrennet. 28) Man vertauſche hier nicht die

28) „Mich dünkt, die Einbildung, daß Ich, der ich mir meiner bewußt bin, etwas materielles ſeyn könne, müßte ſogleich

die vereinte Wirkung vieler Weſen, welche ſich auf ein anderes Weſen erſtrecket. Iſt dieſes andere Weſen einfach und mit einer Vorſtellungskraft begabt; ſo kann es das vielfache, oder deſſen Beziehung auf ſich, zuſammenfaſſen: aber in ſich bleibt jede Wirkung immer von der andern verſchieden, und jeder Eindruck auf das Zuſammengeſetzte iſt Eindruck auf mehrere Weſen. Wenn alſo durch irgend eine Anordnung der Theile, und durch eine Vermiſchung ihrer Bewegungen oder Wirkungen, ein Gedanke oder Bewußtſeyn entſtehen ſoll, ſo vergißt man doch immer das — wo? — In einem andern Weſen? — ſo haben wir ja ein von den zuſammengeſetzten verſchiedenes, einfaches, oder in ihnen ſelbſt? — ſo iſt das Bewußtſeyn ſo vielfach, als die Theile, in denen es entſtehen ſoll. Daß die Gehirnsfaſern zarte Theilchen ſind, die in einem Kopfe nahe beyſammen liegen, würde deswegen aus zweyen und mehrern empfindenden Weſen eben ſo wenig Eins machen, als wenn es zwey und mehr beſondere Thiere in einem Lande wären, aus deren zuſammenfließenden Bewegungen oder Wirkun-

ſogleich wegfallen, ſobald die Täuſchung wegfiele, die mir jeden Körper als ein Ding vorſtellt. Was ich Materie nenne, iſt ein Haufen vieler Dinge, und ich bin eins. Was ich Zuſammenſetzung nenne, iſt bloß eine Lage der Dinge gegen einander, und ich bin ein Ding ſelbſt. « Garve Anm. zu Ferguſon, p. 371. — S. auch das vortreffliche zweyte Geſpräch in Moſes Mendelſohns Phädon, p. 110-135. der dritten Auflage. — Wie man dieſe deutliche Auseinanderſetzung beantworte, oder ſich verdunkele, weiß ich nicht.

kungen ein Bewußtſeyn, ein Gedanke des Landes, entſtehen ſollte: denn die Gröſſe und Entfernung iſt nur ein Verhältniß von mehr oder wenigern, und ändert das Weſentliche, oder die Zahl der Empfinder nicht, und Land, oder Provinz, wird ſo gut mit einem einzigen Worte benannt, als Körper, Materie, u. d. gl. Daß aber die Veränderungen des denkenden Weſens einen äuſſern Gegenſtand erfodern, und mit äuſſern körperlichen Erſcheinungen verbunden ſind, zeigt keinesweges, daß dabey nur in den verſchiedenen körperlichen Theilen Veränderungen vorgehen. Es iſt wahr, die Aeuſſerungen der Vorſtellungskraft ſind mit Bewegungen im Gehirne begleitet: aber, man verdrehet dieſe Erfahrung, oder ſetzt dafür ſehr unrichtig das Urtheil, als ob die innere Wirkung, das Streben dieſer Kraft, ſchon eine körperliche Bewegung, oder welche Veränderung im Gehirn man wolle, vorausſetze. Jede Erſcheinung, oder Aeuſſerung der Kraft in einer Uhr wird mit einer Bewegung der Räder begleitet, und ohne dieſelbe iſt alles ſtille: aber, ſetzt dann die Wirkung der Federkraft, oder des Gewichts ſelbſt, ſchon eine Bewegung der Räder zum voraus, oder wird dieſe Kraft aufgehoben, wenn die Uhr gehemmet oder zerſtöret wird? Alſo iſt es falſch, daß die Geiſteskraft ſelbſt, inſoferne ſie nämlich Kraft oder Streben iſt, von dem Zuſtande des Körpers, den man vergehen ſiehet, abhängig ſey: denn es iſt nur die Ausübung dieſer Kraft in der jetzigen Verbindung. Wenn man gedenkt, daß die Feder einer Uhr auch durch eine von auſſen be-

wirkte (rückgängige) Bewegung der Räder geſpannt oder das Gewicht aufgezogen werden kann; ſo wäre die Vergleichung mit dem Verhältniſſe zwiſchen Seele und Körper noch vollſtändiger dargeſtellt. — Ferner, ſo wie man ſich mit der einfachen Benennung von Körper oder Hirnmark getäuſchet hatte, ſo hat man auch in dieſem Hirnmarke bleibende Eindrücke oder Spuren erdichtet, und daraus ſogenannte materielle Ideen gemacht, welche, entweder von ſelbſt, oder, wenn dieſe Stellen durch einen gewiſſen Zuſammenhang wieder erſchüttert wurden, auch ohne neue Wirkung des äuſſern Gegenſtandes, dieſelbe Empfindung wieder vorſtellten, und von welchen ſo viel geredet worden, daß man ſie meiſtens als erwieſen annimmt. Dieſe hie und da befindlichen Eindrücke, oder Bilderchen, würden nun zwar, wenn man es recht bedenkt, doch noch nicht das Anerkennen, das einige Bewußtſeyn und Vergleichen ihrer aller erklären, als wozu immer ein beſonderes einfaches Weſen erfodert würde. Aber, man darf die Sache nur etwas deutlicher erwägen, ſo wird ſich ſogar der völlige Ungrund und die Unmöglichkeit ſolcher nachbleibenden beſtimmten Spuren zeigen, geſchweige, daß in ihnen ſelbſt, oder ihrer Erſchütterung, die Denkkraft beſtehen könnte. Ich will nur bey dem Sinne des Geſichts bleiben, denn auf das Gehör und andere Sinne laſſen ſie ſich noch weniger anwenden. Wie könnten nun dergleichen umſchriebene Eindrücke, die ſich auf beſtimmte Gegenſtände beziehen, (und die, wenn man ſie auch noch ſo fein erkläret, doch, wegen

gen der eigenen Lage einer jeden Faſer, örtliche Spuren blieben) im Gehirne Statt finden, da die äuſſere Rührung von ein und demſelben Gegenſtande, bald dieſe bald jene Stelle des Auges, folglich auch bald dieſe, bald jene Faſer des Gehirns, trifft, und demnach viele Eindrücke hinterlaſſen, oder vielmehr alles mit einander verwirren müßte? Wie könnte eine abermalige Empfindung von demſelben Gegenſtande, der ganz anders ins Auge fällt, den Eindruck oder die Erinnerung ſtärker machen? Wie könnte der vormalige Eindruck zum Wiedererkennen deſſelben Gegenſtandes dienen, der nun, in anderer Lage, andere Faſern rührt? und wie könnten endlich dieſe hie und da befindlichen Eindrücke die Geſellung der Ideen, und den daher rührenden Rückruf veranlaſſen, als welcher nicht von einer nahen Verwandſchaft, noch irgend von einem beſtändigen Zuſammenhange, ſondern bloß von der zufälligen Gleichzeitigkeit oder Folge der Empfindungen abhänget? Die Eindrücke des Gedächtniſſes, welche durch eine Verletzung des Gehirns ganz zerrüttet oder ausgelöſcht ſcheinen, und, wenn ſie körperlich darinn ſteckten, auch ausgelöſcht ſeyn müßten, ſind doch nicht wirklich vergangen, ſondern werden wieder hervorgebracht, ſobald nur die Fähigkeit des Gehirnes wieder hergeſtellet iſt. Alles führt uns alſo hier, bey genauerer Entwickelung nur auf Widerſprüche, alles zeigt hingegen klärlich eine einfache daurende Vorſtellungskraft, welche zwar die körperlichen Theile als Werkzeuge oder Gegenſtände der Wirkſamkeit gebraucht,

braucht, aber aus eigener innerer Kraft wirket, das Verſchiedene zuſammen begreift, Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges mit einander vergleichet, und bey Erneuerung eines Theils der vorhin zuſammenbegriffenen Vorſtellung auch das Uebrige derſelben ſich wieder klar zu machen bemühet. 29) Alles

29) Ich habe dieſe Materie in einer vorläufigen Abhandlung ſchon etwas ausführlicher erwogen (Betrachtung der Unmöglichkeit körperlicher Gedächtniß = Eindrücke: im Göttingiſchen Magaz. 1780. IV. St. p. 27. und V. St.) Da ſie aber von wichtigem Einfluſſe zu ſeyn ſcheinet, ſo möchte ich ſie gerne bey mehrerer Muße noch weiter erläutern. Hier will ich nur noch ein Beyſpiel anführen.— Wenn einer ſich eines Namens nicht ſogleich entſinnen kann, und er entweder ſelbſt nach dem Alphabeth denſelben hervorzuſuchen ſich bemühet, oder ein anderer ihm verſchiedene Namen vorſaget; ſo weiß er — das iſt nicht der rechte — das auch nicht, aber er iſt ihm nahe — endlich, er wird getroffen — das iſt er! — Hier zeigt ſich fürs erſte offenbar ein beſonderes daurendes Weſen, welches die vergangene Empfindung mit der gegenwärtigen vergleichet. Zweytens, daß die, obgleich dunkele Kenntniß des Vergangenen, welches wir vergleichen wollen, in dieſem Weſen ſelbſt liege. Beſtünde ſie auſſer demſelben nur in einem vorhandenen Bilde, und wir hätten es im Gehirn noch nicht getroffen, wie könnten wir davon urtheilen, ob es dieſem oder jenem ähnlich ſey? Es iſt alſo der eigentliche Grund des Erinnerns nicht im Körper zu finden, ſondern die dunkele Vorſtellung liegt ſchon im Geiſte, und muß nur durch eine erweckte körperliche, der vorigen ähnliche Bewegung wieder lebhaft gemacht werden: wie einer auf dem Klaviere verſchiedene Läufe verſucht, um ſich einer in ſeinem Gedächtniſſe dunkel

führt uns endlich auf die Beſtimmung dieſes daurenden Weſens, welche ſeiner Natur gemäß iſt: nämlich, daß deſſen eigentlicher Zweck nicht blos der Genuß oder Abſcheu der von ihm abgeſonderten äuſſern Gegenſtände ſeyn ſollte, ſondern daß ſeine eigene, ihm ſelbſt innig zugehörende Wirkſamkeit, ſeine Vollkommenheit ausmache, daß ſeine Kraft nur durch jene äuſſern Gegenſtände in Bewegung geſetzt werde, Stoff zu Vorſtellungen, zu Empfindungen, zu Handlungen erhalte, immer weiter ſtrebe, und in einer andern Verbindung mit äuſſern Gegenſtänden auch eine weitere Sphäre ihrer Wirkſamkeit erhalten könne.

kel ſchwebenden Melodie zu erinnern. Einen merkwürdigen Fall berichtet der berühmte Ritter von Linne (Schwed. Abhandl. 1745. VII. Th. p. 117.) von einem Gelehrten, welchem durch zurückgetretenes Podagra, nach einer Schlafſucht, das Gedächtniß dermaßen gehindert war, daß er kein ſelbſtändiges Nennwort (oder vielleicht keinen eigenen Namen) hervorbringen konnte: nicht einmal ſeiner Kinder, ſeiner Frau, oder ſeinen eigenen Namen. Wenn man ihm nun dasjenige nannte, was er vorbringen wollte, ſagte er ja: wenn er es aber nachſagen ſollte, antwortete er — kann nicht. Er wußte auch, wenn er einen geſchriebenen Namen ſahe, weſſen er wäre, und zeigte in dem Verzeichniſſe der Lectionen den Namen desjenigen Kollegen, den er nennen wollte. Dieſes daurete von Weihnachten 1742. bis zum Frühjahre 1743, da dieſer Gedächtnißfehler plötzlich vergieng. — Hier ſieht man klar, daß die Anerkennung des Vergangenen in der Seele geblieben war, und nur die Fähigkeit des Gehirns gehindert ward, die verlangte Bewegung wieder hervor zu bringen.

ne. 30) Iſt unſer ſich bewußtes Ich ein einfaches Weſen, eine wirkliche Subſtanz, die nicht durch Zuſammenfluß entſtanden ſeyn kann; ſo hat es ja auch vor der Verbindung mit dieſem Körper, das iſt, mit dieſen ihm nächſten Gegenſtänden, in andern Verbindungen beſtanden, und jede Beſtimmungen durch vorhergehende Gegenſtände haben gewiß eine, wiewohl dunkele Folge ihrer Wirkung darinn zurück gelaſſen. Folglich kann es auch in anderer Verbindung mit äuſſern Weſen beſtehen, und es iſt falſch, daß dieſe ſich bewußte Subſtanz, dieſe Vorſtellungskraft, dadurch ſelbſt zu einem andern Weſen werden müſſe: denn die vorhergehenden Veränderungen werden doch immer, es ſey auf was Weiſe es wolle, und wenn es alſo auch nicht mittelſt eigentlicher Erinnerung oder Wiederholung einer gleichen Empfindung wäre, ihren Einfluß behalten. Behält nicht auch das, was in einer Ohnmacht, oder Raſerey geſchehen, ſeinen Einfluß? oder iſt der Menſch nicht daſſelbe Weſen geblieben, da die Fortdauer hier doch nicht durch die Erinnerung beſtimmt wird? — Stehen wir nicht ſchon jetzt in einiger Beziehung mit den Fixſternen? Nur, daß dieſe uns als in einer Entfernung unter der Vorſtellung des Lichts erſcheinen. Und wäre es nicht ein ſchöner Gedanke, daß die Weſen, welche zu dieſem Erdballe gehören, nicht ſo ſehr

30) S. Garve zu Ferguſon p. 320-342. und 401. — Einen neuen ſcharfſinnigen Beweis für die Unſterblichkeit unſerer Seele hat Herr Campe im deutſchen Muſeum Sept. 1780. p. 195. u. f. entworfen.

von der übrigen Welt abgeſondert ſeyn ſollten, ſondern wenigſtens die vornehmſten unter ihnen ein Glied der nähern Verknüpfung mit dem Ganzen ausmachen würden?

§. 18.

Dieſe und dergleichen Kenntniſſe oder Nachſpürungen von Urſachen und Wirkungen waren freylich ehemals den Menſchen, wie noch jetzt manchen rohen Völkern, die nur auf ihren nöthigen Lebensunterhalt bedacht ſeyn müſſen, unbekannt. Aber, ſind ſie deswegen nur erkünſtelt und nicht aus der Natur hergeholt? Das menſchliche Geſchlecht mußte ja, wie einzelne Menſchen, ſeine Kräfte erſt langſam und ſtufenweiſe ausbilden. Das Kind denkt noch auf gar keine Urſachen und Folgen; kann ſie deswegen der aufgeklärtere Menſch nicht mit Zuverſicht aufſpüren, und iſt dieſe Aufſpürung nicht in ſeiner Natur gegründet? Unſere Vorfahren lieſſen es ſich noch keinesweges einfallen, daß die Erde, auf welcher wir wohnen, ſich täglich herumwälze, und jährlich ſich um die Sonne herum ſchwinge: iſt es deswegen nicht aus ſichern Gründen erwieſen? Die Ordnung des Ganzen erfoderte alle die verſchiedenen Stufen der Entwickelung des menſchlichen Verſtandes, durch welche derſelbe von Blindheit und Irrthümern nicht allein gegangen iſt, ſondern welche in ſo mancherley Verſchiedenheit, von dem Halbmenſchen iu Neuholland, der noch nicht einmal auf Kleidung und Wohnung bedacht geweſen iſt, bis zu dem ausgebildetſten Europäer, von den un=

unſinnigſten Voksmeynungen bis zu den Gedanken eines erleuchteten Philoſophen, jetzt und noch künftig auf dem Erdboden gefunden werden. —

Ich ſage noch mehr. Die Wahrheiten, von welchen wir hier handeln, können auch bey mehrerer Nachforſchung nicht mit der lebhaften Klarheit eingeſehen werden, als das, was unſere gegenwärtige Lebenserhaltung angehet: und das ſollten ſie auch nicht! Sie gehören zwar zu unſerm weitern Zwecke: aber dieſes Leben hier auf Erden ſollte doch unſer gegenwärtiger erſter Zweck ſeyn. Sähen wir nun unſern künftigen Zuſtand ſo klar vor Augen, als man das Ufer an der andern Seite eines Fluſſes ſiehet, ſo würden wir gewiß immer dahin ſchielen, und uns des gegenwärtigen Lebens nicht ſo annehmen, als wir ſollen: wir würden das, was in der gegenwärtigen Verknüpfung gethan werden ſoll, verſäumen oder mit Unluſt thun, und die Stufen, durch welche wir gehen ſollen, zu überſpringen ſuchen. Es war aber ſehr weislich und nöthig ſo eingerichtet, daß in jenen Ausſichten noch etwas Schwebendes, mit Nebel Bedecktes blieb. Genug, daß wir ſchon ſo viel davon durchſchimmern ſehen, welches unſern Verſtand zu ſeiner Würde erheben und unſere Hoffnung beleben kann.

Gewiß, es iſt nicht natürlich, nicht unſerm Vorſtellungstriebe und den Regeln unſerer Vernunft gemäß, uns damit zu begnügen — alle Dinge in der Welt ſind ſo unter einander zuſammen gefloſſen, und

wir mit unter ihnen: ſondern wir können uns nicht enthalten der Urſache nachzuforſchen, in der Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen den Urſprung aus einer allordnenden Kraft, und in uns ſelbſt ein bleibendes wirkendes Ich einzuſehen. Nur dieſes vergnüget und begünſtigt das Streben unſers Geiſtes, das iſt, unſerer Selbſtkraft, die ihren Trieb zu weitern Vorſtellungen, mithin ihr Beſtehen oder die Beſtimmung der Fortdauer, zeiget, und die unendliche weitere Nachforſchung der unzählbaren übrigen Weſen oder Kräfte in der Welt, ihres Zuſammenhanges und Urſprunges, ſich noch zu ewig wachſender Luſt vorbehält!

Die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion.

Die erſte Abhandlung.

Vom Urſprunge der Menſchen und Thiere.

§. 1.

Wer ein lebendiges Erkenntniß von Gott hat, dem eignet man billig eine Religion zu: und ſoferne dieſes Erkenntniß durch die natürliche Kraft der Vernunft zu erhalten iſt, nennet man es eine natürliche Religion. Man gedenket ſich aber Gott, nach dieſer natürlichen Religion, als

das erſte, ſelbſtändige, nothwendige und ewige Weſen, welches die Welt, nebſt allem, was darinn iſt, durch ſeine Weisheit, Güte und Macht geſchaffen hat, und beſtändig erhält und regieret; uns Menſchen aber beſonders, in gewiſſer Ordnung, nicht nur in dieſem Leben, ſondern auch vornehmlich in einem darauf folgenden, zu einer höhern und unaufhörlich wachſenden Vollkommenheit und Glückſeligkeit beſtimmt hat. Ein ſolches Erkenntniß von Gott wird an ſich lebendig, das iſt, wirkſam ſeyn, und eine vergnügende Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, einen willigen Trieb zur Tugend und Pflicht, und eine ungeſtörte Zufriedenheit des Gemüths zu Wege bringen.

Hergegen iſt der Hauptſatz aller derjenigen, die keine Religion haben, und keinen Gott annehmen: die körperliche Welt und deren Natur ſey das erſte, ſelbſtändige, nothwendige Weſen, und auſſer derſelben ſey weiter nichts, wodurch denn zugleich Verſtand, Abſicht, Weisheit, Vorſehung, von der Einrichtung und den Begebenheiten der Welt gänzlich ausgeſchloſſen, alles einem wüſten Ungefähr, oder einer blinden Nothwendigkeit überlaſſen, und die ganze Dauer und Glückſeligkeit der Menſchen in dieſes kurze und ſinnliche Leben eingeſchränkt wird.

§. 2.

Dieſe Leute geſtehen denn doch alle in ihrem Hauptſatze, daß eine körperliche Welt auſſer uns wirklich da ſey, und laſſen alſo den Sinnen und der

klaren

klaren Erfahrung ihre Gewißheit. Sie geſtehen auch, daß ein ſelbſtändiges, nothwendiges, ewiges Weſen ſey, und legen dadurch eine ſichere Wahrheit zum Grunde, worauf man weiter bauen kann. Denn, wenn man die Wirklichkeit der körperlichen Welt läugnen wollte; ſo müßte man auch ſeinen eigenen Körper und ſeine ſinnliche Empfindung verläugnen. Ohne dieſelbe wäre es auch nicht möglich, daß in unſerer Seele, nach den natürlichen Regeln ihres Denkens, eine Vorſtellung und ein Begriff von einem Körper und von deſſen Eigenſchaften entſtanden wäre. So ſchwer es auch ſonſt ſcheinen möchte, einen Idealiſten, der alle ſinnliche Vorſtellungen für leere Einbildungen der Seele ausgiebt, eines andern zu überführen; ſo wird er doch alſobald durch ſeine eigenen Vorſtellungen von körperlichen Dingen widerlegt. Denn er kann unmöglich einen zureichenden Grund anzeigen, wie er zu allen den Ideen gekommen ſey, woferne alles Seele iſt, und kein Körper auſſer uns einen Eindruck in unſern Körper und eine ſinnliche Empfindung in der Seele verurſacht hat; oder er müßte alle Regeln, woran ſein eigen denkend Weſen gebunden iſt, verläugnen.

Wenn man aber nichts Ewiges, Nothwendiges und Selbſtändiges ſetzen wollte; ſo müßte man ſeiner innern Empfindung des Gemüths entſagen, nach welcher es uns unmöglich fällt, klar widerſprechende Dinge zu gedenken. Denn wenn nicht etwas Ewiges wäre; ſo würde eine Zeit zu ſetzen ſeyn, da noch nichts wirklich geweſen; folglich würde alles, was iſt, ent-

entſtanden, und doch durch Nichts entſtanden ſeyn. Wenn nicht etwas in ſich und ſchlechterdings Nothwendiges wäre; ſo würde alles, was iſt, ſeinem innern Weſen nach, ſeyn und nicht ſeyn, ſo und anders ſeyn können: folglich würde Nichts, weder in noch auſſer ihm, ſeine Wirklichkeit beſtimmt haben. Wenn nicht etwas Selbſtändiges wäre; ſo hätte alles, was iſt, den Grund ſeiner Wirklichkeit auſſer ſich in andern: folglich wäre alles abhängig, und doch der erſte Grund aller abhängigen wirklichen Dinge nirgend zu finden. Dieſes ſind lauter Ungereimtheiten, welche ſich mit Verſtande nicht gedenken laſſen.

§. 3.

So weit ſind wir demnach mit einander eins, daß ein ſelbſtändiges, nothwendiges, ewiges Weſen ſey, und ſeyn müſſe. Auch läugnen ſie nicht, daß nur ein einziges ſolches Weſen ſeyn könne, weil es ſchlechterdings nothwendig iſt. Allein daraus folgt unwidertreiblich:

Wenn etwas wirklich iſt, das einen Anfang gehabt hat und entſtanden iſt, ſo muß es urſprünglich von dem ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Weſen entſtanden ſeyn.

Denn, ſetzte man ſonſt Urſachen der entſtandenen Dinge, die ſelbſt gleichfalls entſtanden wären, und einen Anfang gehabt hätten; ſo müßte man wieder nach dem Grunde des Entſtehens aller dieſer abhängigen

gigen Urſachen fragen, und der würde auf Nichts hinauslaufen, wo er nicht endlich in einem ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Weſen ruhete.

Hieraus können wir alſo ein unfehlbares Merkmal nehmen, ob die Welt ein ſolches ſebſtändiges, nothwendiges, ewiges Weſen ſey. Denn

Dasjenige kann das erſte, ſelbſtändige, nothwendige, ewige Weſen nicht ſeyn, welches den urſprünglichen Grund entſtandener Dinge nicht in ſich hält.

Wenn alſo etwas wirklich iſt, das einen Anfang gehabt hat, und doch nicht urſprünglich von der Welt und deren Natur entſtanden iſt; ſo iſt die Welt und deren Natur nicht das erſte, ſelbſtändige, nothwendige, ewige Weſen, ſondern ſie muß ſelbſt ein abhängiges, entſtandenes Ding ſeyn, das einen Anfang gehabt hat.

Nun läßt ſich beydes von den menſchlichen und thieriſchen Geſchlechtern offenbar erweiſen: einmal, daß ſie alle einen erſten Anfang gehabt haben; und zweytens, daß ſie ihren erſten Anfang nicht urſprünglich von der Welt und deren Natur bekommen haben. Demnach haben wir Menſchen an uns ſelbſt, und an anderen Thieren, ein unfehlbares Merkmal, daß die Welt und ihre Natur nicht das erſte, ſelbſtändige, ewige Weſen ſey, wovon wir und alle entſtandene Dinge urſprünglich abhängen.

§. 4.

Was das erſte betrifft, nämlich, daß die Menſchen und alle Thiere einen erſten Anfang gehabt haben: ſo will ich mich in dieſer Abhandlung bemühen, ſolches auf eine ganz kurze und begreifliche Weiſe auſſer allem Zweifel zu ſetzen. Ich werde zwar hauptſächlich nur von uns Menſchen reden; aber eben derſelbe Beweis, den ich von uns führe, wird auch von allen Thieren gelten müſſen.

Laſſet uns eine offenbare Erfahrung zum Grunde legen, daß alle Menſchen, die vor uns jetzt lebenden jemals wirklich gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, todt ſind. Dieſes iſt ja wohl unläugbar.

Gegen dieſe klare Wahrheit hilft auch keine metaphyſiſche Spitzfindigkeit. Denn, was von jedem einzelnen Dinge einer Art, ohne ein einziges davon auszunehmen, geſagt werden muß, das ſchreibt man in ganz eigentlichem Verſtande allen zu, oder man ſtellet ſie ſich, alle zuſammen genommen, ohne eine einzige Ausnahme, unter einerley Beſchaffenheit vor. Nun muß von jeden einzelnen Menſchen, die vor uns gelebt haben, ohne eine einzige Ausnahme, geſagt werden, daß ſie geſtorben oder todt ſind. Demnach ſage ich auch recht, und ohne die geringſte Zweydeutigkeit, daß ſie alle todt ſind, und ſtelle ſie mir alle zuſammen, ohne eine einzige Ausnahme, unter dieſer Beſchaffenheit vor.

Man

Man denke alſo nicht, daß durch das Wort alles etwas heimlich erſchlichen werden ſolle, nämlich, daß die Zahl unſerer Vorfahren endlich ſey. Nein; wenn ſonſt an ſich eine wirklich unendliche Zahl möglich wäre: ſo würde ſie durch dieſes Wort und deſſen gegebenen Begriff nicht aufgehoben Es müßte aber dennoch allen, obgleich unendlichen Vorfahren beygelegt werden, was jedem einzelnen ohne Ausnahm zukömmt. Denn ſo ſagen auch die Meßkünſtler recht, daß alle Radii eines Zirkels (oder alle Stralen aus dem Mittelpuncte zum Umkreiſe) gleich lang ſind, ob ſie wohl unendliche Radios vom Mittelpuncte zum Umkreiſe, ſo wie unendliche Winkel und Puncte im Umkreiſe, annehmen: genug: genug, daß jedem Radio im Zirkel, ohne einen einzigen auszunehmen, einerley beſtimmte Länge zukömmt. Spinoza ſelbſt heißet das, was er für unendlich angiebt, zuſammen genommen, ſehr oft alles. 1) Wenn ich alſo von unſern Vorfahren ſage, daß ſie alle todt ſind; ſo beſtimme ich durch das Wort alle nicht, ob ihre Zahl endlich oder unendlich ſey. Wie weit ſie ſich erſtrecke, das weis ich nicht, das brauche ich auch fürs erſte nicht zu unterſuchen. Genug, das weis

1) SPINOZA in Opp. poſtumis, Ethices P. I. Prop. XVI. pag. 16. „Ex neceſſitate divinæ naturæ, infinita infinitis modis, (hoc eſt, OMNIA, quæ ſub intellectum infinitum cadere poſſunt) ſequi debent.“ Prop. XXI. pag. 21. „OMNIA, quæ ex abſoluta natura alicujus attributi Dei ſequuntur, ſemper, & infinita exiſtere debuerunt, ſive per idem attributum æterna & infinita ſunt. &c.“

weis ich zuverläßig: wir, die wir jetzt leben, ſind insgeſammt von geſtern und heute; unſere Väter ſind alle entſchlafen.

§. 5.

Nun ſchlieſſe ich aber weiter. Wenn alle Menſchen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreicht haben, und geſtorben ſind; ſo müſſen ſie auch alle mit einander, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entſtanden ſeyn. Ein jeder ſieht, daß ich den Begriff vor allen unverändert laſſe, und daraus nichts, ſondern nur aus dem Ende des Lebens den Anfang, ſchlieſſe. Ich halte aber nicht dafür, daß irgend jemand, der geſunde Vernunſt hat, gegen den Schluß etwas einwenden werde. Denn, wer wird einen einzigen ewigen Menſchen ſetzen? oder behaupten, daß etwas, welches ein Ende hat, ohne Anfang ſeyn könne? Nun haben alle Menſchen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreicht. Demnach müſſen eben dieſelben alle Menſchen, die vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben, oder entſtanden ſeyn.

Wenn aber alle und jede Menſchen, die wirklich vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entſtanden ſind: ſo muß auſſer allen und jeden Menſchen,

die

die jemals vor uns gelebt haben, eine wirkende Urſache geweſen ſeyn, die von allen Menſchen unterſchieden war, und wovon ſie alle entſtanden ſind. Denn ohe wirkende Urſache läßt ſich kein Entſtehen eines Dinges gedenken: und die wirkende Urſache iſt von dem gewirkten Dinge unterſchieden, und eher als das gewirkte. Wollte jemand vor allen und jeden Menſchen, die jemals gelebt haben, dennoch wieder andere Menſchen ſetzen, von welchen alle und jede entſproſſen wären; ſo würde ein offenbarer Widerſpruch begangen. Wie hätte man alle und jede Menſchen, die jemals vor uns gelebt und einen Anfang gehabt haben, ohne Ausnahme verſtanden, wenn noch vor denſelben andere lebendige Menſchen geweſen wären? Wie könnte man das Entſtehen allen zueignen, wenn man ſie doch nicht alle darunter befaſſete?

Der Schluß iſt dennoch ſehr begreiflich: wenn vor allen Menſchen, die jemals gelebt haben, eine wirkende Urſache geweſen iſt, wodurch ſie alle mit einander entſtanden ſind; ſo müſſen wir eine Zeit [oder einen Zuſtand] erkennen, da noch kein Menſch war, und müſſen folglich wenigſtens ein Paar Menſchen als das erſte annehmen, von welchem die wirkliche Reihe der Menſchen ihren Anfang genommen, und hernach durch natürliche Zeugung fortgepflanzt iſt. Alſo hat das menſchliche Geſchlecht, ſo ferne es alle unſere Vorfahren begreift, einen Anfang gehabt und iſt nicht ewig. Dieſe Folgerung entſteht demnach

nicht daher, weil wir unter dem Worte alle eine endliche Zahl verſtanden hätten; ſondern weil allen und jeden etwas zukömmt, davon der zureichende Grund in keinem enthalten iſt, und welches auſſer und vor allen Menſchen, die jemals gelebt haben, eine von ihnen verſchiedenen wirkende Urſache erfordert.

So klar dieſes von uns Menſchen iſt, ſo viel Stärke hat es auch in Abſicht auf alle und jede Thiere und Lebendige, ſie mögen auf unſerm Erdboden oder auf andern Weltkörpern wohnen. Genug, wenn ſie ſterblich, und alſo auch von Vorfahren, welche nunmehro verſtorben, entſproſſen ſind: ſo muß auch eine jede Thier-Art, eben wie wir Menſchen, einen Anfang ihres Geſchlechts gehabt haben. Demnach iſt keine Thier-Art in der ganzen Welt, welche ewig wäre, und nicht einen erſten Anfang und Urſprung von einer wirkenden Urſache auſſer und vor ſeiner Art gehabt hätte.

§. 6.

Ich muß mich wundern, wie manche der alten und neuern Weltweiſen dem Anfange des menſchlichen Geſchlechts durch Erdichtung unendlicher Reihen haben entgehen wollen. Denn dieſe Ausflucht verliert ſich in einer ganz dunkeln, verworrenen und falſchen Vorſtellung. Sie ſetzen nämlich voraus, die Welt ſey ewig: dann behaupten ſie, das menſchliche Geſchlecht ſey gleiches Alters mit der Welt. Demnach wären von Ewigkeit unendliche Reihen von Menſchen

auf

auf dem Erdboden geweſen, ohne daß ſie eines Anfangs bedürften: und es ſey eben ſo leicht zu begreifen, daß ſchon vor uns unendliche Reihen von Geburten gelebt hätten, als daß ſich die Menſchen nach uns ins Unendliche und ohne Aufhören fortpflanzen würden.

Die vorausgeſetzte ewige Welt will ich fürs erſte unberührt laſſen. Daß aber die Vorſtellung unendlicher Reihen betrüglich und falſch ſey, erhellet daraus, weil ſie keinen zureichenden Grund der entſtandenen Dinge enthält. Denn ſie ſchiebt die Erklärung der Urſachen nur immer von einer zur andern auf, und giebt doch nimmer eine zureichende.

Wir jetzigen Menſchen haben einen Anfang gehabt. Woher ſind wir? Ganz natürlich, ſprechen ſie, von unſern Aeltern. Aber haben denn die auch einen Anfang gehabt? Allerdings, von unſern Großältern, und dieſe wiederum von unſern Urältern, und ſo fortan. So reichen denn die Groß- und Urältern noch nicht zu, unſern Urſprung zulänglich zu erklären. Denn wenn ſie nicht auch Aeltern gehabt hätten, ſo wären ſie, ſo wären wir, und alle unſere Nachkommen nicht. Wie aber? wenn wir mit ihnen ins tauſende, ins hunderttauſende Glied unſerer Vorfahren hinaufſteigen; befriedigen ſie uns denn mehr? löſen ſie unſere Frage auf, woher wir entſtanden ſind? Nein, wir ſind noch nichts weiter; die Frage bleibt immer dieſelbe: woher ſind denn

die? ſie bleiben die Antwort in Ewigkeit ſchuldig. Wenn alſo Weltweiſe den Grund der Dinge zwar zu geben verſprechen, aber durch beſtändige Anweiſung auf unzulängliche Urſachen denſelben nur ins Unendliche verſchieben; können ſie ſich wohl rühmen, daß ſie uns mit Gründen bezahlen?

Es iſt demnach mit den unendlichen Reihen der Urſachen ein bloſſes Blendwerck: ſie gelten alle zuſammen ſo viel, als keine, wenn man nicht auf eine erſte zureichende ſteigt. Man kann dergleichen Einbildungen auch wohl mit einer vom Himmel herabhangenden unendlichen Kette vergleichen. Wie? wenn kein Glied der Kette ſich in der Luft erhalten kann, wo es nicht von dem nächſten obern gehalten wird: hilft es da was, daß ich mir den Fortgang der Glieder in die Höhe bis ins Unendliche vorſtelle? Die ganze Kette hängt doch an nichts, und fällt ſelbſt in meiner eigenen Vorſtellung zu Boden. 2)

§. 7.

Hieraus iſt denn begreiflich genug, daß unendliche Reihen abhängiger Urſachen keinen zureichenden Grund der Dinge in ſich halten, und nichts erklären, vielweniger beweiſen; ſondern unter die leeren und betrüglichen Einbildungen zu rechnen ſind. Allein, ich muß auch entdecken, woher einige Menſchen ſich noch jetzt aus ſolcher Verwirrung nicht herausfinden können.

Man

2) Siehe Wollaſton in der Religion of Nature delineated, Sect. V. Prop. I.

Man gedenkt ſich nämlich, inſonderheit in der höheren Rechen- und Meßkunſt, einen Fortgang von Zahlen, Linien, Gröſſen ins Unendliche, weil keine derſelben ſo groß kann angegeben werden, daß nicht noch immer eine größere zu gedenken wäre. Und ſo verfährt man mit der Verkleinerung ins Unendliche, weil ſich alle die abgeſonderten Begriffe von Zahlen und Gröſſen ins Unendliche, oder ohne Aufhören, theilen laſſen. Aus dieſem verneinenden und abgeſonderten Begriffe des ins Unendliche zu Vermehrenden und zu Verkleinernden, dichtet ſich der Mathematicus etwas unendlich Groſſes und unendlich Kleines, im bejahenden Verſtande, als ob dergleichen wirkliche, oder wenigſtens mögliche Dinge wären, die in keinem Verhältniſſe mit beſtimmten Zahlen oder Gröſſen ſtehen, und da eins gegen das andere für Nichts zu rechnen iſt. Ja, man ſieht das unendlich Groſſe und Kleine wieder als Einheiten an, und vermehrt oder verkleinert daſſelbe wieder unendliche mal: daher unendliche Ordnungen des unendlich Groſſen und Kleinen entſtehen, unter welchen immer ein Unendliches gegen das andere von einer höhern Ordnung für Nichts gerechnet wird. 3)

3) Der Hr. Baron von Wolf hat am deutlichſten von dem mathemathiſchen Begriffe des Unendlichen, und von deſſen Gebrauche und Misbrauche, in ſeiner Ontologia §. 796. ſqq. gehandelt. Daraus erhellet 1, daß das Unendliche der Mathematiker nur zu bequemer Berechnung und Meſſung erdichtet ſey, an ſich aber nichts wahres oder mögliches vorſtelle. Die Erdichtung aber beſteht

Es haben zwar die Urheber und Beförderer ſolcher Art der Berechnungen ſelbſt vielfältig erinnert, daß

darinn, daß aus einem verneinenden Begriffe ein bejahender gemacht wird. Wenn unendlich, nach §. 796. heißt, dem keine Gränzen zu ſetzen ſind, über welche es nicht könnte vergröſſert werden; ſo iſt nicht ſowohl das Ding ſelbſt, als der Mangel einer mehreren Wirklichkeit, unendlich. Ich mag eine Zahl, Linie, oder Gröſſe, ſo groß annehmen, als ich will, ſo hat doch die Möglichkeit ihrer Vermehrung kein Ende; und ſie bleiben in der That ohne Ende endlich. Aber der Mathematicus macht einen bejahenden Begriff daraus, als ob die Unendlichkeit in der Wirklichkeit der Dinge liege, als ob eine Zahl, Linie, Gröſſe ſey, welche alle mögliche Zahl, Länge oder Gröſſe in ſich befaſſet, und weiter nicht vermehret werden kann. Es erhellet 2, daß dieſer Begriff etwas Unbeſtimmtes vorſtelle, welches in keinem Verhältniſſe mit andern ſteht. Ein Ständbchen, z. B., das von der Spitze des Berges wehet, iſt gegen den Berg und deſſen Höhe ein unendlich kleiner Theil, deſſen Verhältniß gegen den Berg nicht zu beſtimmen iſt, und der Berg oder deſſen Höhe dagegen unendlich groß. So erkläret und vertheidigt auch der Herr Weidler das Unendliche der Mathematiker in den Miſcellaneis Lipſienſibus T. I. p. 209. und in ſeinen Inſtitutionibus Mathematicis pag. 755. ſqq. Es erhellet 3, daß unendlich groß oder klein vergleichungsweiſe geſagt werde, ſo ferne eines Gröſſe und Vielheit durch das andere nicht kann gemeſſen oder berechnet werden. Daher wird der Berg, welcher gegen das Ständbchen unendlich groß war, in Berechnung der Mondfinſterniſſe, oder des runden Erdſchattens auf dem Monde, unendlich klein und für Nichts gerechnet, als ob die Erde vollkommen rund wäre. Wiederum wird die ganze Erde in der Meſſung der Fixſterne für

daß dieſe Begriffe des unendlich Groſſen und unendlich Kleinen bloß zu leichterer Erfindung der wahren Verhältniſſe erdichtet wären, und ja nicht für wahre Dinge angenommen, oder auf die Naturlehre und Weltweisheit angewandt werden müßten. 4) Den-

noch

für Nichts geachtet, als ob ſie ein untheilbarer Punkt wäre, oder als ob der Meſſende in dem Mittelpuncte der Erde ſtünde. Siehe auch Wolfii elementa analyſeos P. II. Sect. I. cap. 1. §. 5. Weidler l. c. und Hr. Jo. Lulofs Antekeningen op de Natuurkundige Leſſen van den Heer Keill p. 16, 28. ſqq. 34. ſqq. Man darf ſich daher nicht wundern, daß in ſolcher erdichteten und unbeſtimmten Vorſtellung das eine Unendliche, vergleichungsweiſe, immer gröſſer oder kleiner ſeyn kann, als das andere, und daß ſich unendliche Reihen oder Ordnungen des unendlich Groſſen und Kleinen ſetzen laſſen, als nx. nx^2 nx^3 nx^4 u. ſ. w. imgleichen nx^{-1} nx^{-2} nx^{-3} nx^{-4} u. ſ. w. da allemal eins gegen das andere verſchwindet, und für Nichts zu rechnen iſt. Aber eben dieſes iſt ein offenbarer Beweis, daß die Mathematiker das Unedliche nicht im eigentlichen Verſtande nehmen: denn ſonſt würde ein und daſſelbe Ding, (als der Berg, die Erde) an ſich, zugleich unendlich groß und doch gar Nichts ſeyn; zugleich endlich und doch unendlich ſeyn; welches ungereimt iſt.

4) Der Herr Baron von Leibnitz ſchreibt in ſeiner Theodicée, Diſc. prelim. §. 70. „Tout cela (nombre infini, ou infiniment petit) ne ſont que des fictions. Tout nombre eſt fini & aſſignable, toute ligne l'eſt de même, & les infinis ou infiniment petits n'y ſignifient que des grandeurs qu'on peut prendre auſſi grandes ou auſſi petites que l'on voudra, pour montrer qu'une erreur eſt moindre

noch aber gewöhnen ſich viele, wenn ſie ſich mehr mit der Mathematik, als mit der Vernunftlehre, bekannt machen, dermaſſen an ſolche Begriffe, daß ſie ſich darunter eben ſowohl wahre Dinge vorzuſtellen vermeynen, als der gemeine Haufe den Raum und die Zeit für ſolche wirckliche Dinge hält, die von denen Dingen, welche Raum und Zeit gleichſam erfüllen, unterſchieden, und deren Behältniſſe wären. Es ſind daher wohl einige Mathematiker ſelbſt der Meynung, daß die alte Deutlichkeit und Gewißheit der mathematiſchen Lehrart, durch ſolche dunkele und falſche Begriffe vom Unendlichen, vieles litte, und daß

que celle qu'on a aſſignée, c'eſt à dire, qu'il n'y a aucune erreur : ou bien on entend par l'infiniment petit l'état de l'evanouiſſement ou du commençement d'une grandeur, conçus à l'imitation des grandeurs dejà formées. Man kann auch hiebey halten, was eben derſelbe in den Actis Eruditorum 1712. p. 167. ſq. von dem Begriffe ſaget. Aus des Hrn. B. v. Wolfs Ontologia gehören folgende Lehrſätze hieher. §. 797. Eine unendliche Zahl und unendliche Gröſſe iſt unmöglich. §. 799. Alle Zahl und Gröſſe, die wirklich iſt und gedacht werden kann, iſt endlich. §. 801. Es iſt nicht möglich, daß ein Unendliches gröſſer oder kleiner ſey, als das andere. §. 804. Die unendlichen Gröſſen der Mathematiker ſind keine wahre Gröſſen, ſondern nur in der Einbildung. §. 805. Das Unendliche der Mathematiker iſt nur eine Redensart, dadurch man mehrere Dinge andeutet, als ſich in einer Zahl faſſen laſſen. Bey welchem letzteren Satze auch gezeiget wird, daß die Weltweisheit mit den gröbſten Irrthümern beflecket wird, wenn man das erdichtete Unendliche der Mathematiker für wahre und wirkliche Dinge in der Natur hält.

daß man leicht dadurch zu groſſen Fehltritten verlei-
tet werden könne. Sie haben demnach verurſachet, zu zeigen, daß man ihrer in der Meßkunſt ſelbſt entbehren, und alles nach alter zuverläßiger Lehrart beweiſen könne. 5) Wenigſtens iſt gewiß, daß dieſe

 Begriffe

5) Dieſe Abſicht hat des Edinburgiſchen Profeſſors der Mathematik, Herrn Colin Mac-Laurin, ſchönes Buch, das zu Edinburg 1743, in 2 Bänden in 4. unter dem Titel herausgekommen: A Treatiſe of Fluxions in two Books, da er beſonders in der Introduction davon handelt. Der Hr. Wolf vertheidiget zwar die an ſich falſchen Begriffe des Unendlichen in der Mathematik als unſchädlich, weil ſie keinen errorem aſſignabilem gäben; und als nützlich, weil ſich die Wahrheiten auf ſolche Weiſe viel kürzer erfinden und beweiſen lieſſen. Siehe Ontologiam §. 814. §. 823. §. 824. in den Noten. Allein, auf der andern Seite ſaget man, daß ſie doch unnöthig wären, weil man alles mit wahren Begriffen nach ſtrenger Lehrart beſtellen könne; man ſaget, daß ſie die Sache oft viel weitläuftiger machten, als eine ſynthetiſche Lehrart thun würde; daß es allemal unſicher ſey, falſche Begriffe im Beweiſe zum Grunde zu legen, dabey es ſelbſt in der Mathematik viele Behutſamkeit erfodere, um nicht zu fehlen; und daß man, beſonders in Matheſi ad Phyſicam applicata, grobe und lächerliche Irrthümer darlegen könne, worein berühmte Mathematiker durch ihre Infiniteſimal-Rechnung verfallen ſind. In dieſer Betrachtung würde demnach allerdings das Sicherſte ſeyn, daß man ſich der falſchen Begriffe des Unendlichen gänzlich enthielte, damit man die Gewißheit mathematiſcher Wahrheiten nicht mit untermengten Irrthümern verunehre, und dieſe nicht noch dazu in andere Wiſſenſchaften, als mathematiſch gewiß, einführe. Hr. Luloſs tritt in der Anmerkung zu dieſer

Stelle

Begriffe auſſer der Mathematik von keinem Nutzen ſind, und hergegen zu vielen und groben Irrthümern Anlaß geben, welche deſto gefährlicher werden, je mehr ſie ein falſches Anſehen der Gewisheit von dem Gebrauche der Mathematiker erborgen.

Ich will nur, nach meinem Zwecke, zwo ſchädliche Verwirrungen bemerken, welche aus ſolcher Vorſtellung des Unendlichen entſtehen. Eines Theils meynt man, ins Unendliche fortgehen, und unendlich ſeyn oder werden, ſey einerley; welches grundfalſch iſt. Andern Theils zieht man den Schluß: was aufs Künftige, oder in ſeinem Fortgange, ins Unendliche fortlaufen kann, das kann, auch in vergangener Zeit ins Unendliche gedehnt werden, und alſo ohne Anfang geweſen ſeyn; welches eine ganz verkehrte

Stelle der holländiſchen Ueberſetzung meines Buches ins Mittel, und urtheilet ſo: wenn man mit Leibnitz und Wolf (Anal. Infinitor. §. 3.) einmal zugäbe, daß ein unendlich kleiner Theil in der Berechnung übergangen und verſehen würde, ſo gienge man allerdings von der ſtrengen Lehrart ab. Sonderlich habe Fontenelle in ſeiner Geometrie de l'Infini, mit ſeiner Vertheidigung der Differential-Rechnung die ganze Sache verdorben. Aber wenn man ſie ſo behandele, wie Mac-Laurin l. c. Simpſon, Doctrine and application of Fluxions p. 1. ſſ. Euler, præf. ad Inſtitutiones calculi differentialis p. XI. ſqq. angewieſen hätten: ſo ſey nichts darinn, das von der geometriſchen Strenge abwiche, man erſpare hingegen gar viele Zeit durch die Differential-Rechnung, und es ſey völlig unwahr, daß man dadurch die Sache weitläuftiger mache, als durch die alte Art.

kehrte Folgerung iſt. Ich will beydes deutlich machen.

§. 8.

Wenn man nicht mit Worten ſpielen will, ſo kann nichts eigentlich unendlich ſeyn und heiſſen, als dasjenige, dem nichts in ſeiner Art weiter kann hinzugefügt werden. Folglich iſt alles dasjenige in der That endlich, oder eingeſchränkt, dem ſich noch ferner was hinzuſetzen, oder das ſich vermehren läßt. Denn in dem Puncte, ſo zu reden, wo das Wirkliche aufhört, und das fernere Mögliche derſelben Art angeht, da iſt das Ende, oder da ſind die Schranken des Dinges. Man mag dieſe Erklärung auf Zahlen, Linien, Gröſſen, Raum, Zeit, Kräfte, oder worauf man ſonſt will, ziehen: ſo wird ſie allemahl richtig gefunden werden. Jedes derſelben iſt alsdann und darum endlich und eingeſchränkt, ſo ferne ſich der Zahl, Linie, Gröſſe, Kraft, Zeit und dem Raume, noch was hinzuſezen, oder ein mehreres jeder Art gedenken läßt.

Ich behaupte aber auch eben daher, daß keine Zahl, und nichts, was zählbar iſt, in der That unendlich ſey, oder jemals unendlich ſeyn und werden könne: weil keine Zahl ſo groß iſt oder gedacht werden kann, daß ſie nicht vergröſſert, ja mit ſich ſelbſt ſollte vermehrt werden können. Indem aber ihre Vermehrung ins Unendliche fortlaufen und nimmer aufhören kann; ſo folgt eben daraus, daß eine Zahl und alles zählbare, was ins Unendliche vermehrt

werden

werden kann, nimmer aufhöret endlich zu ſeyn; folglich, daß ins Unendliche fortlaufen und unendlich ſeyn, ganz nicht einerley, ſondern gerade entgegengeſetzte Dinge ſind. Dasjenige, was ins Unendliche vermehrt werden kann, erreicht eben daher das Ziel der wahren Unendlichkeit nimmer; ſondern es iſt und bleibt immer einer Vermehrung fähig, und alſo endlich, es mag ſo viel vermehrt ſeyn, als es will. Es kann alſo auch dem Unendlichen nimmer gleich kommen, noch ein Maaßſtab davon werden, ſondern iſt durchaus anderer Art. Laſſet nun Zahlen, Linien, Gröſſen, Raum, Zeit u. d. gl. ins Unendliche wachſen und zunehmen können: das ſtehe ich zu. Aber eben darum iſt keine wirklich unendliche Zahl, Linie, Gröſſe, Zeit, oder unendlicher Raum, möglich.

Wenn wir denn gleich einem die Freyheit lieſſen, die Reihe und Anzahl der verſtorbenen Menſchen, nach Gefallen, ins Unendliche zu vermehren; ſo erweiſt ſich doch dieſe geweſene Anzahl und Reihe jetzt und allezeit von ſebſt als endlich, weil auſſer denen, die bereits wirklich gelebt haben und im Reiche der Todten ſind, noch immer mehrere gebohren und wieder zu ihren Vätern verſammlet werden. Da ſich alſo die Zahl und Reihe der geweſenen Menſchen wirklich vermehrt; ſo iſt ſie nicht ſo groß, daß ihr nichts in ihrer Art ſollte hinzugefügt werden können: folglich iſt ſie nicht unendlich, ſondern endlich. 6) Und

6) Ein gewiſſer Freund machte mir den Einwurf: Man könne

Und ſo verhält es ſich auch mit der künftigen Reihe der Menſchen, die nach uns kommen können. Wenn ſie

könne ſich die Anzahl der vorigen Menſchen ſchon als unendlich vorſtellen, ob ſie gleich noch immer vermehrt würden. Denn man ſolle ſich nur eine Linie x——b gedenken, die gegen x ins Unendliche verlängert wäre, ob ſie gleich noch in b aufhörte. Auf ſolcher Linie ſollte man die geweſenen Menſchen nach der Reihe in Gedanken ſtellen: ſo würde auch ihre Anzahl gegen x unendlich ſeyn, ob ſie gleich gegen b noch immer wüchſe.

Allein dieſer Einwurf erklärt die Unendlichkeit der Anzahl durch die Unendlichkeit der Linie; die eine falſche und erdichtete Unendlichkeit durch die andere. Man mag die Anzahl, man mag die Linie ſo viel in Gedanken vergröſſern, als man will; ſo wird ſich auſſer ihr, ſo gut rückwärts, als vorwärts, eine mehrere Anzahl und Länge gedenken laſſen. Wer dieſe Begriffe auf der einen Seite als unbeſtimmt betrachtet, der würde ſich doch ſelbſt betrügen, wenn er das, was er nicht beſtimmen, oder deſſen Ende er nicht abſehen kann, in ſich für unbeſtimmt, oder gar unendlich halten wollte. Alles Wirkliche muß in ſich eine gewiſſe Beſtimmung haben, ein gewiſſes Ding, in gewiſſer Zahl und Gröſſe ſeyn. Aber eine in ſich beſtimmte Zahl oder Linie kann auch nicht einmal nach Willkühr ſo groß beſtimmt werden, daß man nicht noch mehrere Einheiten und eine mehrere Länge darüber gedenken ſollte.

Damit ich jedoch den erwähnten Einwurf, auf eine ähnliche Art, durch die Einbildung heben möchte, ſo nahm ich an, die Linie x—— b ſollte gegen x unendlich, und unendliche Menſchen dorthin geſtellet ſeyn. Weil nun, vermöge des Zugeſtandenen, Linie und Zahl gegen b vermehrt werden können; ſo ſetze ich mich etliche 1000 Jahre, oder, ſo es gefällig, etliche Millionen Jahre, weiter in die Welt, und

ſie gleich ins Unendliche, oder in Ewigkeit, fortläuft; ſo höret ſie doch nimmer auf, vermehrbar zu ſeyn, und

und ſtelle mir die Linie und die darauf geſtellten Menſchen, wie ſie alsdann ſeyn werden, vor. Wenn ich nun alsdann 1000 Geburten oder Glieder mehr rechne, als jetzo geweſen ſind, und die Linie folglich in b bis zu c verlängern muß: ſo ſtelle ich die beyden Linien mit ihren darauf geſtellten Menſchen ſo gegeneinander über, daß der letzte Mann von den 1000 künftigen gerade gegen mich über, deſſen Vater gegen meinen Vater, der Grosvater gegen meinen Grosvater, und ſo weiter aufwärts Mann für Mann gegen einander zu ſtehen kommen. Fragt ſich, wen werden die 1000 Glieder, die hernach mehr ſeyn werden, bey x gegen ſich über haben? Gewiß keinen, weil ſie über die angenommene unendliche Zahl Menſchen auf der Linie x———b ſind. Iſt denn aber nicht offenbar, daß die angenommene Linie und Zahl nicht unendlich ſey, ſondern in x einen Anfang gehabt habe, vor welchem ſich andere mehrere Menſchen gedenken laſſen?

Hierauf wußte man mir nichts zu antworten, als nur dieſes, daß die Mathematiker, wenn dem Unendlichen etwas zuwüchſe, ſolches für Nichts achteten. Allein, ich erwiederte, es wäre nur der Unterſchied, daß mein Etwas wirklich, jenes Nichts aber erdichtet ſey, und die Wahrhait von meinem Etwas nicht aufhebe. Wenn nach vielen Jahren 1000 Glieder von Menſchen wirklich mehr in der Welt werden geweſen ſeyn, und man wollte ſie neben der jetzigen Reihe aufwärts einzeln gegen einander über ſtellen; ſo wollen doch die überſchieſſenden 1000 Glieder bey x auch Platz haben, und laſſen ſich durch keine Erdichtungen aus der Welt hinaus denken. Auf dieſe Weiſe könnte man ſonſt auch den wirklichen Raum vom Sirius bis zum gegen über ſtehenden Fixſterne zu Nichts in der Welt machen, und ſelbſt das Unendliche durch ein gröſſeres Unendliches vernichten.

und bleibt eben darum immer endlich und zählbar. Die zu jeder künftigen Zeit Lebenden geben der wirklichen Reihe ſo weit ihr Ende oder ihre Schranken, von welchen die Nachwelt angeht.

§. 9.

Der andere Irrthum bauet auf den vorigen eine neue, aber eben ſo unrichtige, Folgerung: Was aufs Künftige ins Unendliche fortlaufen kann, das könne auch aufs Vergangene ins Unendliche vermehrt, und alſo unendlich und ohne Anfang geſetzt werden. Nun will ich hierbey nicht wiederholen, was ich eben erſt erwieſen habe, daß ins Unendliche vermehrbar ſeyn, und unendlich ſeyn, nicht einerley, ſondern gerade entgegengeſetzte Dinge ſind: und daß mithin die Reihe unſerer Vorfahren dadurch nicht unendlich und ohne Anfang würde, wenn man ſie gleich in Gedanken ins Unendliche vermehren wollte. Aber ich behaupte auch, daß man dieſes nicht ſo von unſerm Vorfahren, wie von unſern Nachkommen, heiſchen könne, daß ſich ihre Reihe ins Unendliche vermehren laſſe.

Der Unterſchied iſt ganz offenbar. Das Zukünftige iſt nur möglich, aber nicht wirklich: und in möglichen Theilen ſteht es mir noch frey, immer mehrere zu gedenken, und die Reihe nach Gefallen ins Unendliche zu verlängern. Aber wirkliche Theile haben ihre beſtimmte Zahl, keines mehr, keines weniger: alle, die ich darüber gedenke, ſind nicht wirklich geweſen, ſind erdichtet und haben keine Wahrheit. Wie ich alſo irren würde, wenn ich unſre möglichen

Nach-

Nachkommen bis ins tauſende Glied mit in der Reihe unſrer wirklichen Vorfahren befaßte; ſo ſteht es mir auch nicht frey, die Reihe derſelben mit tauſend, mit hunderttauſend Gliedern u. ſ. w. ins Unendliche nach Belieben zu vergrößern. So viel ihrer wiklich geweſen ſind, ſo viel ſind geweſen, und nicht noch tauſend Glieder mehr, die annoch nur möglich ſind. Iſt mir ihre Zahl unbekannt, ſo laß ſie x heiſſen; es iſt darum doch nicht x † 1000, es iſt eine in ſich beſtimmte Zahl wirklicher Einheiten, die ſich von einer erſten Einheit anfängt, und bis auf uns fortgeht.

Wenn einer einen königlichen Schatz betrachtet, ſo kann er wohl annehmen, daß ſich derſelbe ins Unendliche vermehren laſſe: das iſt eine mögliche Sache. Aber die Thaler, die ſchon wirklich in voriger Zeit geſammlet ſind, kann er nicht in der Berechnung nach Belieben ins Unendliche vermehren: das hieſſe, den König nur in Gedanken und auf dem Papiere ins Unendliche reich machen. Es iſt eine wirkliche beſtimmte, obgleich unbekannte Zahl des Geldes da, kein Heller mehr oder weniger. Und wenn der Schatz nicht einen Anfang der Sammlung gehabt hätte, ſo würde er auch nicht ins Unendliche können vergrößert werden.

Laſſet nun die alten wircklich geſammleten Thaler die wirklichen Menſchen bedeuten, welche bereits zu ihren Vätern verſammlet worden; und die künftig

tig ins Unendliche einzunehmenden Thaler die künftigen Menſchen vorſtellen; ſo werdet ihr ſehen, der Begriff und die Sache ſey weſentlich einerley. Wir dürfen mit den wirklichen Ahnen nicht nach Gefallen ins Unendliche ſpielen, und immer mehr geweſene Menſchen in unſern Gedanken machen. Das heißt dichten, und des Dichtens kein Ende machen wollen. Es ſind lauter einzelne Menſchen, die vor uns gelebt haben, und ein jeder macht einen wirklichen Theil der Zahl und Reihe aus, und hat gegen uns ein beſtimmtes Verhältniß eines Großvaters, Urältervaters, eines Ahnen im 99, im 687 Gliede, und ſo weiter. Es iſt demnach die ganze Anzahl und Reihe, als eine wirkliche betrachtet, auf alle Weiſe beſtimmt.

§. 10.

Bey dieſem offenbaren Vernunftſchluſſe aus einer klaren Erfahrung wollte ich meinen Beweis anfangs bewenden laſſen, und die hiſtoriſchen Gründe, wegen der Weitläuftigkeit, ganz vorbeygehen. Allein, weil ein neuer franzöſiſcher Schriftſteller der Ewigkeit des menſchlichen Geſchlechts aus der Geſchichte einen Schein zu geben geſuchet; 7) ſo will ich doch, ſo kurz

7) Le Monde, ſon Origine & ſon Antiquité. à Londres (wie der Titel lautet) 1751. 8. darinn der ungenannte Verfaſſer, nachdem er andere ausgeſchrieben, auch Vergnügen findet ſich ſelbſt auszuſchreiben, indem er im andern Theile ganze Seiten aus dem erſten, wörtlich, zugleich mit den Noten, wiederholet. So iſt ſchon das erſte

kurz als mir möglich ſeyn wird, zeigen, daß die wahre Geſchichte dem Anfange des menſchlichen Geſchlechts nicht widerſpreche, ſondern vielmehr denſelben durch mancherley Umſtände beſtätige.

§. 11.

Die Geſchichte, ſage ich, widerlegt es nicht, daß die Menſchen einſt entſtanden ſind. Denn alle und jede Völker, von denen man Nachricht hat, kommen darinn überein, daß ihr Geſchlecht einen Urſprung gehabt habe; ob ſie gleich in der Zeit, Art und Urſache des Entſtehens weit von einander abgehen. Die meiſten gaben ſich für indigenas, terrigenas, aborigines, ἐγγενεῖς, oder αὐτόχθονας aus, 8) welches alles

ſte Capitel des zweyten Theils ganz aus dem erſten Th. p. 155–162. Wiederum, was p. 15–19. ſteht, findet man 1 Th. p. 164–167. Ferner p. 21. ſq. iſt aus 1 Th. p. 162. ſq. p. 48–52. aus 1 Th. p. 168–171. Dennoch hat man uns ſchon mit einer deutſchen Ueberſetzung dieſes Buches gedrohet; und vielleicht würde auch der Hr. Ueberſetzer keine Zeile davon umſonſt zweymal geſchrieben ſeyn laſſen.

8) Diodorus Siculus lib. 1. Cap. 9. pag. 12. fin. ὀυ μόνον Ἕλληνες, ἀλλὰ καὶ πολλοὶ τῶν βαρβάρων ἑαυτοὺς αὐτόχθονας λέγοντες. Nicht allein die Griechen, ſondern auch viele der Barbaren ſagen, ſie wären aus der Erde entſproſſen. Siehe beſonders von den Aegyptern, eben daſelbſt, Cap. 10. ſqq. von den Indianern, denſelben lib. II. cap. 38. pag. 151. lin. 4. Pauſanias lib. VIII. cap. 29. p. 661. von den Aethiopiern, den Diodorus lib. III. cap. 2. von den Scythen denſelben lib. II. c. 43. p. 155. lin. 79. von den Athenienſern, den Iſocrates

alles nichts anders ſagen will, als daß ihre erſten Voraͤltern in demſelben Lande, wo ſie jetzt wohnten, aus unſer aller Mutter, der Erde, Schooſſe gebohren waͤren. Dieſes Vorgeben ſchließt zwar einen goͤttlichen Werkmeiſter, der ſie aus Leimen gebildet, nicht aus; 9) jedoch moͤchte wohl eines Theils die Unwiſſenheit, von ihrem undenklichen Herkommen aus einem andern Lande und Geſchlechte, Urſache daran ſeyn, daß ein jedes Volk ſich da geſchaffen und erzeugt zu ſeyn glaubte, wo es wohnte. Bey den meiſten aber iſt wohl ein Hochmuth Urſache ſolcher Erdichtung geweſen, daß ſie ihre Herkunft keinem Fremden wollten zu danken haben, oder deſſen Colonie und Abkoͤmmlinge heiſſen.

Dieſer Hochmuth war auch der Bewegungsgrund, daß ſich die Voͤlker um die Wette alt zu machen ſuchten und ſich eines goͤttlichen Urſprunges, und einer urkundlichen Nachricht von vielen tauſend, oder

 hun-

tes in Panegyrico p. 45. ed. H. Steph. und im Panathenaico p. 258. C. und den Euripides beym Plutarchus de Exilio p. 604. E. Juſtinus II. 6. &c. von den Arcadiern und Achivern, den Pauſanias Eliac. lib. V. cap. 1. init. von den Sicaniern, den Diodorus Sic. lib. V. c. 6. p. 335. lin. 95. von den Cretern, denſelben lib. V. cap. 64. p. 381. von den Deutſchen Tacitus de Mor. Germ. cap. 2. & 4. von den Britanniern, Cæſar de Bello G. lib. V. Cap. 12. Die Gallier wollten vom Dite Patre erzeuget ſeyn. Cæſ. ibid. VI. cap. 18.

9) Siehe des Tob. Pfannerus Syſtema Theologiæ Gentilis purioris cap. 7. §. 2.

hunderttauſend Jahren rühmten; hergegen anderer Völker Abſtammung, und aller nützlichen Künſte Erfindung, von ſich ableiteten 10). Die Babylonier waren wohl, nach Moſis Berichte, ſeit der allgemeinen Waſſerfluth, die alleràlteſten; und von da aus war Aegypten bepflanzet worden. 11) Dennoch machtens ihnen die Aegypter ſtreitig, und behaupteten, daß nicht allein die erſten Menſchen, ſondern auch die Götter, bey ihnen erzeuget wàren: 12) ſie hàtten, wie nach Griechenland, Pontus, Arabia, Judàa, Syria, ſo auch nach Babylon, Colonien geſchickt, und die Babylonier in der Sternkunde unterrichet: 13) ſie hàtten alle Künſte erfunden, und die Griechen hàtten alle

10) Diodorus Sic. lib. I. cap. 9. fin. ſchreibt: περὶ δὲ τῆς τοῦ γένους ἀρχαιότητος οὐ μόνον ἀμφισβητοῦσιν Ἕλλυνες, ἀλλὰ καὶ πολλοὶ τῶν βαρβάρων ἑαυτοὺς αὐτόχθονας λέγοντες, καὶ πρώτους τῶν ἁπάντων ἀνθρώπων ἐυρετὰς γενέσθαι τῶν ἐν τῷ βίῳ χρησίμων, καὶ τὰς γενομένας παρ᾽ αὐτοῖς πράξεις ἐκ πλείςων χρόνων ἀναγραφῆς ἠξιῶσθαι. Es ſtreiten ſich nicht allein die Griechen, ſondern auch die Barbaren, welches Volk das àlteſte ſey: ein jedes ſagt, ſie ſind aus der Erde entſproſſen, und ſie wàren unter allen Menſchen die erſten Erfinder nützlicher Dinge, und ihre Thaten wàren von gar langen Zeiten des Aufzeichnens werth geachtet worden.

11) Jacobus Perizonius in Originibus Babylonicis cap. 1. ſqq. und in Aegyptiacis cap. 1.

12) Diodorus Sic. lib. I. cap. 10. & 12. Mela I. 9.

13) Idem lib. I. cap. 28.

alle Theologie und Weisheit von ihnen empfangen 14) Ich weis alſo nicht, ob Herodotus ſich die Wahrheit berichten laſſen, als ob der ägyptiſche König Pſammetichus ſelbſt den Phrygiern den Vorzug des Alters zuerkannt habe, nachdem er zween Knaben, ohne daß ſie eine menſchliche Sprache gehört, erziehen laſſen, und dieſe von ſelbſt beyde Bekos! Bekos! das iſt, auf Phrygiſch, Brodt, geſchryen. 15) Wiewohl auch die Scythen ihr Geſchlecht deswegen älter hielten, als der Aegypter, weil ſie ein höheres Land bewohnten, das nach der allgemeinen Fluth zuerſt trocken geworden, da Aegypten noch unterm Waſſer gelegen. Und Juſtinus ſcheint ihnen darinn beyzuſtimmen. 16) Auch rühmten ſich die Aethiopier, daß ſie die erſten Menſchen, und die Aegypter ihre Colonie wären. 17) Kurz! ein jedes Volk wollte ſich durch Alter und Ahnen, durch göttlichen Urſprung, und durch ſeine Erfindungen und Ausbreitung, vor andern, adeln, und kein Abkömmling anderer heiſſen.

Man ſieht alſo ſchon aus dieſem Bewegungsgrunde, daß man ihr Vorgeben für nichts weiter als für eine Erdichtung zu achten habe, die von einer hochmüthigen Rangſucht erzeuget worden. Eben das erhellet auch aus der Unverſchämtheit des Vorgebens ſelbſt, da die Aegypter eine Geſchichte von 23000

14) Idem lib. I. cap. 11. ſqq. item cap. 22. & 69.
15) Herodotus lib. II. ſect. I.
16) Juſtinus lib. II. cap. I.
17) Diodorus Sic. lib. III. cap. 2. 3. p. 175. ſq.

die Babylonier von 470000, die Sineſer gar von mehrentheils neun Millionen Jahren vorgegeben haben. Denn die eine Lüge koſtet nicht mehr Zeit, als die andere. Cicero, Diodorus Siculus, und andere Alte, haben dieſer handgreiflichen Aufſchneiderey ſchon geſpottet. 18) Calliſthenes, der Alexandern nach Aſien

18) Cicero lib. I. de Divinat. cap. 19. „Condemnemus hos (Bablonios) aut ſtultitiæ, aut vanitatis, aut imprudentiæ, qui CCCCLXX. millia annorum, ut ipſi dicunt, monumentis comprehenſa continent, & mentiri judicemus, nec ſæculorum reliquorum judicium, quod de ipſis futurum ſit, pertimeſcere.“ vide Eundem, lib. II. cap. 46. Diodorus Sic. lib. II. cap. 31. p. 145. lin. 57. περὶ δὲ τοῦ πλήθους τῶν ἐτῶν, ἐν ὅις φασὶ τὴν θεωρίαν τῶν κατὰ τὸν κόσμον πεποιῆσθαι τὸ σύστημα τῶν Χαλδαίων, οὐκ ἂν τις ῥᾳδίως πιστεύσειν. ἐτῶν γάρ ἑπτὰ καὶ τεσσαράκοντα μυριάδας, καὶ τρεῖς ἐπὶ ταύταις χιλιάδας, εἰς τὴν Ἀλεξάνδρου διάβασιν γεγονέναι καταριθμοῦσιν, ἀφ᾽ ὅτου τὸ παλαιὸν ἤρξαντο τῶν ἄστρων τὰς παρατηρήσεις ποιεῖσθαι. Die Menge der Jahre, ſeit welcher die Geſellſchaft der Chaldäer vorgiebt, den Himmel betrachtet zu haben, kann nicht leicht jemand glauben. Denn ſie zählen von dem erſten Anfange ihrer Beobachtung der Sterne bis auf Alexanders Einfall in Aſien 473000 Jahre. So ſaget er auch von den Aegyptern, lib. I. cap. 26. p. 30. lin. 92. οἱ ἱερεῖς τῶν Αἰγυπτίων τὸν χρόνον ἀπὸ τῆς Ἡλίου βασιλείας συλλογιζόμενοι, μέχρι τῆς Ἀλεξάνδρου διαβάσεως εἰς τὴν Ἀσίαν, φασὶν ὑπάρχειν ἐτῶν μάλιστά πως δισμυρίων καὶ τρισχιλίων.

Aſien begleitet, hat, nach des Porphyrius Berichte, in der Chaldäer Büchern nicht mehr himmliſche Beobachtungen, als von 1903 Jahren vor Alexandern, gefunden, welches etwa bis zu Nimrods Zeiten hinaufſteigt. 19) Und Martinus Martini ſchreibt von den Sineſern, daß ſie ſelbſt ihre Nachrichten vor dem Fohy für verdächtig, und zum Theile lächerlich hielten. 20) Ueberhaupt reicht keines Volkes Geſchichte,

λίων. -- ἀπίςου δ᾽ ὄντος τοῦ πλήθους τῶν ἐτῶν &c. Die ägyptiſchen Prieſter geben vor, daß von der Zeit der Regierung der Sonne [des Helius], bis zu Alexanders Zuge nach Aſien, bey 23000 Jahre verſtrichen ſind. Dieſe Menge von Jahren aber iſt unglaublich. Syncellus in Chronico p. 17. ſq. & 37. edit. Pariſ. 1652. in Fol. urtheilet von beyden Völkern, und ihren Geſchichtſchreibern, dem Beroſus und Manetho, nicht beſſer. S. auch wieder den Herodotus, des Shaw Voyage dans la Barbarie & le Levant P. II. ſub fin. und p. 183. (a)

19) Perizonius in Origin. Babyl. cap. 1. p. 6. ſq.

20) Martinus Martini Decade I. Sinicæ hiſtoriæ init. „Ante Fohyum quidem Imperatorem, conſtituta annalium ſuorum initia Sinæ ipſi pro ſuſpectis habent, ut quæ falſa & ridicula quamplurima complectantur.“ Ich halte dafür, daß es vergeblich ſey, die ſineſiſche Zeitrechnung, ſo wie die chaldäiſche und ägyptiſche, zu harmoniren; was ſich auch M. Fourmont der ältere, ſur l' origine des anciens peuples P. II. p. 392. ſqq. nach vielen andern für Mühe giebt. (Der Ungrund des von den Sineſern vorgegebenen Altethums, und das Fabelhafte ihrer Geſchichte, iſt von Herr Prof. Meiners, in ſeinen Anmerkungen und Zuſätzen z den Abhandlungen Sineſiſcher Jeſuiten, Leipz. 1778. und von Herrn de Guignes (Journ. des Sav. 1779. Juill. Aout.) ausführlich erwieſen.]

die einigen Glauben verdienet, weiter, als die Geſchichte Moſes nach der allgemeinen Fluth: ſo wie auch der Griechen Nachricht die Zeiten der Semiramis und des Ninus nicht überſteigt; und die Schreibekunſt, oder vielmehr das Geſchichtſchreiben, vielleicht kaum ſo alt iſt. 21)

Es mag aber darum ſeyn wie es will; ſo erhellet doch aus allem das einmüthige Geſtändniß aller Völker, daß ſie ſich nicht für ewig gehalten, ſondern einen Anfang ihres Geſchlechtes erkannt haben. 22)

Denn

21) Macrobius in Somnium Scipionis, lib. II. cap. 10. „Quis facile mundum ſemper fuiſſe conſentiat? cum abhinc ultra duo retro annorum millia, de excellenti rerum geſtarum memoria, ne Græca quidem exſtet hiſtoria. Nam ſupra Ninum, a quo Semiramis ſecundum quosdam creditur procreata, nihil præclarum in libros relatum eſt.“ Diodorus Sic. lib. I. c. 9. p. 12. lin. 47. ἀδύνατον, τὴν ἕυρησιν τῶν γραμμάτων ὅυτως ἐῖναι παλαιὰν, ὥςε τοῖς πρώτοις βασιλεῦσιν ἡλικιώτιδα γενέσθαι. εἰ δέ τις καὶ τοῦτο συγχωρήσαι, τό γε τῶν ἱςοριογράφων γένος παντελῶς φανίεται νεωςὶ τῷ κοινῷ βίῳ συνεςαμένον. Es iſt nicht möglich, daß die Erfindung der Schreibekunſt ſo alt ſey, daß ſie den erſten Regenten gleich kommen ſollte. Und wenn man das auch zuſtünde, ſo erhellet doch, daß die Geſchichtſchreiber erſt ganz neulich zum Nutzen der Menſchen entſtanden ſind. Siehe auch Platonem de Rep. lib. III. init.

22) Es ſind bloß einige Weltweiſe geweſen, die in ihrem erdichteten Lehrgebäude Welt und Menſchen ewig gemacht haben,

Denn die, welche ihre erſten Voraͤltern urſpruͤnglich aus der Erde herleiteten, mußten ja eine Zeit annehmen, da noch niemand von ihren Vorfahren geweſen. Die, welche ihren Urſprung von den Goͤttern herholeten, oder vielmehr nur ihre erſten Regenten und Wohlthaͤter vergoͤttert und unſterblich erklaͤret hatten, wie die Aegypter, Babylonier, Creter, Pelasger, und viele andere thaten, dachten an keine andere als erſchaffene oder erzeugte Goͤtter, das iſt, an Menſchen, die ſelbſt entſtanden waͤren. Die alten Perſer, und mehr andere, ſageten ausdruͤcklich, daß die Welt und die Menſchen von Gott erſchaffen waͤren. 23) Die Sineſer ſetzen, ungeachtet ihrer langen Zeitrechnung, einen erſten Menſchen, den ſie Puoncuum nennen. 24) Es hat demnach kein Volk, nicht einmal mit allen Luͤgen, jemals Anſpruch an die Ewigkeit gemacht; und die wahre Geſchichte reicht nicht uͤber den Nimrod, oder uͤber Moſes Nachrichten. Wenn man daher Moſes auch nur bloß als den aͤlteſten Geſchichtſchreiber anſehen will: ſo hat man

haben, welche Cenſorinus de die natali cap. 4. erzaͤhlt, dabey Lindenbrogs Anmerkungen zu ſehen ſind. Wiewohl Buddeus, in Hiſtoria Eccleſ. V. Teſt. Tom. I. p. 75. ſqq. die meiſten von dieſer Zahl ausnimmt, und allein den Ocellus Lucanus und Ariſtoteles laͤßt.

23) Thom. Hyde de Religione vet. Perſar. p. 164. ſqq.

24) Martinus Martini in Sinicæ Hiſtoriæ Decade I. init. Wiewohl andere den Noah daraus machen, und den Namen durch l'ancien ou l'ainé de l'Arche erklaͤren. Fourmont P. II. p. 437. Die mehreſten machen den Fohi zum Noah, Ibid. p. 398. ſq.

alle Urſache, ſeiner Beſchreibung von der Abſtammung und Verbreitung der Völker völlig Glauben beyzumeſſen. Man ſieht offenbar, daß er darinn durch keine ſolche Ehrſucht, wie andere, getrieben worden: weil er alle andere Völker damaliger Zeit älter macht, als das ſeinige. Es iſt aus unterſchiedlichen Stellen ſeiner Bücher zu erkennen, daß er noch ältere Urkunden vor ſich gehabt, woraus er ſeine Nachricht genommen. Die Namen der Stammväter, die er angibet, ſtimmen mit den Namen der Völker und Länder überein: und die heidniſche Geſchichtſchreiber beſtätigen ſelbſt die Wahrheit der Bücher Moſis in dieſem Stücke: wie der vortrefliche Bochart in ſeiner Geographia ſacra genugſam gewieſen.

§. 12.

Man darf ſich nicht wundern, daß die neuern griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber von den allererſten Bewohnern wüſter Landſchaften nichts erwähnen. Sie ſind zu neu und unwiſſend. Man kann aber ſolches nicht zu einem Beweiſe drehen, daß keine Hiſtorie davon Nachricht gebe; daß, was man davon ſagt, lauter Fabel ſey, und daß in jedem Lande allezeit Leute gewohnet haben. So ſchließt aber der ungenannte Franzoſe. 25) Er läugnet nämlich, daß uns die Geſchichte, durch die Erwähnung der

25) Le Monde, ſon Origine & ſon Antiquité, Part. I. p. 218. wo der Verfaſſer läugnet, „que l'Hiſtoire nous apprend touchant les anciennes colonies, que le Monde ſe ſoit peuplé ſucceſſivement & peu à peu.

der alten Colonien, lehre, die Welt ſey nach und nach allmälig bevölkert worden. Man glaubt z. E. ſagt er 26) daß die Aegipter und Phönicier Griechenland, die Griechen und Lydier Italien, die Phönicier und Celten Iberien, und ſo weiter beſetzt haben. Laſſet uns denn unterſuchen, was wir aus dem Alterthume von dieſen Colonien wiſſen: ich will aus den alten Geſchichtſchreibern zeigen, daß alle die Länder, wo ſie hingeſchickt ſind, ſchon vor ihrer Ankunft bewohnt geweſen: ich will zeigen, daß die alten Colonien in nichts von denen, welche die Europäer jetzt nach der neuen Welt ſchicken, unterſchieden geweſen ſind; und will daraus auf eine augenſcheinliche Art darthun, daß, wenn wir nichts, als die Geſchichte, zu Rathe ziehen,

26) „On croit, par exemple, que les Egyptiens & les Pheniciens ont peuplé la Grece; que les Grecs & les Lydiens ont peuplé l'Italie; que les Pheniciens & les Celt s ont peuplé l'Eſpagne, & ainſi des autres pays. Examinons donc ce qui nous reſte de l'Antiquité ſur les colonies: faiſons voir que, ſelon les Hiſtoriens anciens, tous les pays, où elles ont été envoyées, étoient habités avant leur arrivée: montrons, que les colonies anciennes ne differoient en aucune maniere de celles, que les Européens envoyent aujourd'hui dans le nouveau Monde; & prouvons par là d'une maniere évidente, qu'à ne conſulter que l'Hiſtoire, il eſt abſolument impoſſible de remonter à ces premiers tems, où la terre a commencé d'être peuplée, & que par conſequent tout ce qu'on dit ſur ce ſujet au delà d'un certain point, n'eſt que fable & conjecture frivole.

ziehen, es ſchlechterdings unmöglich ſey, bis auf die erſten Zeiten zu kommen, wo die Erde zum erſtenmal bevölkert worden; und daß folglich alles, was davon über einen gewiſſen Zeitpunct geſaget wird, nichts als ein Gedicht und leere Muthmaaſſung ſey.

Er beruft ſich desfalls auf Zeugniſſe des Pauſanias, Strabo, Dionyſius Halicarnaſſeus, Varro, Plinius, Nepos und Juſtinus; übergeht aber den Moſes ganz und gar mit Stillſchweigen. Allein, wer aufrichtig nach den erſten Einwohnern unbewohnter Länder forſchet, würde der ſie bloß in ſolchen neuern Geſchichtſchreibern ſuchen? Die konnten ja nichts davon wiſſen, weil ſchon ſo viele Jahrhunderte verfloſſen, und ſo viele Züge und Veränderungen geſchehen waren, daß ſie nur von weniger damaligen Einwohner Abkunft aus mündlicher Sage Nachricht haben, aber von den erſten Beſitzern der Länder nichts erfahren konnten. Warum übergeht aber dieſer Verfaſſer den Moſes, als den erſten Geſchichtſchreiber, der den älteſten Zeiten und Urkunden viel näher geweſen, und in dem Lande wohnte, welches die Pflanzſchule vieler andern war?

Kann man nun das Billigkeit und Unpartheylichkeit heiſſen, daß der Mann bey dieſer Frage des Moſes ganz nicht erwähnt, als ob er nicht in der Welt geweſen wäre, oder, als wenn er keine Geſchichte der älteſten Zeiten geſchrieben hätte, oder, als wenn

wenn es ſchon ausgemacht wäre, daß deſſen Zeugniß in dieſem Stücke falſch und nicht einmal einer Erwähnung würdig ſey? Iſt es demnach vernünftig, aus der Unwiſſenheit und dem Stillſchweigen neuerer Schriftſteller, gegen den Bericht des älteſten Geſchichtſchreibers, einen Beweiß zu ziehen, daß dasjenige gar nicht geſchehen ſey, was dieſe nicht erwähnen, und gewußt haben?) 27)

Wenn wir alſo auch zugeben, daß obgenannte Griechen und Römer, bey allen Colonien, welcher ſie gedenken, ſchon ein bewohntes Land vorausſetzen, daß Pelops die Danaer vorgefunden, Danaus den Gelanor aus Argos vertrieben, welcher vom Inachus abſtammte, daß vor Cadmus in Böotien ſchon die Aoner, Temnicer, Leleger und Hyanther geweſen, und ſo weiter; ſo beweiſt dieſes doch nichts mehr, als daß die

27) Bochart ſagt in der Vorrede zu ſeinem Phaleg, in Vergleichung der moſaiſchen Nachrichten mit den heidniſchen: „Neque enim aliud quidquam ſupereſt, unde priſcarum gentium origines exſculpamus. Nam Chaldæorum, Phœnicum & Aegyptiorum monumenta pridem conſumpſit ætas. Et Saiticus ille ſacerdos, Patenit nomine, de quo Proclus poſt Platonem in Timæo, Græcos merito aſſerebat ſemper eſſe pueros nec unquam ſenes, utpote veræ vetuſtatis prorſus ignaros. Proinde, quoties de rebus vetuſtis ſermonem inſtituunt, ad ridiculas fabulas devolvuntur: atque alii ſe ex quercubus aut lapidibus, alii ex fungis, alii ex cicadis, alii ex formicis, alii ex draconis dentibus ſe fabulantur ortos. Quis porro gentium aliarum incunabula & primordia edoceri poſſe ſe putet ab iis, qui de propria origine talia mentiuntur?“

die Griechen, weiter von ältern Zeiten Nachricht zu geben, nicht mehr fähig waren; es beweiſt aber ihre Unwiſſenheit und ihr Stillſchweigen im geringſten nicht, daß die Länder niemals unbewohnt geweſen. Daß iſt eben ſo unrichtig geſchloſſen, als wenn man im Gegentheil aus der Unwiſſenheit und dem Stillſchweigen der Griechen, wer vor den Aonern, Temnicern u. ſ. w. in Böotien gewohnet, ſchlieſſen wollte: alſo hat niemand das Land vorher bewohnet.

Der Verfaſſer ſchließt auch wider die Abſicht und Meynung ſeiner Geſchichtſchreiber ſelbſt. Denn, wenn ſie vor den Colonien ſchon Einwohner des Landes ſetzen, ſo ſagen ſie ja dadurch nicht, daß dieſelben die erſten und ewig geweſen: oder, wenn ſie auch ſprechen, die und die Völker hätten das Land anfangs oder zuerſt bewohnet (initio, primi tenuerunt); ſo iſt das allemal mit der Einſchränkung zu verſtehen, die Erſten, davon wir Nachricht haben. Denn daß ſie vielmehr allenthalben zuerſt ein unbewohntes Land voraußſetzen, erhellet daraus, weil ſie die erſten Einwohner jeden Landes, die keine Ankömmlinge oder Colonien waren, als terrigenas aus der Erde erzeugte Menſchen, anſahen; folglich eine Zeit annahmen, da jedes Land noch gar keine Einwohner gehabt. Tacitus ſagt hergegen von den Britanniern zweifelhaft: 28) **Was für Menſchen zuerſt Brittanien bewohnet haben, ob es Eingebohrne oder Fremdlinge geweſen, das iſt unbekannt weil es Barbaren ſind.** Er muth-

28) Tacitus in Vita Agricolæ, cap. 11.

muthmaaßet aber aus ihrer Geſtalt und ihren Gewohnheiten, daß es Ankömmlinge ſind, und daß einige aus Germanien, andere aus Iberien, andere aus Gallien entſproſſen. Er ſetzet alſo zweyerley Fälle, wie die Länder zuerſt haben können beſetzet werden, entweder durch Eingeborne, oder durch Ankömmlinge. In beyden Fällen aber wird ein unbewohntes wüſtes Land vorausgeſetzt. So rühmten ſich auch die Athenienſer, daß ſie allein in ganz Griechenland keine Ankömmlinge, ſondern Eingeborne wären: 29) ſie gaben alſo dadurch zu verſtehen, daß alle übrige Länder Griechenlands, auſſer Attica, vor der Ankunft dieſer Fremdlinge keine einheimiſche Einwohner gehabt hätten.

Wenn auch gleich die ſpätern Colonien, deren die neuern griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber erwähnen, nicht alle vorhergehende Einwohner ausſchlieſſen: ſo beweiſen ſie doch, daß die Länder durch den Zuwachs dieſer neuen Einwohner (wenn nur die alten nicht gänzlich vertrieben oder getödtet ſind) weit ſtärker bevölkert worden. So iſt kein Zweifel, daß Britannien durch den Uebergang der Celten, Gallier, Iberier, und hernach der Römer, Dänen und Angelſachſen, von Zeit zu Zeit immer volkreicher geworden iſt, als vorhin; welches ich bald drunten umſtändlicher aus den häufigen Waldungen des alten Britanniens, und aus unverwerflichen Urkun-

29) Siehe die Stellen des Iſokrates, Euripides und Juſtinus, die ich oben pag. 82. not. 8. angeführet habe.

kunden darthun werde. Und ſo verhält es ſich ebenfalls mit den Colonien anderer Länder; wie wir noch an America ſehen, welches die Europäer, durch ihre Colonien, in ſeinen häufigen wüſten Plätzen, ſchon weit mehr bevölkert, und noch viele Jahrhunderte nach uns bevölkern werden. Demnach beweiſen doch auch die neuern Colonien allerdings, was der Verfaſſer nicht zugeſtehen wollte, daß die Welt nach gerade immer mehr und mehr bevölkert worden: und das iſt hiſtoriſcher Grund genug, den erſten wüſten Zuſtand des Erdbodens und den erſten Anfang des menſchlichen Geſchlechtes daraus zu ſchlieſſen; die Geſchichte aber ſelbſt von der allererſten Welt können wir von ſo neuen Schreibern, als die Griechen und Römer waren, nicht erwarten noch verlangen.

§. 13.

Ich komme alſo nun zu den Umſtänden der Geſchichte, welche den Anfang des menſchlichen Geſchlechtes beſtärken, und will nur einige wenige derſelben ausleſen, die jedem in die Augen leuchten. 30) Zuerſt

30) Der Herr David Hume hat unlängſt, in ſeinen Political Diſcourſes P. II. num. 10. von der Menge der Menſchen bey den alten Nationen, mit vieler Beleſenheit und guter Einſicht gehandelt, von welcher Betrachtung in dem hamburgiſchen Magazin, im X. Bande, p. 451. ſqq. und p. 563. ſqq. eine Ueberſetzung zu finden iſt. Er ſtreitet für die Menge in neuern Zeiten, und macht viele Zeugniſſe der alten Geſchichtſchreiber von einer damaligen ungeheuren Anzahl Menſchen, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, ver-

Zuerſt berufe ich mich darauf, daß beynahe ganz Europa vor Zeiten viele ungeheure Wälder, und ſehr wenig Städte, Flecken und Dörfer gehabt. Daraus iſt offenbar, daß es überhaupt viel unbewohnter geweſen, als jetzo. Denn in einer einzigen Stadt wohnen jetzt oft ſo viel Menſchen beyſammen, als in einer ganzen Provinz Landleute ſeyn mögen, die des Ackerbaues und der Viehzucht warten. Was faſſet denn nicht die Menge der Städte und Flecken, womit Europa jetzt an den meiſten Orten beſäet iſt, für eine unermeßliche Zahl Menſchen? Wenn alſo die Geſchichte dem gröſten Theile des alten Europa die vielen Städte und Flecken nimmt: ſo nimmt ſie ihm auch

verdächtig und lächerlich. Das Gegentheil behauptet Wallace in A Diſſertation on the Numbers of Mankind in ancient and modern Times: in which the ſuperior Populouſneſs of Antiquity is maintained: with an Appendix — and ſome Remarks on Mr. Hume's Political Diſcourſe of the Populouſneſs of ancient Nations. Edinburgh 1753. 8. Dieſes Buch iſt noch ausführlicher, und enthält viele gute politiſche Betrachtungen. Der Verfaſſer läugnet aber gar nicht, daß ſich die Menſchen auf dem Erdboden vermehrt haben, ſondern er ſucht nur darzuthun, daß eine Zeit geweſen, da die Erde volkreicher war, als ſie jetzt iſt, und legt die Schuld deſſen auf manche natürliche und ſittliche Hinderniſſe neuerer Zeiten. Vielleicht erhält man durch Vergleichung beyder Schriftſteller, deren jeder nur ſeine Welt zu bevölkern bemühet iſt, nähere Einſicht von der Wahrheit. Unterdeſſen ſehe ich nicht, daß einer von beyden die von mir gebrauchten allgemeinen Gründe gebrauchet oder widerleget habe.

auch dieſe groſſe Anzahl der Einwohner. Aber ſelbſt auf dem Lande können vormals wegen der Wälder lange ſo viel Menſchen nicht gewohnt haben, als jetzo: ſondern es muß an den meiſten Orten ſehr öde und wüſte geweſen ſeyn. Denn ſolche dicke nnd weit auslaufende Wälder, als die Hiſtorie angiebt, müſſen viele hundert, ja tauſend Jahre vor Menſchen Friede gehabt haben, aufzuwachſen und ſich zu verbreiten; und in denſelben können nur wenig Leute ihre Nahrung finden. Je mehr aber die Menſchen zunehmen, deſto mehr müſſen Bäume und wilde Thiere weichen, und das Land zum Kornbaue angewandt werden. Wären alſo Menſchen ewig: ſo müßte auch der Erdboden von undenklicher Zeit eben ſo ſtark, ja noch weit ſtärker beſetzt geweſen ſeyn, als er jetzo iſt; und könnte vor 2000 Jahren nicht ſo wild, wüſte und einſam ausgeſehen haben, als ihn die Geſchichte darſtellet; oder ſo wenig Menſchen befaſſet haben, als wir von manchen Ländern leſen.

Laſſet uns denn das alte Europa ein wenig durchwandern. Spanien oder Iberien iſt wohl in Europa zuerſt am ſtärkſten, und zwar, nach des Varro Berichte, durch die aſiatiſchen Iberier, Perſer, Phönicier, Celten, und nachmals durch die Carthaginenſer oder Punier beſetzt geweſen: 31) weil es wegen der gemäßigten Luft und des guten Bodens gleichſam für ein Paradies gehalten ward, wo die elyſi-

31) Das berichtet aus dem Varro der Plinius Hiſt. Nat. lib. III. cap. 1.

elyſiſchen Felder wären, wie Strabo aus dem Homerus zeigt. 32) Das iſt aber hauptſächlich nur von der Küſte an dem mittelländiſchen Meere zu verſtehen; ſonſt hat es noch im Lande ziemlich wüſte ausgeſehen. Die Luſitanier lieſſen den Ackerbau liegen, und machten ein Handwerk daraus, ſich einander, und die jenſeits des Tagus wohnenden, mit Krieg und Räubereyen zu überziehen: 33) daher des Landes innere Fruchtbarkeit nicht gebraucht ward, und wüſte lag. Auch waren die übrigen Spanier innerhalb Landes, und gegen die pyrenäiſchen Gebirge, alle ſehr kriegeriſch, hart und rauh von Lebensart; wie die Römer oft erfahren haben. Strabo berichtet von dem Poſidonius, daß er des Polybius geſpottet habe, wenn er geſchrieben, daß Grachus in Celtiberien drey hundert Städte erobert; und ſagt, daß er, nur den Triumph des Grachus zu erheben, aus einzelnen Thürmen oder Schlöſſern, welche man nämlich wider die Räubereyen erbauet hatte, Städte gemacht; und ſo hätten auch andere Geſchichtſchreiber, wenn ſie tauſend Städte in Spanien gezählt, die Dörfer für Städte gerechnet. 34) Denn, fährt er

32) Strabo Geogr. lib. III. Tom. p. 223. aus des Homerus Odyſſ. δ. 568.

33) Strabo lib. III. pag. 231. οἱ πλείους αὐτῶν, τὴν ἀπὸ τῆς γῆς ἀφέντες βίον, ἐν λῃστηρίοις διετέλουν καὶ πολέμῳ συνεχεῖ, πρός τε ἀλλήλους καὶ τοὺς ὁμόρους αὐτοῖς, διαβαίνοντες τὸν Τάγον. — καὶ συνέβαινε τὴν χώραν ἀμελουμέναν, στείρην εἶναι τῶν ἐμφύτων ἀγαθῶν, οἰκεῖσθαι δ' ὑπὸ λῃστῶν.

34) Strabo lib. III. p. 247.

fort, die Natur des Landes leidet nicht viel Städte, wegen des magern, dürren und rauhen Bodens (welches Strabo auch kurz vorher als bergicht uud waldicht beſchrieben). Auch fördert die Lebensart und Gewohnheit der Einwohner (wenn man die an der Seeküſte nach unten ausnimmt) dergleichen gar nicht. Denn die, welche in Dörfern wohnen, ſind gemeiniglich wilder Art; und ſo ſind die meiſten Iberier. Die Städte aber ſelbſt können die Menſchen nicht leicht zahmer machen, wo noch die meiſten in Wäldern wohnen, und ihre Nachbarn überfallen. 35) Von den vielen Wäldern Spaniens in den oberen Gegenden redet Strabo kurz vorher, und Bochart beſtätiget es aus andern Schriftſtellern. 36) Wie aber Spanien nach der Zeit an Einwohnern ſtark zugenommen, und wieder abgenommen habe, das iſt eine ſehr bekannte Sache.

Was Gallien betrift, ſo war es gleichfalls ſchon, zu Cäſars Zeiten, ziemlich bevölkert; aber dennoch viel wal-

35) Strabo lib. 3. p. 247. οὔτε γὰρ ἡ τῆς χώρας φύσις πόλεων ἐπιδεκτικὴ πολλῶν ἐςι διὰ τὴν λυπρότητα, καὶ διὰ τὸν ἐκπολισμὸν, καὶ τὸ ἀνήμερον. οὔθ᾽ οἱ βίοι καὶ αἱ πράξεις αὐτῶν (ἔξω τῶν κατὰ τὴν παραλίαν τὴν καθ᾽ ἡμᾶς) ὑπαγορεύουσι τοιοῦτον οὐδέν. ἄγριοι γὰρ οἱ κατὰ κώμας οἰκοῦντες· τοιοῦτοι δ᾽ οἱ πολλοὶ τῶν Ἰβήρων. αἱ δὲ πόλεις ἡμεροῦσιν οὐδ᾽ αὐταὶ ῥᾳδίως, ὅταν πλεονάζῃ τὸ τὰς ὕλας ἐπὶ κακῷ τῶν πλησίον οἰκούτων.

36) Strabo p. 245. Bochart Geogr. S. p. 694.

dichter und folglich öder, als es jetzo iſt. Cäſar gedenket des arduenniſchen Waldes, als des gröſten in ganz Gallien, welcher von dem Ufer des Rheins bey den Trevirern (zwiſchen dem Rheine und der Maas) bis an die Nervier, das iſt, bis an die Schelde, mehr als 500000 Schritte gereichet. 37) Wiederum von den Menapiern und Morinern ſpricht er, daß ſie lauter zuſammenhängende Wälder und Moräſte gehabt, wohin ſie geflüchtet; und daß er einige Tage hindurch, mit unglaublicher Geſchwindigkeit, durch den Wald gehauen; aber daß ſich dieſe Völker immer tiefer in den Wald gezogen, und er wegen eingefallener üblen Witterung von dem Beginnen habe abſtehen müſſen. 38) Dieſer Wald hat folglich von

37) Cæſar de B. G. lib. VI. cap. 29. „Arduenna ſilva eſt totius Galliæ maxima, atque ab ripis Rheni finibusque Trevirorum ad Nervios pertinet, millibusque amplius D in longitudinem patet.“ vide & lib. V. cap. 3.

38) Cæſar lib. III. cap. 28. „quod continentes ſilvas ac paludes habebant, eo ſe ſuaque omnia contulerunt,“ & cap. 29. „Cæſar ſilvas cædere inſtituit — incredibili celeritate magno ſpacio paucis diebus confecto, — cum ipſi denſiores ſilvas peterent; ejusmodi tempeſtates ſunt conſecutæ, ut opus neceſſario intermitteretur.“ vide & IV. 38.

Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les obſervations de Meſſieurs Bouguer & de la Condamine. Paris 1749. 4. p. XIV. ſaget von der abendlichen Küſte in Peru, wegen der vielen Wälder: „il eſt peu vraiſemblable, que cette côte, malgré ce que rapportent les premiers voyageurs, qui l'ont parcourue, ait jamais été très

peuplée,

dem Rheine und der Maas bey dem jetzigen Flecken Nümagen (Noviomagus Trevirorum) bis an Calais gereichet. Damit ſtimmt überein, was Strabo von den Galliern überhaupt ſagt, ſie legten ſich mehr auf den Krieg, als auf den Ackerbau. 39)

Bey der Schweiz, oder vielmehr Helvetien, dürfen wir nicht einmal auf die Beſchaffenheit des Landes ſehen; wir wiſſen die Anzahl der alten Einwohner zu Cäſars Zeiten ganz genau. Denn als ſie (ihrer jetzigen Neigung ganz entgegen) ſich entſchloſſen hatten, ſämmtlich mit Weibern und Kindern, ihr Land zu verlaſſen, und in Gallien einen beſſern Sitz zu ſuchen, fand Cäſar, nachdem er ſie geſchlagen hatte, in ihrem eigenen Verzeichniſſe, daß ihrer in allen 263000 Köpfe ausgezogen wären. Die hatten vorhin in 12 Städten und etwa 400 Dörfern gewohnet. Nun kamen ihrer nur etwa 110000 wieder zurück, nachdem die übrigen aufgerieben waren. Helvetien aber hatte damals beynahe eben die Gränzen, wie die jetzige Schweiz. 40) Welch eine geringe Anzahl

peuplée." Und er wendet eben dieſen Grund auf das alte Gallien an: Des forets immenſes ne ſont pas propres à faire ſubſiſter un grand nombre d'habitans. C'eſt une contradiction, que n'ont pas ſenti quelques Ecrivains d'ailleurs très habiles, qui ont crû, par exemple, que les Gaules du tems des Romains étoient beaucoup plus peuplées que ne l'eſt maintenant la France; quoique preſque tout la pays fut alors rempli de bois.

39) Strabo lib. IV. p. 269. μαχηταὶ μᾶλλον ἢ γεωργοί.

40) Man ſehe den Cäſar de B. G. I. 29, 5. 26, 2. Die Anzahl

Anzahl Menſchen waren alſo 263000 gegen die jetzige! und wie haben ſich die wenig überbliebenen ſeit der Zeit vermehret!

Wie Cäſar das erſte Mal nach Britannien übergieng: ſo landete er ungefähr gegen Calais über, und fand ſogleich, wie er ins Land einrücken wollte, die Feinde in Wäldern verſteckt, woraus ſie ihn anfielen. 41) Hernach zum andern Male, wie er etwas tiefer eindringen wollte, mußte er ſich ebenfalls durch die aus den Wäldern herausſetzenden Feinde durchſchlagen, bis er an die Temſe kam, wo er den Caſſivellaunus, als Heerführer der Britannier, wiederum in unwegſamen Waldungen antraf, dahin er Menſchen und Vieh verſammlet, und ſich darinnen verhauen hatte. 42) Das hieß bey den Britanniern

 eine

Anzahl der Helvetier, welche im hamburgiſchen Magazin X. B p. 616. aus dem Hume 36000 angegeben wird, ſoll, nach dem Cäſar, 368000 heiſſen. Allein in dieſer Zahl waren die Tulinger, Latobriger, Rauracer, Bojer, die mit den Helvetiern ausgezogen waren, auch begriffen; der Helvetier allein werden nicht mehr als 263000 gerechnet.

41) Cæſar lib. IV. cap. 32. „hoſtes — noctu in ſilvis delituerant: tum diſperſos — ſubito adorti, paucis interfectis, reliquos incertis ordinibus perturbaverant."

42) Cæſar lib. V. cap. 15. „ut noſtri omnibus partibus ſuperiores fuerint, atque eos in ſilvas colleſque compulerint — at illi ſubito ſe ex ſilvis ejecerunt." cap. 19. Caſſivellaunus — itinera noſtra ſervabat, locisque impeditis atque ſilveſtribus ſeſe occultabat, atque iis regionibus

eine Stadt, wenn ſie ſich mit umgehauenen Bäumen, und mit einem Walle und Graben verſchanzt hatten; ſonſt wußten ſie damals von keinen Städten. 43) So beſchreibt Dio die Britannier gleichfalls, daß ſie ſich in Wäldern, Bergen und Sümpfen aufgehalten, keine Städte, Mauren oder Ackerbau gehabt, ſondern von der Viehzucht, Jagd, Baumfrüchten und Wurzeln gelebt hätten. 44) Wie öde muß alſo Britannien damals noch geweſen ſeyn, da jetzo dergleichen Wälder, zumal in dem untern Theile, vergeblich geſucht werden! Ob nun gleich Britannien nach der Zeit durch die Römer, Angelſachſen und Dänen, noch mehr bevölkert worden: ſo hat doch Matthäus Hale in ſeinem Buche vom erſten Anfange des menſch-

lichen

nibus, quibus nos iter facturos cognoverat, pecora atque homines ex agris in ſilvas compellebat, & quum equitatus noſter liberius — ſe in agros effunderet, omnibus viis notis ſemitisque eſſedarios ex ſilvis emittebat.

43) Cæſar lib. V, cap. 21. „Cognoſcit, non longe ex loco oppidum Caſſivellauni abeſſe, ſilvis palludibusque munitum. — Oppidum autem Britanni vocant, quum ſilvas impeditas vallo atque foſſa munierunt, quo incurſionis hoſtium vitandæ cauſa convenire conſueverunt."

44) Dio Caſſius p. 222. lin. 26. & 957. lin. 87. ἔς τε τὰ ἕλη καὶ ἐς τὰς ὕλας κατέφυγον. pag. 1280. lin. 69. νέμονται ὄρη ἄγρια καὶ ἄνυδρα, καὶ πεδία ἔρημα καὶ ἑλώδη, μήτε τείχη, μήτε πόλεις, μήτε γεωργίας ἔχοντες, ἀλλ᾽ ἐκ τῆς νομῆς καὶ θήρας, ἀκροδρύων τέ τινων, ζῶντες, p. 1281. lin. 89. ἐν ταῖς ὕλαις τῷ τε φλοιῷ καὶ ταῖς ῥίζαις διατρέφονται. Siehe auch den Herodianus lib. III. cap. 14, 10 ſqq.

lichen Geſchlechts, aus dem Originalverzeichniſſe des Königs Wilhelm I. über alle Städte, Flecken und Dörfer Englands, gezeiget, daß ſich die Anzahl der Einwohner, in den ſechshundert Jahren bis auf Halens Zeit, über zwanzigmal vermehrt habe, ungeachtet das Reich mittlerweile mehr innere Verwüſtungen, als irgend ein anderes, ausgeſtanden. 45) Wenn man alſo bis auf die älteſten Zeiten Britanniens zurück denket; wie wüſte und öde muß es nicht gegen die jetzigen Zeiten geweſen ſeyn!

Deutſchland war vormals noch weit wüſter. Denn, wie Cäſar ſchreibt, ſo rechneten es ſich die Völker Germaniens zum größten Lobe, daß ſie um ſich herum alles verheereten, und weit und breit mit einer Einöde umgeben waren. Das, meynten ſie, ſey ein Merkmal der Tapferkeit, wenn die Nachbarn ſich vertreiben lieſſen, und wichen; niemand aber das Herz hätte, ſich neben ihnen zu ſetzen. 46) Auf Ackerbau hielten ſie nichts, und niemand beſaß einen Strich eigenen Landes; ſondern die Obrigkeit, oder der Fürſt, theilete jeder Famile mit ihren Verwandten, die ſich zuſammengethan, jährlich ſo viel Land

45) Matth. Hale lib. citat. Sect. II. cap. 10. p. 341. ſqq. edit. Germ. ab Henrico Smettaw curatæ. Cöln an der Spree 1684. Fol.

46) Cæſar de B. G. lib. VI. cap. 23. „Civitatibus maxima laus eſt, quam latiſſimas circum ſe, vaſtatis finibus, ſolitudines habere: hoc proprium virtutis exiſtimant, expulſos agris finitimos cedere, neque quenquam prope ſe audere conſiſtere.“

aus, als ihm gut dünkte, und wo es ihm beliebte: im folgenden Jahre aber nöthigte er ſie, wo anders hinzugehen, damit ſie ſich nicht an einen Ort gewöhnen, und den Ackerbau der Kriegesluſt vorziehen ſollten. 47) Wenn daher Cäſar über den Rhein geht, ſo heißt es gleich von den Sigambrern: ſie hätten ſich in Wälder und Einöden verſteckt. 48) Tacitus bekräftigt dieſes: Es iſt bekannt genug, ſagt er, daß die deutſchen Völker in keinen Städten wohnen; ja, daß ſie nicht einmal leiden, wenn mehrere ſich bey einander ſetzen wollten. Ein jeder hält ſich allein und abgeſondert auf, wo ihm eine Quelle, ein Feld oder Wald gefällt. 49) Er beſchreibt mithin das Land als ganz ſcheußlich. Wer wollte ſich nach Germanien begeben, wenn es nicht ſchon ſein Vaterland wäre? da der Boden ſo ſchlecht, die Luft ſo rauh, und alles unbebaut und traurig ausſieht. Das Land iſt

47) Id. Ibid. c. 29. „Minime omnes Germani agriculturæ ſtudent." c. 22. „agriculturæ non ſtudent — neque quisquam agri modum certum aut fines proprios habet; ſed magiſtratus ac principes, in annos ſingulos, gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum eis, & quo loco viſum eſt, attribuunt agri, atque anno poſt alio tranſire cogunt — ne, aſſidua conſuetudine capti, ſtudium belli gerendi agricultura commutent. Siehe auch den Strabo lib. VII. T. I. p. 446.

48) Id. lib. IV. c. 18. „ſe in ſolitudinem ac ſilvas abdiderant." vid. & cap. 19.

49) Tacitus de Mor. Germ. cap. 16. „Nullas Germanorum populis urbes habitari, ſatis notum eſt: ne pati quidem inter ſe junctas ſedes. Colunt diſcreti ac diverſi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.

iſt allerwärts voller fürchterlicher Wälder, oder voll häßlicher Moräſte; fruchttragende Bäume aber können nicht darinn fortkommen. Die Einwohner nehmen, nach dem Verhältniſſe ihrer Anzahl, bald dieſe bald jene Felder in Beſitz, und wechſeln damit alle Jahr ab; es bleibt aber Land über. Denn ſie ſind lange ſo arbeitſam nicht, als der Boden noch fruchtbar und geräumig iſt. 50) Cäſar ſagt von den Deutſchen, beſonders den Suevern, daß ſie beſtändig auf der Jagd lägen; und er beſchreibt die Elendthiere und Auerochſen weitläuftig, welche in dem Hercyniſchen Walde durch gaz Germanien gejaget ſind; 51) da ſie doch jetzt aus ganz Deutſchland vertrieben worden, und ſich kaum mehr im Preußiſchen in geringer Anzahl aufhalten. Der Hercyniſche Wald, welchen **Plinius** mit der Welt ſelbſt zugleich gezeuget zu ſeyn glaubet, gieng damals, nach **Cäſars** Berichte, vom Rhein, bey den Helvetiern, Nemetern und Rauracern an. Die Breite konnte ein hurtiger Fußgänger

50) Idem c. 2. „Quis porro — Germaniam peteret? informem terris, aſperam cælo, triſtem cultu aſpectuque, niſi patria ſit?" cap. 5, „Terra, — in univerſum aut ſilvis horrida, aut paludibus fæda — frugiferarum arborum impatiens." cap. 26. „Agri, pro numero cultorum, ab univerſis per vices occupantur — arva per annos mutant; & ſupereſt ager: neo enim cum ubertate & amplitudine ſoli labore contendunt.

51) Cæſar de B. G. lib. VI. cap. 21. „Vita omnis in venationibus." lib. IV. cap. 1. „Suevi multum ſunt in venationibus." Uros & alces deſcribit lib. VI. cap. 26. 27. 28.

ger nicht unter neun Tagen abgehen: aber es war keiner in Germanien, der ſich rühmte, daß er das Ende ſeiner Länge erreichet hätte, wenn er ſchon ſechzig Tage fortgewandert war, oder der jemals gehöret hätte, wo der Wald ſeinen Anfang nimmt. 52) Er redet von einem andern Walde, Bacenis genannt, der unendlich groß ſey, tief ins Land gehe, und eine natürliche Scheidewand zwiſchen den Cheruſcern und Suevern abgebe, daß ſie ſich ſo leicht einander kein Leid zufügen, oder überfallen könnten. 53) Viele andere Wälder, als der Ceſiſche, Gabretiſche, Semaniſche, Marcianiſche, Luniſche, hiengen alle mit dem groſſen Hercyniſchen zuſammen, wie Cellarius recht urtheilet; 54) ſo daß ganz Germanien damals beynahe noch ein einziger groſſer Wald war, und die Menſchen nur in den Zwiſchenräumen der Hölzungen einiges Land beſäeten, und noch Raum überlieſſen; nirgend angeſeſſen waren, ſondern ihren Sitz jährlich ver-

52) Plinius H. N. lib. XVI. c. 2. „Hercyniæ ſilvæ roborum vaſtitas, intacta ævis & congenita mundo." Cæſ. VI. 25. „(Hercyniæ ſilvæ) latitudo IX. dierum expedito patet — neque quisquam eſt hujus Germaniæ, qui ſe adiſſe ad initium ejus ſilvæ dicat, quum dierum iter LX. proceſſerit, aut quo ex loco oriatur acceperit."

53) Id. lib. VI. cap. 10. „ſilvam eſſe ibi infinitæ magnitudinis, quæ appellatur Bacenis: hanc longe introrſus pertinere, & pro nativo muro objectam, Cheruſcos a Suevis, Suevosque a Cheruſcis, injuriis incurſionibusque prohibere."

54) Chriſtoph. Cellarius Notitia Orbis antiqui Tom. I. lib. II. cap. 5. p. 461 ſq.

verlegten; nirgend in Flecken und Städten, ſondern einzeln und zerſtreuet in Horden und Hütten wohneten, und dazu alles um ſich herum weit und breit verwüſteten, übrigens ſich aus den Wäldern mit der Jagd nähreten. Wir werden auch drunten ſehen, daß in ganz Germanien kein einziger Fruchtbaum, auſſer etwa Eichen, geweſen.

Dieſes ſind unwidertreibliche Beweiſe von der ſehr geringen Anzahl Einwohner in dem alten Germanien, gegen das jetzige Deutſchland. Wo ſind jetzo die ungeheuren Wälder? wo ihre Elende und Auerochſen? Statt der Bäume und des Wildes findet man allerwärts Menſchen mit zahmem Viehe. Wo iſt nun eine mäßige Gegend, die irgend fruchtbar heiſſen kann, welche unbebauet wäre? Alles iſt mit Weiden, Saatfeldern, Gärten, Dörfern, Flecken und Städten gleichſam beſäet; und daher können ſo viel Bauern, Handwerker, Künſtler, Kaufleute und Gelehrte leben, ſo viel Adeliche, Baronen, Grafen, Fürſten, Churfürſten, Könige, eine beträchtliche Hofſtatt, und zum Theil anſehnliche Kriegesheere unterhalten.

Wenn wir demnach die Einwohner des alten Germaniens gegen die jetzigen in ein wahres Verhältniß bringen wollen: ſo müſſen wir erſtlich alle Menſchen, die ſich nicht mit Ackerbaue und Viehzucht nähren, das iſt, alle die, welche jetzt in allen und jeden Flecken und Städten durch ganz Deutſchland wohnen, abrechnen. Wir müſſen die zahlreichen

Colonien betrachten, welche Deutſchland jetzt nach Oſt- und Weſtindien ſchicket. Welche Menge geht denn nicht ab! Wir müſſen hiernächſt, da nun die meiſten Wälder abgehauen, und zum Ackerbaue und zur Viehzucht angewandt ſind, dem vorigen Germanien kaum den zehnten Theil bebautes Land, und alſo auch kaum den zehnten Theil ſo viel Bauleute einräumen. Wie viel Millionen ſind denn nicht weniger geweſen! Wir müſſen endlich bedenken, da man jetzt alles weit beſſer zu düngen und zu nutzen weis, Moräſte ausfüllet, Graben zieht, Weiden, Koppeln, Frucht- und Krautgärten anleget, Bienen zieht, Fiſchteiche hält, in den Strömen fiſchet, Wein bauet, ja das Innere der Berge mit Graben nach Vitriole, Farbenerde, Steinbrüche, Metalle und andere Mineralien nicht verſchonet, daß nun von einem und demſelben Striche Landes zehnmal mehr Menſchen leben können, als in den vorigen Zeiten. Wie viel bleibt ihnen denn wohl übrig? †)

So haben ſich denn die Menſchen in Deutſchland, in Helvetien, in Britannien, in den Niederlanden, in Frankreich, und allerwärts in Europa, ohne neuen Zuwachs aus Aſien, gewaltig vermehret; derer nicht zu gedenken, welche in andere Länder ausgeſandt ſind; müſſen ſich auch nach dem Verhältniſſe der

†) Siehe, was wider die gegenſeitige Meynung, der Reveries, ou Memoires ſur l'Art de Guerre de Maurice Comte de Saxe, in den göttingiſchen Anzeigen 1757. p. 247. mit Recht erinnert wird.

der Natur, das der Herr Probſt Süßmilch aus unſtreitigen Nachrichten gezogen hat, nothwendig immer mehren. 55) Und wenn einige volkreiche Länder an Einwohnern abgenommen haben, als Griechenland, Aegypten, und die Küſte von Africa am mittelländiſchen Meere; ſo iſt nicht die Fruchtbarkeit der Menſchen, ſondern blos eine harte Regierungsart, Schuld daran, daß ſich die Eingebornen lieber wo anders hin begeben, und ein Fremder nicht Luſt bekömmt, ſich da zu ſetzen. 56)

Es

55) Es lieſſe ſich beſonders von Italien zeigen, wie ſich deſſen Einwohner, ſeit Erbauung der Stadt Rom, vermehret; da doch die Römer beſtändige Kriege geführet, ſo viele Heere in fremden Ländern gehalten, ſo viele Colonien, nicht allein in Europa, ſondern auch in Africa und Aſia, angeleget haben: allein, die Geſchichte iſt bekannt genug, daß ſie einem jeden bey dieſer Erinnerung von ſelbſt ins Gedächtniß kommen kann. Ueberhaupt iſt von der natürlichen Vermehrung der Menſchen des Hrn. Probſt Joh. Peter Süßmilchs göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechtes, Berlin 1742. 8. p. 19. in der Kürze nachzuſehen, daraus erhellet, daß die Vermehrung in 12 Jahren (nur die Peſt ausgenommen) wie 10 zu 13 ſich verhalte.

56) Der Herr von Monteſquieu ſcheint dieſe Entvölkerung einiger wenigen vormals blühenden Länder allein in ſeiner Vorſtellung gehabt zu haben, wenn er in den Lettres Perſanes num. 108. und dem Eſprit des Loix liv. XXIII. cap. 18 ſq. überhaupt urtheilet, daß jetzt lange nicht ſo viel Menſchen auf dem Erdboden ſeyn, als zur Zeit des Cäſars darauf geweſen. Eben dieſes ſcheint auch das Verſehen des Wallace zu ſeyn, deſſen ich oben not. 30. gedacht

Es verhält ſich in dem Stücke mit den Menſchen ganz anders als mit den übrigen Thieren. Dieſe ſind durch

dacht habe, wenn er auf die Vielheit der Menſchen in dem alten Aegypten, Griechenland Sicilien, Archipelagus und Paläſtina dringt. Die Leute hatten ſich nach dieſen blühenden Oertern häufig hingezogen, und daſelbſt im Wohlſtande ſehr vermehret; ſo wie ſie ſich nachmals von da in Menge nach Rom und dem obern Italien, wie auch nach den fruchtbareſten Provinzen der Römer begaben. Zu geſchweigen, daß jedes ſiegende und reiche Volk, zu jeder Zeit, ſeine Anzahl durch viele, theils erkaufte, theils bezwungene, Sklaven aus andern Ländern vermehret. Wüßten wir aber von allen Völkern ſo gut, als von den Juden, wohin ſie, durch veränderte Umſtände, in der Welt zerſtreuet worden, ſo würde man durch die Verwüſtung einzelner Länder nicht auf die Gedanken gerathen, als ob die Vielheit in dem ganzen menſchlichen Geſchlechte dabey gelitten habe. So wenig aus einer oder der andern Stadt im Königreiche, die aus beſondern Urſachen verödet, auf das ganze Königreich zu ſchlieſſen iſt, daß es jetzt weit weniger Einwohner als vorhin haben müſſe: eben ſo wenig kann man auch aus einem und dem andern Lande den Schluß auf den ganzen Erdboden und das ganze menſchliche Geſchlecht machen. Die Vermehrung deſſelben iſt in ſeiner Natur gegründet, und geht über das Ganze; die Verminderung an einem und dem andern Orte iſt zufällig, und wird an mehrern andern doppelt erſetzet. Es iſt nichts unwahrſcheinlicher und mehr wider alle Geſchichte, als Luſitanien, Gallien, Helvetien, Germanien, Britannien, unter die Länder zu zählen, welche ſeit Cäſars Zeiten ärmer an Einwohnern geworden wären; vielmehr erhellet aus obigen Zeugniſſen, daß ſie jetzt, eins in andre gerechnet, wenigſtens zwanzig- bis dreyßigmal mehr Einwohner, als zu jenen Zeiten, beherbergen.

durch ihre Nahrung und zuträgliche Wärme in eine gewiſſe Gegend eingeſchloſſen, und die Vermehrung jeder Art wird durch ihre Natur, durch den Vorrath der Nahrung, oder durch die Witterung, oder durch Raubthiere, oder durch die Menſchen, in gewiſſen beſtändigen Schranken gehalten. Der Menſch aber kann alle Luft, von Nova Zembla an bis zur Linie, vertragen lernen, und ſich zu aller Koſt auf dem ganzen Erdboden gewöhnen, und gegen alle Witterung wapnen: er vermehret ſein Geſchlecht, was die Frauen betrifft, bey 25 bis 30 Jahre, und was das männliche anlanget, bey 40 bis 45 Jahre hindurch: er kann ſich die Wüſten, Moräſte, Waldungen, Gebirge wohnbar machen, und andere, wenigſtens die groſſen Thiere, welche ihm hinderlich ſind, wegräumen und ausrotten. Und daß dieſes in den vorigen Zeiten mehr und mehr geſchehen ſey, lehret die Geſchichte. Allein, die Waldungen und Wüſten, welche von Deutſchland aus, ſonderlich in dem nord-öſtlichen Theile von Europa und Aſia, in ganz America und Africa, noch hin und wieder übrig ſind, zeigen auch, daß der Erdboden noch lange nicht ſo bevölkert ſey, als er werden kann: zu geſchweigen, daß ſich noch bis auf den heutigen Tag, beſonders zwiſchen Aſia und America, imgleichen nach dem Südpole hin, ganz unbewohnte Inſeln und Länder finden, die doch an ſich wohnbar wären. Hergegen finden ſich in den vorigen Zeiten, nach aller glaubwürdigen Geſchichte, immer weniger und weniger Menſchen, immer waldichters und wüſteres Land. Und dieſe Betrachtung führet uns nothwendig dahin,

daß wir das menſchliche Geſchlecht endlich auf die allergeringſte Zahl, und auf ſeinen erſten Urſprung und Anfang bringen müſſen. Denn es iſt daher nicht möglich, daß es ewig ſey, weil ſonſt von undenklichen Zeiten wenigſtens eben ſo viel Menſchen hätten ſeyn müſſen, als jetzo ſind, und der Erdboden eben ſo beſetzt ſeyn, als wir ihn jetzo finden.

§. 14.

Der andere Umſtand, womit die Geſchichte den Urſprung des menſchlichen Geſchlechts von wenigen Vorältern beſtätigt, liegt in der Verwandtſchaft der Sprachen, oder in derſelben Abſtammung aus einer gemeinſchaftlichen Mutterſprache.

Wenn viele Menſchen, die noch von keiner Sprache wüßten, in verſchiedenen Ländern zerſtreuet lebten, und jeder für ſich eine Sprache erfände; ſo würden die Sprachen, weil ſie aus lauter willkührlichen Zeichen beſtehen, nichts mit einander gemein haben. Hergegen, wenn Menſchen aus einem Geſchlechte ſind; ſo werden ſie auch einerley Sprache und Mundart führen, ſo lange ſie nahe bey einander bleiben. So bald ſie ſich aber von einander trennen, ſo artet die Sprache durch Länge der Zeit und fremden Umgang allmählig aus, und theilet ſich in verſchiedene Mundarten, und endlich in verſchiedene Sprachen, darinn einer den andern nicht mehr verſteht. Dennoch bleiben eine gute Zeit die vornehmſten Stammwörter einerley, und in der Eigenſchaft der getheileten Sprachen herrſchet

ſchet noch eine ſolche Aehnlichkeit, daß man ihre Abſtammung von einer Mutter darinn genugſam erkennen kann.

Wie nun dieſes mit der Erfahrung und Geſchichte übereinſtimmet; ſo giebt auch hingegen die Abſtammung der Sprachen von einer gemeinſchaftlichen Mutter ein untrüglich Kennzeichen der Abſtammung der Menſchen von einem gemeinſchaftlichen Geſchlechte und Volke, wenn nur den Menſchen keine fremde Sprache von einem ſiegeriſchen Bezwinger aufgedrungen worden. Es bekräftiget aber die Geſchichte aller Zeiten, daß die groſſen Reiche weit ſpäter entſtanden ſind, als die alten Mutterſprachen. Die Menſchen haben anfänglich noch ihre natürliche Freyheit behauptet: die Stammväter und Aelteſten der Familie hatten blos ein willkührlich Anſehen: oder wenn ſich die Menſchen weiter ausbreiteten, ſo folgten ſie des Klügſten, Erfahrenſten und Muthigſten Rathe und Gutachten mehr freywillig, als durch Zwang und Eid. Mit der Zeit entſtunden daraus kleine Fürſten, Könige oder Staaten: und man wird durchgehends von allen nachmals zuſammengeſchmolzenen groſſen Reichen finden, daß ſie anfänglich in gar viele kleine und abgeſonderte Herrſchaften vertheilet geweſen ſind. Wenn alſo in den erſten Zeiten nirgend ein groſſer Beherrſcher vieler Länder war, ſo hat auch der Sieg weder die alten Mutterſprachen hervorbringen, noch die Verwandtſchaft unter die abſtammenden Sprachen einführen können; ſondern beydes iſt lediglich aus der natür-

chen Abſtammung und Vermehrung aus einem Geſchlechte abzuleiten.

Die Menſchen führen zwar jetzt unzählich verſchiedene Sprachen: allein, der alten Mutterſprachen ſind ſehr wenige. Wir wollen bey denen hauptſächlich bleiben, von welchen glaubwürdige Nachricht vorhanden iſt. Das Hebräiſche hat mit dem Cananäiſchen, Phöniciſchen, Puniſchen, Syriſchen, Palmyreniſchen, Aramäiſchen, Samaritaniſchen, Chaldäiſchen und Arabiſchen eine ganz offenbare Verwandtſchaft. Daher niemand zweifeln kann, daß alle dieſe Sprachen eine gemeinſchaftliche Mutter haben, und daß folglich die Völker ſelbſt aus einem Stamme entſproſſen ſind, und ſich nach gerade auf dem Erdboden ausgebreitet haben. Wüßten wir von andern jetzt untergegangenen Sprachen Aſiens mehrere Nachricht, ſo würden wir vermuthlich gleiche Verwandtſchaft darinnen finden. Jedoch dürfte das alte Aegyptiſche, Perſiſche und Babyloniſche, ſo viel man aus den Nachbleibſeln ſchlieſſen kann, den Mutterſprachen nahe kommen. Die übrigen jetzt durch Aſien üblichen Sprachen ſcheinen neu und vermiſcht zu ſeyn, dadurch die alte Abſtammung faſt unkenntlich geworden. Das Sineſiſche mag gar eine gemachte Kunſtſprache der Mandarinen, wenigſtens nicht mehr die alte ſeyn: ſo wie vor Zeiten auch die ägyptiſchen Prieſter eine eigene heilige Sprache unter ſich gehabt haben. 57)

In

57) Pauli Erneſti Jablonski Pantheon Aegyptiorum P. III. Prolegom. §. 57. ſeqq. S. überhaupt, von den linguis ſacris

In Europa finden wir kaum drey bis vier alte Mutterſprachen, die Griechiſche, Lateiniſche, Deutſche und Wendiſche oder Slavoniſche. Unter dieſen iſt die Griechiſche eine der vornehmſten; wiewohl auch dieſe noch offenbare Spuren von der Phöniciſchen zeiget, ſo wie die Geſchichte giebt, daß ſich die Phönicier zu verſchiedenen Zeiten in Griechenland niedergelaſſen haben. Von den Griechen iſt der unterſte Theil von Italien beſetzt worden, und die ganze lateiniſche Sprache hat ihren Urſprung vom Aeoliſchen und Doriſchen Dialect. Dieſes hat Gataker durch ein artiges Beyſpiel aus dem Anfange der Bucolicorum des Virgils gewieſen, welches werth iſt, daß es die, ſo beyder Sprachen nicht ganz unkundig ſind, anſehen; ſie werden eine genauere und allgemeinere Verwandtſchaft darinn finden, als ſie vielleicht vermuthet hatten. 58) Manche lateiniſche Wörter ſtimmen mit dem

ſacris und litteris hieroglyphicis, Fabricii Bibliographiam antiquariam, cap. XXI. §. 11. p. 965 ſq. der neuen Ausgabe, die vom ſel. Profeſſor Paul Schaffshauſen, Hamb. 1760. 4. reichlich vermehret worden iſt.

58) Gataker de Stilo N. T. cap. 1. Tityre, *tu* a Dorico τὺ pro σὺ: *patulæ*, a πετάω, pando: *recubans*, a κύπτω, incurvo me: *ſub*, ab ὑπὸ, ut ſuper ab ὑπὲρ: *tegmine*, a τέγω vel ςέγω, tego: *fagi*, a φῆγος, Dorice, φᾶγος. *Sylveſtrem*, ab ὕλη, ſylva: *tenui*, a τείνω, tendo, unde tenuis: *Muſam*, a μοῦσα: *meditaris*, a μελετάω, meditor, ut a ſedeo, ſella: *avena*, ab ἄυος, ſiccus aridus. *Nos* a νῶϊ: *patriæ* a πατρία, ſcil.

Deutſchen, ſo wie viele deutſche Wörter mit dem Griechiſchen überein; daß es ſchwer fällt, auszumachen, welches Volk die gemeinſchaftlichen Wörter von dem andern geborgt habe; oder ob ſie von einer gemeinſchaftlichen Mutter geerbet ſind.

Das Deutſche, Niederländiſche, Däniſche, Engliſche, Schwediſche, Norwegiſche und Isländiſche hat eine allgemeine Verwandtſchaft; gleichwie Böhmiſch, Ungariſch, Siebenbürgiſch, Polniſch, Littauiſch, Ruſſiſch, Wendiſch, aus dem Slavoniſchen entſproſſen iſt. Und vielleicht ſind alle dieſe Sprachen Töchter, oder, ſo man will, Enkelinnen, des alten Celtiſchen und Scythiſchen, welches faſt in ganz Europa geherrſchet hat, ehe das römiſche Joch vielen die lateiniſche Sprache angedrungen; ohne daß vormals die europäiſche Küſte am mittelländiſchen Meere viel Phöniciſches gehabt zu haben ſcheint. Es ſtimmet alſo mit der Geſchichte überein, daß ganz Europa zuerſt, theils zu Waſſer, von den handelnden Phöniciern, theils zu Lande, von den ſtreifenden Scythen, beſetzet worden.

Ich wünſche dem Herrn Prof. Popowitſch, 59) bey Gelegenheit ſeiner Unterſuchung vom Meere eine be-

ſcil. γῆ: *fines* a χοῖνος, funis menſorius, agri portio, unde finis: *nos dulcia*, a γλυκὺς, δυλκὺς, dulcis, ut γνόφος, δνόφος, tenebræ: *linquimus*, a λείπω, unde linquo, liquo: *arva*, ab ἀρῶ aro: &c.

59) Herr Joh. Siegmund Val. Popowitſch hat, ohne ſich zu

beſondere Einſicht in die Verwandtſchaft und Abſtammung der abendländiſchen Sprachen gewieſen hat, daß er einen Auguſt oder Mäcen finden möchte, der ſein Bemühen reitzete, ein harmoniſch deutſches, oder vielmehr abendländiſches Wörterbuch zu verfertigen. Ich bin verſichert, daß ſolches der Hiſtorie der Sprachen und des menſchlichen Geſchlechtes ein groſſes Licht geben würde. Noch mehr würden wir des menſchlichen Geſchlechtes Verwandtſchaft und Abſtammung ſehen können, wenn des gelehrten **Olaus Rudbeck**, des jüngern, Theſaurus linguarum Aſiæ & Europæ harmonicus völlig zu Stande gekommen wäre. Jedoch erkennet man ſchon aus dem kleinen Specimine dieſes Theſauri, welches der Herr Paſt. **Wolf** hinter dem zweyten Theile ſeiner Bibliothecæ Hebreæ wieder aufs neue drucken laſſen, daß dieſe Verwandtſchaft der Sprachen und Menſchen vollkommen Grund habe.

§. 15.

Der dritte Umſtand in der Geſchichte, welcher mit dem Anfange des menſchlichen Geſchlechtes übereinſtimmet, betrifft die allmälige Erfindung und das Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften.

zu nennen, die bekannte Unterſuchung vom Meere zu Frankfurt und Leipzig 1740. 4. drucken laſſen, darinn ſchöne Sprachanmerkungen vorkommen. Es erhellet unter andern aus p. 336, daß, auſſer dem Griechiſchen und Latein, in Europa alles auf das Deutſche, Wendiſche und Slavoniſche ankomme.

Der Menſch hat nicht allein von Natur, durch ſeine Vernunft, zu Künſten und Wiſſenſchaften eine Fähigkeit; ſondern er wird auch durch leibliche Nothdurft, durch Verlangen nach Bequemlichkeit, Wohlſtand, Ueberfluß und allerley Luſt, imgleichen durch Bewunderung der Dinge, und daher entſtehende Neubegierde, und endlich durch das Vergnügen am Erkenntniſſe und an Wahrheiten dringlich dazu getrieben. Die Geſchichte giebt auch, daß dieſer Trieb in allen Zeiten bey den Menſchen wirkſam geweſen; daß ein jeder für ſich, nach ſeinem Vermögen und Umſtänden, was nützliches zu erfinden und Wahrheiten zu entdecken getrachtet; und daß diejenigen, welche darinn zuerſt glücklich geweſen waren, (als Ceres und Bacchus) von ganzen Völkern geehret und vergöttert ſind.

Wir können alſo noch in der Geſchichte auf die Zeiten zurück ſehen, da kaum das allernöthigſte erfunden, da wenig Künſte, und dazu ſehr unvollkommen, erſonnen, und von den Wiſſenſchaften kaum die erſten Anfangsgründe entdeckt waren. Denn vor vier tauſend Jahren waren die Menſchen noch in allen Stücken roh und unerfahren. Was iſt in der folgenden Zeit nachgerade erfunden? Was haben nicht blos in den letzten drey hundert Jahren die Künſte und Wiſſenſchaften für ein ausnehmendes Wachsthum bekommen? Was werden unſere Nachkommen nicht ferner entdecken? Geht man alſo von den neuern Zeiten in die erſten zurück, ſo müſſen wir geſtehen, daß das menſchliche Geſchlecht vor vier tauſend Jahren noch

ſeiner

ſeiner Kindheit und erſten Geburt ziemlich nahe geweſen ſey; und daß man aus dem Verhältniſſe des zunehmenden Erkenntniſſes in ſolchen vier tauſend Jahren beynahe die Zeit rückwärts beſtimmen könne, da die Menſchen noch nichts gewußt, das iſt, da ſie erſt auf die Welt gekommen waren. Wenn ſie aber den Erdboden ſchon von einer unendlichen Zeit her bewohnt hätten, ſo wäre, nach ihrem natürlichen Vermögen zu Erfindungen, das Noth und Luſt anfeureten, nicht möglich geweſen, daß ſich ihnen die nützlichſten und unentbehrlichſten Künſte eine ewige Reihe von Jahrhunderten ſollten verborgen haben, ſondern es müßte alles längſt erdacht geweſen ſeyn, was menſchlicher Witz zum Nutzen und Vergnügen erſinnen kann.

Ich will dadurch nicht läugnen, daß auch manche Erfindungen der Alten wieder verloren ſind; manche für neu gehalten werden, die doch den Alten ſchon bekannt waren. Aber, erſtlich, iſt zu wiſſen, daß dieſe ſogenannte Alten zu ſolchen Zeiten gelebt, da ſchon Künſte und Wiſſenſchaften in Achtung waren, und nur geheim gehalten wurden. Hergegen zeugen eben dieſelben von der rohen Unwiſſenheit ihrer Vorfahren, und ſie nennen uns zum Theil die erſten Erfinder. †) Man ſieht es auch, zweytens, an den Ueberbleibſeln

†) [Plinius hat verſchiedenes davon aufgezeichnet — In Herrn Hofrath Michaelis vermiſchten Schriften (Frankf. 1766. 8.) 3. St. p. 72. findet man eine Abhandlung von der Zeit, da die Völker noch die Kunſt nicht gehabt haben, Feuer anzuzünden.]

des grauen Alterthumes, z. B. in der ägyptiſchen und phöniciſchen Bauart, Bildhauerey, Malerey, und muſikaliſchen Inſtrumenten, imgleichen aus der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders der Aſtronomie, Mathematik, Phyſik, Schifffarth, Kriegskunſt u. ſ. w. wie unvollkommen ſie in den erſten Zeiten geweſen, und wie ſie nachgerade geſtiegen ſind. Wenn alſo ja eine und die andere alte Erfindung verloren, oder aufs neue erfunden iſt; ſo iſt doch das alles in keine Vergleichung zu ſtellen mit ſolchen neuern Entdeckungen, davon keine vergangene Jahrhunderte Spuren hinterlaſſen haben.

Ich werde dieſem allgemeinen Beweiſe nicht unbillig hinzufügen, was, beſonders von der ſpäten Verpflanzung fruchttragender Bäume nach Europa, aus der Geſchichte bemerkt iſt. Es wäre zwar zu weitläuftig, wenn ich alle Arten fruchttragender Bäume einzeln durchgehen wollte; ich darf mich aber nur auf den Herrn de la Mare und deſſen vortreffliches Buch de la Police, wie auch auf die Anmerkungen, welche nachher ein Gelehrter in Genf über dieſe Materie gemacht hat, berufen; 60) als woraus ein jeder umſtänd-

60) De la Mare Traité de la Police. 1729. fol. IV. Vol. libro V. tit. XLII. Tomo IV. p. 530 ſqq. Anmerkungen darüber ſind aus dem Journal Helvetique 1738. Sept. p. 181. überſetzt zu finden im Hamburgiſchen Magazin V. Band, p. 483 ſqq. 582 ſqq. 639. ſqq. und VI. Band, p. 500 ſqq. Daß auch der Buchwaizen von 3 oder 400 Jahren erſt, durch die Türken, aus Africa nach Europa gebracht ſey, wird in den ſchwediſchen Abhandlungen der Academie der Wiſſenſchaften, im VI. Th. p. 105. erwieſen.

ſtändlich und beglaubt erkennen wird, daß beynahe keine gute Baumfrucht in Europa zu Hauſe gehöret; ſondern daß ſie alle bey Menſchen Denken aus Aſien erſtlich nach Griechenland und Africa, von da nach Italien, Gallien und Spanien, am ſpäteſten aber zu uns Deutſchen gebracht ſind. Dieſes wird man in den angeregten Büchern, von dem Weinſtocke, von den Oliven, Feigen, Citronen, Pomeranzen, Kirſchen, Pfirſchen, Apricoſen, Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Quitten, Kaſtanien, Mandeln, Nüſſen ꝛc. bewieſen finden, ſo daß, wann Aſien ſeine Früchte wieder foderte, uns nicht viel anders, als die Eicheln, überbleiben würde. Müſſen wir uns denn nicht die erſten Menſchen in Europa als halbe Wilde vorſtellen, die ſich mit Kräutern, Wurzeln, und Maſtung der Wälder beholfen haben? Iſt daraus nicht offenbar zu ſehen, wie ſpät die Erfindung des Beſſern und Angenehmern zu uns gekommen? Läßt ſich dabey gedenken, daß Europa von Ewigkeit bebauet, und eben ſo ſtark wie jetzo bevölkert geweſen? oder daß keiner in der unendlichen Zeit weder eine ſchmackhaftere Frucht der Morgenländer gekoſtet, noch auf die Gedanken gerathen ſey, dieſelbe in ſeiner Heimat zu ſäen oder zu pflanzen? Kann man ſich überhaupt einbilden, daß Menſchen zu ihrem Wohl und Vortheile von Ewigkeit nichts, in ein Paar tauſend Jahren alles, ſollten erfunden haben?

§. 16.

Die alten Weltweiſen haben die Stärke der Folgerung, aus den ganz neuerlich und allmälig erfundenen

denen Künſten und Wiſſenſchaften, gar wohl eingeſe- hen, und zum Theile auch daher einen Anfang des menſchlichen Geſchlechtes geſchloſſen. 61) Die aber mit

61) Macrobius in Somnium Scipionis lib. II. c. 10. „Quis facile mundum ſemper fuiſſe conſentiat? cum & ipſa hiſtoriarum fides multarum rerum cultum emendatio- nemque, vel inventionem ipſam, recentem eſſe fateatur: cumque rudes primum homines. & incuria ſilveſtri non multum a ferarum aſperitate diſſimiles, meminerit vel fabuletur antiquitas; tradatque, nec hunc eis, quo nunc utimur, victum fuiſſe, ſed glande prius & baccis altos, ſero ſperaſſe de ſulcis alimoniam — Si enim ab initio, imo ante initium, fuit mundus, ut philoſophi volunt; cur per innumerabilium ſeriem ſæculorum non fuerat cultus, quo nunc utimur, inventus? non literarum uſus, quo ſolo memoriæ fulcitur æternitas? cur denique mul- tarum rerum experientia ad aliquas gentes recenti ætate pervenit? ut, ecce, Galli vitem, vel cultum oleæ, Roma jam adoleſcente, didicerunt, aliæ vero gentes adhuc mul- ta neſciunt, quæ nobis inventa placuerunt. Hæc omnia videntur æternitati rerum repugnare, dum opinari nos faciunt, certo mundi principio paulatim ſingula quæque cœpiſſe.

Lucretius lib. V. v. 326.

Præterea, ſi nulla fuit genitalis origo
Terraï & cœli, ſemperque æterna fuere:
Cur ſupra bellum Thebanum, & funera Trojæ
Non alias alii quoque res cecinere poetæ? — —
Verum, ut opinor, habet novitatem ſumma, recensque
Natura' ſt mundi, neque pridem exordia cepit.
Quare etiam quædam nunc artes expoliuntur.
Nunc etiam augeſcunt: nunc addita navigiis ſunt
Multa &c.

Plato

mit dem Vorurtheile der Ewigkeit zu ſehr eingenommen waren, haben ſich gegen dieſe unläugbaren Zeugniſſe der Geſchichte mit einer ſonderbaren Ausflucht, oder vielmehr Erdichtung, zu retten geſuchet. Einige nehmen an, daß der Erdboden und das menſchliche Geſchlecht, zu verſchiedenen Zeiten, durch Feuer, andere, daß bald durch Feuer, bald durch Waſſer verheeret würden. Sie ſetzen ferner, daß das Feuer, welches die Welt verbrannt hätte, dieſelbe auch von neuem wieder erzeugte. Die andern, daß das naſſe Element des Waſſers niemals alle Menſchen auf einmal dahin geriſſen habe, ſondern, daß es allezeit einige wenige übrig gelaſſen, von welchen eine neue Bevölkerung des Erdbodens den Anfang genommen. Sie wollen zugleich, daß die überbliebenen lauter armſelige Hirten geweſen wären, die ſich mit dem Viehe auf hohe Berge gerettet; aber von den Künſten und Wiſſenſchaften der vorigen Welt nichts gewußt hätten. So könne denn, ohngeachtet der Ewigkeit der Welt

Plato lib. III. de Rep. init. p. 529. πῶς γὰρ ἂν, εἴγε ἔμενε τάδε οὕτω τὸν πάντα χρόνον, ὡς νῦν διακεκόσμηται, καινὸν ἀνευρίσκετό ποτε καὶ ὅτιοῦν του; ὅ τι μὲν γὰρ μυριάκις μύρια ἔτη διελάνθανεν ἄρα τοὺς τότε, χίλια δ' ἀφ' οὗ γέγονεν, ἢ δὶς τοσαῦτα ἔτη, τὰ μὲν Δαιδάλῳ καταφανῆ γέγονε, τὰ δὲ Ὀρφεῖ, τὰ δὲ Παλαμήδει, τὰ δὲ περὶ μουσικὴν, Μαρσύᾳ καὶ Ὀλύμπῳ, περὶ λύραν δὲ Ἀμφίονι, τὰ δ' ἄλλα ἄλλοις πάμπολλα, ὡς ἔπος εἰπεῖν, χθὲς καὶ πρώην γεγονότα &c.

Welt und der Menſchen, die Erde wieder zur Wüſte werden, die Künſte und Wiſſenſchaften verloren gehen, und beydes Menſchen und menſchliche Künſte von neuem wieder hervorgebracht werden und zunehmen. 62) Wer

62) Cicero in Somn. Scip. cap. 7. „Propter eluviones exuſtionesque terrarum, quas accidere tempore certo neceſſe eſt, non modo æternam, ſed ne diuturnam quidem gloriam aſſequi poſſumus. Ueber welche Worte Macrobius lib. II. c. 10. ſich ſo herausläßt: „Fit, ut manente mundo, inter exſuperantis caloris humorisque vices, terrarum cultus, cum hominum genere, ſæpe intercidat, & reducta temperie rurſus novetur. Nunquam tamen, ſeu eluvio, ſeu exuſtio, omnes terras aut omne hominum genus, vel omnino operit, vel penitus exurit. Aegypto certe, ut Plato in Timæo fatetur, nunquam nimietas humoris nocuit vel caloris; unde & infinita annorum millia in ſolis Aegyptiorum monumentis libriſque releguntur. Ceteræ igitur terrarum partes, internecioni ſuperſtites, ſeminarium inſtaurando generi humano fiunt, atque ita contingit, ut non rudi mundo rudes homines & cultus inſcii, cujus memoriam intercepit interitus, in terris oberrent &c. Siehe auch Lucret. V. 340 ſq. Beym Plato in Timæo p. 475. init. edit. Gr. Baſil. 1556. fol. ſagt der ägyptiſche Prieſter: πολλαὶ καὶ κατὰ πολλὰ φθοραὶ γεγόνασιν ἀνθρώπιων καὶ ἔσονται πυρὶ μὲν καὶ ὕδατι μέγισται. und lib. III. de leg. init. ἆρ' οὖν ἡμῖν οἱ παλαιοὶ λόγοι ἀλήθειαν ἔχειν τινὰ δοκοῦσιν — τὸ πολλὰς ἀνθρώπων φθορὰς γεγονέναι κατακλυσμοῖς τε καὶ νόσοις, καὶ ἄλλοις πολλοῖς, ἐν οἷς βραχύ τι τῶν ἀνθρώπων λείπεσθαι γένος -- ὡς οἱ τότε περιφυγόντες τὴν φθορὰν, σχεδὸν ὄρειοί τινες

Wer ſieht nicht, daß dieſes lauter willkührliche Bedingungen ſind, die weder Geſchichte noch Erfahrung, noch Vernunft vor ſich haben, und doch zum Zwecke nicht einmal hinreichen? Geſetzt, die ganze Welt, oder der Erdboden, wäre dergleichen groſſen Veränderungen unterworfen: ſo würde dadurch weder die Welt, noch das menſchliche Geſchlecht, ewig gemacht. Denn dieſe auf einander folgenden einzelnen Verwüſtungen würden eine zählbare Reihe ausmachen. Aber keine Zahl iſt unendlich. Die Verwüſtungen würden, nach der Hypotheſe, wieder kommen, und alſo vermehrt werden. Nichts aber, was ſich vermehren läßt, iſt unendlich. Die Anzahl der Verwüſtungen würde auch nothwendig kleiner ſeyn, als die Anzahl der Menſchen und ihrer Geburten, die zwiſchen her gelebet. Es kann aber ein Unendliches nicht kleiner ſeyn, als das andere. 63) So lieſſe ſich demnach durch eine endliche Zahl die Ewigkeit doch nicht erreichen und ausmeſſen. Die wahre Urſache

τινες ἂν εἶεν νομεῖς, ἐν κορυφαῖς που σμικρὰ ζώπυρα τοῦ τῶν ἀνθρώπων γένους διασεσωσμένα — καὶ δὴ τοὺς τοιούτους γε ἀνάγκη που τῶν ἄλλων ἀπείρους εἶναι τεχνῶν, καὶ τῶν ἐν τοῖς ἄστεσι πρὸς ἀλλήλους μηχανῶν &c. Von der Stoiker Exuſtione mundi hat Jac. Thomaſius, Lipſiæ 1676. 4. beſonders gehandelt. Ariſtoteles aber Meteorologicorum lib. I. cap. 14. T. I. p. 770 ſqq. du Vallii, redet viel von Ueberſtrömungen.

63) Siehe, was von unendlichen Reihen §. 6—9. geſagt iſt, und beſonders die 3. und 6. Anmerkung.

Urſache des menſchlichen Geſchlechtes wird dadurch nur ins Unendliche verſchoben, und nimmer gegeben.

Wie eitel ſind aber auch nicht dieſe Grillen an und für ſich ſelbſt? In welchem Geſetze der Natur iſt das gegündet, was die Stoiker lehrten, daß die Welt, daß die Erde, zu gewiſſen verſchiedenen Zeiten immer wieder verbrennen muß? oder welche Phyſik lehret, daß eben der zerſtörende Brand Thiere und Pflanzen wieder hervorbringet? Die abwechſelnde Verheerung des ganzen Erdbodens, durch Feuer und Waſſer, iſt eben ſo wenig natürlich; und alle Fluthen, davon die heidniſche Geſchichte ihnen Nachricht gab, als des Ogyges, Deucalion, und andere, betrafen nur einen kleinen Theil des Erdbodens. Worauf konnten ſie denn ihre Hypotheſe bauen?

Ich würde dieſe alte Erfindungen keiner Erwähnung gewürdiget haben, wenn ſie nicht von neuern Welweiſen auf eine andere Art geſchmücket worden wären. Dieſe haben die Cometen völlig zu ihren Dienſten; damit können ſie Welten erbauen, Welten zerſtören. Da ruft man nur einer ſolchen Himmelsbombe, und läßt ſie an die Sonne prellen, daß die brennenden Stücke davon fliegen; und aus dieſen ausgebrannten Brocken werden hernach die Planeten, und unter andern auch unſere Erde zuſammen geſchmolzen. Dann richtet ein anderer wieder eine ſolche Bombe auf die Erdkugel, und zerbricht ihre äuſſere Schale damit; ſiehe! dann iſt eine allgemeine Ueberſchwemmung da; die Axe und der Lauf der Erd-

kugel

kugel werden geändert; es entſteht durch den Bruch eine unebene Fläche, und ſo ſind Berge und Thäler geworden. Andere ziehen wohl nicht mit ſo gefährlichen Werkzeugen wider die Welt und das ganze menſchliche Geſchlechte zu Felde; unterdeſſen verheeren ſie doch einen groſſen Theil des Erdbodens, und ſeiner Einwohner, ſo oft es ihnen beliebet, durch Fluthen, Peſt, Dürre und andere Landplagen; wenigſtens bekriegen ſie die Künſte und Wiſſenſchaften mit Tyranney und Barbarey, und laſſen die Menſchen wechſelsweiſe wieder in Sklaverey, Unwiſſenheit und Wildheit der Sitten verfallen.

Nun möchte man uns vielleicht aufs Künftige mit den Cometen, oder ihrem Schwanze, in abergläubiſche Furcht ſetzen können, wenn die himmliſchen Bewegungen durch keine weiſe Vorſicht zur Ordnung und Uebereinſtimmung gebracht wären. Denn in ſolchem Falle möchten etwa dergleichen glühende Kugeln, von einer blinden Kraft, in die weiten Himmelsgegenden, ganz wild hinein geſchleudert werden, und einmal dieſen oder jenen treffen. Aber wir, die wir eine weiſe, gütige und mächtige Vorſehung glauben, erwarten billig von Weltweiſen mathematiſche, und in den groſſen Bewegungsgeſetzen nothwendig gegründete Beweiſe, daß dieſes vorhin wirklich geſchehen ſey, oder künftig geſchehen könne und werde; ehe wir uns von unſerer Zuverſicht abbringen laſſen. Sind ſie denn in der Theorie der Cometen ſo erfahren, daß ſie, was damit vorgegangen iſt, oder ge-

ſchehen wird, rückwärts und vorwärts, wie die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, berechnen können? Ich denke, ſie ſind noch ſehr weit davon entfernet; und wenn ſie ja eine allgemeine Grundlage zur Theorie der Cometen gemacht haben, ſo werden ſie auch ſolche Kräfte und Regeln der Bewegung haben annehmen müſſen, wodurch die bisher an allen Cometen beobachtete ordentliche, excentriſche Bahn beſtimmet und erkläret werden kann, nicht aber eine Zerrüttung in der Natur geſtiftet wird. Ich will dieſes ſagen, daß dergleichen Theorie nothwendig widrige Kräfte erfordert, davon die eine die Näherung des Cometen zu einem andern Weltkörper, beſonders zu der Sonne, ſuchet; die andere aber denſelben zu entfernen bemühet iſt: damit eine Wirbelung um einen andern Körper daraus erwachſe. Auf dieſe Weiſe aber entſteht ein gewiſſes Verhältniß und Gleichgewicht beyder widrigen Kräfte; und es iſt vielmehr daraus zu ſchlieſſen, daß der gänzliche Zuſammenſtoß zweener himmliſchen Körper nimmer geſchehen kann. †) Ich darf mich alſo in die neue Art, Planeten durch

†) Der vortrefliche Mathematicus unſere Zeit, Herr Euler, hatte in ſeiner Theoria motuum Planetarum & Cometarum, p. 135. muthmaaßlich geurtheilet, der Comet von 1744 könne leicht den Lauf des Merkurs merklich geſtöret haben. „Ab hoc (Mercurio, ſagt er) tam parum fuit remotus, ut, ſi vim attractivam pro ratione molis habuerit, notabilis perturbatio in motu Mercurii oriri debuiſſet —— Quamobrem operæ pretium erit inveſtigare, utrum Mercurius adhuc in motu ſuo cum tabulis aſtro-

durch einen ſolchen Zuſammenſtoß zu erbauen, nicht einlaſſen; und es wird ſich bald drunten zeigen, daß,

J 2 wenn

aſtronomicis conſentiat, an vero perturbationem a Cometa ſit paſſus." Und ſiehe; Herr John Bevis, M. D. hat in den Philoſophical Tranſactions n. 473. Obſervationes übergeben, welche zeigen, daß des Mercurs Bewegung von dem gedachten Cometen nicht im mindeſten geändert ſey. Die Obſſ. ſtehen auch im Hamb. Magazin I. B. VI. St. p. 192 ſq. Ich finde die aſtronomiſchen Beobachtungen der Cometen nirgend zuverläßiger angezeiget, als bey dem berühmten holländiſchen Mathematico Nicolaas Struyck in ſeiner Inleiding tot de algemeene Geographie, benevens eenige Sterrekundige en andere Verhandelingen, Amſt. 1740. 4. dabey iſt nach der Geographie eine algemeene Kennis der Comeeten of Staartſterren, p. 1 - 29. und korte Beſchryving van alle de Comeeten in de Geſchiedeniſſen, p. 163 — 320. Eben derſelbe hat auch hernach 1753. 4. zu Amſterdam herausgegeben Vervolg van de Beſchryving der Staartſterren, en nader Ontdekkingen omtrent den Staat van't menſchlyk Geſlagt, benevens eenige Sterrekundige Aardrykskundige en andere Aanmerkingen. Darinn iſt unter andern, bey p. 113. ein Cometarium in Kupfer vorgeſtellet, welche Maſchine den Lauf von 14 Cometen zeiget. Er verwirft mit Keill des Caſſini Zodiacum Cometarum, und an der Maſchine iſt zu ſehen, daß die Cometen von allen Himmelsgegenden durch verſchiedene Zeichen geſtrichen ſind: nämlich, wie er p. 15. bemerket, unter 39 beobachteten Cometen, ſind 9 zwiſchen der Sonne und dem Mercurio, 16 zwiſchen dem Mercurio und der Venere, 8 zwiſchen der Venere und der Erde, 4 zwiſchen der Erde und dem Marte, 2 zwiſchen dem Marte und Iove durchgegangen. So fürchterlich aber auch dieſe fliegenden Cometen anfangs dem Sonnenſyſtem und beſonders unſerer Erde, gleich=

wenn auch Planeten auf ſolche Art entſtehen könnten, dennoch der Urſprung von Thieren und Pflanzen auf denſelben durchaus nicht natürlich zu erklären ſey.

Wollte ſich jemand auf die Moſaiſche allgemeine Fluth berufen; ſo würde ich ihn fragen, warum er denn nicht auch die göttliche Schöpfung der Welt und eines erſten Paares Menſchen, nebſt einem Urſprunge und Anfange ihrer Künſte aus dem Moſe glaube? ich würde fragen, ob Moſes die Fluth ſo beſchreibe, daß ſie aus natürlichen Urſachen entſtanden ſeyn könne, daß ſie natürlicher Weiſe öfterer wie-

gleichſam als mit ungefährlichen Würfen, den Untergang zu drohen ſcheinen: ſo ſieht man doch nach genauer Betrachtung, daß alle ihre Bewegung, Laufbahn, Geſchwindigkeit, Wiederkunft u. ſ. w. aufs genaueſte, und auf alle künftige Fälle abgemeſſen und abgepaßt ſey; wodurch ihnen in den leeren Zwiſchenräumen der groſſen Weltmaſchine ein beſtimmter unſchädlicher Durchgang angewieſen iſt, daß ſie in einem gewiſſen Geleiſe auf ihrer Via regia bleiben müſſen. Und ſelbſt die Geſetze der Attraction oder Schwere, woraus man eine kleine Aufhaltung und Abweichung in ihrem Directionskreiſe folgert, zeigen ein ſolch Verhältniß mit ihrer Schleuderkraft, dabey ſie der Sonne und den Planeten ausweichen, und bald wieder in ihre freye natürliche Bahn kommen, nicht aber einige groſſe Weltkörper treffen und zerſtören können. [Herr du Sejour hat in einem beſondern Werke die Gefahr des Stoſſes von Cometen, nebſt den Hypotheſen von den Wirkungen, welche mittelſt der Cometen entſtanden ſeyn ſollten, mathematiſch unterſucht und ungegründet befunden. Eine Nachricht davon ſteht in der Hiſt. de l'Acad. des Sc. 1774. p. 126. ſqq. edit. in 8.]

wiederkommen, abermal alle Lebendige auf dem Trockenen, abermal alle menſchliche Künſte verſchlingen werde, und folglich immer neue Welten auf den Trümmern der vorigen erbauet werden müſſen? Allein, da Moſis Nachricht dieſer Meynung vielmehr entgegen iſt: ſo laſſet uns Moſen lieber eine Weile bey Seite ſetzen, und blos bey dem bleiben, was das anſchauende Erkenntniß der Oberfläche des Erdbodens lehret. Ich geſtehe es, dieſe zeuget von groſſen vormaligen Veränderungen: indem ſie uns mancherley Schichten von verſchiedener Erde über einander, ganze Auſterbänke, weit von der See, mitten im jetzigen feſten Lande, Berge und ganze Ketten von Gebirgen, mit verſteinerten Seethieren und Gewächſen, die an den Orten nicht erzeuget ſeyn können, vor Augen legt. Wir haben noch in dieſem Jahrhunderte Inſeln mit einem feuerſpeyenden Berge aus der See hervorſteigen geſehen, und eben das berichten uns glaubwürdige Geſchichtſchreiber von vielen andern Inſeln. Andere Berge und Städte ſind durch Erdbeben verſunken: Plätze, die am Meere lagen, ſind durch Anwachs von der Küſte ins Land hineingerücket: Ströme haben ihren Lauf verändert. Mit einem Worte, Feuer und Waſſer haben die Erdrinde ganz zerwühlet. Was wollen wir vernünftiger Weiſe zu dieſen ſchweren Erſcheinungen ſagen? Ich antworte: die mehreſten derſelben beweiſen nur eine jählige oder allmälige Veränderung an beſondern Oertern, welche den ganzen Erdboden und das ganze menſchliche Geſchlecht, oder ihre Künſte und Wiſſen-

ſchaften, nicht treffen. Wenn aber andere darunter ſind, welche einen allgemeinen Umſturz und eine Erſchütterung der ganzen Oberfläche des Erdbodens anzuzeigen ſcheinen: ſo wird es doch auf alle Weiſe vernünftiger ſeyn, dieſelbe vor dem Urſprunge des menſchlichen Geſchlechtes, bey dem erſten Chaos und deſſen wäſſerichten Maſſa anzunehmen, zu der Zeit, da dem annoch von Landthieren entblößten Erdballe der erſte Schwung um ſeine Axe gegeben, und dadurch aus einer Kugel eine Sphäroide geworden, folglich Waſſer und Land von einander geſchieden, und auch dieſes wohnbar gemacht iſt. Dieß, ſage ich, wird allemal weit vernünftiger ſeyn, als unendliche ewige Reihen von ſolchen Zerſtörungen eines völlig bewohnten Erdballes zu dichten, dabey kein Menſch oder Thier auf irgend einem Berge, und ſelbſt Noah in ſeinem Schiffe, unmöglich lebendig bleiben könnte: und da es jedesmal natürlicher Weiſe unauflöslich bliebe, woher auf dem verödeten Erdboden wieder neue Menſchen und Thiere entſtanden wären.

Die übrigen Unfälle und Landplagen, als Erdbeben, Peſt, Theurung u. ſ. w. haben keinen Einfluß in das Allgemeine, und können das ganze menſchliche Geſchlecht nicht wieder in eine völlige Unwiſſenheit verſenken, noch den ganzen Erdboden in eine Wüſte verwandeln. Was aber die einreiſſende Barbarey betrifft: ſo will ich aufrichtig geſtehen, wenn Länder, da einmal Künſte und Wiſſenſchaften blüheten, dergleichen Perſien, Chaldäa, Griechenland und Italien

vor

vor Zeiten geweſen ſind, unter ein hartes geiſt- oder weltliches Joch verfallen, oder mit Heerzügen barbariſcher Völker überſchwemmet werden, daß ſolches die Künſte und Wiſſenſchaften ſehr zurück ſetzen könne; zumal, wenn es bey dem Anfange geſchähe, ehe ſie ſich weit ausgebreitet hätten. Allein, eben der Fall, wenn ſich Künſte und Wiſſenſchaften nur noch bey wenigen aufhalten, wäre ein Zeichen, daß ſie ſowohl, als das menſchliche Geſchlecht, damals ihrem Anfange noch ſehr nahe geweſen ſeyn müßten. Denn, wenn das menſchliche Geſchlecht ewig wäre; ſo würden auch die Künſte und Wiſſenſchaften ſo hoch geſtiegen ſeyn, und ſich ſo weit ausgebreitet haben, daß ſie weder gänzlich auszurotten ſtünden, noch allerwärts verſcheuchet werden könnten. 64) Was nun die vorigen Zeiten

64) Der bekannte Lord Bolingbroke, welcher ſonſt in ſeinen Werken (die zu London, 1754. 4. in fünf Bänden herausgekommen ſind) im III. Bande p. 206-219. den Urſprung der Menſchen aus der allgemeinen mündlichen Nachricht, oder Tradition, zu eweiſen ſuchet, verwirft dieſen Beweisgrund aus der allmäligen Erfindung der Künſte, eben daſelbſt p. 266, unter einem ſonderbaren Scheingrunde. Er ſpricht, es gebe noch jetzo Völker, welche von den nothwendigſten Künſten, nicht allein zu ſchreiben, ſondern auch Kleider und Gebäude zu bereiten, nichts wüßten. Hieraus folgert er auf zweyfache Art. Setzte man, daß dieſe Künſte dem Volke allezeit unbekannt geweſen: ſo folge, daß die Menſchen ſich auch von undenklichen Zeiten ohne Künſte hätten behelfen können. Setzte man aber, daß dieſe Künſte dem Volke vormals bekannt geweſen wären; ſo folge, daß ſie nach der Erfindung unter Menſchen gänzlich verloren werden, ja in einer unendlichen

ten betrifft, ſo müſſen wir ja geſtehen, daß die Künſte, und ſonderlich die Wiſſenſchaften, damals noch, gegen

chen Reihe von Zeit zum öftern wieder erfunden und wieder verloren werden könnten. „ If theſe arts were never knowen to the people, to whom they are now unknown, it follows, that mankind may diſpenſe with the want of them during many ages, and therefore, always — If theſe arts were ever known to the people, to whom they are now unknown, they may be totally loſt, after having been once found: nay, they may have been found, loſt, and found anew, an infinite number of times in an eternal duration."

Allein, dieſes widerſpricht ſich ſelbſt und der Natur der Menſchen, zugleich aber verräth es einen gewaltigen Sprung vom Beſondern aufs Allgemeine. Wenn ein altes Volk wäre, das allezeit Kleider und Häuſer ſo geruhig hätte entbehren können: ſo würde die Schneider- und Bau-Kunſt für dieſes Volk nicht ſo höchſtnöthig ſeyn, wie ſie Lord B. will angeſehen haben; ja ſie würden nicht einmal zu einer beſondern Bequemlichkeit deſſelben erfordert ſeyn. Läßt ſich aber aus ſolchem Falle ein Schluß auf das ganze menſchliche Geſchlecht und auf alle Künſte machen; als ob man in allen Ländern der Kleider und Häuſer immer hätte entrathen können, oder allerwärts von unendlichen Zeiten her, ohne Trieb und Bewegungsgrund zu irgend einer Kunſt, welche der Nothdurft und Bequemlichkeit behülflich iſt, bleiben? Woher wäre denn dieſer Trieb in der menſchlichen Natur, nach einer unendlichen Zeit, neuerlich entſtanden? Sind aber dieſe und jene Künſte den Menſchen, wenigſtens an den meiſten Orten, höchſt nöthig oder bequem: ſo wird auch ein jeder entweder ſelbſt auf deren Erfindung gedacht, oder ſie wenigſtens von ſeinen Nachbarn gern angenommen haben. Und wenn die Menſchen es darinn noch nicht weit gebracht

gegen jetzige Beſchaffenheit, gering geweſen ſind, und daß ſie zu einer und derſelben Zeit nicht mehr, als etwa zwey Länder und Völker, menſchlich gemachet hatten. Wie nun dieſes für ſich einen Beweis giebt, daß auch die Menſchen damals noch ſo lange nicht auf dem Erdboden gewohnt hatten; ſo wäre wohl eben ſo ſehr nicht zu bewundern geweſen, wenn die Menſchen durch Schickſale des Krieges alle gute Erfindungen nach gerade wieder verloren hätten. Dennoch aber ſind die Künſte und Wiſſenſchaften nur gewandert, und von den Morgenländern nach Europa, von da wieder nach den Arabern, von da abermals nach Europa gezogen. Ja, wie der zunehmende Aberglaube, der gefährlich-

bracht, ſo iſt es allemal ein Zeichen, daß ein ſolches rohes Volk noch nicht alt ſeyn könne. Denn es folget eins aus dem andern: Daß ſich ein Volk, wenn es alt wird, ſehr mehret, und durch die Vermehrung aus der Wildheit zur bürgerlichen Geſellſchaft und zum bequemern Leben in Flecken, Städten, Reichen zum Umgange, Handel und Wandel mit andern Völkern, und zu Künſten und Wiſſenſchaften getrieben findet. Daraus fällt denn der andere Einwurf von ſelbſt weg, als ob die höchſtnöthigen oder zum groſſen Vortheile gereichenden Künſte und Wiſſenſchaften, wenn ſie einmal erfunden und ausgebreitet ſind, wiederum in dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gänzlich und öfters verlohren gehen könnten. Eben der natürliche Trieb und Bewegungsgrund, welcher Künſte und Wiſſenſchaften unter den Menſchen zuerſt mit ſo vielem Bemühen hervorgebracht, wird ſie auch beſtändig unter ihnen erhalten; und kein zufällig Hinderniß kann ſo groß oder ſo allgemein ſeyn, daß es die Natur des menſchlichen Geſchlechts ändere und erſticke.

ſte Feind alles Verſtandes und Witzes, unter dem Scheine der Religion, allen übrigen Saamen des guten Erkenntniſſes und des Geſchmacks auszurotten drohete: ſo hat ſich derſelbe doch noch in allen Jahrhunderten, hie und da, in verborgenen Winkeln erhalten. Nun er aber wieder zum völligen Durchbruche gekommen, und bey den meiſten Völkern von Europa feſt gewurzelt hat: ſo iſt nicht mehr möglich, daß die Menſchen durchgehends wieder ſo roh und unwiſſend werden können, als ſie vor vier tauſend Jahren geweſen ſind, noch daß ſie ihren vorigen Zuſtand gänzlich vergeſſen, und alſo die Spuren ihres Urſprunges verlieren ſollten.

Die zweyte Abhandlung.

Daß Menſchen und Thiere ihren Urſprung nicht von der Welt, oder der Natur haben.

§. 1.

Die Folgerungen, welche wir in der vorigen Abhandlung aus dem Tode aller unſerer Voraltern, und aus der Geſchichte des Erdbodens, der Sprachen und der Künſte gezogen haben, ſind ſo natürlich und überzeugend, daß es faſt eben ſo ungereimt ſeyn würde, wenn die Menſchen ihr ganzes Geſchlecht für ewig hielten, als wenn einzelne Menſchen ſich träumen lieſſen, daß ſie allezeit auf der Welt geweſen wären; da ſie ſich doch ihrer verſtorbenen

Aeltern, und ihrer eigenen Kindheit und ihres Wachsthumes erinnern könnten. In der That ſind auch ſehr wenige unter denen, welche Welt und Natur ewig machen, die ſich dabey getrauten, eine gleiche Ewigkeit von dem menſchlichen Geſchlechte zu bejahen. Die allermeiſten geſtehen zu, die Menſchen hätten einen Anfang gehabt, und hätten ſich nachmals erſt durch die ordentliche Zeugung fortgepflanzet. Allein, da ſie dennoch ihren Abgott, die Welt und Natur, gern auf den oberſten Thron ſetzen wollen: wie werden ſie doch den erſten Urſprung des menſchlichen Geſchlechts aus den Kräften der Welt ableiten und verſtändlich erklären? Die Kraft der Zeugung, wiſſen wir, iſt bey uns und allen übrigen Thieren natürlich. Allein, welche natürliche Kraft bringet die erſten Menſchen, die erſten Thiere in jeder Art hervor?

Sie helfen ſich mit Erdichtungen. Sie bilden ſich ein, die Sonne habe durch ihre Wärme den Schlamm des Erdbodens belebt, und dadurch vielleicht zuerſt allerley ungeſtalte Mißgeburten von Thieren hervorgebracht, welche nicht hätten beſtehen, noch ſich fortpflanzen können; bis endlich, nach vielen ungeſtalten Fehlgeburten, aus ſolchem ungefährlichen Zuſammenfluſſe einer gährenden Materie, eine ordentliche Bildung, bald dieſes, bald jenes Thieres, von beyderley Geſchlechten, ſodann auch einmal der Menſch, entſtanden wäre, welche ſich beym Leben erhalten und vermehren können. 1)

Man

1) Daß Epicurus und Lucretius ſo gelehret haben, iſt ganz bekannt. Siehe Lucret. V. 420 ſqq. V. 781. ſqq. 819. 835.

Aber

Man muß von dieſen Weltweiſen nicht erwarten, daß ſie ſich in das Weſen und die Eigenſchaften der irdiſchen Materie, des Waſſers, der Sonne, der Wärme, oder in die Kräfte dieſer Dinge, und in die Geſetze der Bewegung, oder auch in den Bau der thieriſchen Körper und deren Erzeugung, tief einlaſſen werden, um uns dieſes Entſtehen der Thiere begreiflich zu machen. Sie würden die Natur nicht zum Abgotte gemacht haben, wenn ſie ihre Regeln gekannt hätten. Man höret nur Dichter reden, denen es leicht wird, alles zu verwandeln und zu ſchaffen. Ihre Welt iſt ein Schlaraffenland, darinn ſich alles ohne Grund und Mühe, als in einem Traume, erzeuget. Die Erde, unſer aller fruchtbare Mutter, durfte nur von der Sonne geſchwängert werden; ſo gab ſie aus ihrem Schooße eine Geburt nach der andern hervor. Die verborgene Natur iſt dabey bald eine verſtändige, milde, gütige, kräftige Schöpferinn, die aller Dinge Urſtoff und Samen bildet, entwickelt, nähret und erhält: bald muß ſie ſich wieder als blind, unverſtändig, neidiſch, ohnmächtig und veraltet meiſtern laſſen. Eine eigentlichere und genauere Erklärung dieſer Meynung bin ich nicht im Stande zu geben.

§. 2.

Wenn wir noch in den Zeiten der Finſterniß lebten, ſo möchten wir vielleicht hierinn Licht zu ſehen glauben. Allein, das weiß ich nicht, wie heutiges Ta-

Aber wer wird auch nicht wiſſen, daß de la Mettrie in ſeinem Syſteme d'Epicure dieſes verfallene Lehrgebäude unglücklicher Weiſe wieder aufzurichten geſuchet habe?

Tages Menſchen ſich getrauen können, mit ſolchen willkührlichen Erdichtungen, die aus grober Unwiſſenheit der Natur, und aus mancherley Widerſpruche und Irrthümern zuſammengeſetzt ſind, vor dem Richterſtuhle ihrer eigenen Vernunft zu beſtehen. Selbſt die Alten ſind kaum zu entſchuldigen, daß ſie aus falſchen Erfahrungen ſo unrichtig geſchloſſen, und ihre Vorfahren für terrigenas, αὐτόχϑονας, das iſt, von der Erde erzeugt, gehalten. 2) Sie hatten etwa geſehen, daß, nach der Ueberſchwemmung des Niles, ſich in dem nachgebliebenen Schlamme allerley Inſecten, Ungekiefer, Fröſche, Kröten, Schlangen, Eydexen, und dergleichen finden lieſſen. Da waren ſie alſobald mit dem Schluſſe fertig, daß die Thiere durch die Sonnenwärme aus dem Schlamme gebrütet wären; und giengen denn mit ihren Folgerungen auch zu den gröſſern Thieren, und ſelbſt zu dem Menſchen, daß auch dieſelben einſt hie und da in einem feiſten Erdreiche von der Sonne möchten erzeuget ſeyn.

Wir wiſſen wenigſtens in neuern Zeiten, daß die Erfahrung, worauf jene ſich gründeten, gänzlich falſch, und durch übereilte Schlüſſe erſchlichen ſey. Wir haben, durch die genaueſten und ſicherſten Beobachtungen und Verſuche der beſten Naturkündiger, von allen Thieren und Inſecten, die nur irgend ſo groß ſind, daß ſie ſich deutlich betrachten laſſen, wahrgenommen, daß kein lebendiges Thier von ſelbſt aus fauler gährender Materie erwachſe. Der faule Käſe iſt ſo wenig die Mutter der Maden, als die Erde

der

2) Siehe die I, Abhandlung, 8, Anm, p. 72.

der Menſchen. Die beſtändige Ordnung der Natur, vom Kleinſten bis zum Größten, iſt, daß alles, was Leben hat, von ſeines gleichen erzeuget werde. Und bey den allermeiſten Gattungen geſchieht ſolches durch Vermiſchung der Aeltern von zweyerley Geſchlechte. Die Schmeißfliegen, Mücken, Schlupfweſpen, Schmetterlinge, Flöhe, Käfer, und wie ſie weiter heiſſen, gatten ſich ſowohl, als gröſſere Thiere, und ſchieben ihre Eyer da hinein, wo die Brut ihre Nahrung bereit findet. Kein Käſe, Fleiſch, Frucht, Blatt, Holz, oder andere Materie, wenn jedes nur für das Geſchmeiß bewahret werden kann, wird das geringſte lebendige Thier aus ſich hervorbringen.

Wenn auch die Natur gleich von dem Vollkommenern ſtufenweiſe zu den Pflanzen herunter ſteigt; daß es Thierchen giebt, die Hermaphroditen oder beyderley Geſchlechts ſind, oder die ſich ſelbſt befruchten, wie man meynet, oder da, als aus einer Mutterpflanze, andere Thiere ihres gleichen hervorwachſen, wie bey den Polypen und Corallen, d. i. Zoophytis und Lithophytis, geſchieht: *) ſo weiß man doch, daß

*) Es iſt eine beſondere und ganz wunderbare Fortpflanzung an den Blattläuſen entdeckt worden, daß ſie ohne Paarung lebendige Jungen erzeugen, und dieſe wiederum andere lebendige Jungen, bis zu vielen folgenden Geſchlechtern. S. Mr. Charles Bonnet Inſectologie. Paris 1745. 8. P. I. Und dennoch kömmt zuletzt ein geflügeltes Männchen, welches ſich mit der Blattlaus begattet, und ſie mit einmal auf viele folgende Generationen befruchtet. Herr Lyonnet hat die Paarung genau beobachtet, und beſchreibt ſie in einer Anmerkung zu Leſſers Theologie des Inſectes P. I. p. 50.

daß auch in dem Pflanzenreiche eine Art von Befruchtung der weiblichen Pflanze durch den Samen der

p. 50 ſqq., wo er auch von der Fortpflanzung der Muſcheln in Steinen, und des Bandwurms, le Solitaire, handelt, und überhaupt beſchließt, es ſey noch nicht ausgemacht, daß ſich einige Inſecten ohne männliche Befruchtung fortpflanzen. Die Paarung der Blattläuſe hat auch Hr. de Geer beobachtet und beſchrieben in dem II. Th. der Memoires de Mathematique & de Phyſique préſentés a l'Acad. Roy des Sciences p. 469. [und in ſeiner Rede von Erzeugung der Inſecten: in der deutſchen Ausgabe von de Geers Abhandlungen II. B. I. Th. p. 28. — Nämlich: im Frühlinge und Sommer finden ſich lauter Weibchen, die ſich ohne Begattung vermehren und lebendige Junge gebären. Bey Annäherung des Winters aber erſcheinen unter allen Blattläuſe-Familien Männchen, und begatten ſich mit beſondern Weibchen, die ſodann Eyer legen, welche ſie an den Zweigen feſt kleben, und aus denen im Frühjahre die jungen den vorigen ähnlichen Weibchen hervorkommen, dadurch die Art von Jahr zu Jahr erhalten wird.] Herr Baſter ſcheint auch dahin geneigt, daß es unter den Muſcheln männliche und weibliche gebe, und daß der zugeſpühlte männliche Same die weiblichen befruchte. S. ſeine Naturkundige Uitſpanningen. I. Deel. III. Stukje. p. 122. ſqq. Und die Hypotheſe hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Samenſtaube der Pflanzen, welcher den weiblichen Blumen zugewehet, oder von fliegenden Inſecten zugetragen wird. Die Materie von den verſchiedenen Arten der Fortpflanzung im Thier- und Pflanzenreiche iſt für dieſe Stelle zur Ausführung viel zu weitläuftig; aber würdig, daß ſie von ſo geſchickten Naturforſchern, als ich bereits genannt habe, immer weiter unterſucht werde. Denn man hat ſchon die Vertheidiger der Generationis æquivocæ, durch unläugbare Beobachtungen, ſo weit in die Enge getrieben, daß ſie nun keine andere Zuflucht mehr haben, als zu den unſichtbaren mikroſcopiſchen Thierchen.

der männlichen Statt finde; wenigſtens, daß überhaupt keine einzige Pflanze anders, als aus einem ſolchen Samen und Knoſpen, erwachſe, worinn ſchon der Entwurf von jeder Pflanze, nach ihrer Art, gebildet und eingewickelt liegt. Wenn demnach nicht ſchon eine Pflanze, ein Polyp, ein Thier, als wirklich geſetzet wird, welches das erſte ſey, und welches dieſe Knoſpen und dieſen Samen hervorbringet und nähret; ſo iſt, natürlicher Weiſe, an keine Erzeugung von irgend einer Pflanze oder einem Thiere, oder deren Fortpflanzung, zu gedenken.

§. 3.

Ich ſollte nicht meynen, daß jemand gegen dieſe ganz ausgemachte Wahrheit einen Einwurf von denjenigen unglaublich kleinen Thierchen nehmen könnte, welche **Hamm**, **Hartſoeker** und **Leeuwenhoek** in dem Samen vieler Thiere, andere im Eſſige und Pfefferwaſſer, u. ſ. w. **Büffon** und **Needham** auch in vielen andern gallerthaftigen Säften von gekochtem und gebratenem Fleiſche, und von Pflanzen, inſonderheit vom brandigen Korne, durch ſtarke Vergröſſerungsgläſer geſehen haben; wiewohl Herr **Büffon** die Samenthiere nicht ſowohl für Thiere, als für lebendige Theile eines Thieres, hält, welche durch ein inneres Modell organiſiret worden.

Wenn man gleich alle dieſe Erfahrungen, ſo wie ſie angegeben werden, als ungezweifelt zugeſteht: ſo heben ſie doch die Gewißheit der beſtändigen Ordnung

nung der Natur in allen übrigen Thieren, welche dieſen Namen eigentlich verdienen, nicht auf. Denn hier kann man nicht betrogen werden. Die Thiere ſind ſo groß, daß man den künſtlichen Bau ihres Körpers, die Werkzeuge des Lebens, der Sinne, Bewegung, Zeugung, und die Art ihrer Fortpflanzung mit bloßen Augen klar und deutlich beobachten kann. Und ſo verhält es ſich auch mit den Pflanzen, deren Erzeugung aus Samen, Zwiebeln, Wurzeln, oder Knoſpen anderer Mutterpflanzen, ganz offenbar dargethan iſt. Wir haben dabey Vernunft und Erfahrung vor uns, daß die Natur ſich seblſt zu allen Zeiten ähnlich ſey, und anders, als ſie einmal handelt, nicht handeln könne; folglich auch nimmer eine Zeit geweſen ſey, da dieſe Thiere und Pflanzen zuerſt auf eine andere Weiſe, nämlich durch Gährung einer verfaulten Materie, hervorgekommen wären. Wenn alſo der Natur gleich das Vermögen gegeben wäre, die niedrigſte, einfachſte und kleinſte Art der Lebendigen, welche faſt nur aus einem Gallert oder einer belebten Haut beſtehen, ohne Voraltern, unmittelbar aus roher Materie zu bilden; nämlich, wie Needham meynet, durch eine bloße anziehende und ausdehnende Kraft: ſo folgte doch daraus im geringſten nicht, daß die unendlich weiſe Zuſammenfügung ſo vieler tauſend organiſcher Körper, aus einem ganz ungeſchickten Klumpen, jemals durch ihre blinden Kräfte hätte bewirket werden können; zumal, da wir wiſſen, daß deren Bildung, nach der Ordnung der Natur, allezeit organiſirte Körper der Aeltern vor-

ausſetzet. Die Natur kann wohl die einfachen Salze Kryſtalle, Steine, Metalle, ohne Urbild zuſammen fügen; aber wenn wir in den Steinen einen genauen Abdruck bekannter Thiere, Fiſche und Pflanzen, mit allen Theilen und Werkzeugen, finden, ſo glaubet doch kein vernünftiger Menſch, daß dieſes ein Spielwerk der Natur ſey, und daß die bloße verſteinernde Kraft ſolche Abriſſe ohne Urbild hervorbringe. Dennoch ſtellen dieſe nur die äuſſerliche Form ſolcher organiſchen Körper vor Augen. Wie viel weniger iſt die Natur fähig, das Innerſte dieſer künſtlichen Maſchinen, ſo zu reden, aus eigenem Gehirne zu erfinden, und ohne vorgebildeten Entwurf auszuarbeiten!

Der Herr von Haller hat demnach, in der Vorrede zum zweyten Theile der deutſchen Ueberſetzung von Büffons Hiſtorie der Natur, ganz richtig geurtheilet, und erwieſen, daß die Religion für dieſe Erfahrungen auf alle Weiſe in guter Sicherheit ſey. Und man muß dem Herrn Needham ſelbſt die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er dieſes eingeſehen und erinnert hat. Er erkennet, daß ſeine Thierchen nur eine ganz einfache Zuſammenſetzung haben; daß ſie leicht, ohne vorhergehende Bereitung eines Samens in einem organiſchen Körper, durch das bloße Ausdehnen und Zuſammenziehen der kleinſten Theile, entſtehen, vergehen, und wieder erneuert werden könnten; und daß ſie nur im weitläuftigen Verſtande Lebendige und Thiere zu nennen wären, weil

weil ſie den Pflanzen und Maſchinen näher kämen. Man hat alſo vernünftiger Weiſe nicht zu fürchten, ſagt er p. 248 ſqq., daß mein Lehrgebäude zu einer Erzeugung der Thiere aus roher Materie führe. Die Bildung des Samens ſetzet nothwendig einen organiſchen Leib, oder in manchen Arten eine gewiſſe Bärmutter, voraus; und dieſes in einer Reihe der Voraltern, die bis zum Urſprunge der ganzen ſichtbaren Welt, und derer Geſchöpfe, die unmittelbar aus Gottes Hand gekommen ſind, hinaufſteigt. Ich ſage unmittelbar: denn eine unendliche Reihe ſolcher erzeugten Dinge würde nichts anders ſeyn, als eine unendliche Zahl von Wirkungen, ohne eine erſte Urſache; eine Kette, deren Schwere mit der unendlichen Zahl ihrer Glieder nur unendlich zunehmen würde, ohne daß eine Kraft wäre, welche ſie halten könnte; welches in der That nichts als unendliche Ungereimtheit giebt. Es wäre eben ſo gedacht, als wenn einer eine unendliche Reihe blinder Menſchen gerades Weges, und ohne ſich zu verirren, hinter einander gehen ſähe; und wenn er ihren ſehenden Führer mit Augen nicht erreichen könnte, ſich die Reihe unendlich vorſtellete; gleich als ob ihnen der Mangel des Geſichtes dadurch erſetzet würde, daß man die Blindheit ins Unendliche vermehret.

§. 4.

Allein, wenn gleich von den kleinſten mikroſkopiſchen Thierlein und deren Erzeugung keine Folge auf die gröſſeren Thiere zu machen wäre; ſo iſt doch erſtlich, zur Benehmung aller Einwendung, zu merken, daß die Beobachtungen, welche Herr Büffon und Needham in dieſer kleinen Welt gemacht haben wollen, an ſich ſelbſt und in facto verdächtig oder vielmehr falſch ſind. 3)

Wenn man nämlich ihre Beſchreibung davon genau unterſuchet: ſo wird man nicht einmal überzeugt, daß es wirklich lebendige Thiere oder organa animalium geweſen ſind, was ſie geſehen haben. Alle übrige Beobachter bilden uns die Samenthierchen in Geſtalt der Fröſchlein, mit breiten nach und nach ſpitzig zulaufenden Schwänzen, ab; in andern Säften und Flüßigkeiten auch wohl als Schlänglein und Aelchen; zuweilen auch als Inſecten mit mancherley organiſchen Theilen; ſo, daß man deren bey acht ſichtbarlich zu unterſcheidende Arten zählet. Dieſe Herren geben ihnen aber eine kugelrunde oder eyförmige Figur; und wenn ja ein hervorſtehender Theil daran zu ſehen iſt, ſo iſt es ein ganz dünner Faden, der nicht natürlich zu dem Körper gehöret, ſondern ihm nur zufälliger Weiſe von der klebrichten Materie anhängt,

3) S. Herrn Büffons allgemeine Hiſtorie der Natur, des I. Th. II. Band, das 7. und 8. Capitel nach der deutſchen Ueberſetzung p. 131. und Herrn Needhams Nouvelles Obſervations microſcopiques, avec des decouvertes intereſſantes ſur la Compoſition & la Decompoſition des Corps organiſés, Paris 1750. 12.

hängt, und daher auch abgeriſſen wird. Alle übrige Beobachter ſehen die Körperchen, welche ſie für Thierlein gehalten, vom Anfange in ihrer vollkommenen Geſtalt ſchwimmen. Bey dieſen Herren aber entſtehen in den aufgelöſeten Säften erſt knotichte Aeſte, als Perlenſchnüre, welche nachmals zerriſſen und ſich in Kügelchen oder Eyerchen theilen, die entweder reihenweiſe einträchtig hinter einander herziehen, oder einzeln abgeſondert werden: und ſich nur von einem noch anhängenden klebrichten Faden, durch Schwanken los zu machen ſuchen, auch endlich davon los kommen. Alle übrige Beobachter bemerken das Leben ihrer Thierchen an allen Arten der willkührlichen Bewegung, daß ſie bald ihre Schwänzchen frey bewegen, bald durch einander ſchwärmen, bald ihre Richtung rechts und links verändern, bald ſich einander ausweichen oder umkehren. Bey dieſen Herren aber ſieht man die einzelnen Kügelchen, blos durch einen klebrichten Faden, angeheftet, hin und her ſchwanken, oder ſich haufenweiſe mit einmal abſondern, und als Heerſchaaren, in vielen Reihen hinter einander, nach einer Richtung, ordentlich und einträchtig ziehen. Andere Beobachter ſehen die Samenthierchen im friſchen Samen alſobald, und etwa nur 2 3 bis 4 Stunden lang, hernach iſt nichts lebendiges mehr in dem Samen, ſondern alles todt und ruhig. Dieſe Herren aber ſehen im Anfange nichts; ſondern nach einigen Stunden oder Tagen, wenn die Materie gähret und faulet, ſo erblicken ſie erſt Thierchen oder organiſche Theile derſelben. Kann man

glauben, daß ſie eben das, was andere, daß ſie das Rechte und Wahre, daß ſie es klar und deutlich geſehen haben?

Es iſt zweytens ſehr wahrſcheinlich, was der Herr Ledermüller ſagt: daß ſie nicht das beſte Mikroſkopium gehabt haben müſſen, und daß die Vergröſſerung des büffoniſchen ſich gegen das ledermüllerſche nur wie 1 gegen 86 verhalten. †) Es läßt ſich nämlich aus den büffoniſchen Abbildungen erkennen, daß er nichts klar und deutlich geſehen. Denn er liefert uns bloße Umſtriche von Kügelchen oder Eyerchen, daran nicht Kopf oder Schwanz, nicht Glieder oder Füſſe, geſchweige Mund oder Augen, wahrzunehmen ſind. Und da Herr Needham mit Herrn Büffon zugleich, durch einerley Mikroſkopium, einerley Gegenſtand betrachtet, ſo ſind ſie doch nicht eins, was dasjenige geweſen, welches beyde geſehen haben; indem es Needham für völlige lebendige Thiere, Büffon nur für organiſche Theile eines Thieres angeſehen. Ein Zeichen, daß keiner von beyden das Vorgeſtellte klar und deutlich geſehen, und ein jeder blos ſeine eigene Einbildung und willkührliche Hypotheſe in die Stelle der Erfahrung geſetzet habe. Eben ſo wenig enthält ihre beobachtete Bewegung klare oder

†) M. F. L. (Martin Frobenius Ledermüller) in den phyſikaliſchen Beobachtungen der Samenthierchen durch die allerbeſten Vergröſſerungsgläſer und bequemlichſten Mikroſkope betrachtet, mit einer unpartheyiſchen Unterſuchung und Gegeneinanderhaltung der Buffoniſchen und Leeuwenhoekiſchen Experimente. Nürnb. 1756. 4. p. 10. 12. 23. 27.

oder deutliche Merkmale einer willkührlichen thieriſchen Bewegung. Denn das Schwanken eines kugelförmigen Körpers, der in einem flüßigen Weſen durch einen dünnen Faden an anderer Materie hängt, war ja wohl mechaniſch, und von dem Schwanken der Flüßigkeit, worinn er ſchwebte, entſtanden. Daß in dem flüßigen Weſen viele Kügelchen in ordentlichen Reihen, einträchtig nach einer Richtung, einherzogen, war vielmehr einer willkührlichen Bewegung entgegen, und kam blos von dem Aufſchwellen der zähen Materie, welche die vorderſten aufgelöſten und zertrennten Theichen von ſich ſchob. Wenn auch dieſe Herren ihre Kügelchen zuweilen unordentlich durch einander ſchwärmend geſehen: ſo weiß man doch auch, daß in den Flüßigkeiten eine ſtete wimmelnde Bewegung ſey, die von mancherley inneren und äuſſeren Urſachen leicht entſtehen und verändert werden, und den feſteren Theilen allerley Drehungen geben kann. Man ſehe nur, was die Sonnenſtäubchen in einem Sonnenſtrale, die kleineren Fettaugen auf einer warmen Fleiſchbrühe, die Bläschen eines feinen Schaumes, die Theilchen eines ſüſſen Weines, der zum Sauren geſchüttet iſt, u. ſ. w. für ſeltſame Bewegungen machen: ſo wird man wohl erkennen, daß ein kläreres und mehr entſcheidendes Merkmal der willkührlichen Bewegung bey ſolchen überaus kleinen Körperchen erfodert werde, als was dieſe Herren angeben. Wie denn auch Herr Needham ſelbſt geſteht, daß die Bewegung überhaupt nur ein zweydeutiges Kennzeichen ſey, wenn man daraus

das Daſeyn eines lebendigen Dinges ſchlieſſen will, deſſen rege Kraft die Wirkungen eines natürlichen Mechaniſmi überſtiege. *) Und wir haben in den Philoſophical Transactions ein Beyſpiel von dem Herrn Henry Miles, wie leicht man ſich in ſolchen Wahrnehmungen von Kleinigkeiten betrügen könne, wenn ihnen die erfoderliche Klarheit und Deutlichkeit fehlet. †)

Man

*) Needham l. c. p. 187. „Le mouvement en general n'étant qu'un argument équivoque qui ne demontre pas l'exiſtence d'un principe de vie ſuperieur au mecaniſme naturel." Ein neuer Autor (Wrisberg) ſchreibt: „Nimis omnino faciles ſumus, cuilibet particulæ, quæ movetur, vitam omniaque animalium attributa adſcribendi. Multi ſane dantur in natura motus, ubi ne minimum quidem animalium veſtigium eſt; fere in uniuscujuscunque aquæ puriſſimæ guttulæ ſuperficie, magisque autem, ubi ſaponis quicquam admixtum eſt, particularum exiliſſimarum obſervamus motum, quamvis rationem illius vix reddere poſſimus: animalculorum certe nulla oriri poterit ſuſpicio.

†) Henry Miles hatte in den Phil. Trans. Vol. XLII. n. 469. p. 118 ſq., ſeiner Meynung nach, ein beſonderes unbekanntes Waſſerinſect geſehen und abgebildet; aber Vol. XLIII. num. 476. fin. p. 480. wiederruft er es, auf die Erinnerung des Herrn Hill. „He thinks proper to rectify a Miſtake he then made, in ſuppoſing certain Bodies to have been animal ſubſtances, from their ſeeming to have a ſpontaneous Motion in Water: it having ſince appear'd to him, that they were only the Seeds of the Bidens foliis tripartito diviſis Cæſalp. 488. Tournef p. 462. Tab. 262. that hat fallen into the Water, and were poſſibly poſſeſs'd by ſome Inſects, which might give them that Motion." Vid. Hill's Review of the Works of the Roy. Society of London. p. 79. ſqq.

Man halte die Beobachtungen eines Leeuwenhoeks, eines Ledermüllers, und anderer, dagegen: ſo wird man vollends überführt, daß Hr. Büffon und Needham, und mit ihnen vielleicht viele andere, nicht diejenigen ſind, deren mikroſkopiſchen Wahrnehmungen man ſicher trauen könne. Leeuwenhoek hatte nichts als einfache Mikroſkopia; aber ich erinnere mich ſelbſt einige Kleinigkeiten bey ihm dadurch in ſolcher Klarheit und Deutlichkeit geſehen zu haben, daß das bloße Auge in groſſen und nahen Körpern nichts klärers und deutlichers wünſchen kann. Und in der That ſind an ſich die einfachen Mikroſkopia weit beſſer, bequemer und reiner, als alle zuſammengeſetzte; wenigſtens thut die Stärke der Vergröſſerung nichts zur Sache, wenn ſie der Klarheit und Deutlichkeit etwas benimmt. Die Leeuwenhoekiſchen Figuren der Samenthierchen ſcheinen unterdeſſen doch mehr als zu groß zu ſeyn, ſo, daß ſie dem Herrn Büffon, der Leeuwenhoeks Abbildungen als Einbildungen anſieht, auch wegen der Gröſſe verdächtig geſchienen: und Herr Ledermüller, als ein eifriger Vertheidiger des Leeuwenhoek, weiß ihm nicht anders zu helfen, als daß er muthmaſſet, derſelbe müſſe ſchon ein Sonnenmikroſkop gehabt, und die Gröſſe der Thierchen darnach gebildet haben. *) Aber in dem Stücke widerſpricht ihm Herr Lulofs ſo wohl in ſeinen Briefen an mich, als in den Anmerkungen, womit derſelbe dieſes Werkchen in der holländiſchen

*) Ledermüller l. c. p. 20.

Ueberſetzung beehret hat; *) theils weil man in ganz Holland, und in England, wohin er ſeine Mikroſkopia vermacht, nichts davon weiß, theils weil die Erfindung der Sonnenmikroſkope ſpäter iſt. Er erkläret die Gröſſe der mikroſkopiſchen Figuren wahrſcheinlicher von der verſchiedenen Beſchaffenheit der Augen, und von einem ſtillſchweigenden Vorurtheile des Wahrnehmers, in welchem Abſtande er die Dinge zu ſehen glaube. An den Ledermüllerſchen Wahrnehmungen iſt ſo wenig, was die Vergröſſerung, als was die Klarheit und Deutlichkeit betrifft, etwas auszuſetzen. Er bediente ſich des beſten Cuffiſchen Mikroſkopii, welches einen Durchmeſſer auf 180 mal vergröſſert, und hat eine beſondere Stellung deſſelben erfunden, welche den Gegenſtänden eine ſolche Klarheit und Deutlichkeit giebt, daß er in den Schlänglein des Kleiſters und Eſſigs lebendige Jungen mit ihrer Bewegung, und viele Eyer und Embryones wahrnahm, und da er ein ſolches Schlänglein zerſchnitt, ſo ſah er 3 junge lebendige Schlänglein und 12 Embryones aus dem Leibe kommen. †) Durch ſolche vortheilhafte

*) p. 92. (d) „Zekerlyk heeft Leeuwenhoek geen zonneſtelſels gebruikt; deeze zyn van latere uitvindinge; maar de zigtbaare Groote der Voorwerpen hangt veel af van de Geſteltheit der oogen, en van een ſtillzwygend Vooroordeel in den waarneemer omtrent den afſtand, waarin de voorwerpen gezien worden, gelyk ik duizend maalen in my zelven heb ondervonden, niet alleen onder het zien door vergrootglaſen, maar ook door lange of ſterk vergrootende verrekykers.

†) S. denſelben p. 10. 11. 14. 15. 26. ſq.

hafte Stellung des allerbeſten heutigen Mikroſkopii hat Herr Ledermüller dennoch die knotigen Aeſte und Perlenſchnüre in dem thieriſchen Samen nimmer wahrnehmen können. Und daher hat es alle Wahrſcheinlichkeit, daß ſolche Erſcheinungen des Herrn Büffon und Needham trüglich geweſen. Ferner hat derſelbe den Schwanz der Samenthierchen, nahe am Leibe, nach Proportion, ſo breit, wie bey den Laichfröſchen, und hat ihn bey allen und jeden Samenthierchen, und in einer ſchlängelnden Bewegung, geſehen. Folglich iſt dieſer Schwanz ein natürlicher Theil des Theirchens, und es iſt unrichtig, was Hr. Büffon ſagt, daß es nur ein allerwärts gleich dünner Faden ſey, der ihnen von einer fremden klebrichten Materie anhänge, und endlich abfalle. Heer L. ſagt, daß die Thierchen ja wohl zuweilen mit ihrem Schwanze irgend wo bekleben bleiben; allein das entſtehe blos, wenn die Samenmaterie ausgedunſtet und zähe geworden war; ſobald er aber etwas Waſſer dazu gemiſchet, hätten ſie ihren Schwanz bald los gemacht, und wären damit frey herumgeſchwommen. Was aber das vornehmſte iſt, ſo hat Herr L. die Samenthierchen in friſchem Samen alſobald, aber nicht länger, als etwa zwey Stunden, ſehen können; hernach wurden es todte Globuli, ſo wie im Geblüte ſind, und wie ſie Herr Büffon nach vielen Stunden ja Tagen geſehen hätte. †) Es hat alſo Herr Büffon die

†) Wollte man dem Herrn Ledermüller allein darinn nicht trauen, ſo kann ich mich auf die völlig einſtimmige Erfahrung des jüngern Herrn Alexander Monro berufen, die

die wahren lebendigen Samenthiere gar nicht geſehen noch ſehen können. Und daher fällt auch die Hauptſache weg, als ob er nebſt Herrn Needham ihre Erzeugung aus einer rohen Materie beobachtet habe.

§. 5.

Allein, dieß ſey genug von der Herren Büffon und Needham ihren unrichtigen Wahnehmungen und darauf gebauten Hypotheſen. Die Sache ſelbſt iſt jedoch dadurch noch nicht entſchieden. Es fragt ſich: ſind denn wirklich lebendige Thierlein in dem Samen der Thiere, in dem Schleime an unſern Zähnen, in dem faulenden Blute, und in andern Säften von Fleiſche

die in deſſen Diſſ. inaugurali de teſtibus & ſemine in variis animalibus, Edimb. 1755. 8. p. 60. not. mit dieſen Worten beſchrieben wird. „Corpuſcula hæc, (quæ ex motu vario, nunc tardiore, nunc citatiore, nunc antrorſum, nunc ad latera, nunc retrorſum, ex concurſus vitatione, ex caudæ actione, quam inſtar gyrinorum vibrant, animalcula non dubie dixerim,) intra pauciſſima ſaltem minuta ſecunda, ſi non illico, viſuntur, & corporis figura — gyrinos non parum referunt — Sub vitæ aut motus exitum, dum multum languent, caudis liquori lento vel exſiccato fere affixis, motu quidem oſcillatorio, ob virium defectum, corpora agitantur. Poſt 4 horas emortua noſtris experimentis reperiuntur. Et hominis 24 horis emortui veſiculis ſeminalibus ſemen extractum nulla animalcula exhibuit: nec adhuc corpuſcula variis formis & figuris, majora & minora, bipartita, alia minora e primis mortuis reſuſcitata, unquam mihi obſervabantur; & ſemen putredine ſolutum nulla animalcula exhibet.

Fleiſche oder Pflanzen? und wenn dergleichen ſind, woher entſtehen ſie?

Es iſt kein Wunder, da dergleichen mikroſkopiſche Thierchen zuerſt durch Leeuwenhoeks Briefe bekannt gemachet wurden, daß manche ſonſt vortreffliche Naturkündiger ſeinen Wahrnehmungen nicht trauen wollten, und ihnen ſo gar aus ihren eigenen mikroſkopiſchen Wahrnehmungen widerſprachen. Denn es hatte faſt niemand ſo gute Mikroſkopien, als Leeuwenhoek, und man läugnete daher, was man durch die vorräthigen Vergröſſerungsgläſer nicht ſehen konnte; zumal, da die Sache an ſich paradox ſchien, und eine ganz neue unſichtbare Welt einführte. Wenn auch gleich ſeitdem die mikroſkopiſchen Werkzeuge ſehr verbeſſert, und zum gemeinen Gebrauche gekommen waren; ſo erforderte es doch Kunſt, Anweiſung, und viele Uebung, ſich derſelben vortheilhaft zu bedienen. Und ich kann daher noch jetztlebende berühmte Männer anführen, welche dergleichen Thierchen mit einem lieberkühniſchen und kampiſchen Mikroſkopio vergeblich geſuchet, und alſo für ein Blendwerk erklärt haben *). Ich will auch wohl geſtehen, daß im Gegen

*) Es hat noch im Jahr 1756. Herr Petrus Ern. Aſch aus Petersburg eine Diſſ. zu Göttingen edirt, de natura ſpermatis obſervationibus microſcopicis indagata, worinn er ſeine Wahrnehmungen vermittelſt eines kampiſchen Mikroſkops an dem Samen der Menſchen, Hunde, Katzen, Kaninichen, Hähne, Fiſche, und an den Säften der thieriſchen Theile und Pflanzen beſchreibt, und dadurch allerwärts nichts beobachtet hat, als einerley Kügelchen ohne Schwanz,

gentheil einige von denjenigen, die ſehr gut mit Mikroſkopiis umzugehen gewußt, zuweilen ſolche Wahrnehmungen mit einſtreuen, welche den Verdacht erwecken, daß ſie durch ihre ſchöpferiſche Einbildungskraft manches, was ſie nicht klar und deutlich genug ſahen, ausgebildet haben möchten. Dergleichen ſcheinen auch in des Herrn Joblot und Hill ihren ſonſt vor-

Schwanz, welche keine andere Bewegung geäuſſert, als die vom beygemiſchten Waſſer und deſſen Erſchütterung, oder von der Luft, Sonne, Fäulniß und Schärfe entſtanden ſeyn konnte. S. Göttingiſche Anzeigen 1756 p. 417 ſq. Es hat auch Herr Joh. Guſtav Wahlbom, oder vielmehr ſein Präſes, der Herr Archiater von Linné, ein wahrhaftig groſſer Mann in der Naturgeſchichte, in der Diſp. de Sponſalibus plantarum §. 13. (Amœnitt. Academ. T. I. p. 79 ſq. nach der Leidenſchen Ausgabe) dieſe Thierchen mit einem Lieberkühniſchen Mikroſkopio nicht entdecken können, und hält daher das, was Leeuwenhoek für Thiere angeſehen, für nichts anders, als für ölichte Theilchen, welche auf dem warmen Samen einher geſchwommen. Ja er ſagt ganz dreiſt in dem II. Vol. Amœnitatum p. 434. (collato Vol. VI. p. 4 ſq.) „Verbo dicam: Vermiculi dicti in genitura a Leeuwenhoekio detecti & pro animalculis motu proprio gaudentibus ſalutati, mera commenta ſunt. Corpuſcula enim hæc motu proprio deſtituuntur, carentque attributis vitæ propriis. Man ſehe aber, was in dem allgemeinen Magazin IV. Th. p. 195 ſq. in der Anmerkung, dagegen erinnert wird: unter andern, daß Lieberkühn ſelbſt, nach dem Briefe, welchen Hamberger ſeiner Pſyſiologie eingerücket hat, die Leeuwenhoekiſchen Thierchen allezeit für wahre Thiere gehalten habe. Das iſt ein lehrreiches Beyſpiel, wie behutſam man ſeyn müſſe, aus dem Mangel ſeiner eigenen Erfahrung einen ſolchen Schluß zu ziehen, daß des andern ſeine Erfahrung falſch ſey.

vortrefflichen mikroſkopiſchen Wahrnehmungen mit unterzulaufen; die wohl in den beſondern Fällen ein Mistrauen erwecken können. †) Allein, dieſe geſchickten mikro-

†) Herr Joblot hat ein ſchönes Werk herausgegeben: Obſervations d'Hiſtoire naturelle faites avec le Microſcope ſur un grand nombre d'Inſectes, & ſur les Animalcules qui ſe trouvent dans les liqueurs préparées, & dans celles qui ne le ſont pas. Paris 1754. 4. II. Tomes. So viel gutes und wahres aber auch in dem Buche enthalten iſt, ſo hat er doch hin und wieder ſeiner maleriſchen Ausbildung zu viel nachgegeben. Davon iſt dasjenige Thierchen (T. I. P. II. p. 57 ſq. Tab. VI. n. 12.) ein ausnehmender Beweis, auf deſſen Rückenſchilde ein fürchterliches Schnurbartsgeſicht ſo deutlich abgebildet iſt, als ob es nach dem Leben eines Menſchen geſchildert wäre. Ich geſtehe auch gern, daß es meinen Begriff überſteigt, was Herr Jo. Hill in ſeinem 6ten mikroſkopiſchen Verſuche (Hamb. Mag. XII. B p. 337 ſq.) unter andern mikroſkopiſchen Thierchen, (deren er 8 verſchiedene Arten beobachtet,) an einem Thierchen einer Infuſion geſehen haben will. Er hat daran alle Theilchen haarklein entdecket, und wahrgenommen, wie es mit ſeiner ſägenförmigen Krebsſcheere etwas von einem Samentheilchen der Pflanze ordentlich abgeſäget, ſolches abfallende Stück mit der Scheere ergriffen und es auf die flache Seite des andern Gelenkes der gegenſeitigen Klaue gelegt, und da mit Ueberſchlagung der erſten Klaue, als einer Feile zerrieben und gemahlen, endlich aber mit den zuſammengefaltenen Gelenken in den Mund geſchoben habe. Das heiſſe ich genau ſehen können! Der Kunſttrieb an ſich iſt mir nicht zu wunderbar: wir haben dergleichen an der Siebbiene. Aber ich ſage noch, es ſey mir zu unwahrſcheinlich, daß einer dergleichen Werkzeuge und verſchiedene Handlungen an einem ſo kleinem Infuſionsthierchen ſollte ſo genau unterſcheiden können, und ich weiß mich nicht zu entſinnen, daß Leeuwenhoek irgendwo dergleichen ſubtile Wahrnehmungen von ſich gerühmt hätte.

mikroſkopiſchen Beobachter der kleinen Welt ſtimmen, nebſt vielen andern, doch überhaupt an allen Orten, darinn vollkommen überein, daß ſich in den Säften der Thiere, beſonders des männlichen Samens, in den Säften des thieriſchen Fleiſches und der Pflanzen, in dem Kleiſter, dem Heuwaſſer, Pfefferwaſſer, u. ſ. w. eine Menge verſchiedener wirklich lebendiger und ſich willkürlich bewegender Thierchen aufhalten. Und ſo viele einſtimmige Zeugniſſe geübter Männer, an verſchiedenen Orten, von einer und derſelben Sache, müſſen auch für diejenigen, welche ſelbſt bisher keine Augenzeugen davon werden können, höchſt glaubwürdig ſeyn. Und überhaupt giebt das argumentum negans, ceteris paribus, in der Erfahrung, beſonders der Kunſterfahrung, wenig wider ein argumentum affirmans. Wer ſagt, ich habe es geſehen, erfahren, und mit Fleiß auf dieſe Weiſe beobachtet, verdient mehr Glauben, als wer blos ſagt, ich habe es nicht geſehen, erfahren oder beobachtet.

Wenn wir denn die Wahrheit der mikroſkopiſchen Thierchen billig vorauſetzen: woher ſollten doch dieſelben wohl entſtanden ſeyn? Wir mögen die Augen noch ſo ſehr ſchärfen und ſtärken: ſo wird die Frage doch durch eine bloße Erfahrung nicht zu beantworten ſeyn, ſondern es wird auf Schlüſſe aus den geſehenen Umſtänden ankommen. Denn ſelbſt die geſchickteſten Beobachter mikroſkopiſcher Thierchen, welche in ihren Wahrnehmungen vollkommen über-

übereinſtimmen, geben uns ganz verſchiedene und wider einander laufende Erklärungen ihres Entſtehens. Herr Büffon ſah eben das nur für organiſche Theile eines Thieres an, was Needham für völlige Thierchen anſah. Beyde, nebſt Bonanni, Hill und Wrisberg deuten das geſehene als eine generationem ſpontaneam aus, was Joblot, Bonnet und andere für eine Entwickelung der Eyerchen halten. Ein Zeichen, daß ihre Erklärung keine reine Erfahrung, ſondern eine Schlußfolgerung ſey. Und wie wollte auch irgend ein Menſch die Kräfte der Dinge, welche an ſich was Geiſtiges ſind, und zumal Kräfte, welche in den kleinſten Urſtoffen, Atomen oder Monaden ſtecken, und deren unmittelbare Art zu wirken, oder die erſte Zuſammenfügung der allerkleinſten Körperchen, mit Mikroſkopiis ſehen können? Das iſt noch alles viel zu grob, was wir durch Mikroſkopia ſehen. Laſſet uns aufrichtig handeln: wir ſchlieſſen blos aus den geſehenen Umſtänden. Welche ſind denn aber die Umſtände? Ich will ſie aus den allerneuſten Wahrnehmungen des Göttingiſchen Herrn Profeſſors Henr. Auguſt Wrisberg entlehnen, *) ungeachtet derſelbe, bey ſolchen kleinen Thierchen, der Erzeugung aus einer faulenden Materie geneigt zu ſeyn ſcheint. Er geſteht Sect. III. in ſeiner Epicriſi, daß zur Erzeugung dieſer Thierchen

*) Henr. Aug. Wrisberg D. Med. Anat. atque Artis obſtetricæ Prof. regii Obſervationum de Animalculis infuſoriis Satura (eine Preisſchrift). Gött. 1765. 8.

chen Luft, eine mäßige Wärme und Waſſer, oder vielmehr vegetabiliſche und animaliſche Theile in dem Waſſer, ſchlechterdings nöthig ſind: und führt den Bonanni an, welcher ſchreibt: daß, ohne Luft eine urſprüngliche Erzeugung von Thierchen ſetzen, unmöglich ſey, und daß er einen Verſuch mit Kalbfleiſche in einem hermetiſch ſigillirten Gefäße gemacht, da es zwar nach Monaten in eine weiche Päppe zergangen, aber keine Spur von einem lebendigen Thierchen darinn anzutreffen geweſen: ja daß nicht einmal eine jede Luft, ſondern ein aër debitus aptusque ad naſcendum, vegetandum & conſervandum, dazu erfodert werde; welches ich nicht anders verſtehen kann, als daß die Luft mit fremden Partikeln müſſe geſchwängert ſeyn: ſo wie eben derſelbe mit dem reinen Quellwaſſer gar keine Thierchen, aber mit dem Regenwaſſer die Menge Thierchen hervorbringen konnte. Und Joblot (T. I. P. II. p. 3.) ſchreibt gleichfalls, daß er aus einem wohlverwahrten Gefäße mit dem reinſten Weineßige kein einziges Schlänglein bekommen habe. Und ſo iſt mir auch von dem vortrefflichen Muſchenbroek berichtet worden, daß er ſeine Verſuche wegen der Infuſionsthierchen gar behutſam ſo angeſtellet, daß er die Materie zuvor mit ſiedendem Waſſer präparirt, das Glas wohl mit Stöpſel und Kütte verſchloſſen, dann nach geraumer Zeit bey der Eröffnung in der faulen Materie alles leblos gefunden habe; aber eben darum habe er die übrige faule Materie in dem eröffneten Glaſe, nachdem er einen Theil davon beſichti-

get,

get, ſogleich weggeſchüttet, damit nichts fremdes unvermerkt hineingetragen werden könnte. Faſt eben dieſelbe Erſcheinung hat auch Herr **Wrisberg** ſelbſt gehabt, da er über das Regenwaſſer, welches ſonſt ſo leicht Thierchen erzeuget, eine Linie hoch Olivenöl gegoſſen, und es damit achtzehn Tage im Sommer ſtehen laſſen, und dennoch nach der Zeit weder Fäulung noch Thierchen darinn wahrgenommen; hergegen habe er, mit einem ſparſamer zugegoſſenen Mandelöle, das nur einige abgeſonderte Augen auf der Oberfläche ſetzte, die gewohnte Fäulung und Thierchen in dem Waſſer gefunden. Unterdeſſen, da dieſer erfahrne Mann dennoch in andern Materien eine Fäulung bey abgeſchloſſener Luft zugeſteht, worinn jedoch hernach gar keine Thierchen befindlich ſind; ſollten wir denn nicht vielmehr ſchlieſſen, daß die Fäulung an ſich keine Urſache der Erzeugung der Thierchen ſeyn könne, woferne nicht ſchon vorher die organiſchen Entwürfe eines Thierchen in der Feuchtigkeit ſind, oder nachmals mit der Luft hineingetragen werden, daß ſie ſich in der gährenden Materie entwickeln können? Er beruft ſich fleißig auf Hrn. **Büffons** und **Needhams** Wahrnehmungen, wie die erſten Entwürfe der Thierchen nach und nach durch die Gährung und Fäulung entſtünden. Ich möchte aber wünſchen, daß er auch den Herrn **Ledermüller** dabey gezogen hätte, was der von dieſer Herren ihren mikroſkopiſchen Beobachtungen urtheilet: oder daß er Herrn **Lulofs** Urtheil zu der Ueberſetzung dieſer Wahrheiten p. 86. (b) geleſen hätte, da er ſagt,

er ſey durch die einfachen Mikroſkopia überzeugt worden, daß Leeuwenhoek die Samenthierchen ganz recht geſehen habe, Herr **Büffon** aber ſehr verkehrt. Herrn **Wrisbergs** eigene Abbildungen ſtellen uns nur Entwickelungen von Polypen vor, welche doch bekanntermaßen von andern Polypen oder deren belebten Theilen entſtehen. Ich zweifele aber, daß ſich alle Arten der Infuſionsthierchen zu den Polypen reduciren laſſen, und daß ſich überhaupt der erſte organiſche Bau eines Thieres durch ein bloſſes Principium aſſimilationis philoſophiſch erklären laſſe. Daher wird auch wohl die Anſchießung der Salze in einerley determinirten Figuren hier keine Genüge thun. Daß Pflanzen verſchiedener Art jede ihren dienlichen Nahrungsſaft an ſich ziehen, geſchieht, ſo wie bey Thieren, vermittelſt des organiſchen Baues, der ſchon da iſt; und folglich erläutert es unſere Frage gar nicht. Wenn der Schimmel, ohne Samen und Mutter, zu einer Pflanze gediehe: ſo würde derſelbe näher zur Sache kommen; aber ich weiß nicht, ob Herr Linnäus, Gleditſch und andere Botanici damit einig ſeyn möchten, welche deſſelben organiſche Pflanzenſtructur und wirkliche Beſamung darlegen. Und eben dieſes Beyſpiel aus dem Pflanzenreiche iſt wider die generationem ſpontaneam im Thierreiche. Können unſichtbare Samen von Schimmelpflanzen durch die Luft allenthalben ausgeſtreuet werden, und ſich in einer dienlichen Materie geſchwind entwickeln: warum können nicht auch eben ſo kleine unſichtbare Thierchen ſeyn, deren Eyer die Luft, wie einen Samen-

menſtaub, allerwärts hinträgt? Es wäre im Pflanzenreiche (wider die allgemeine Regel und Ordnung der Natur, daß alles aus dem Samen entſprießt,) unrichtig geſchloſſen: ich ſehe nicht, ich begreife nicht, wie hier ein Schimmelſamen hätte herkommen können; alſo giebt es doch auch zuweilen Pflanzen, die ohne Mutter und Samen entſtehen. Eben ſo würde aber auch zu voreilig geſchloſſen: ich ſehe, ich begreiſe nicht, wie ein Thierey in der Luft hat herumfliegen, und in dieſe Materie kommen können; alſo giebt es doch auch einige Thierchen, welche wider die allgemeine Ordnung, ohne Mutter und Samen, durch bloße Fäulung aus roher Materie gebildet werden. Herr **Wrisberg** ſieht dieſes gar wohl ein; aber dieß ſetzt ihn in die Nothwendigkeit, wider die allgemeine Regel und Ordnung der Natur, Omnia eſſe ex ovo, Zweifel zu machen. Er nimmt ſie 1) von eben dieſen infuſoriis corpuſculis her, davon die Frage iſt, 2) von den vegetabilibus, als mucore, muſcis, fungis, davon ich ſchon geſagt habe, und 3) gar von gröſſeren vierfüßigen und andern Thieren und Fiſchen. Ich bin aber völlig verſichert, daß Herr **W.** nach ſeiner ſcharfen Einſicht, wenn er eine Weile auf die Antworten eines Gegners denken wollte, ſich ſelbſt leicht eine zureichende Antwort auf dieſe Zweifel geben könnte. *) Summa, es iſt von Niemanden bis-

*) [Der Herr Abt Spallanzoni hat in ſeinen Opuſcoli di fiſica animale e vegetabile die Needhamſche und Büffonſche Meynung ausführlich widerlegt, und die wahre Bewandniß mit dieſen Thierchen, ihrem Fortkommen, Ausdauren

her weder gewiß noch wahrſcheinlich, weder aus der Erfahrung, noch aus principiis phyſico-metaphyſicis erwieſen, daß es in der ganzen Natur, im Pflanzen- oder Thierreiche, im Groſſen oder Kleinen, eine urſprüngliche Erzeugung neuer einzelnen Pflanzen oder Thiere oder wieder Arten davon, aus einer rohen Materie, durch eine Fäulung und Gährung, geſchehe oder geſchehen könne; ſondern Erfahrung, Analogie und Vernunft ſind dagegen, und aller Schein des Gegentheils bezieht ſich auf unſichtbare Kleinigkeiten, die aber entweder an ſich unrichtig beobachtet ſind, oder daraus unrichtig ex argumento ignorantiæ geſchloſſen wird; ſo wie man vor Zeiten auch den gröſſeren Thieren, die den bloſſen Augen ſichtbar ſind, aus Mangel richtiger Erfahrungen und Schlüſſe, eine generationem æquivocam glaubte. Warum zeigt die Natur, wenn ſie Millionen neue Thiere hervorbringen kann, ihre ungeheure Fruchtbarkeit nicht ſichtbarlich in der Schöpfung eines einzigen neuen gröſſeren Inſekts, oder vierfüßigen Thieres?

§. 6.

Es iſt alſo wenigſtens von allen organiſch gebildeten Thieren in der That und Erfahrung grundfalſch, daß jemals aus faulender roher Materie, durch Gährung, ein organiſcher Körper und ein lebendiges Thier entſtanden wäre; oder daß ein Vermögen und eine

dauren in Hitze und Kälte, u. ſ. w. mit den genaueſten Beobachtungen dargethan. S. auch Halleri Elementa Phyſiol. ed. in 4. T. VIII. p. 106. 112. u. ſ. f.

eine Kraft zu ſolcher Erzeugung in der ganzen Welt und deren Natur zu finden ſey. Wenn die Natur ſolches jemals fähig und bemühet geweſen wäre, zu thun, und wirklich gethan hätte: ſo würden wir auch noch jetzt, hie und da, im fetten Schlamme, an der Sonnenhitze, halb oder ganz gebildete, geſtaltete oder ungeſtaltete, neue und unbekannte oder alte und bekannte Thiere antreffen. Denn die Natur iſt ſich ſelbſt allezeit ähnlich, und von gleichen Kräften, Laufe und Ordnung. Es iſt dieſelbe Erde, davon ſich nicht das geringſte Stäubchen entfernet hat; und ſie wird von eben der Sonne, mit gleicher Wärme, in einerley Abwechſelung beſchienen, wie vorhin. Wenn alſo ihre Natur eine ſolche Zeugung der Thiere mit ſich brächte; ſo müßte ſie auch noch geſchehen. Hergegen können wir ſicher ſchlieſſen: wenn ihre Natur dergleichen Zeugung jetzt nirgend wirket oder leidet, ſo hat ſie auch zu keiner Zeit gethan. Wo iſt aber das Land, der Moraſt, der Schlamm, wo auch nur Misgeburten von Menſchen, Elephanten, Kameelen, oder von Pegaſen, Sphyngen und Hippocentauren, ja wo kleinere Thiere und Inſekten aus dem Kothe gebrütet würden? Keiner wird heutiges Tages ſo unverſchämt oder ſo dumm ſeyn, daß er dergleichen, zumal von gröſſern Thieren, wirklich geſehen zu haben, vorgeben ſollte. Demnach kann es auch nimmer in der Welt durch die Natur geſchehen ſeyn.

Was bleibt denn noch weiter für eine Ausflucht übrig? Keine, als dieſe, welche, zu aller vernünftigen Leute Erſtaunen, ein neuer Demetrius aus dem rohen

Alterthume wieder entlehnet, und aus ſeiner Feder flieſſen laſſen: Die Natur ſey nunmehr alt, ſie habe an Kräften abgenommen, ſie habe einmal aufgehört, zu gebären. 4) Wie? iſt denn der darinn liegende Widerſpruch nicht offenbar? Die Welt, die Natur, ſoll das erſte ſelbſtändige, nothwendige, ewige Weſen ſeyn: und doch ſoll ſie veränderlich ſeyn, abnehmen, ihre Kraft verlieren, unvollkommen werden? Dieſes letztere hebt das erſtere auf. Ein Ding, das ſich verändert, kann nicht nothwendig, das abnimmt und aufhöret, nicht ewig, und, vermöge beydes, nicht ſelbſtändig ſeyn. Und wie kann man ſich in dem Ewigen eine Jugend und ein Alter gedenken? Es kömmt noch dazu, daß dieſe Ausflucht ſelbſt wider alle Erfahrung iſt: indem keine körperliche Kraft in der ganzen Natur, ſo weit menſchliche Nachricht in die vorigen Zeiten reichet, im geringſten abgenommen; alles ſich jetzo in derſelben Art und Stärke reget und fort-

4) De la Mettrie Syſteme d'Epicure §. 10. „Mais la Terre n'eſt plus le berceau de l'Humanité! on ne la voit point produire d'Hommes! Ne lui reprochons point ſa ſterilité actuelle; elle a fait ſa portée de ce coté là. Une vieille Poule ne pond plus: une vieille femme ne fait plus d'enfans.

Lucretius II, 1150.

Jamque adeo affecta eſt ætas, effœtaque tellus.
Vix animalia parva creat, quæ cuncta creavit
Sæcla, deditque ferarum ingentia corpora partu.

V. 824.

Sed quia finem aliquem pariendi debet habere,
Deſtitit, ut mulier ſpatio defeſſa vetuſto &c.

fortpflanzet, wie ſonſt geſchehen iſt. Wenn auch dieſes möglich wäre: ſo würde die Welt, von ewigen Jahrhunderten her, längſt in ein wüſtes Chaos, oder in einen trägen Klumpen verfallen ſeyn.

§. 7.

Es iſt aber noch eine andere Ungereimtheit in dieſer Meynung, welche ich nicht mit Stillſchweigen übergehen kann. Man hat nicht genug, der Natur voriger Welt, wider alle Erfahrung und Vernunft, eine jetzt veraltete Zeugungskraft anzudichten; ſondern eben dieſelbe Zeugunskraft ſoll auch ohne Regeln der Ordnung, blindlings, und auf ein Ungefähr gewirket haben. Eine bloße Bewegungskraft, die ohne Leben, ohne Verſtand und Abſicht handelt, die in ihrer weſentlichen Beſchaffenheit keinen Grund der Ordnung und Uebereinſtimmung eines thieriſchen Körpers enthält, ſoll erſt, durch eine wüſte Gährung, millionenmal ungeſtalte Misgeburten erzeuget haben, bis es einmal durch einen ungefähren Zuſammenfluß der Umſtände gelungen, daß ein geſundes, wohlgebildetes Thier herausgekommen: welcher Fall, wie ſie meynen, unter ſo vielen unnützen Verbindungen, die der ungefähre Zufall enthält, doch auch eine Möglichkeit habe, und in ſo vielen tauſend Jahren auch einmal zur Wirklichkeit habe kommen können. 5)

Die Leute müſſen ja wohl durchaus allem dem, was Verſtand iſt und heißt, gram ſeyn, weil ſie lieber alles

5) Lucretius V. 835 ſqq.

wüſte und wilde in der Welt, als eine verſtändige Kraft, leiden können, und auch das ordentlichſte lieber aus der Unordnung, als aus Abſichten, erklären. 6) Die mehreſten der Alten waren doch in dem Stücke klüger, daß ſie noch einen Verſtand, der ſich durch die ganze Natur erſtrecket, (Mentem per rerum naturam intentam) zulieſſen. Auch die, welche eine Seele der Welt geſetzet, die ihren Körper in vielerley Geſtalten verändere und bilde, ſcheinen doch alle Wege erträglicher zu ſeyn. Warum ſoll aber die erſte Kraft fühl- und leblos, unverſtändig, blind, und ohne Regeln der Ordnung ſeyn? da doch lebendige, empfindende und verſtändige Geſchöpfe, die mit einem künſtlich gebauten Leibe begabet ſind, ja, da alle Ordnung und Uebereinſtimmung in der ganzen Welt, von ihr erzeuget, auch bis jetzo noch erhalten worden?

§. 8.

6) De la Mettrie Syſteme d'Epicure §. 4. „Comment prendre la Nature ſur le fait? Elle ne s'y eſt jamais priſe elle-même. Denuée de connoiſſance & de ſentiment, elle fait de la ſoye, comme le Bourgeois-Gentilhomme fait de la Proſe, ſans le ſavoir: auſſi aveugle, lorsqu'elle donne la vie, qu'innocente, lorsqu'elle la detruit. §. 18. La Nature n'a pas plus ſongé à faire l'oeil pour voir, que l'au pour ſervir de miroir à la ſimple Bergére. §. 19. N'y a-t-il pas eu un Peintre, qui ne pouvant repréſenter à ſon gré un cheval écumant, réuſſit admirablement, fit la plus belle écume en jettant de dépit ſon pinceau ſur la toile? le hazard va ſouvent plus loin que la prudence. §. 24. Un arrangement fortuit donnant les mêmes privileges qu'un arrangement fait exprès avec toute l'induſtrie poſſible, a valu à cette commune mère un honneur que meritent les ſeules loix du mouvement &c.

§. 8.

Es haben ſich vernünftige Männer Mühe gegeben, die Ungereimtheit ſolcher ungefähren Erzeugung der thieriſchen oder auch gröſſeren Weltkörper aus dem wilden Zuſammenlaufe der Urſtoffen auf mathematiſche Weiſe zu berechnen; davon der Schluß etwa dieſer iſt, daß der eine Fall einer ordentlichen Zuſammenfügung, der durch das Ungefähr möglich ſeyn ſoll, gegen die Vielheit der unordentlichen Zuſammenfügungen, ſich wie ein unendlich kleiner Theil (pars infiniteſima) gegen eine unendlich groſſe Zahl verhalte, und daher als gar nichts zu achten ſey. 7) Und dieſes iſt ſo ferne zureichend, den Unverſtand zu zeigen, wenn einer dennoch lieber einen blinden Zufall, als Weisheit und Abſicht, zur Urſache der Ordnung annimmt; da jenes unendlich weniger möglich iſt, als dieſes. Es beweiſt vollkommen, daß wir, die wir Weisheit und Abſichten zur Urſache der Ordnung angeben, nur um ein einziges unendlich kleines Theilchen (partem infiniteſimam) von der allergrößten Gewißheit, daß dieſes wahr, und das Gegentheil falſch ſey, entfernet ſind.

Wir ſetzen nämlich als bekannt voraus, daß in einem thieriſchen Körper Millionen Theile, verſchiedener Art, zu ſolcher Uebereinſtimmung gebracht ſind, welche aller Menſchen Erfindung, Witz, Verſtand und Weis-

7) Siehe Herrn Samuel Hollmanns überzeugenden Vortrag von Gott und der Schrift, C. I. Sect. III. §. 4. p. 106 ſq.

Weisheit unendlich weit überſteigt, wenn ſie auch die Abſicht gehabt hätten, einen thieriſchen Körper zu entwerfen und zu bilden. Daß es nun höchſt ungereimt ſey, dieſe Uebereinſtimmung in einer ſolchen Menge von Theilen aus einem ungefähren Zufalle abzuleiten, das mag uns ein bekanntes Gedicht des Virgils, Aeneis genannt, erklären. Es iſt zwar viel zu wenig, wenn wir die Buchſtaben in Virgils Aeneis, mit der Menge der körperlichen Theile eines Thieres, und den Verſtand, den ein virgiliſches Gedicht zu verfertigen erfordert, mit der Weisheit, welche zur Bildung eines thieriſchen Körpers gehöret, in Vergleichung ſtellen. Unterdeſſen mag fürs erſte eines in die Stelle des andern treten, und wir wollen eine Weile zugeſtehen, daß durch ein Ungefähr, in beyden Fällen, unter unendlich vielen verkehrten Verbindungen der Buchſtaben und Theile, doch auch eine übereinſtimmende möglich wäre. Würde es nicht dennoch höchſt ungereimt ſeyn, wenn einer gefraget würde, wie das virgiliſche Gedicht entſtanden wäre, daß er lieber einen ungefähren Wurf der Buchſtaben, als einen Verſtand, zur Urſache annähme? Ich dächte, man würde denjenigen, der das ſagte, für unſinnig halten, weil der einzige mögliche Fall in dem Ungefähr, gegen ſo unendlich viele unmögliche, von keinem vernünftigen Menſchen in Betrachtung zu ziehen, vielweniger der andern offenbaren und beynahe einzig nothwendigen Urſache vorzuziehen wäre.

Man rechnet, daß 24 Buchſtaben über tauſend Quinquillionen mal verſetzet werden können. Da nun die

die Aeneis ungefähr 363780 Buchſtaben enthält, ſo ſind darinn die möglichen Verſetzungen, gegen die Verſetzungen von 24 Buchſtaben, faſt für unendlich wenig, und die einzige unter denſelben, welche ſich wirklich in der virgiliſchen Aeneis befindet, als eine pars infiniteſima, oder ein unendlich kleiner Theil der unendlich vielen möglichen Verbindungen zu halten. Wenn man nun einen Schriftkaſten nähme, darinn eben dieſelben, und eben ſo viel Buchſtaben, als in der Aeneis vorkommen, enthalten wären; man ſchüttete aber dieſe Buchſtaben in einen Sack durch einander, und griffe ſie blindlings nach einander heraus; ſo wäre der einzige Fall, da die virgiliſche Ordnung von ungefähr durchaus getroffen werden ſollte, gegen die unendlich vielen, da es unmöglich wäre, gar nicht in Betrachtung zu ziehen. Was iſt aber die Zahl von 363780 Buchſtaben gegen die Vielheit der Theile im thieriſchen Körper, und noch vielmehr gegen die Vielheit der Theile in der ganzen Welt? Wie viel unendlicher iſt demnach ihre mögliche Verſetzung! Wie viel unmöglicher, folglich, daß ein Ungefähr die einzig übereinſtimmende Ordnung hervorbringen ſollte! *)

§. 9.

*) Cic. de Nat. Deor. II. 37. „Mundum effici ornatiſſimum & pulcerrimum ex corporum concurſione fortuita: hoc qui exiſtimat fieri potuiſſe, non intelligo, cur non idem putet, ſi innumerabiles unius & viginti formæ litterarum, vel aureæ, vel quales libet, aliquo conjiciantur, poſſe ex his in terram excuſſis annales Ennii, ut deinceps legi poſſint, effici: quod neſcio anne in uno quidem verſu poſſit tantum valere fortuna.

§. 9.

Allein, ich halte dafür, daß man ſchon zu viel einräumet, ob ſollte jemals eine Uebereinſtimmung in dem Mannigfaltigen durch ein Ungefähr möglich seyn. Denn, wenn möglich ſo viel heiſſen ſoll, als was wirklich werden kann: ſo gehöret zweyerley Möglichkeit dazu, daß etwas wirklich werde, nicht allein eine innere, ſondern auch eine äuſſere. Die innere Möglichkeit, daß nämlich etwas dem Weſen eines Dinges nicht widerſpricht, iſt allein nicht genug, daß es wirklich werde, ſondern es muß auch eine äuſſere hinzukommen, die den völligen Grund der Wirklichkeit in ſich halte.

Ich will es durch das Beyſpiel der vergiliſchen Aeneis erklären. Wenn in einem Schriftkaſten nicht allein 363780 Buchſtaben wären, ſondern auch ein jeder Buchſtab des Alphabets ſo vielmal, als er in des Virgils Aeneis vorkömmt: ſo hätte es, vermöge der Buchſtaben, eine innere Möglichkeit, daß dieſes virgiliſche Gedicht ganz damit geſetzet werden, und geſetzet ſtehen bleiben könnte. Die äuſſere Möglichkeit aber müßte auch hinzu kommen, nämlich ein verſtändiger Setzer, der das Vermögen und den Willen hätte, ſolches zu verrichten: worzu denn, auſſer vielen andern Umſtänden, auch gehörete, daß er keine Fehler im Setzen machete, oder, ſo er welche gemachet, dieſelben alſobald verbeſſerte.

Wenn hergegen entweder die innere oder die äuſſere Möglichkeit, oder gar alle beyde zugleich fehlen:

len: ſo kann ich die Sache nicht möglich, ſondern ich muß ſie unmöglich nennen, in ſo ferne ſie nicht zur Wirklichkeit kommen kann. Wenn alſo, nach dem gegebenen Beyſpiele, in dem Schriftkaſten ganze Buchſtaben fehlen, oder von manchen zu wenig, von andern zu viel wären, oder ſtatt der Buchſtaben viele Ziffern, Noten, Calenderzeichen, oder ſonſt etwas im Kaſten läge: ſo hätte es keine innere Möglichkeit, die Aeneis damit auf ſolche Art zu ſetzen. Oder, wenn zwar die Buchſtaben ihre Richtigkeit hätten; es fehlet aber am Setzer, oder deſſen Vermögen, oder deſſen Willen, oder an allen dieſen: ſo wird keine äuſſere Möglichkeit da ſeyn; die Buchſtaben werden nicht von ſelbſt aus dem Kaſten kommen, und ſich in die Ordnung dahin ſtellen.

Deuten wir dieſes auf den gegebenen Fall; ſo ſieht man wohl, daß ſich derſelbe in zwo Fragen entwickelt: Einmal, ob es in Betrachtung des Schlammes eine innerliche Möglichkeit habe, daß daraus ein Thier werden könne? Zweytens, ob es, in Betrachtung der Sonnenwärme, und der dazu kommenden ungefähren Gährung, eine äußere Möglichkeit habe, daß dadurch ein Thier aus dem Schlamme entſtehe? Ich behaupte aber, daß keines von beyden, weder innere noch äußere Möglichkeit, da ſey, daß jemals aus einem Schlamme oder fauler Materie durch Wärme und Gährung ein Thier erwachſe.

§. 10.

§. 10.

Was die innere Möglichkeit betrifft, ſo müßte alles, was zum Thiere gehöret, nicht allein das Körperliche, ſondern auch, was wir zu ſeiner Seele rechnen, im Schlamme enthalten ſeyn. Sollen alſo Fleiſch, Knochen, Knorpel, Sehnen, Häute, Klauen, Haare, Federn, Blut, Galle und andere Säfte, aus einer Materie entſtehen: ſo müſſen die verſchiedenen Beſtandtheile derſelben ſchon alle in der Materie vorhanden ſeyn; ſonſt werden ſie auch nimmer können heraus gebracht werden. Nun enthält ja ein Schlamm und eine Erde nicht alle Beſtandtheile eines thieriſchen Körpers, ſo wie er auch den Thieren, die daraus erwachſen ſeyn ſollen, zur Nahrung untauglich iſt.

Dazu ſind die wenigen Theilchen, welche etwa für thieriſche Körper darinn ſtecken, durch mehrere undienliche von einander getrennet, und an ſich in keinem geſchickten Verhältniſſe; von dem einen zu viel, von dem andern zu wenig, von manchem gar nichts. Es iſt ein Schriftkaſten, worinn die meiſten Buchſtaben gar fehlen, andere im Ueberfluſſe, andere zu ſparſam ſind, viele fremde Zeichen mit unterlaufen. Gleichwie daraus die virgiliſche Aeneis zu ſetzen unmöglich iſt: ſo iſt auch aus dem Schlamme, natürlicher Weiſe, einen thieriſchen Körper heraus zu bringen, unmöglich. Und wo ſtecken vollends in ſolchem Breye die Seelen, das Leben, die Empfindungs- und Vorſtellungskräfte, die eingepflanzten Künſte und Fertigkeiten der Thiere? das Gedächtniß, der Witz und Verſtand,

ſtand, die Einbildungskraft und die Vernunft und Freyheit der Menſchen?

§. 11.

Die äuſſere Möglichkeit einer ſolchen Erzeugung iſt eben ſo wenig in der Natur vorhanden. Denn, wenn wir nach dem vorigen bedenken, daß die Beſtandtheile eines thieriſchen Körpers, die etwa im Schlamme oder in fauler Materie ſtecken können, theils viel zu mangelhaft und zu wenig, theils zu überflüßig und zu viel, theils mit ganz fremden vermiſchet, theils in gänzlicher Unordnung ſind; ſo iſt ja wohl offenbar, daß keine Wärme oder Gährung vermögend ſey, Theile des thieriſchen Körpers, die in dem Schlamme fehlen, von hundert entlegenen Orten in gemeſſenem Verhältniſſe hinein zu tragen; oder die überflüßigen und fremden, welche die irdiſchen und ſchwereſten ſind, hinaus zu ſchaffen; oder auch die dienlichſten Theile in Ordnung und in die gehörige Stellung und Verbindung zu bringen; vielweniger ihnen Leben, Empfindung, Vorſtellung, und höhere Kräfte, oder gar Künſte und Fertigkeiten, einzuprägen.

Niemand wird ſich ja ſo gröblich irren, daß er ſich auf die Ausbrütung der Eyer durch bloße Sonnen- oder Ofenwärme beriefe. Denn dadurch würde vorausgeſetzt, als ob das Ey nur einen wüſten Klumpen roher Materie in ſich hielte, und man würde ſo ſchlieſſen: Wenn die bloße Wärme aus Eyern einen

M Vogel,

Vogel, oder eine Schlange oder Schildkröte bildete, ſo könne die Sonnenwärme auch aus einer andern rohen Materie wohl die übrigen Thiere gebildet haben. Allein, das iſt weit gefehlt. Ein jeder weiß, daß das Weiße nebſt dem Dotter, und inſenderheit die Cicatricula in dem Hagel des Eyes, †) ſchon alles in ſich begreife, was zu dem Thiere und deſſen Nahrung gehöret; daß nichts überflüßiges und unnützes darunter ſey, und daß jedes ſchon ſolche Ordnung und Lage habe, wie der ganze Bau des Körpers, nach allen verſchiedenen, auch den kleinſten Theilen, und nach der künſtlichen Stellung, welche es in einem ſolchen Raume haben muß, erfodert. Wenn denn eine gemäßigte Wärme den Funken des Lebens in dem Hauptpunkte (puncto ſaliente) rege gemacht: ſo kömmt alles in Bewegung, das zarte Urbild entwickelt ſich, und gedeyet nach gerade zu einer Feſtigkeit, indem das Flüſſige zu deſſen Nahrung eingeſogen wird. Schüttelt man hingegen das Ey vorher, und bringet dadurch die Theile in Unordnung: ſo kann keine Wärme mehr aus eben den Theilen etwas Lebendiges herausbringen. Aber in dem Schlamme verhält es ſich ganz anders, als in einem ſchon gebildeten Eye. Da ſind viele Theile nicht, welche da ſeyn ſollten; andere ſind da, welche nicht da ſeyn ſollten; alles aber iſt in der gröſten Unordnung.

Es

†) Siehe des Marcelli Malpighii Opera, die zu London 1686. fol. herausgekommen; da er Tomo I. de ovo incubato, Tomo II. de formatione pulli in ovo handelt. [Am ausführlichſten beſchreibt es der Herr von Haller in Oper. anat. min. T. II. n. XXX. XXXI.]

Es ſind alſo drey Verrichtungen, welche die Sonnenwärme in einem Miſchmaſche grober Theile zu leiſten hätte. Sie müßte das Fehlende herbey- das Ueberflüßige wegſchaffen, und dann alles in die gehörige Ordnung ſo vieler tauſend thieriſchen Bildungen bringen. Wie wollte aber die Sonne das Fehlende aus hundert entferneten Orten nach einem ziehen, da ſie allenthalben gleich ſcheint? Aber geſetzt, wir wollten ihre Verrichtungen vermindern, und annehmen, daß zuweilen alles, was zum thieriſchen Körper gehöret, in einer Materie vorhanden ſeyn könnte, und daß nur das Unnütze weggeſchafft, und das Uebrige in Ordnung gebracht werden dürfte; kann ſie denn dieſes beydes ausrichten? Das, was weggeſchafft werden müßte, würde hauptſächlich die irdiſchen Theile betreffen; und die ſind eben die ſchwereſten; würden alſo bey einer Gährung vielmehr die letzten ſeyn, welche nachblieben. Wenn ſich aber der Fall irgend gedenken lieſſe; ſo müßte es bey dem verfaulten Graſe, Heue, Früchten, Wurzeln, Holze und andern Dingen ſeyn, woraus gewiſſe Thiere ihre ganze Nahrung ziehen, und alſo alle ihre Beſtandtheile unterhalten und vermehren. So wird ja wohl einmal aus vermoderten Blättern eine Raupe, aus verfaultem Holze ein Holzwurm, aus verdorbenen Nüſſen ein Eichhorn, aus überſchwemmtem und verrottetem Graſe und Heue ein Lamm, ein Kalb, ein Reh, oder wenigſtens Milch, Butter und Käſe geworden ſeyn, oder werden können, wenn die Sonne fein warm darauf ſcheint? Dieſe Einbildungen ſind

aber zu lächerlich, als daß ſie einer ernſthaften Unterſuchung oder Beantwortung werth wären.

§. 12.

Ich will es endlich aufs äuſſerſte nehmen, und einen ganz einfachen Fall ſetzen, der zwar nicht iſt, noch ſeyn kann, der aber doch wohl eben derjenige iſt, welchen man ſich gegenſeitig allein vorſtellet, ohne die oben angeregten Umſtände zu bedenken. Ich ſetze alſo, es ſoll nicht allein alles Nöthige zum thieriſchen Körper an einem Orte beyſammen, ſondern auch nichts überflüßig ſeyn; die bloße Ordnung ſoll nur fehlen. Nun will ich einem alle blinde Bewegungskräfte in der Welt, Wärme, Gährung, Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Schütteln, Rütteln, was man will, einräumen, daß man denen das Geſchäfte auftrage, daraus einen ordentlichen Bau eines thieriſchen Körpers zuſammen zu fügen. Ich will einem ſo viel Millionen vergeblicher Verſuche zu Gute halten, als er verlanget. Dennoch, ſage ich, können dieſe blinden Bewegungskräfte die Ordnung eines organiſchen Baues nicht ein einzigmal von ungefähr treffen. Der Beweis ſteckt kurz darinn, weil auch der Zufall ſich allemal nach Regeln richtet, und zwar nach Regeln, welche der Regel der Ordnung ſchnurſtracks widerſprechen.

Ich will es deutlich machen. In dem Mannichfaltigen haben beydes, die unordentlichen Verbindungen, und die ordentlichen, eine innere Möglichkeit; wie

wie aus dem Schriftkaſten mit den Buchſtaben der Aeneis zu begreifen iſt. Aber gleichwie nur eine Linie zwiſchen zweyen Puncten gerade, hingegen unzählige krumme ſeyn können: ſo iſt auch die ordentliche und übereinſtimmende Verbindung im Mannichfaltigen nur einzig, hingegen ſind der unordentlichen Verbindungen unzählige. Die unordentlichen ſind ſich alle darinn ähnlich, daß ſie von der Uebereinſtimmung abweichen; die ordentliche hingegen iſt von allen übrigen darinn unterſchieden, daß ſie eine Uebereinſtimmung in allen und jeden Theilen beobachtet. Nun hat beydes, Ordnung und Unordnung, Uebereinſtimmung und Abweichung von der Uebereinſtimmung, ſeinen beſondern Grund, ſeine Urſache und Regel. Da aber die Ordnung oder Uebereinſtimmung einzig iſt, und ſich von allen unzählbaren unordentlichen Verbindungen unterſcheidet: ſo muß auch die Regel, wornach ſich die Ordnung richtet, und woraus ſie entſteht, einzig ſeyn, und ſich von allen Regeln, welche den Grund einer Unordnung in ſich halten, unterſcheiden. Jene muß von nichts als Uebereinſtimmung Grund in ſich halten: und daher kann keine Uebereinſtimmung durch Regeln entſtehen, welche den Grund einer Nichtübereinſtimmung in ſich halten; ſo wie nur das einzige gerade Lineal die Regel einer geraden Linie ſeyn kann, aber kein einziges von allen unzählbaren krummen Linealen, von ungefähr, die Regel einer geraden Linie zu werden vermag. Der Zufall, oder das Ungefähr, richtet ſich nach Regeln, welche alle darinn ähnlich ſind, daß ſie einen Grund

der Unordnung oder Abweichung von der Uebereinſtimmung in ſich halten. Die Abſicht aber iſt es allein, welche die Regel der Ordnung und Uebereinſtimmung in allen Stücken giebt. Folglich kann der Zufall nimmer eine Ordnung oder Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen gebähren; ſondern dieſer einzige Fall aus allen möglichen Verbindungen hat ſeine beſondere von allem Zufalle unterſchiedene Regel, welche die Abſicht giebt.

Wer das Beyſpiel von dem Schriftkaſten hierbey wiederholen will, der kann ſich die Sache bald lebhafter vorſtellen. In den 363780 Buchſtaben der virgiliſchen Aeneis ſtecken unzählige mögliche Verbindungen; aber eine einzige unter allen möglichen ſtimmet nur mit des Virgils Aeneis überein. Die Regel, woraus dieſe einzige einſtimmige Verbindung entſpringt, kann keine von denen ſeyn, welche den Grund der Unordnung und Abweichung in ſich halten; ſondern ſie fließt allein aus der Regel und Abſicht, die Buchſtaben in der Ordnung und Abtheilung zu ſetzen, wie ſie die Wörter und Verſe der virgiliſchen Aeneis nach einander ausdrücken. Hingegen alle zufällige oder ungefähre Verbindungen richten ſich nach Regeln, welche einen Grund der Unordnung und Nichtübereinſtimmung in ſich halten. Eine einzige Regel des Zufalles kann uns ſtatt aller gelten: Alle Buchſtaben unter einander in einen Sack werfen, und fleißig umſchütteln, dann blindlings hinein greifen, und bey jedem Griffe den Buchſtaben heraus

aus nehmen, welcher zum erſten unter die Finger kömmt; er mag mit den vorhergehenden können ausgeſprochen werden, oder nicht; er mag mit andern ein übliches und bedeutendes Wort, oder einen leeren Ton geben; er mag ein lateiniſches, oder fremdes Wort, zuwege bringen; das Wort mag mit andern einen Verſtand und Zuſammenhang haben, oder ungereimt ſeyn; es mag der Proſodie gemäß oder zuwider ſeyn; es mag mit dem Zwecke übereinſtimmen, oder dem entgegen laufen, Virgil mag es gedacht haben, oder nicht. Da nun dieſe Regel der zufälligen Verbindung den Grund der Unordnung und Nichtübereinſtimmung in ſich hält; und derjenigen, woraus die Uebereinſtimmung entſtehen kann, gänzlich widerſpricht: ſo kann ſie nimmer diejenige ſeyn, welche eine übereinſtimmende Ordnung erzeuget. Und wenn eine ganze Armee viele Jahre mit blinden Griffen in den Schriftſack zubrächte: ſo bin ich daher feſt verſichert, daß alle ſolche Griffe in aller der Zeit fehl ſchlagen müſſen, und keine einzige Reihe derſelben nur den erſten verſtändlichen Satz der virgiliſchen Aeneis ununterbrochen herausbringen wird.

So unmöglich nun, als dieſes iſt: ſo unmöglich iſt es auch, daß durch eine blinde Bewegungskraft in der Natur ein lebendig Thier, auch nur ein Floh, ja nur ein Fuß vom Flohe, hervorgebracht werde. Die kleinſten Thiere haben eben einen ſo vollkommenen Körper, als die groſſen, und beſtehen aus eben ſo mannichfaltigen Theilen, deren keines umſonſt iſt,

ſondern jedes ſich zu jedem, und alle endlich zu einer gewiſſen Art des Lebens ſchicken. Wenn wir dieſe Art des Lebens, dazu ein jedes Thier in ſeinem Geſchlechte beſtimmt iſt, als die Abſicht annehmen: ſo giebt dieſelbe eine Regel, welche den Grund der Uebereinſtimmung in den mannichfaltigen Theilen des Thieres in ſich faſſet. Hergegen mögen wir nach Belieben eine oder mehrere blinde Kräfte der Bewegung in der Natur nehmen, Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Wärme, Gährung, und wie ſie ſonſt Namen haben; ſo richten ſie ſich alle nach Regeln, welche der Uebereinſtimmung der mannichfaltigen Theile nothwendig ſo lange zuwider laufen müſſen, als ſie dem Zufalle, oder ungefähren Zuſammenlaufe, überlaſſen ſind, und von keinem Verſtande nach einer Abſicht geleitet werden.

§. 13.

Es erkennen auch wohl die meiſten heutiges Tages, daß ſie mit dem ungefähren Zuſammenfluſſe einer rohen Materie nicht fortkommen werden, da derſelbe ſo offenbar gegen alle Erfahrung und Vernunft ſtreitet. Sie haben aber ſtatt deſſen eine feinere und künſtlichere Erfindung, welche ich noch mit wenigem berühren muß. Sie ſetzen keine rohe Materie, woraus die erſten Thiere durch ein Ungefähr entſtanden wären; ſondern Sameneyer aller Thiere, welche von Ewigkeit in der Welt verſtreuet, und in welchen die ganze Bildung der Thiere ſchon enthalten geweſen. Da hätte ſichs einſt fügen müſſen, daß jedes jetzigen Thieres Samenen von ungefähr an ſeine rechte Stelle

ge-

gerathen wäre, wo es Wärme und Nahrung gefunden, und zu dem Wachsthume eines lebendigen Thieres gediehen ſey.

Allein auch dieſe Künſteley will der Sache nicht beſſer helfen. Wer hat ſie befugt, Sameneyer, worinn das ganze Thier ſchon im Kleinen gebildet, und ſorgfältig in dem Behältniſſe einer Hülſe zuſammen geleget war, als ewig anzunehmen? Sind wir dadurch von dem Urſprunge der Thiere beſſer unterrichtet, daß wir ſie ins Kleine bringen? Wo ſind denn die Eyer her? Oder ſind ſie an und für ſich ſelbſt nothwendig, und ſelbſtändig? oder konnte die Welt ohne dieſe Eyer nicht beſtehen? Muß dieſe künſtliche Zuſammenfügung, dieſe Einwickelung im Kleinen, nicht ja ſowohl, als das Entſtehen der Thiere ſelbſt im Groſſen, eine zureichende Urſache haben? Und hätte man nicht noch mehreren Grund, als bey groſſen Thieren, zu fragen, woher denn die Urbilder der Thierchen ſo weislich in eine ründliche Figur zuſammen gefaltet seyn, die ſie doch hernach in tauſenderley ganz andere Figuren mit hervorragenden Gliedmaſſen entwickeln? wer ſie ſo ſorgfältig mit einem in der Mitte enthaltenen Nahrungsſafte verſehen, und alles in eine zwey- oder mehrfache Hülſe eingepacket habe?

Allein, geſetzt, wir wollen ſolche Sameneyer ohne weitere Nachfrage annehmen: ſo wäre doch nicht zu begreifen, was ſie von Ewigkeit, bis auf die Zeit ihrer Geburt, vor dem Verderben und der Fäulung geſchützet? Denn, da ſie aus eben der Art, und aus

eben ſo mancherley Theilen, wie die Körper ſelbſt im Groſſen zuſammengeſetzt waren; ſo hatten ſie, theils in ſich, theils auſſer ſich, eben denſelben Grund der Gährung und Fäulung, wie die groſſen Körper, und eine noch feinere Materie konnte die Verbindung der Theile durchdringen, und trennen.

Und wenn ſie auch der Ewigkeit getrotzet hätten, was befruchtet jedes Ey? da es ja die Wärme allein nicht ausmachet, und auch groſſe Hühnereyer, wenn ſich die Mutter mit dem Hahne nicht begattet, taub ſind, und von der Wärme nur deſto eher verfaulen? In welchem Erdenkloße oder Schlamme hat ferner eine bequeme Bährmutter für Thiere ſeyn können, da das geplatzte Sameney Wurzel ſchlagen, und durch ſeine Nabelſchnur Nahrung ziehen können? Wer hat die zarte Brut hernach aus der Erde geholet? Wer hat ihr die Nabelſchnur abgebunden, oder abgebiſſen? Wo war die Mutter, die dem erſten Kinde, das vor allen Müttern geweſen, die Milch gab, oder dem erſten Vögelchen die halb verdaute Speiſe aus dem Kropfe in den Schnabel ſchüttete, oder ſonſt zuſchleppete?

Und wenn alle dieſe Unmöglichkeiten könnten möglich gemacht werden: warum kommen, ſeit ſo viel tauſend Jahren, keine herumflatternde Sameneyer irgend eines Thieres mehr an einem Orte des Erdbodens zur Reife, noch ein ſolches auf die Art erzeugtes Thier zum Vorſcheine? warum werden ſie nun alle von den Aeltern durch die Zeugung in der Bährmutter empfangen und genähret? Es iſt ja wohl einem jeden begreiflich

greiflich und offenbar genug, daß dieſe gekünſtelte Erfindung dem Vorgeben nicht aufhelfe, ſondern es noch abgeſchmackter darſtelle.

§. 14.

Aus allem, was bisher vorgeſtellet iſt, kann ein jeder deutlich ſehen, daß der Urſprung der Menſchen und übrigen Thiere des Erdbodens auf keine Weiſe natürlich erkläret werden könne; und daß alles, was zu ſolchem Ende erdacht iſt, aus grober Unwiſſenheit der Alten gefloſſen ſey, wider alle richtige Erfahrung und Grundſätze der Vernunft laufe, und, zumal in neuerer Zeit, nicht mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit, ſondern blos aus Leichtſinnigkeit, vertheidiget werden könne. Wer ſich ſelbſt auf die Frage, woher Menſchen und Thiere ſind, im Ernſte Genüge thun will, der wird finden, daß er, nach vielen vergeblichen Ausflüchten, dennoch genöthigt ſey, ſeinen Abgott, die Welt, vom oberſten Throne herunter zu ſetzen, und den erſten Urſprung der entſtandenen Lebendigen höher zu ſuchen.

Es erhellet denn beſonders aus obigen, daß die Erde fälſchlich unſer aller Mutter genannt werde. Sie iſt nichts, als unſere Säugamme, und die Sonne unſere Pflegerinn. Nachdem wir erſt von einer höheren Hand gebildet und auf die Erde geſetzet ſind; ſo giebt dieſe uns die nöthige Nahrung, Wohnung und Kleidung, und die Sonne die erforderliche Wärme; aber die Erde hat die erſten Menſchen und Thiere nicht durch Beſchwängerung der Sonne empfangen und geboren.

Es

Es erhellet ferner, daß wir, in dieſem erſten Urſprunge der Menſchen und Thiere, auch das Ende, oder vielmehr den Anfang der Natur und natürlichen Urſachen, abſehen. Denn die einzige natürliche Urſache des Entſtehens der Menſchen und Thiere iſt die Erzeugung von Aeltern; ſonſt iſt keine in der Welt. Wenn nun die Reihe der Voraͤltern nicht ins Unendliche gehen kann; ſo kann auch die natürliche Erzeugung nicht ewig ſeyn. Wo wir alſo das erſte Paar Menſchen oder Thiere ſetzen, da hoͤret die Natur oder natürliche Kraft auf, eine Urſache der Menſchen und Thiere zu ſeyn, und nimmt ſelbſt von einer hoͤheren Urſache ihren Anfang.

Es erhellet weiter, daß eben daſſelbe, was wir von unſerm Erdboden, und der Natur in dieſem Theile der Welt, geſchloſſen haben, von der ganzen Natur und Welt, das iſt, von allen groſſen Weltkugeln, gelten muͤſſe. Denn wenn in den uͤbrigen Planeten um unſere Sonne, oder um andere Fixſterne, gleichfalls lebendige Einwohner ſind, wie zum Theil die Alten ſchon gemuthmaaßet, und alle Vernuͤnftige neuerer Zeit hoͤchſt wahrſcheinlich gehalten haben: ſo wird, nach obigen Gruͤnden, dort eben ſo, wie auf unſerm Erdboden, folgen, daß jedes Geſchlecht einen Anfang gehabt haben muͤſſe, und daß ihr erſter Urſprung dort eben ſo wenig, wie hier, von jedem Planeten, und deſſen Sonne, oder auch beyder Natur, koͤnne abgeleitet werden. Daher wir den allgemeinen Schluß machen, daß nichts Lebendiges in der ganzen Welt und Natur urſpruͤnglich von der koͤrperlichen Welt und Natur entſtanden ſey.

Weil denn dasjenige nicht das erſte Weſen seyn kann, von welchem nicht alle entſtandene Dinge ihren erſten Urſprung haben; ſo folget, daß die ganze körperliche Welt und ganze Natur noch nicht das erſte ſelbſtändige, nothwendige, ewige Weſen ſeyn könne, ſondern, ſo wie die Lebendigen ſelbſt, von einem andern wahrhaftig erſten und ſelbſtändigen Weſen entſtanden ſeyn müſſe. Und ſo hat der Menſch an ſich ſelbſt, und an andern Lebendigen, ein untrüglich Merkmal, wodurch er die Welt und Natur von dem Schöpfer aller Dinge unterſcheiden kann.

Ich will nur den Zuſammenhang meiner Folgerung mit kurzem wiederholen. Ich ſchlieſſe ſo:

Wenn Menſchen und Thiere einen Anfang ihrer Geſchlechter gehabt haben; und doch nicht urſprünglich von der Welt und deren Natur entſtanden ſind: ſo iſt die Welt und deren Natur nicht das erſte ſelbſtändige Weſen.

Denn dasjenige kann das erſte ſelbſtändige Weſen nicht ſeyn, welches den urſprünglichen Grund entſtandener Dinge nicht in ſich hält. (I. Abh. §. 3.)

Nun haben alle Menſchen und Thiere einen Anfang ihres Geſchlechts gehabt;

weil alle die, welche vor uns gelebt, keinen einzigen ausgennmmen, entſtanden ſind, und alſo, vor allen entſtandenen, eine andere Urſache geweſen ſeyn muß, die

das

das erſte Paar jedes Geſchlechts hervorgebracht hat: (§. 4. 5.) und weil unendliche geweſene Reihen voriger Geburten nicht vernünftig zu denken ſind, (§. 6 = 9.) auch alle Geſchichte von dem Anfange der Menſchen zeuget: (§. 10 = 16.)

ſie ſind aber doch urſprünglich nicht von der Welt oder deren Natur entſtanden.

Denn die Sonnenwärme brütet keine Thiere aus dem Schlamme oder roher Materie durch Gährung: (II. Abh. §. 1 = 6.) und ein blindes Ungefähr kann keine künſtlich gebildete Körper erzeugen; (§. 7 = 12.) aber ewige Samenever aller Thiere ſind eben ſo wenig zu ſetzen. (§. 13.)

Demnach iſt die Welt und deren Natur nicht das erſte ſelbſtändige Weſen; ſondern iſt, wie die Thiere ſelbſt, von einem wahrhaftig erſten ſelbſtändigen Weſen hervorgebracht.

[Oder — Wenn in einer Reihe von eingeſchränkten und veränderlichen Weſen eines jeden Zuſtand von andern nebenſeyenden und vorhergehenden abhänget, und folglich keines derſelben ſelbſtändig iſt; ſo enthält dieſe ganze Reihe, wenn ſie gleich unendlich wäre, doch nur lauter Wirkungen und noch keine Grundurſache. Dieſe muß alſo in einem andern nothwendigen, für ſich beſtehenden Weſen liegen. (Vorerinner. §. 7. 8.) Folglich iſt, auſſer der veränderlichen Reihe von unzähligen eingeſchränkten Dingen, welche wir unter dem Namen Welt begreifen, unfehlbar ein eigentli-

ches

ches ſelbſtändiges, nothwendiges Weſen anzunehmen, welches nicht Wirkung, nicht abhängig iſt, ſondern von welchem alle dieſe Wirkungen abhängen, und durch welches die Stellung und Geſetze der Kräfte aller dieſer verſchiedenen Weſen zum Beſtande und zur Ordnung übereinſtimmen: man mag nun der Wirkung dieſer Grundurſache in Anſehung unſer einen Anfang geben, oder man mag ſie ſo ewig, unendlich und unbegränzt ſetzen, als die Urſache ſelbſt iſt.]

Die dritte Abhandlung.

Daß die körperliche Welt an ſich leblos, und daher keiner innern Vollkommenheit fähig ſey; folglich auch nicht ſelbſtändig, ewig, nothwendig, ſondern von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht ſeyn müſſe.

§. 1.

Was bisher von der Welt und deren Natur aus dem erſten Urſprunge der Menſchen und Thiere geſchloſſen iſt, das zeigt auch die Betrachtung der körperlichen Welt und ihrer Natur an und für ſich ſelbſt. Denn wenn wir die Lebendigen von der körperlichen Welt abſondern, wie wir nach dem vorigen thun müſſen; und wenn die übrige Materie und deren Kraft, nach der Gegner eigenen Meynung, ohne Leben, Empfindung und Verſtand iſt; ſo bleibt nunmehro der leb-

lebloſen körperlichen Welt und ihrer Natur keine innere, eigene, weſentliche Vollkommenheit mehr übrig, ſondern blos eine äuſſere: und ich ſchlieſſe daraus, daß ihre Wirklichkeit nicht durch ihr eigen Weſen, und nothwendig von Ewigkeit beſtimmt ſey, ſondern daß ſie von einem andern, um eines andern, nämlich um der Lebendigen willen, hervorgebracht ſey.

Wenn man dieſen Schluß nur nach gemeiner klaren Vorſtellung der Begriffe betrachtet; ſo fällt der Zuſammenhang ſchon jedem in die Augen. Denn, da ein jedes Ding ſeine weſentliche Vollkommenheit haben muß; ſo iſt offenbar, daß beſonders dem ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Weſen die allergrößte Vollkommenheit eigenthümlich gebühre. Wenn dieſes keine eigene innere Vollkommenheit hätte, ſo könnte es weder für ſich ſelbſt beſtehen, noch auch den von ihm entſtandenen zufälligen Dingen eine Vollkommenheit mittheilen. Nun erkennet ein jeder, daß ohne Leben, Empfindung und Verſtand ſeyn und handeln, keine innere Vollkommenheit, ſondern vielmehr eine Unvollkommenheit zu nennen ſey. Eine todte, fühlloſe Materie, und blinde Natur, weiß von ſich ſelbſt nicht, und kann ihr eigen Daſeyn nicht genieſſen noch empfinden, ſondern es iſt für ſie einerley, ob ſie iſt oder nicht iſt, ob ſie ſo oder anders iſt. Wie kann man ſich denn doch ein ewiges Ding vorſtellen, das ſeiner Wirklichkeit von Ewigkeit her nicht froh geworden, noch in alle Ewigkeit werden wird? Wie kann man es als nothwendig gedenken, da es ſein

ſelbſt wegen auch nicht da ſeyn, oder anders geartet ſeyn möchte? Wie kann es ſelbſtändig ſeyn, da in ihm ſelbſt nichts iſt, das ſeine Wirklichkeit erfodert oder beſtimmet? So kann es ja denn auch nicht von ſich ſelbſt, oder um ſein ſelbſt willen da ſeyn; ſondern, wenn es iſt, ſo muß es von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht ſeyn.

Allein, ich will dieſen Zuſammenhang auch deutlich machen, wenn ich zuvor die beyden Sätze werde erörtert haben, welche ich voraus ſetze: nämlich, daß ich berechtiget ſey, die körperliche Welt, ohne die lebendigen Thiere, an und für ſich zu betrachten; und daß ich dieſe körperliche Welt nicht ohne Grund als leblos annehme.

§. 2.

Daß man die körperliche Welt, an und für ſich, ohne die lebendigen Thiere, zu betrachten befugt ſey, und auch ſo betrachten müſſe, folgt nothwendig aus dem vorigen Beweiſe. Denn, ob zwar die Lebendigen in der Welt ſind, ſo ſind ſie doch nicht allezeit darinn geweſen, noch urſprünglich von der Welt und deren natürlichen Kräften hervorgebracht, oder entſtanden. Folglich ſchließt das Weſen der körperlichen Welt und die Natur, an und für ſich, ohne Abſicht betrachtet, die Lebendigen nicht in ſich. Die Materie der Weltkörper, ihre Bildung, Eintheilung, Stand, Kraft, Regeln, Bewegung, Veränderung, könnte alles für ſich ſeyn und fortdauren, ohne, daß

Thiere darauf wären, oder angenommen würden. Warum könnte nicht die Erde, nebſt dem Saturnus, Jupiter, Mars, Venus, Merkurius, ohne alle lebendige Einwohner, da ſeyn, und ſich eben ſo gut um die Sonne herum ſchwingen; Sommer und Winter, Tag und Nacht, Regen und Dürre, Blumen und Früchte haben, wie jetzt, da ſie mit Lebendigen beſetzt ſind? Wir tragen ja alle nichts zu ſolchen groſſen Veränderungen bey. Die Planeten erhalten durch unſer Leben keine mehrere Bewegungskraft, und verlieren auch mit demſelben nichts von ihrer Schwere: gleichwie hergegen auch die Kräfte und Veränderungen der körperlichen Welt unſer Leben nicht nothwendig in ſich faſſen. Wir ſind ſo wenig ein weſentlich Stück oder Theil der körperlichen Welt, als der Einwohner von einem Hauſe iſt, ob wir uns gleich in dem einen ſowohl, als in der andern, befinden. Was hinderts alſo, daß man nicht die Welt ſo gut, als etwa ein Haus, ohne ihre Einwohner, betrachtet? Oder verlangt man ein Beyſpiel, das noch mehrere Aehnlichkeit hat: ſo mag man meinethalben den Erdboden mit einem Käſe und die lebendigen Einwohner mit den Maden vergleichen. Sollte man nicht befugt ſeyn, den Käſe an und für ſich ohne Maden zu betrachten, ja ſolches zu thun gemüßigt ſeyn, wenn man die Natur und Beſchaffenheit des Käſes nach der Wahrheit kennen will? Warum nicht auch die Erde, und die übrigen Weltkörper, die uns eben ſo wenig, als der Käſe die Maden, erzeugt haben, ob wir uns gleich darauf nähren?

§. 3.

Daß ich aber, zweytens, die groſſen Weltkörper, und die ganze übrige Natur, an und für ſich, als leblos, unempſindlich, und ohne Verſtand annehme; ſolches geſchieht nach den eigenen Lehrſätzen derer mit welchen ich hier ſpreche. Daher braucht es in ſo ferne keines Beweiſes.

Zwar habe ich oben ſchon geſagt, daß viele der Alten in der körperlichen Welt, ſtatt Gottes, einen Verſtand oder vernünftige Seele angenommen haben, welche mit der Welt, als ihrem Körper, weſentlich verbunden wäre, und ihre Kraft durch die ganze Natur erſtreckte, und alſo die Welt belebte, und mit Einſicht ordnete. Ich habe auch ſchon angezeigt, daß unſere neuere Pantheiſten alle Veränderungen in der Welt, nach ſolcher Meynung, weit erträglicher und vernünftiger erklären würden. Ich füge nur noch hinzu, daß ſie es, nach ihren eigenen Grundſätzen, ungehindert thun könnten. Denn, ob ſie wohl nichts, als lauter Materie, in der Welt leiden wollen; ſo behaupten ſie doch dabey, daß auch die Materie, zumal in einem organiſchen Körper, leben, empſinden, und denken könne, weil die Menſchen ſich nämlich deſſen in ihrem Körper bewußt ſind. Es ſtritte alſo mit ihren eigenen Lehrſätzen nicht, daß auch eine durchdringende Kraft den ganzen Körper der Welt belebte und mit Verſtand regierete. Allein, es ſcheint, daß ſie ohne alle Urſache, wider allen Augenſchein, durchaus allen Verſtand,

alle Abſicht und Weisheit, es ſey in oder auſſer der Welt, wollen verbannet wiſſen, und eine unvernünftige Freude darinn ſuchen, alles lieber fühlloſen, dummen Kräften einer todten Materie, und mithin ſich ſelbſt einem blinden Schickſale, oder ungefähren Zufalle, zu übergeben.

Was aber die Frage ſelbſt betrifft: ob, auſſer den lebendigen Thieren, alle übrige Materie der Weltkörper leb- und fühllos ſey: ſo weiß ich wohl, daß einige, ohne alle böſe Abſicht, Gott mit der Welt zu vermengen, auſſer Gott eine allgemeine Weltſeele angenommen, oder ſich auch die groſſen Weltkörper, als eben ſo viel beſeelte, und vielleicht verſtändige Thiere vorgeſtellet haben, darauf wir kleine Thiere, wie die Läuſe auf eines Menſchen Kopfe, herum wanderten. Allein, ich ſehe dazu nicht den geringſten Grund oder Wahrſcheinlichkeit. Die Weltſeele, welche, neben dem höchſten Weſen, als eine natürliche Urſache der Begebenheiten in der Welt angenommen wird, erkläret doch nichts: und iſt, ſo wie andere dergleichen Erfindungen, (von einem Archæo, Natura plaſtica, principio hylarchico, Ideis formatricibus &c.) eine verborgene Beſchaffenheit (qualitas occulta), das iſt, ein leerer Ton, und eine bloße Zuflucht der Unwiſſenheit. Von den groſſen Weltkörpern aber iſt offenbar, daß ſie nichts mit denen, die wir Thiere nennen, gemein haben, da ſie nicht geboren werden, noch ihr Geſchlecht vermehren; nicht Nahrung genieſſen, noch wachſen;

nicht

nicht Werkzeuge der Sinne, noch Glieder zur Handlung beſitzen. Aber das iſt der Meynung hauptſächlich zuwider, daß hier keine willkührliche Bewegung erſcheint, welche man von einem beſeelten Körper erwarten müßte, ſondern beſtändig alles, ſeit vielen tauſend Jahren, nach einerley Regeln, Richtung, Zeitmaaße, Ordnung und Laufe, ohne alle Abwechſelung und Veränderung, wie in einer lebloſen Maſchine, oder vielmehr, wie in einem Perpetuo Mobili, beweget wird. Ich will nicht einmal ſagen, daß wir Menſchen tief genug in die Erde graben, um derſelben in ihrer Haut oder Schale eine Empfindung zu erwecken, wenn ſie eine hätte; und daß noch tiefer, als wir Menſchen dringen können; unterirdiſche Feuer in ihrem Eingeweide wühlen, welche oft ausbrechen, und zuweilen ganze Inſeln und Felſen aus dem tiefſten Boden der See heraustreiben. Es äuſſert ſich aber bey allem dem nicht das geringſte Zeichen eines Schmerzes, oder einer willkührlichen Bewegung.

Andere haben lieber den kleinern Theilen der Materie, inſonderheit allen und jeden Pflanzen, oder wohl gar allen kleinſten Urſtoffen, ein beſonderes Leben zuſchreiben wollen. Und anfangs möchte einem dieſer Einfall groß und edel dünken, weil dadurch das Leben vervielfältiget wird und die ganze Natur belebet, und deſto vollkommener zu werden ſcheint. Allein, wie wir uns in unſerm eigenen Körper nur eines einzigen Weſens bewußt ſind, welchem Leben,

Empfindung, Denken und Wollen eigentlich und allein zukömmt; alle übrige Theile unſers Körpers aber, für ſich, keine innere und beſondere Empfindung haben, weswegen man ihnen ein Leben zuſchreiben könnte; ſo läßt ſich ſolches noch vielweniger von Pflanzen und andern Körpern oder Urſtoffen ſagen. Die Erfahrung entdecket uns nicht die geringſte Spur davon; ſondern was auch für Veränderungen in ſolcher Materie, ſelbſt mit dem Feuer, erwecket werden, ſo zeiget ſie ſich dabey fühllos und gleichgültig. Wollte aber jemand eine jede rege Kraft der Materie und der Körper, wenn ſie gleich unempfindlich iſt, ein Leben heiſſen: ſo würden wir nur von der Bedeutung des Wortes, nicht aber von der Sache, verſchiedene Meynungen haben. Das eigentliche Leben erfordert wenigſtens eine Empfindung. Wenn aber die Materie gleich unempfindlich und leblos iſt, ſo iſt ſie dennoch nicht umſonſt noch ohne Nutzen; und demnach iſt die Vollkommenheit, welche man ſich in dem Leben der ganzen Natur und aller ihrer kleinſten Theile vorſtellet, eben ſowohl eine ungegründete Einbildung, als wenn man die vollkommenſte Welt von lauterem Golde und von Edelgeſteinen haben wollte.

§. 4.

Man hat alſo nicht die geringſte Urſache, die groſſe körperliche Welt, an und für ſich ſelbſt, ohne die Thiere betrachtet, für was anders, als eine lebloſe Materie, anzuſehen, die bloß gewiſſe Bewegungskräfte hat, welche in dieſer Eintheilung und Zuſammenfügung, nach

ihren weſentlichen Regeln, alle in der körperlichen Welt erſcheinende Veränderungen hervorbringen. Wer ſieht aber nicht, daß hierinn alles, und auch nichts weiter liege, als was man in einer jeden Maſchine wahrnimmt? Man darf nur eine Uhr zum Beyſpiele nehmen. Denn die beſteht auch aus einer lebloſen Materie, welche in gewiſſe Theile unterſchieden iſt, die eine Verknüpfung mit einander haben. Die bewegende Kraft (als die Schwere des Bleyloths) bringet darinn nach den Bewegungsregeln, der Verknüpfung gemäß, alle Veränderungen (der Räder, des Zeigers, der Glocken) hervor. Die körperliche Welt iſt alſo nichts anders, als eine groſſe Maſchine. Die groſſen Weltkörper, Sonnen und Planeten, ſind die Theile und Räder dieſer Maſchine. Die Stellung der Planeten, gegen ihre Sonnen, giebt die Art der Zuſammenfügung. Die Veränderung in dieſen zuſammengefügten Theilen geſchieht durch gewiſſe Bewegungskräfte, nach gewiſſen Geſetzen der Bewegung. Es geht alſo alles, was in der körperlichen Welt geſchieht, mechaniſch zu, es kann und muß aus den Bewegungskräften, und ihren Regeln, nach Beſchaffenheit der Zuſammenfügung in den Theilen, verſtändlich erkläret werden.

Von dieſer groſſen Maſchine der körperlichen lebloſen Welt ſage ich nun, daß ſie an ſich, wegen ihrer Lebloſigket, 1) überhaupt keiner innern, ſondern blos einer äuſſern Vollkommenheit fähig ſey; folglich 2) daß ſie vielweniger ſelbſtändig, nothwendig und ewig ſeyn könne: ſondern 3) von einem andern, um eines

andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht ſeyn müſſe.

Man ſchreibt einem Dinge überhaupt eine **Vollkommenheit** zu, ſoferne alles, was an demſelben iſt, in Einem übereinſtimmet. Daher hält der Begriff dreyerley in ſich: 1) etwas Mannichfaltiges; 2) Eins; 3) Die Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen mit dem Einen. Dieſe Uebereinſtimmung beſteht aber darinn, daß jedes von dem Vielen ſeinen zureichenden Grund in dem Einen hat, warum es da iſt, und warum es von der Beſchaffenheit iſt. Folglich wird in aller Vollkommenheit Eins geſetzet, welches die Beſtimmung des Daſeyns und der Beſchaffenheit von dem Vielen enthält, und worauf ſich das Viele bezieht.

Man kann ſich aber **dreyerley Art von Vollkommenheit** gedenken: eine Metaphyſiſche, eine Phyſiſche, und eine Moraliſche. Nach dem **metaphyſiſchen** Begriffe iſt ein jedes Ding, was ſich nur gedenken läßt, und eine innere Möglichkeit hat, vollkommen. Denn da iſt das Weſen, oder die erſte innere Möglichkeit, dasjenige Eins, welches den zureichenden Grund der Möglichkeit alles Uebrigen enthält, und wodurch alles Uebrige beſtimmt wird, daß es da ſeyn und nicht anders ſeyn kann. Die Eigenſchaften des Dinges, und die Möglichkeit der zufälligen Abänderungen, ſind alſo das Viele oder Mannichfaltige, welches mit dem einen Weſen übereinſtimmen muß, wofern das geſetzte Ding ein wahres Ding ſeyn, und nicht

nicht durch den innern Widerſpruch ein Unding oder Nichts werden ſoll. So nimmt der Mathematicus in den Figuren, z. B. eines Dreyecks, einen erſten Begriff von drey ſich ſchlieſſenden Linien an, und beſtimmet dadurch alle nothwendige Eigenſchaften und zufällige mögliche Arten des Dreyecks. Aber von ſolcher metaphyſiſchen Vollkommenheit iſt hier nicht die Rede, in Abſicht auf die körperliche Welt, welche in dem metaphyſiſchen Verſtande vollkommen ſeyn könnte, wenn ſie gleich keine phyſiſche oder moraliſche Vollkommenheit enthielte, genug, wenn ſie möglich wäre.

Man ſieht auch gar leicht, daß hier die Rede nicht von einer moraliſchen Vollkommenheit ſey. Denn in einem körperlichen lebloſen Dinge, oder in einer Maſchine an ſich betrachtet, kann man keine moraliſche Vollkommenheit, oder eine Uebereinſtimmung freyer Handlungen mit deren äuſſerſten Zwecke ſuchen. Unterdeſſen kann die lebloſe körperliche Maſchine wohl eine moraliſche Vollkommenheit des Werkmeiſters ausdrücken, wenn ſie in allen Stücken, ſo viel möglich, zu einem weiſen und gütigen Zwecke gerichtet iſt. Aber dieſe Vollkommenheit haftet doch nicht in der Maſchine ſelbſt an ſich betrachtet, ſondern in dem Werkmeiſter. Bey denkenden und freyen Weſen aber, als wir Menſchen ſind, hat eine Uebereinſtimmung aller willkührlichen Handlungen mit einem äuſſerſten Zwecke, welchen uns die Natur ſelbſt zum Ziele ſetzet, Statt: und die Seele wird alsdenn innerlich in ihrem Denken, in den Neigungen und

Fertigkeiten, verſtändiger, klüger, weiſer, liebreicher, tugendhafter, zufriedener.

Die Frage iſt alſo bey einer an ſich lebloſen Welt blos von der **phyſiſchen Vollkommenheit**. Durch phyſiſche Vollkommenheit verſteht man die Uebereinſtimmung des wirklichen Daſeyns gewiſſer Naturkräfte und natürlicher Beſchaffenheiten mit einem äuſſerſten oder letzten Ziele. Der Begriff ſetzt alſo das Mannichfaltige 1) in den wirklichen und wirkſamen Naturkräften. Dergleichen können bey den Körpern mancherley Bewegungskräfte, nach mancherley Regeln der Bewegung, und bey den Seelen mancherley Vorſtellungskräfte und Neigungen ſeyn. 2) In den wirklichen natürlichen Beſchaffenheiten. Dergleichen ſind etwa bey Körpern die innere Miſchung der Beſtandtheile, die Textur der Fibern, die Structur oder Zuſammenſetzung des ganzen Körpers aus gewiſſen Haupttheilen; dahin denn auch die Ordnung, Proportion, Figur und Gröſſe gehören. Bey den Seelen ſind die verſchiedenen Beſchaffenheiten ihrer ſinnlichen und bewegenden Werkzeuge in Betrachtung zu nehmen, welche ihren eigenthümlichen Kräften der Vorſtellung und Neigung dienen. Es können auch äuſſerliche Beſchaffenheiten in Betrachtung kommen, wenn die Naturkräfte ohne dieſelben nicht zu ihrer Wirkſamkeit gelangen können. Dergleichen ſind z. B. in den Thieren das Element, die Luft, die Nahrungsmittel, und bey manchen, als bey Bienen, auch die Geſellſchaft unter einer Mutterbiene. Alle dieſe

inner

innere und äuſſere Beſchaffenheiten heiſſen darum natürliche Beſchaffenheiten, weil ſie mit der Natur oder den Kräften in einer ſolchen Verbindung ſtehen, daß die Naturkräfte nicht allein durch ihre innere Regeln, ſondern auch durch gewiſſe Beſchaffenheiten der Dinge, die Schranken ihrer Wirkſamkeit bekommen.

Wenn man ſich nun in dieſem Mannichfaltigen eine phyſiſche Vollkommenheit, oder eine Uebereinſtimmung mit einem gewiſſen Etwas gedenken will, ſo ſetzet man 1) aus mancherley möglichen Kräften und Beſchaffenheiten gewiſſe beſtimmte als wirklich. Denn man redet ja nicht von einer idealiſchen abſtrakten Vollkommenheit, ſondern von der phyſiſchen, die in wirklichen und wirkſamen Kräften beſteht, und nichts kann eher wirkſam ſeyn, als es wirklich da iſt, und auf eine gewiſſe Weiſe beſtimmet iſt. Hiernächſt ſieht man 2) auf ein gewiſſes letztes Ziel der Kräfte, welches den Grund der Beſtimmung und der Uebereinſtimmung aller Naturkräfte und natürlichen Beſchaffenheiten in ſich hält. Denn alle wirkliche Kräfte beſtehen in einem Vermögen und ſteten Bemühen, etwas gewiſſes nach ihren Regeln und Beſchaffenheiten zur Wirklichkeit zu bringen: und alles Bemühen hat ein gewiſſes Ziel der Wirkſamkeit, ohne welches gar keine Kräfte, noch deren Uebereinſtimmung mit Etwas, d. i. gar keine phyſiſche Vokommenheit, zu gedenken iſt. Denn es wäre ein Widerſpruch: ein Bemühen zur Wirklichmachung von Etwas gewiſſem ſetzen, und doch nichts ſetzen, wohin das Bemühen zielete. Dieß

Ziel muß alſo beſtimmend ſeyn, daß wir daraus die phyſiſche Vollkommenheit verſtändlich erklären, und zureichenden Grund geben können, warum ſowohl das ganze Daſeyn, als dieſe gewiſſen Naturkräfte mit ihren gewiſſen Regeln der Wirkſamkeit, und gewiſſen natürlichen Beſchaffenheiten, ſonſt aber keine, mit dem Ziele übereinſtimmen.

Ich nenne es mit einem allgemeinen Worte ein Ziel der Bemühungen: weil das ſich nicht allein von den Kräften der Lebendigen, die mit einer Empfindung, Bewußtſeyn und Abſicht verknüpfet ſind, ſondern auch von blinden Kräften, die ohne Empfindung, Bewußtſeyn und Abſicht handeln, ſagen läßt. Denn der Magen und Gedärme bemühen ſich, ohne unſer Wiſſen und Denken, Speiſe und Getränke zu verdauen. Das Herz mit ſeinen Arterien bemühet ſich, das Geblüt in einen Kreislauf zu bringen, ohne daß wir uns bey Tage oder bey Nacht darum bekümmern: und beyde Theile verrichten das Ihrige in geſunden Körpern, ohne in ſich ſelbſt ein Gefühl von ihrer Verrichtung zu haben. Dennoch eignet man ihnen billig eine phyſiſche Vollkommenheit zu, ſo ferne ſie ihr Ziel erreichen. Die groſſen Weltkörper ſind im ſteten aber blinden und blos mechaniſchen Bemühen, ſich um ihre Axe und um die Sonne zu drehen, uud dadurch den Wechſel von Tag und Nacht und von den Jahreszeiten zu Wege zu bringen: und die Uebereinſtimmug mit dieſem Ziele er. erkläret die phyſiſche Vollkommenheit des Weltſyſtems.

ſtems. Ich ſetze aber auch billig ein äuſſerſtes oder letztes Ziel zum allgemeinen Mittelpunkte der phyſiſchen Vollkommenheit des Ganzen. Denn aus mittlern Zielen der natürlichen Bemühungen, läßt ſich wohl die Uebereinſtimmung einiger Theile oder einiger Kräfte und Beſchaffenheiten, nicht aber aller Theile, Kräfte und Beſchaffenheiten, erklären. Der Bau des Magens und der Gedärme, mit ihrer Verdauungskraft, könnten mit ihrem beſondern Ziele der Verdauung übereinſtimmen, und der ganze Menſch könnte doch in andern Theilen, Kräften und Beſchaffenheiten eine Unvollkommenheit an ſich haben, die ihm Geſundheit und Leben raubte, wenn z. B. das Herz mit einem Polypo, das Auge mit einem ſchwarzen Staare behaftet wäre.

Nun wird denn auch begreiflich ſeyn, was zwiſchen der innern und äuſſern phyſiſchen Vollkommenheit für ein Unterſchied ſey. Wenn nämlich das äuſſerſte oder letzte Ziel aller natürlichen Wirkſamkeit und Beſchaffenheit, woraus die phyſiſche Vollkommenheit des ganzen Dinges erkläret werden kann, in dem Dinge ſelbſt iſt; ſo nenne ich es eine innere Vollkommenheit der Natur. Iſt dieß Ziel aber, womit alle natürliche Kräfte und Beſchaffenheiten eines Dinges übereinſtimmen, nicht in dem Dinge ſelbſt, ſondern in Etwas auſſer dem Dinge zu ſetzen; ſo nenne ich es eine äuſſere oder relative Vollkommenheit. Die Beyſpiele der innern phyſiſchen Vollkommenheit ſehen wir an uns ſelbſt und an allen Thieren. Denn

in

in denen ſtimmen alle Naturkräfte und natürliche Beſchaffenheiten mit jedes eigener Art des Lebens und der Glückſeligkeit überein: ſie haben das äuſſerſte oder letzte Ziel aller natürlichen Bemühungen, wodurch die Uebereinſtimmung ihres Daſeyns und ihrer Beſchaffenheiten, und alſo ihre phyſiſche Vollkommenheit verſtändlich erkläret werden kann, in ſich ſelbſt; ſie ſind ſich ſelbſt vollkommen, und haben einen Genuß ihres Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit. Was hingegen eine äuſſere und relative Vollkommenheit ſey, das läßt ſich fürs erſte durch die Beyſpiele unſerer Werckzeuge, Maſchinen und aller Werke der Kunſt erläutern. Denn alle dieſe Dinge ſind zwar einer Vollkommenheit fähig; aber bloß einer äuſſern und relativen. Das letzte Ziel, womit alle ihre Wirkſamkeit und Beſchaffenheit übereinſtimmet, und weswegen man ſie vollkommen nennet, iſt nicht in ihnen ſelbſt, ſondern in dem Nutzen und Vergnügen der Menſchen. Das gilt von einem Zirkel, Quadranten, Mikroſkop und Tubo, von einer Uhr, Mühle, Orgel, von einem Hauſe, Spiegel, Bilde, und was man ſich ſonſt zum Beyſpiele vorſtellen will. Alle ihre Vollkommenheit bezieht ſich auf den menſchlichen Gebrauch, zur Verbeſſerung ihres Erkenntniſſes, zur Nothwendigkeit, Bequemlichkeit und Ergötzung des menſchlichen Lebens. Ich bitte aber zu merken die Vollkommenheit aller dieſer Werkzeuge und Maſchinen wird hier nicht darum äuſſerlich genannt, weil die Urſache ihrer Vollkommenheit, der Werkmeiſter, auſſer ihnen iſt; ſondern weil das letzte Ziel, womit

alle ihre Wirkſamkeit und Beſchaffenheit übereinſtimmet, auſſer ihnen iſt. Und ſo ferne ſie denn nicht als Werke der menſchlichen Kunſt, ſondern nach der Uebereinſtimmung mit einem letzten Ziele, betrachtet werden; ſo läßt ſich eben daſſelbe von den Körpern oder Werken der Natur ſagen, daß ſie bloß eine äuſſere Vollkommenheit haben, wenn das letzte Ziel der Uebereinſtimmung ihrer wirklichen Kräfte und Beſchaffenheiten nicht in ihnen ſelbſt, ſondern auſſer ihnen, iſt, oder ſeyn kann.

§. 5.

Laſſet uns denn die körperliche lebloſe Welt, an und für ſich ſelbſt, nach ihrem innern Weſen, nach ihren Naturkräften und natürlichen Beſchaffenheiten, ohne Beziehung auf die Lebendigen anſehen: ob ſodann darinn eine innere Vollkommenheit möglich ſey. Es erhellt ſogleich aus dem geſetzten Begriffe: Ein bloß körperlich lebloſes Ding kann, wenn es wirklich iſt, ſein eigen Daſeyn, ſeine natürlichen Bemühungen und natürlichen Beſchaffenheiten gar nicht empfinden. Denn wenn wir ihm eine Empfindung von ſich ſelbſt beylegen wollten; ſo würden wir ihm eben dadurch ein Leben zuſchreiben, und folglich wieder anfheben, was zuerſt geſetzt war, daß es leblos ſey. Nun mus es einem Dinge, das gar keine Empfindung von ſeinem eigenen Daſeyn, und von ſeiner eigenen Natur und natürlichen Beſchaffenheit hat oder haben kann, vermöge ſeines leb. und fühlloſen Weſens und ſeiner Natur ſchlech-

ſchlechterdings einerley ſeyn, ob es wirklich iſt oder nicht iſt, ob es von geſtern oder von Ewigkeit geweſen, ob es morgen aufhören wird, zu ſeyn, oder in Ewigkeit fortdauren wird: es iſt ihm an ſich, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es wirkſam oder unwirkſam iſt, ob es dieſe oder jene Bewegungskraft hat, ob es ſich oſt- oder weſtwärts, in geraden oder krummen Linien, geſchwind oder langſam beweget. Es iſt ihm an ſich, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es dieſe oder jene Figur an ſich trägt, ob ſeine Theile in einer Ordnung ſtehen, oder alles unordentlich iſt, ob ſie unter einander eine Proportion und ein Verhältniß haben, oder ungeſtalt und monſtrös ſind: es iſt ihm endlich ganz einerley, ob aus ſeinen Kräften und Beſchaffenheiten einſtimmige oder wider einander ſtreitende Wirkungen erfolgen. Daraus folget denn offenbar, daß in eines lebloſen Dinges eigenem Weſen, Natur und natürlichen Beſchaffenheit, an und für ſich ſelbſt, nichts Beſtimmendes iſt, noch ſeyn kann, welches den Grund in ſich hielte, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt, warum es vielmehr dieſe als jene Kräfte und Beſchaffenheiten hat, warum ſich ſeine Wirkſamkeit nach dieſen oder jenen Regeln richtet, dieſe oder jene Veränderungen hervorbringet. Wo aber in einem Dinge an ſich nichts Beſtimmendes iſt, da kann auch das letzte Ziel ſeiner Uebereinſtimmung nicht in ihm ſelbſt ſeyn, da hat keine innere phyſiſche Vollkommenheit Statt. Die körperliche lebloſe Welt iſt alſo an ſich ſelbſt, vermöge ihres eigenen

genen Weſens, Natur und Beſchaffenheit, ohne Beziehung auf die Lebendigen, keiner eigenthümlichen innern und phyſiſchen Vollkommenheit fähig.

Um dieſes völlig aus einander zu ſetzen, muß ich noch einer Verwirrung abhelfen, welche die ſinnliche Vorſtellung und Einbildungskraft anzurichten pflegt. Man bemerket in den lebloſen Dingen gewiſſe Beſchaffenheiten, die auf unſere Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und uns Luſt erwecken: nämlich, weil der Eindruck, nach dem Urtheile unſerer Empfindung, mit dem Tone unſerer Nerven übereinſtimmet. Nun ſind wir gewohnt, durch unſere Vorſtellung alles, was in uns geſchieht, auſſer uns zu ſetzen. Daher legen wir den Dingen auſſer uns dasjenige bey, was doch eigentlich nur unſere Empfindung iſt. Wir ſagen, die Luft iſt warm, der Zucker ſchmeckt ſüß, die Blume riecht balſamiſch, die Violine klingt lieblich, die Farbe ſieht ſchön aus: da doch die Empfindungen des Gefühls, Geſchmacks, Geruchs, Gehörs und Geſichts in uns allein ſind, und den lebloſen Dingen auſſer nns nichts weiter beygelegt werden kann, als daß ſie dieſe Veränderungen in uns durch ihre bewegenden Kräfte und Beſchaffenheiten verurſachen. Wir ſetzen alſo die ſüſſe Uebereinſtimmung mit unſern Sinnen, und die Vollkommenheit, welche in uns durch den Eindruck ſinnlicher Dinge entſteht, die Luſt, welche von uns empfunden wird, in die äuſſeren Dinge ſelbſt hinein, und legen ihnen etwas bey, das ihnen nicht zukömmt, noch zukommen

kann: ſo wie wir die Speiſen geſund heiſſen, welche uns geſund erhalten. So ſind auch gewiſſe Dinge, welche ein verſtändiges Auge oder Ohr rühren: eine ſanfte Miſchung von Farben und Figuren, eine Aehnlichkeit in verſchiedenen Dingen, die zugleich ſind oder auf einander folgen, welche wir Ordnung, Proportion und Harmonie nennen. Das ſind alles Beſchaffenheiten, die uns Menſchen nach der innern Emſindung gefallen: theils weil ſie die geiſtige Vollkommenheit des Werkmeiſters, des Malers, des Bildhauers, deß Baumeiſters, des Componiſten und Muſici, oder, ſo man will, des Werkmeiſters der Natur ausdrücken; theils, weil ſie auch unſern Geiſt, durch die confuſe Vorſtellung dieſer Beſchaffenheiten, zu einer Uebereinſtimmung ſeiner Verrichtungen bilden und gewöhnen, und uns folglich, der Seele nach, vollkommener machen. Solche innre Empfindung der geiſtigen Vollkommenheit, die uns durch ſinnliche Dinge mitgetheilt wird, beſſert dann unſern Geſchmack der Seele. Wir würden aber ſehr irren, wenn wir dieſe geiſtige Vollkommenheit, durch unſere Vorſtellung, den körperlichen lebloſen Dingen an ſich zueigneten. Das wäre noch eine gröſſere Verwirrung, als wenn wir die Annehmlichkeit oder Widerlichkeit unſerer ſinnlichen Empfindungen in die körperlichen Dinge ſelbſt hinein ſtellen, und die Luft warm, das Feuer heiß, den Käſe ſalzig, den Wermuth bitter nennen. Wie die Uebereinſtimmung mit unſern Nerven nicht in den Dingen ſelbſt iſt, welche die Wirkung auf unſere Nerven machen: ſo iſt noch vielweniger

niger die Uebereinſtimmung mit unſerer inneren geiſtigen Empfindung der Seelen in den lebloſen körperlichen Dingen an ſich zu ſuchen. Die Verſchiedenheit und Miſchung von Farbeu und Figuren, die Abwechſelung des Schalles, die Aehnlichkeit in der Ordnung und Proportion der Theile, iſt freylich in den Dingen ſelbſt. Wer wird das läugnen? Aber dasjenige, womit dieſe Beſchaffenheiten übereinſtimmen, iſt nicht in den lebloſen körperlichen Dingen ſelbſt, ſondern in unſerer geiſtigen Empfindung; es iſt alſo für ſie keine innere, ſondern eine äuſſere Vollkommenheit. Für die Dinge ſelbſt iſt jede Farbe, Miſchung, Ordnung, Proportion und Wechſel von Tönen einerley: alles bezieht ſich auf ein verſtändiges Auge und Ohr, und auf den Verſtand des Werkmeiſters, der es für Lebendige eingerichtet hat. Auch ſind alle dieſe Beſchaffenheiten, in Betrachtung ihrer äuſſeren Vollkommenheit noch relativ. Der Koth iſt für die Schweine eine wohlriechende und wohlſchmeckende Nahrung; für uns keinesweges; und ſo verhält es ſich mit den Farben, dem Schalle, Geruche und Gefühle verſchiedener Thiere. Das Krummholz iſt für den Schiffbau vollkommner, als der geradeſte ſchönſte Balken. Ein concentriſch gebackener Stein ſchicket ſich zu einem Gewölbe beſſer, als die gewöhnlichen regulären. Alle Linien, Figuren, Ordnungen und Proportionen können nicht eher vollkommen heiſſen, als bis man ſie nach den Dingen referiret, wo ſie ſich ſchicken. Der prächtigſte Pallaſt wäre für einen Biber oder Dachs ein ſchlechtes Gebäude.

Ich will noch mehr ſagen: Selbſt die Vollkommenheit, welche wir den Körpern der Lebendigen, und allen ihren Theilen und Beſchaffenheiten beylegen, iſt eigentlich nicht im Körper an und für ſich, ohne die Seele betrachtet. Denn, wenn wir dem Körper die Seele und mit derſelben die Empfindung, nähmen, und bloſſe künſtliche Maſchinen daraus machten; ſo räumten wir das Ziel von allem Bemühen ſolcher Maſchinen weg: folglich wäre auch in der Natur des Körpers, als Körpers, nichts womit alles übereinſtimmen könnte. Die Körper der Lebendigen ſind bloß dadurch vollkommen, daß ſie bequeme Werkzeuge ſind, welche mit der Natur oder dem Bemühen jeder Seele, nach ihrer Art des Lebens, übereinſtimmen. So bald man eine gewiſſe Art Seelen und Art des Lebens ſetzet; ſo wird dadurch beſtimmet, wie ihre Körper, ihre Augen, ihre Ohren, ihr Magen, u. ſ. w. müſſe beſchaffen ſeyn. Die wunderbarſten und für uns ſcheuslichen Figuren und Proportionen ſind ihnen in dem Elemente und für die Art ihres Lebens, eben gerecht und vollkommen, die Werkzeuge der Sinne und Bewegung ſchicken ſich einzig für ihre Art des Lebens. Verändert aber in Gedanken ihr Element und ihre Lebensart; ſo iſt derſelbe Körper mit allen ſeinen Werkzeugen unvollkommen. Wie viel weniger können wir Körpern und Maſchinen, die an ſich ganz und gar leblos ſind, eine innere, abſolute und eigenthümliche Vollkommenheit beylegen.

Setzet

Setzet alſo Fixſterne, Planeten, Cometen, Licht, Luft, Erde, Pflanzen, Gold, Silber, Edelgeſteine; ſetzet Sehröhren, Vergröſſerungsgläſer, Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten, Orgeln, Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen, was ihr wollet: aller dieſer lebloſen Dinge Vollkommenheit beſteht bloß in dem äußerlichen Nutzen und Vergnügen, welche ſie den Lebendigen geben. Wenn ich dieſen Nutzen oder dieſes Vergnügen der Lebendigen aufhebe; ſo bleibt in den groſſen und kleinen Weltkörpern, in den Maſchinen und Werkzeugen der Menſchen ſelbſt nichts übrig, womit alles übereinſtimmte. Sonne und Fixſterne ſind zwar die Quellen des Lichts und der Wärme; aber ſie ſind ſich ſelbſt nicht hell oder warm. Die Planeten haben Tag und Nacht, Sommer und Winter; aber ihnen ſelbſt iſt aller Zuſtand einerley. Die Pflanzen, die Blumen zeigen uns eine geſchickte Bildung, Proportion und Ordnung der Theile; aber dieſe ihnen ſelbſt gleichgültige Beſchaffenheiten machen ihre eigene und innere Vollkommenheit noch nicht aus, indem ſie derſelben, ſo wenig als ihres ſchönen Geruchs, Geſchmacks und anderen Nutzens, ſelbſt genieſſen. So ſpielet auch der Vaukanſſonſche Mann nich ſeinen eigenen Ohren: die Sehröhre und Vergröſſerungsgläſer machen ihrem eigenen Geſichte nichts ſichtbar; die beſten Uhren ſchlagen und weiſen ſich ſelbſt die Zeit nicht: ſie ſind alle nur für Menſchenohren, Augen, und Verſtand vollkommen, und mit dieſem äuſſeren Ziele ſtimmet alles in denſelben überein; in ihnen ſelbſt iſt nichts zu gedenken, womit alles übereinkommen könnte.

Dieſen Mangel der inneren Vollkommenheit ſchließt die Lebloſigkeit einer jeden Materie und Maſchine nothwendig in ſich. Denn das Lebloſe genießt ſeiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weiſe, weder durch Empfindung, Vorſtellung, Bewußtſeyn, noch durch Luſt und Glückſeligkeit. Für das lebloſe Ding alſo ſelbſt iſt ſeine Wirklichkeit eben ſo gut, als ob ſie nicht wäre: es iſt ihm an und für ſich einerley, ob es da iſt, oder nicht iſt, ob es ſo oder anders beſchaffen iſt: folglich iſt in ſeiner eigenen Natur und in ſeinem Weſen nichts, wodurch ſeine Wirklichkeit vielmehr, als das Nichtſeyn, geſetzet würde; auch nichts, wornach vielmehr dieſe Art der Wirklichkeit, als eine andere, beſtimmet werden möchte. Daraus iſt denn auch offenbar, daß in einem lebloſen Dinge ſelbſt nichts zu gedenken ſey, womit alles, was in ihm iſt, übereinſtimmen könnte, das iſt, daß es keiner innern Vollkommenheit fähig ſey. Es würde für ſich nicht unvollkommener werden, wenn es gar aufhörte, zu ſeyn, oder wenn es lauter übel zuſammenſtimmende Beſchaffenheiten hätte.

Die ganze körperliche Welt iſt, als leblos, für ſich ſelbſt, nichts vollkommener, als ein Sandkorn, oder als ein wüſtes Chaos. Sie hat zwar allerdings eine überaus groſſe Vollkommenheit; aber der Punkt ihrer Uebereinſtimmung iſt nicht in der lebloſen Materie ſelbſt, und findet auch da nicht Statt. Wir können das nicht beſſer erkennen, als wenn wir ihr die Lebendigen insgeſammt wegnehmen, übrigens aber ihr

alle

alle innere Einrichtung laſſen: ſo muß ſich zeigen, was ſie für Vollkommenheit behalte.

Es ſoll demnach alles in der Welt ſo bleiben, wie es jetzt iſt. Die Sonne, der Mond, die Sterne gehen ordentlich auf und unter; es wird Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbſt und Winter; es wechſeln Regen und Sonnenſchein, Wärme und Kälte, Wind und Stille mit einander ab; alles Gras, Kraut, Blumen, Pflanzen, Bäume, Früchte, wachſen noch reicher, als jetzt. Aber in der ungeheuren Maſchine iſt kein Auge, welches das ſieht, betrachtet, forſchet; kein Mund, der die Früchte genießt oder brauchet; kein Vogel, der zwitſchern, kein Ohr, dem geſungen werden kann. Vom Elephanten bis zum Mäuslein, vom Wallfiſche bis zum Gründlinge, von dem Drachen bis zur Miete, vom Contur bis zum Colibrit, und der allerkleinſten Fliege, iſt alles aus der Welt verbannet: alles, alles, bis zu den äuſſerſten Sternen, in der Natur iſt öde, ſtille, todt, ohne Leben, Empfindung und Verſtand, ohne Luſt, Vergnügen und Glückſeligkeit.

Wo iſt denn die innere Vollkommenheit dieſer körperlichen, fühlloſen, und nunmehro fürchterlichen und ſcheuslichen Welt? wo dasjenige, womit die Materie, die Abtheilung in ſo viele groſſe lichte und finſtere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf der Sterne, der Wechſel von Tagen, Jahren und Zeiten, die Fruchtbarkeit der Erde, alles gewaltige Regen

und Bewegen dnr Natur übereinſtimmet? Wozu alles dieſes Bemühen ſo viele tauſend Jahre herdurch: ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem iſt die Welt, die Natur? wem arbeitet ſie? was ſchaffet ſie?

Es wäre ja für ſie einerley, ob ſie wäre oder nicht; ob ſie in groſſe Kugeln vertheilet, oder ob alles ein roher vermiſchter Klumpen wäre; ob alles im hellen Lichte ſtralete, oder in ewiger Finſternis vergraben läge; ob ſie eine Bewegungskraft hätte, oder alles ruhig und ſtill an einem Orte bliebe; ob die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder, als Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde geſchleudert würden, und alles durch einander wühlete und tobete; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäumen und Kräutern bedeckt wären, oder als nackte, wüſte Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten. Es wäre nichts in der körperlichen Welt, ſo ferne ſie leblos iſt, womit entweder das eine übereinſtimmete, und dem es zu Gute käme, oder dem das andere zuwider wäre und ſchadete. Denn die ganze Welt und Natur fühlet, weiß und genießt ihres Daſeyns oder ihrer Beſchaffenheit ſelbſt nicht: und wenn es möglich wäre, daß ſie ſich auf einen Augenblick bewußt werden könnte, ſo würde ſie ſelbſt geſtehen, daß es ihr ganz einerley ſey, ob und wie lange ſie vorher geweſen, oder ins Künftige ſeyn würde, und was in ihr geſchehen ſey, oder noch ferner geſchehen werde.

§. 6.

Es iſt demnach offenbar, daß in der körperlichen lebloſen Welt an ſich ſelbſt, vermöge ihrer Natur und ihres Weſens, nichts iſt, noch ſeyn kann, welches ihr Seyn vielmehr, als ihr Nichtſeyn, und eine Beſchaffenheit mehr, als die andere, beſtimmete; mithin iſt auch von ihr keine innere Vollkommenheit oder Uebereinſtimmung alles deſſen, was in ihr iſt, mit einem gemeinſchaftlichen inneren Mittelpunkte zu gedenken. Wenn aber der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenſchaften und Vollkommenheiten nicht in ihr ſelbſt iſt, ſo kann ſie auch das erſte ſelbſtändige Weſen nicht ſeyn; ſondern es folget im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenſchaften und Vollkommenheit auſſer ihr, nämlich in dem erſten, ſelbſtändigen Weſen, zu ſuchen ſey. Die Welt iſt alſo von einem ſelbſtändigen Weſen, als einer wirkenden Urſache auſſer ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geſchaffen, oder hervorgebracht worden.

Dieſe Schöpfung, oder dieſen Anfang der Welt, beſtätiget auch ihre Dauer und fortwährende Wirklichkeit; welche in einer beſtändigen Folge von mancherley Zuſtande und Begebenheit beſteht. Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit ausmachet; ſo iſt folglich auch die Wirklichkeit der Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze Dauer, oder das Alter der Welt, iſt mit der ganzen Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins iſt dem andern gleich, eins mißt das andere aus. Weil nun offenbar iſt,

daß noch immer Begebenheiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die vorher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und Jahrhundert dem andern folget: ſo werden ja den Begebenheiten in der Welt, die ſchon wirklich waren, noch immer mehrere hinzugeſetzet. Nun iſt dasjenige, dem ſich noch immer was hinzuſetzen läßt, nicht unendlich, und kann eben darum, weil es ins Unendliche vermehret werden kann, nimmer unendlich werden, ſondern iſt und bleibt immer endlich. Demnach ſind die Begebenheiten in der Welt, und die Folge derſelben, mithin auch die Zeit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch nimmer unendlich werden, wenn ſie gleich ins Unendliche fortwähren, ſondern ſind und bleiben allewege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die aus einzelnen Jahren oder Jahrhunderten nach einander beſteht: ſo wird klar ſeyn, daß ſie endlich ſeyn oder Schranken haben müſſe, weil eine jede Zahl vermehret werden kann, und die verfloſſenen wirklichen Jahre nicht einmal ins Unendliche zu dehnen ſind, ſondern eine beſtimmte Zahl ausmachen. Es iſt alſo vor der beſtimmten Zahl ihrer wirlichen Jahre, und vor allen ihren wirklichen Begebenheiten ein Zuſtand zu gedenken, da ſie nicht wirklich war, das iſt, ſie iſt nicht ewig wirklich, ſie hat einen Anfang ihrer Wirklichkeit: ſie iſt alſo von dem erſten ſelbſtändigen Weſen zur Wirklichkeit gebracht, oder geſchaffen worden.

§. 7.

Die alten Weltweiſen haben ſich faſt alle die Welt, wo nicht in dieſer Einrichtung, jedoch nach ihren Ur-

ſtoffen, als ewig vorgeſtellet. Denn ſie konnten zwar begreifen, daß aus einer Materie, die ſchon da iſt, etwas gebildet werden, hernach wachſen, zunehmen und ſich vermehren könne; aber wie eine Materie oder Subſtanz, die noch gar nicht war, aus Nichts ſollte hervorgebracht ſeyn, das ſchien ihnen ganz unbegreiflich und ungereimt.

Allein, ſo ferne der Zweifel auf bloße Unwiſſenheit und Mangel der Einſicht gegründet iſt, ſo muß er gegen klare und deutliche Einſicht oder Wiſſenſchaft nicht gehöret werden. Was iſt klärer und deutlicher, als der Begriff von Zahlen und von dem Zählbaren, daß keines derſelben unvergrößerlich, und alſo unendlich, ſeyn könne? Was iſt offenbarer, als daß eine lebloſe Welt keine innere Vollkommenheit, und folglich keinen Grund ihrer Wirklichkeit, in ſich habe? Wohin aber würden wir gerathen, wenn man die offenbareſten Beweiſe damit umſtoſſen könnte: ich begreife nicht, wie es möglich iſt, alſo iſt es auch nicht?

Daß Pflanzen und Thiere im Samen gebildet worden, begreifen wir auch nicht anders, als weil wir vor Augen ſehen, daß es wirklich geſchehen ſey (a poſteriori). Allein, wie das zugehe, das hat noch kein Menſch aus mechaniſchen Kräften und deren Regeln erklären können. Wenn man es alſo nicht in der Erfahrung gegründet fände, ſo würde es uns eben ſo unbegreiflich dünken, als daß eine Materie oder Subſtanz, die noch gar nicht war, zuerſt hervorgebracht worden. Können wir deswegen eins oder

das

das andere läugnen? Wir Menſchen haben kein anderes Vermögen, als Veränderungen in Dingen, die ſchon ſind, zur Wirklichkeit zu bringen, indem wir ſie durch unſere körperlichen Kräfte und Werkzeuge zuſammenfügen oder trennen: und wir wiſſen auch das kaum, wie es zugeht, nämlich, wie wir unſere Gliedmaaßen bewegen, wie die Bewegung von einer Materie in die andere übergeht. Auch können wir von manchen erſtaunlichen Ueberbleibſeln des Alterthumes uns keinen Begriff machen, durch welche Kraft oder Kunſt ſolche den Vorfahren aufzuführen möglich geweſen ſey. Dennoch werden wir nicht in Abrede ſeyn, daß ſie durch Menſchenhände zu Stande gebracht ſind. Sollen wir denn, wegen unſers Unvermögens, neue Dinge zu ſchaffen, und deren Schöpfung zu begreifen, läugnen, daß eine Kraft ſey, welche die Dinge, die gar nicht waren, hervorzubringen fähig geweſen? Unſer Geiſt hat wenigſtens das Vermögen, Dinge, die noch nicht ſind, als möglich zu gedenken, und gleichſam, dem Weſen nach, in ſeinem Verſtande zu ſchaffen. Warum kann nicht auch eine Kraft ſeyn, welche den Dingen, die möglich ſind, und gedacht worden, auſſer ſich auch die Wirklichkeit giebt?

Saget nicht, es ſey keine bloße Unwiſſenheit, wie die Schöpfung aus Nichts möglich ſey; ſondern man könne auch die Unmöglichkeit und den Widerſpruch klar und deutlich einſehen. Ihr werdet euren Widerſpruch ſchwerlich damit beweiſen können, daß ihr ſprechet, aus Nichts werde Nichts. Ja! wenn einer behaupten

haupten wollte, Nichts wäre die Materie, woraus alles geſchaffen worden; oder Nichts wäre die Urſache, welche alles geſchaffen hätte; ſo würde er das Nichts zu etwas machen, und einen Widerſpruch begehen, ſo ferne er nämlich glaubte ein Nichts hätte die Welt aus einer Materie, die ein Nichts war, erbauet. Aber, wer vor der Wirklichkeit der Dinge nichts Wirkliches ſetzet, und dieſen Zuſtand des Nichtſeyns als die Gränze und den Punkt gedenket, von welchem die Wirklichkeit (als von einem termino a quo) den Anfang genommen, der widerſpricht ſich nicht, ſondern deſſen Gedanken ſtimmen vielmehr gar genau mit einander überein. Er gedenkt ſich nicht das Nichts als ein Etwas, als eine materiam ex qua, oder als eine cauſam efficientem, ſondern vielmehr im Gegentheil, wie es iſt, als Nichts, als einen Mangel der Wirklichkeit, (einen terminum a quo). Und man iſt eben ſo gut dazu berechtiget, als wenn man ſich vor einer Reihe Zahlen, und vor dem Eins, womit die Reihe anfängt, eine Ziffer oder Null gedenket.

Wenn alſo ein Weſen iſt, das den Grund aller Wirklichkeit in ſich hält, ſo kann, durch deſſen Verſtand, Willen und Macht, eben ſo gut etwas wirklich werden, was vorhin nicht wirklich war, als ein Menſch, der vorhin keine Zahl gedacht hat, bey Eins angefangen hat zu zählen. Es muß aber ein ſelbſtändiges Weſen ſeyn, und daſſelbe muß den Grund der Wirklichkeit alles Entſtandenen urſprünglich in ſich halten. Demnach muß auch daſſelbe ein Vermögen

haben, die Welt, wo ſie anders entſtanden iſt, zur Wirklichkeit zu bringen, da ſie vorher nicht war. Es iſt aber ganz klar, daß die Welt entſtanden iſt, weil ihre Wirklichkeit in einer Reihe und Zahl von Begebenheiten beſteht, welche nicht unendlich ſeyn kann, und mithin einen Anfang haben muß; und weil ſie den Grund ihrer Wirklichkeit nicht ſelbſt in ſich enthält.

§. 8.

Ich will hiebey nicht verheelen, daß ich mich ſelbſt lange gegen obigen Satz, vom Anfange der Welt, geſperret habe. Denn es iſt uns natürlich, daß wir alles gern begreifen wollen; und hier ſoll man etwas unbegreifliches gelten laſſen, weil es eine andere klare Einſicht erfordert. Ich gab mir alſo viele Mühe, ob nicht eine ewige abhängige Schöpfung der Welt zu gedenken wäre. Denn ich ſah, daß groſſe Männer die Sache ſo in ihrer Vorſtellung zuſammengereimet hatten. Sie ſprechen nämlich, es ſey Gott von Ewigkeit möglich geweſen, eine Welt zu ſchaffen, weil er ſelbſt ewig ſey, und das Vermögen und den Willen zu ſchaffen von Ewigkeit gehabt habe, nicht aber erſt in der Zeit habe bekommen können: es wäre alſo von Gott faſt nicht zu gedenken, daß er die Schöpfung in einer Zeit angefangen, da er vorher nichts gethan: ſie meynen, es würde dennoch ein groſſer Unterſchied bleiben zwiſchen der Ewigkeit Gottes, die ohne Zeit und Veränderung ſey, und von nichts äuſſerlichem abhienge, und zwiſchen

der

der Ewigkeit der Welt, welche in einer unendlichen Zeit und ſteten Abhängigkeit von dem ſelbſtändigen Weſen beſtünde. Und ſo ſchien mir auch eine Zeitlang alles begreiflicher zuſammen zu hängen.

Allein, ſo oft ich auch dieſe Begriffe unterſuchte, ſo fand ich, daß ſie betrügeriſch waren, und auf leere Töne hinaus liefen. Ich fragte mich ſelbſt: was heißt doch das, von Ewigkeit ſchaffen? was denkeſt du dabey? Iſt ſchaffen ſo viel, als zur Wirklichkeit bringen, was vorher nicht wirklich war; ſo hebt ja das die Ewigkeit des Geſchaffenen auf, und ſetzt vielmehr einen Anfang ſeiner Wirklichkeit. Und was will doch die Redensart, von Ewigkeit, ſagen? ſtelleſt du dir nicht darinn die Ewigkeit als eine Folge der Zeit vor, die von einem Punkte ihren Anfang genommen? und wie reimt ſich das mit der Ewigkeit? Wie kann denn ein Weſen etwas von Ewigkeit wirklich machen? Daß ein Ding ewig ſey, iſt begreiflich, wenn man ſichs ohne Folge und Wechſel gedenket; aber eine Zeit des Wirklichen, die ſich von Ewigkeit angefangen, iſt ja was unverſtändliches. Wie willſt du dir auch eine unendliche Zeit vorſtellen? kömmſt du nicht abermal in den Widerſpruch hinein, daß etwas unendlich ſey, was doch immer gröſſer wird und werden kann? daß eine beſtimmte Zahl wirklich verfloſſener Jahre unbeſtimmt ſey, und ins Unendliche gedehnt werden könne?

Ich

Ich verwarf alſo dieſes Spielwerk leerer Worte, die mich unvermerkt in einen Labyrinth von Widerſprüchen geführt hatten. Es war nur übrig, daß ich mir auf den ſcheinbaren Einwurf, von Gottes ewigem Vermögen und Willen, eine Welt zu ſchaffen, Genüge thäte. Ich verwandelte alſo denſelben in einen deutlichen Schluß, damit ich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieſer Folgerung beſſere Einſicht bekäme. Ich konnte aber keinen andern Schluß herausbringen, als dieſen: Wenn Gottes Vermögen und Willen, eine Welt zu ſchaffen, ewig iſt, ſo iſt auch die Welt ewig (oder von Ewigkeit) geſchaffen. Nun iſt jenes, alſo auch dieſes. Hier ſah ich nun ganz deutlich, daß, nach dem Oberſatze, die Unendlichkeit der Eigenſchaften Gottes, und beſonders ſeiner unwandelbaren Dauer, durch die Schöpfung in das Geſchöpf hineingebracht werde; gleich als ob dem auch die Eigenſchaften des Schöpfers mit hätten anerſchaffen werden können und müſſen; welches grundfalſch iſt, und einen offenbaren Widerſpruch in ſich ſchließt.

Iſt die Welt auſſer Gott, und ſein Werk; ſo muß ſie dem Weſen und den Eigenſchaften nach von ihm unterſchieden ſeyn. Sie kann alſo eben ſo wenig ewig, als unerſchaffen, oder ein Gott ſeyn. Gott ſelbſt kann ſeine Eigenſchaften einem Geſchöpfe nicht mittheilen. Sein Verſtand iſt unendlich: aber werden dadurch die auſſer ihm möglichen Dinge, welche ſein Verſtand ſich vorſtellet, unendlich? muß er ſie ſich nicht vielmehr, eben darum, weil ſie von ihm un-

unterſchieden ſind, als endlich vorſtellen? Sein Wille, oder ſeine Neigung zum Guten, zur Luſt und Glückſeligkeit, iſt ohne Schranken: aber können dadurch auch die ihrem Weſen nach eingeſchränkten Dinge auſſer ihm ſeiner unendlichen Vollkommenheit und Glückſeligkeit theilhaftig werden? Seine Kraft iſt unermeßlich; müſſen aber darum auch die Kräfte der Dinge auſſer ihm unermeßlich ſeyn? haben ſie nicht alle ihr Maaß und ihre Zahl? Eben dieſes läßt ſich von der Selbſtändigkeit und Nothwendigkeit Gottes ſagen: die können unmöglich in ein Geſchöpf durch die Schöpfung übergetragen werden. Gotte kömmt auch die Freyheit, in Abſicht auf die zufälligen Dinge auſſer ihm, abſolut und nothwendig zu; darum aber bekömmt das Gewählte nicht eine abſolut nothwendige Wirklichkeit. Wenn alſo auch gleich der ewige unwandelbare Gott ein ewiges Vermögen und einen ewigen Vorſatz hat, eine Welt zu ſchaffen: ſo wird doch durch die Ausrichtung ſeines Willens die Ewigkeit und Unwandelbarkeit nicht in das Geſchöpf übertragen: er ſchafft doch allemal Dinge, die nicht ewig waren, und veränderlich ſind. Die Zeit geht mit der Schöpfung an, und beſteht in einer Folge von wirklichen Veränderungen endlicher Dinge. Vorher, und auſſer dieſen iſt keine Zeit: und wenn man in Gottes Dauer vor der Schöpfung auch eine Folge von Jahren und Jahrhunderten annehmen wollte, ſo würde man auf ſolche Art nimmer eine wahre Ewigkeit des ſelbſtändigen Weſens gedenken. Fraget alſo nicht: was hat Gott vor der Schöpfung gethan?

warum iſt die Welt nicht viele tauſend Jahre eher geſchaffen? Die Fragen haben keinen Verſtand, und laſſen ſich nicht gedenken.

§. 9.

Es kann uns alſo nichts die Wahrheit verdunkeln, daß eine lebloſe körperliche Welt, die keine innere Vollkommenheit hat, den Grund ihrer Wirklichkeit und Beſchaffenheit nicht in ſich ſelbſt enthalten, das iſt, nicht ſelbſtändig noch ewig ſeyn könne; ſondern daß ſie von einem wahrhaftig ſelbſtändigen ewigen Weſen ihre Wirklichkeit, und mit derſelben ihre Beſchaffenheit und Vollkommenheit, in der Zeit, empfangen haben müſſe; wie es die Folge ihrer Veränderungen weiſt, die ſich ohne Anfang nicht denken läßt.

Da ſie aber dennoch iſt, und als leblos keine innere Vollkommenheit hat; ſo folgt auch ferner, daß ſie um eines andern willen, und nicht um ihr ſelbſt willen, hervorgebracht und auf dieſe Weiſe beſtimmt ſey. Denn ſo ferne die Welt wirklich iſt, ſo iſt alles in ihr beſtimmt; ſie hat eine gewiſſe Materie, Figur, Gröſſe, Eintheilung, Zuſammenfügung, Kraft und Regel der Veränderungen. Und weil ſie eine Verknüpfung hat, und, alle Theile nnd Beſtimmungen zuſammen genommen eine Welt ausmachen; ſo muß auch Eins ſeyn, welches den Grund aller Beſtimmungen in ſich hält, oder worinn alle Beſchaffenheiten übereinſtimmen. In ſo ferne aber das Leb-

loſe keine innere Vollkommenheit enthält noch leidet, ſo iſt auch das Eine, womit alles in der lebloſen Welt übereinſtimmen kann, nicht in ihr ſelbſt, ſondern auſſer ihr, in einem andern zu ſuchen. Wenn ein Ding von einem andern hervorgebracht iſt, und doch dasjenige, wornach alles in ihm beſtimmet worden, auſſer ihm iſt; ſo ſaget man, daß es um eines andern willen hervorgebracht ſey. Demnach iſt offenbar, daß die lebloſe, körperliche Welt nicht um ihr ſelbſt willen, ſondern um eines andern willen, hervorgebracht ſeyn müſſe. Wenn aber etwas auſſer der lebloſen Welt ſeyn muß, um deswillen ſie hervorgebracht, und alle ihre Beſchaffenheit auf gewiſſe Weiſe beſtimmet worden, wo können wir daſſelbe anders ſuchen, als im Reiche der Lebendigen? Dem Lebloſen iſt ja nichts, als das Lebendige, entgegen zu ſetzen. *) Die ſind es demnach, welche den Grund aller Beſtimmungen oder Beſchaffenheiten der Welt

*) [Auch, wenn man ſetzet, daß allen Weſen eine Vorſtellungskraft zukomme, kann dieſer Unterſchied Statt finden: indem dieſe Kraft von verſchiedenem Grade ſeyn muß, und bey den untergeordneten Weſen nur ſo geringe iſt, daß ſie nicht anders als der dunkelſten Vorſtellung, folglich keines eigentlichen Bewußtſeyns fähig ſind. FAGARAS Diſſ. de vi ſubſtantiali, p. 42. Sunt inter ſubſtantias ſimplices tales, quæ nunquam ad ſtatum clararum perceptionum pervenire poſſunt, ob nimis exiguam quantitatem vis abſolutæ. Earum complexus & mutationes nobis exhibent MVNDI MATERIALIS phænomena: cumque hæ claris perceptionibus careant, nec ſenſus proprie, nec voluptatis dolorisque ſunt capaces, ac proinde ANIMARVM CAVSA ſunt a Deo productæ.]

in ſich halten müſſen. Denn, daß es der lebendige Gott ſelbſt nicht ſey, um deſſen willen die körperliche Welt da iſt, oder mit deſſen Weſen ſie eine nothwendige weſentliche Verbindung hätte, erhellet ſchon aus dem Gegenſatze des nothwendigen Daſeyns Gottes und der zufälligen Wirklichkeit der Welt. Es wird aber in der vierten Abhandlung, §. 4. ausführlicher dargethan werden.

Es iſt oben angezeigt worden, daß die körperliche Welt an ſich nichts als eine Maſchine ſey, und im Groſſen eben das an ſich habe, was menſchliche Maſchinen haben; nämlich, daß darinn viele Theile in einer Verbindung ſtehen, worinn eine bewegende Kraft, nach gewiſſen Regeln, und nach der Art der Verbindung, gewiſſe Veränderungen hervorbringet. Ja, man mag ſagen, daß die Welt, ob ſie gleich nur eine ganze Maſchine ausmachet, dennoch wiederum aus Millionen, theils gröſſern, theils kleinern Maſchinen zuſammen geſetzt ſey. Woher kömmt es aber, daß wir, ohne den Nutzen und Gebrauch einer Maſchine für Lebendige zu wiſſen, gar keinen Begriff haben, was ein jedes für eine Maſchine, und welcher Art ſie ſey? Daher, weil in allem dem Lebloſen, was an einer Maſchine iſt, in aller Figur, Zuſammenſetzung und räumlichen Bewegung, noch das Eine nicht enthalten iſt, welches ihr Weſen, ihre Art und Beſchaffenheit, geſchweige ihre Wirklichkeit, beſtimmen kann, und womit ſodann alles übrige übereinſtimmet. Der Nutzen für die Lebendigen kann

allein

allein den Grund der weſentlichen Beſchaffenheit und Einrichtung einer lebloſen Maſchine beſtimmen, folglich allein erklären, was und welcher Art ſie ſey, warum ſie da iſt, warum jedes in ihr ſo, und nicht anders iſt. Daher fließt der Gebrauch, welchen Lebendige von der Maſchine machen ſollen, in den Begriff ihres Weſens, in die Erklärung oder Definition der Maſchine mit hinein. Wer den Gebrauch der Maſchine noch nicht weis, der weis auch nicht, was es für eine Maſchine ſey. Man verſuche es, eine Uhr, eine Mühle, Pumpe, u. ſ. w. zu erklären; ſo wird man finden, daß es unmöglich iſt, ohne einen gewiſſen Gebrauch für Lebendige zu nennen, einen Begriff von jeder zu haben, oder denſelben einem andern beyzubringen.

Laſſet einem Hottentotten den Gebrauch und Nutzen einer Uhr unbekannt ſeyn; weiſt ihm aber dennoch alles übrige, die innwendige Triebfeder, die Kette, Räder, kurz, alle Theile und deren Zuſammenfügung; ich will noch mehr ſagen, thut ihn bey einem Uhrmacher in die Lehre, daß er ſelbſt mit der Zeit Uhren verfertigen kann: dennoch behaupte ich, ſo lange ihr ihm nicht ſaget, wozu die Maſchine nutzet und gebrauchet wird, ſo weiß der Hottentotte noch nicht, was ſeine Uhr für ein Ding ſey; er kennet das Weſentliche, den Grund ihrer Wirklichkeit und aller Beſchaffenheit noch nicht. Denn wenn der Nutzen nicht vorher von dem erſten Werkmeiſter, als möglich, gedacht wäre; ſo wäre die Uhr nimmer zur

Wirklichkeit gekommen, noch auf ſolche Art eingerichtet und beſtimmet worden.

Mit den natürlichen Maſchinen verhält es ſich nicht anders, als mit den Kunſtmaſchinen. So lange wir derſelben Gebrauch und Nutzen in der Verknüpfung der Dinge nicht wiſſen, müſſen wir geſtehen, daß wir nicht das Weſentliche derſelben, ſondern nur ihr Aeuſſerliches, kennen. Die alten Zergliederer wußten daher nicht, was ſie aus der Leber und Milz für Dinge machen ſollten, weil ihnen die Verrichtung und der Nutzen derſelben im menſchlichen Körper unbekannt war. Und wenn unſere neuen Zergliederer in der Zerlegung von allerley Thieren auf ſolche Gefäſſe kommen, deren Gebrauch ſie aus der Aehnlichkeit mit andern bekannten nicht errathen können; ſo geſtehen ſie ganz aufrichtig, ſie wiſſen nicht, was es für ein Gefäß ſey. Dagegen ſind uns Augen, Ohren, Magen, Samengefäſſe, Bährmutter, Harnblaſe, imgleichen die Kiefen der Fiſche, die Spiegelpunkte der Inſekten, u. ſ. w. bekannte Theile, weil wir deren Amt und nützliche Wirkung erforſchet haben, und ſie dadurch erklären können.

Es iſt wahr, wenn wir andere Dinge in der Natur ſehen, deren Nutzen und erſten Grund ihres Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit wir nicht erfinden können, daß wir uns, aus Noth, mit ihrer bloßen äuſſerlichen Geſtalt begnügen, und ſie darnach bezeich-

zeichnen; aber es wird ſich auch niemand rühmen, daß er dadurch das Weſentliche derſelben kenne. Bey andern Dingen, als Pflanzen, Kräutern und Blumen, ſehen wir den nächſten Nutzen ihrer Gefäſſe ein; jedoch nur ſo, daß er noch in der lebloſen Natur und dem Pflanzenreiche ſelbſt eingeſchränkt bleibt. Unterdeſſen wird auch niemand ſagen, daß dieſe Gewächſe um ihrer ſelbſt willen ſind; oder daß er ſie nun ſchon nach ihrer Verknüpfung mit andern Dingen in der Natur kenne. Laß alſo Wurzeln, Saftröhren und Rinde zur Annehmung und Umtreibung der Nahrung, dieſe zur Auswickelung der Knoſpen, Blätter und Blüthe, dieſe wiederum zur Anſetzung und Vergröſſerung der Frucht, die Frucht abermals zur Erhaltung des Samens für eine neue Pflanze dienen; ſo bleiben wir doch noch in einem Zirkel der lebloſen Pflanze, das iſt, wir kennen den Samen daran, daß er dieſe Pflanze, und wiederum die Pflanze, daß ſie dieſen Samen, und dieſer abermal eine neue Pflanze derſelben Art, und ſo ferner eins ums andere in Ewigkeit erzeugen. Was kömmt da heraus? war die Pflanze für ſich nothwendig? genießt ſie ihres eigenen Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit? oder kann ſie der übrigen lebloſen Welt zu Statten kommen? Wenn wir alle Kräuter und Pflanzen kenneten, wie der Bauer Gras, Haber, Roggen, Weitzen, Gerſten, Erbſen, Bohnen, wie mancher Mohr und Wilde die dienſamen Geneſemittel für Fieber, Krebsſchaden, Quetſchungen und Gift, wie die Thiere aller Art ihr Futter kennen; ſo wüßten wir was mehrers und wich-

tigers von dem Pflanzenreiche, in ſeiner Verknüpfung mit dem vornehmſten Theile der Natur, als unſere Botanici uns durch die radices, folia, calices, corollas, ſtamina, piſtilla, pericarpia, ſemina, zu erkennen geben. So wie die Natur im Thierreiche von uns Menſchen durch alle mögliche Arten und Stufen, bis zu dem Geringſten herunter ſteigt, und jedem ſeine Nahrung und Nothdurft ſchaffet: ſo harmoniret auch das Pflanzenreich durch alle Stufen damit, daß kein Kraut, keine Pflanze iſt, welche nicht mit einer gewiſſen Art Thiere ihrem Geruche, Geſchmacke, ihrer Nahrung und ihren Nothdurftsmitteln übereinſtimmete. Und ſo ferne ſind ſie überhaupt als Maſchinen anzuſehen, die zum Wohl der Lebendigen hervorgebracht ſind.

Selbſt das Ganze, die groſſe Weltmaſchine, muß ſo betrachtet werden. So ferne ſie an ſich leblos iſt, und keine innere Vollkommenheit, keinen Grund ihrer Wirklichkeit und beſtimmten Beſchaffenheit in ſich ſelbſt hat; ſo muß ſie nicht allein von einem andern Weſen, ſondern auch um eines andern, um der Lebendigen willen, hervorgebracht, und auf alle Weiſe beſtimmet ſeyn. Und wer die Welt kennen will, was ſie für ein Ding ſey, der muß dieſen Nutzen für die Lebendigen mit zu ihrer Erklärung und zu ihrem weſentlichen Begriffe ziehen, weil er den Grund aller Beſchaffenheit der Welt, und ſelbſt aller Natur und mechaniſchen Bewegungsgeſetze in ſich hält; ſonſt weis er noch nicht mehr von der Welt, als der Hottentotte von der Uhr.

§. 10.

Daß dieſer Schluß von der Welt ſeine gute Richtigkeit habe, erweiſt der Augenſchein. Man brauchet dazu keine ſonderbare Sternkunde und Naturwiſſenſchaft, vielweniger eine abgeſonderte metaphyſiſche Vorſtellung. Wir dürfen die Welt nur betrachten, wie ſie in der That iſt, und ſich unſern Sinnen darbietet. Da ſehen wir alſobald die ganze Anlage und Einrichtung des groſſen Weltbaues, welche eine ſehr einfache Aehnlichkeit in allen Haupttheilen und deren Ordnung und Bewegung in ſich hält: nämlich eine unzählbare Menge lichter und zum Theile finſterer Kugeln, welche in einem unermeßlichen Aether ihre ordentliche Bewegung halten.

Daß nun dieſe allgemeine Einrichtung des groſſen Weltbaues, in allen Stücken, mit dem Nutzen der Lebendigen übereinſtimme, iſt leicht zu erkennen. Der dünne, flüßige und durchſichtige Aether iſt für ſich geſchickt, Licht und Wärme überall durch die ganze Welt zu verbreiten; und mithin, da beydes den Lebendigen ſo nöthig iſt, die ganze Welt wohnbar, lebhaft und fruchtbar zu machen; auch zugleich denen, die eines verſtändigen Erkenntniſſes fähig ſind, einen Abriß des groſſen und mannichfaltigen Baues aus einer erſtaunlichen Ferne zu weiſen, welchen ſie zu vielerley höheren Nutzen anwenden können. Die lebloſen Weltkörper hergegen haben an ſich des Lichtes zu ihren Bewegungen nicht nöthig;

ſie können ihren Weg im Finſtern finden; ja das Licht iſt ſich ſelbſt finſter und unſichtbar, das Feuer und die Wärme fühlet ſich nicht.

In dieſem weiten Aether liegt die grobe und feſtere Materie nicht in einem ungeheuren wüſten Klumpen zuſammen, ſondern ſie iſt in unzählige groſſe Körper oder Kugeln vertheilet; welches mehr Oberfläche, und folglich mehrern Platz zur Wohnung giebt, auch zur Abſonderung verſchiedener möglichen Gattungen von Thieren bequem iſt; die in einerley Luft, Wärme und Nahrung nicht alle bey einander auf einer Kugel ſeyn konnten; nun aber, nach der Verſchiedenheit ihrer Natur, auch verſchiedene Wohnplätze, und alſo alle Raum in der Welt finden. Eben der Aether machet, ungeachtet ſeiner Dünnigkeit, die feſteſte Zwiſchenmauer zwiſchen den groſſen Weltkörpern, daß ſie nicht aus ihrem Orte weichen, und in einander fallen können; giebt aber dennoch den beweglichen Inſeln, in ihrem Laufe und Drehen, eine ungehinderte Bahn. Und der Abſtand der getheilten Kugeln iſt ſo groß, daß ſie ſich an einander nicht ſtoſſen, noch mit ihrem Drucke und Einfluſſe hindern. Alles dieſes ſtimmet damit überein, daß es beſtändige Wohnungen der Lebendigen ſeyn und bleiben können. Das Gegentheil eines jeden Umſtandes würde eine Verwirrung geben, die zwar der lebloſen Welt einerley wäre; aber alle lebendige Geſchöpfe, wenn ſie ſchon ſicher wohneten, wieder zerſtörete und ausrottete.

Die

Die Figur der feſten Welttheile iſt allenthalben, ſo viel man wahrnehmen kann, kugelhaft, und nicht, wie man etwa von einem ungefähren Zuſammenlaufe der Urſtoffen vermuthen möchte, eines dieſer, das andere jener, und dabey unordentlichen Figur. Wir wiſſen aber von unſerem Erdballe nunmehro, daß eine Kugel, vermöge der allgemeinen Schwere, auf allen Seiten wohnbar iſt; und wir können leicht nachdenken, daß eine jede andere, auch ſonſt regelmäßige Figur, die feſten Körper der Welt, zum Bewohnen, entweder ganz, oder doch größten Theils, ungeſchickt machen würde; daß folglich die Kugeln zum Bewohnen die allergeſchickteſten ſind, und die ganze Welt ſo ferne wohnbar machen.

Dieſe Kugeln ſind theils licht, theils finſter. Eine von den lichten iſt unſere Sonne, und die Fixſterne ſind ihr ähnlich, und für eben ſo viel Sonnen zu achten. Gleichwie ſich aber um unſere Sonne ſechs Hauptplaneten, welche finſter ſind, und um den Saturnus, Jupiter und die Erde noch andere Nebenplaneten oder Monden herum wälzen: ſo glaubet heutiges Tages ein jeder Sternkundiger, daß alle Fixſterne am Himmel überhaupt, eben wie unſere Sonne, ihre Planeten um ſich haben, welche ſie herum drehen, erleuchten und wärmen. Es läßt ſolches die übrige Aehnlichkeit in der ganzen Anlage und Einrichtung der Welt nicht anders denken. Und warum ſollte auch unſere Sonne, unter allen Fixſternen, der einzige ſeyn, zu dem ſich alle lichtsbe-

dürftige

dürftige Körper in der ganzen Welt geſellet hätten? Wenn bey uns ein beſtändiger Tag wäre, ſo würden wir die Welt ſehr klein halten, und meynen, daß ſie blos aus Sonne, Mond und Erde beſtünde. Wir haben es alſo der Nacht und Finſterniß, die mit dem Tage wechſelt, zu danken, daß wir die Welt in ihrer Gröſſe und Mannichfatigkeit beſſer kennen, und auch die übrigen Planeten um unſere Sonne und ſo viele tauſend Sterne ſehen. Hergegen machet es die Finſterniß und Ferne der Planeten um die Fixſterne, daß jene uns mehrentheils unſichtbar ſind. Jedoch zeigen ſich zuweilen neben den Fixſternen ſonſt nicht geſehene Sterne, die nach Verlaufe einiger Zeit wieder verſchwinden, und alſo keine andere, als finſtere Irrſterne, ſeyn können; die mithin auch durch Erfahrung beſtätigen, daß ſich gleichfalls um jene Sonnen finſtere Planeten herum wälzen; zu geſchweigen, daß die Cometen, welche nach ihrer Erſcheinung in vielen Jahren nicht wieder zu Geſichte kommen, nichts anders ſind, als finſtere Weltkörper aus entfernten Himmelsgegenden, die ihren beſonderen Lauf haben.

Man muß ſich alſo alle Fixſterne in der Welt als lauter Sonnen, und um jeden derſelben eine Anzahl gewirbelter Erdballen oder Planeten vorſtellen, welche von ihren Sonnen erleuchtet und gewärmet werden: ſo überſieht man den ganzen Bau der Welt, und erkennet zugleich in der erſtaunlichen Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Haupttheile die einförmige

Uebereinſtimmung zur Wohnbarkeit für die Lebendigen. Denn, daß ein jeder Planet eine Erde ſey, und Einwohner tragen könne, daran wird heutiges Tages kein vernünftiger Menſch zweifeln. Ich weis aber auch keinen Grund, warum man die Sonne und die Fixſterne zu brennenden Schwefelpfuhlen und Todtenmeeren, oder gar zu lauter Höllen machet. Ich ſehe ſie als electriſirende Maſchinen an, welche Licht und Wärme geben können, ohne ſelbſt zu brennen, oder auſſerordentlich heiß zu ſeyn; wozu ich aus den natürlichen Verſuchen und Beobachtungen guten Grund zu haben vermeyne. 1) Und ſo erblicke ich auch

1) Ich will nicht unterſuchen, ob die alten Griechen der Sonne eine electriſche Kraft beylegen wollen, wenn ſie ihr den Namen Ἠλέκτωρ gegeben. Dieſes aber iſt gewiß, daß ſchon Ariſtoteles de Cœlo lib. II. c. 7. T. I. p. 650 D. von allen Sternen behauptet hat, ὅτι οὔτε πύρινά ἐςιν, οὔτ᾽ ἐν πυρὶ φέρεται, daß ſie weder ſelbſt aus Feuer beſtehen, noch in einem Feuer beweget werden. Es haben aber auch neuere ſehr verſtändige Naturkündiger dargethan, die Sonne ſey kein feuriger oder brennender, ſondern ein an ſich kalter und finſterer Ballen, wie unſere Erde; der aber die Kraft habe, den umgebenden Aether in eine Bewegung zu ſetzen, welche Licht und Feuer giebt; als Nehemias Grew in ſeiner Coſmologia ſacra, die zu London im Jahre 1701. fol. heraus kam, aus welcher Clericus in ſeiner Bibliotheque Choiſie T. I. p. 247. einen Auszug giebt; imgleichen Nic. Hartſoeker in ſeinen Conjectures Phyſiques, davon Clericus daſelbſt T. XI. p. 364 & 366. zu ſehen. Mehrere Gründe und Zeugniſſe ſiehe in Mr. Colonne Hiſtoire Naturelle de l'Univers T. I. p. 13 -- 28. Stephan Grayn

auch in dieſer Hälfte der Welt die allgemeine Ueber=einſtimmung der Natur, daß ſie nicht weniger, als ihre

Grayn hat zuerſt im Februari 173$\frac{5}{6}$ (Philoſoph. Transactions Vol. XXXIX. n. 441. p. 220.) in einem Briefe an Granwill Weller, concerning the Revolutions, which ſmall pendoulons Bodies will by the Electricity make round larger ones from Weſt to Eaſt; as the Planets do round the Sun, durch einen electriſchen Verſuch an kleinen beweglichen Kugeln zu zeigen geſucht, daß die Kraft, welche in der groſſen Welt die Planeten um die Sonne herumwälzet, eine electriſche Kraft ſey. Siehe die Philoſ. Transact. Vol. XXXIX. n. 444. p. 400 ſqq. In dem London-Magazine 1753. March. p. 120. wer=den die Wißbegierigen an Mr. Rackſtrow verwieſen, welcher dergleichen Experiment an einer electriſirten kupfernen Kugel, um welche eine Glaskugel in einer zir=kelrunden Rinne mit Umwälzung um ihre eigene Axe herumläuft, zeige. Der um die Electricität beſonders verdiente Herr Profeſſor Winkler in Leipzig hat auch ſchon vorher eine Maſchine dieſer Art erfunden, welche er im Jahr 1730 in einem Programmate als eine Imaginem motuum cœleſtium viribus electricitatis effictam beſchreibt. Gleichwie aber Herrn Winklers Erdkugel auf dem äuſſern Ende eines horizontalen Stabes feſt ſteht, welcher am innern Ende um eine ſenkrechte Axe beweg=lich iſt: ſo liegt Rackſtrow ſeine Erdkugel in einer kreis=förmigen ausgehöhleten Rinne. Vielleicht möchte das Experiment noch vollkommener werden, wenn man der beweglichen Kugel keinen Zwang anthäte, ſondern ſie nach Grays Angabe frey hangen lieſſe, ob ſie denn von ſelbſt ihren Kreislauf und zwar, wie Gray ſagte, mit einer Drehung um ihre Axe, von Weſten nach Oſten, und noch dazu mit einem Perigæo und Apogæo, verrich=tete. Siehe von Grays Verſuche ein mehreres in den Ab=

ihre Planeten, zum Aufenthalte gewiſſer Lebendigen dienen könne: und daß den Sonneneinwohnern die Planeten nicht weniger zu Statten kommen, als den Einwohnern der Planeten ihre Sonnen.

§. 11.

Von unſerer Erde wiſſen wir beſonders, daß ſie durch die Bewegung um ihre Axe Tag und Nacht bekömmt, und durch die Wälzung um die Sonne in einem Thierkreiſe Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, wie auch die Ungleichheit von Tagen und Nächten, erhält. Jene Bewegung verurſachet, daß nicht die eine Halbkugel in beſtändiger Finſterniß und Kälte, dieſe beſtändig in Licht und Wärme bleibt, welches die ganze Kugel unwohnbar machen würde; ſondern daß Licht und Schatten wech-ſels-

Abhandlungen der Naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig, I. Th. p. 223 – 227. 234 ſq. 243 ſqq. [Prieſtley Geſch. der Elektr. I, Th. 5. Per. p. 38. und von Rackſtrows Zurüſtung VII. Th. 1. Abſch p. 367. — Man weiß nunmehro, daß es nur Wirkungen des elektriſchen Anziehens und Zurückſtoſſens ſind: daß die Bewegung um den mittlern Köper hier oder dort hin geſchiehet, nachdem ihr der erſte Stoß gegeben worden, und daß dabey leicht ein Selbſtbetrug vorgehet, indem man dem Faden einen kleinen Ruck mit der Hand nach derjenigen Seite hingiebt, wohin man die Bewegung erwartet — Indeſſen lieſſe ſich noch ſagen, daß in beſagten Verſuchen der mittlere elektriſirte Körper nur ſtillſtehend geweſen, und daß es doch ein anders ſeyn möchte, wenn ſelbiger ſich, wie die Sonne, um ſeine Axe umher drehete.]

ſelsweiſe durch ſolch Drehen, der ganzen Kugel und deren Einwohnern zu Statten kommen. Die andere Bewegung aber bringt der Erde, durch veränderte Witterung, die Fruchtbarkeit, und machet ſie nicht nur in den heiſſen, ſondern auch kälteren Erdſtrichen wohnbar. Daß aber auch dieſe tägliche und jährliche Bewegung, welche unſerer Natur ſo zuträglich iſt, der Bahn und Geſchwindigkeit nach, beſtändig einerley bleibt, und ſo viele tauſend Jahre hindurch nicht gewanket hat, das hat alle Geſchlechter der Thiere, die jemals auf dem Erdboden geweſen ſind, erhalten.

Die übrige Einrichtung des Erdbodens kömmt gleichfalls den Thieren alle Wege zu Statten. Der Mond leuchtet uns auch des Nachts, bringet Ebbe und Fluth zuwege, und giebt eine Richtſchnur der Zeit. Der dickere Luftkreis bricht die Lichtſtrahlen zum Mittelpunkte, und vermehrt die Wärme: auſſer, daß ſolche Luft durch ihre Preſſung und Bewegung zur Feſtigkeit der Körper, zum Wachsthume der Pflanzen, und zum Leben der Thiere, und tauſenderley anderm Gutem, vieles beyträgt. Das Waſſer unſers Erdbodens führet und nähret an ſich Millionen Arten von Thieren; es dünſtet aber auch aus, ſchwebet in dem dicken Luftkreiſe, wird durch die Winde vertheilet, und fällt im Regen, Thau und Schnee, zur Befruchtung des Landes, und zum Getränke der Thiere, herunter. Die Berge dienen beſonders, die Feuchtigkeiten aus der Luft zu verwahren,

ren, einzuſaugen, zu ſeigen, und klare Brunnen, Bäche, Ströme und Seen zu geben, welche die ganze Erdfläche wäſſern, und das übrige ſchiffbar machen.

Wie vollkommen alles übrige auf dem Erdboden, mit der Bewohnung der Lebendigen, übereinſtimme, erhellet daraus, daß faſt nirgend auf dem Lande oder im Waſſer ein Räumchen übrig geblieben iſt, wo es nicht von Lebendigen, mancherley Art, wimmelte. Dieſes eine will ich nur erwähnen: Da der Geſchmack und die Natur ſo vieler und mancherley Thiere tauſendfältig unterſchieden iſt, ſo findet ſich doch für jedes eine Pflanze, Frucht, Wurzel oder andere Nahrung, die ihm ſchmecket und bekömmt, und zwar in der Gegend, deren Luft und Wärme es vertragen kann. Ja, wenn beſonders Thiere ſind, die nur ein einzig Kraut eſſen, und lieber todt hungern, als etwas anders anbeiſſen; ſiehe, ſo findet ſich auch da, wo ſolche Thiere ſind, dieſes Kraut, das mit ihrer Zunge und ihrem Magen übereinſtimmet. Demnach iſt für tauſendfältige Zungen und Körper, von ganz verſchiedenem Geſchmacke und verſchiedener Natur, auch tauſendfältige, jedem angenehme und dienliche Nahrung bereit.

§. 12.

Ob uns nun zwar von der beſondern Einrichtung der übrigen Planeten nicht viel bekannt iſt; ſo findet ſich doch dasjenige, was bisher davon entdecket iſt,

alles dem Nutzen der Lebendigen gemäß. Unſer nächſter Nachbar, der Mond, iſt zwar nur ein Nebenplanet; allein ſeine Oberfläche ſieht durch Ferngläſer einer Landcharte ganz ähnlich, darinn das Weiße fürs Land, das dunkele fürs Waſſer zu halten; zumal, da man ſo gar Berge, und deren beweglichen Schatten auf dem Lande, und in den Seen Inſeln bemerket hat. Er hat ſeine Tage und Nächte, und ſeine Jahreszeiten; ſeinen Dunſtkreis, *) und folglich Thau und Regen: unſere Erde iſt ihm ein groſſer Mond.

Die

*) Was von den Planeten, und beſonders von des Mondes Aehnlichkeit mit unſerer Erde in der Bewohnung geſaget iſt, habe ich hier als Wahrſcheinlichkeiten angenommen, die ſchon von den meiſten Mathematicis und Phyſicis, ja ſogar Theologis anerkannt werden, und ſo ſtarke Gründe vor ſich haben, daß ihnen ſchwerlich gleich ſtarke werden entgegen geſetzet werden können. Wer in dergleichen Dingen, die ſo weit von uns entfernt ſind, nichts wollte gelten laſſen, als was er klar mit ſeinen Augen ſehen könnte, und z. B. die Einwohner der Planeten blos deswegen läugnete, weil ſie ihm kein Fernrohr entdecket, der würde dem menſchlichen Erkenntniß viele andere offene Wege verſperren. Die Vernunft heißt uns dann dasjenige ſchlieſſen, was das Auge nicht erreichen kann, und Schlüſſe, welche auf die Analogie der Erfahrung, im Zuſammenhange mit allgemeinen ſichern Wahrheiten, gebauet ſind, haben den gröſten Grad der Wahrſcheinlichkeit. Die völlige Uebereinſtimmung mit allem, was wir ſonſt von Gott, der Welt und beſonders unſerm Erdboden wiſſen, deſchifrirt dem Verſtande ſo gut, als ein gefundener Schlüſſel zur verborgenen Schreibart, die Heimlichkeiten der Natur. Bey dem Dunſtkreiſe des Monden

möchten

Die Hauptplaneten, Jupiter und Saturnus, haben ihre Monden, jener vier, dieſer fünfe, und dazu

 einen

möchten nun auch wohl Schlüſſe nicht gänzlich zu verwerfen ſeyn. Denn, wenn doch, auſſer der übrigen Aehnlichkeit dieſes finſtern Körpers mit unſerer Erde, nach dem Anſcheine, eine Verſchiedenheit der Materie, und Berge, auf dem Monde ſind: wie wäre es möglich, daß die Sonne und deren Wärme die loſeren und flüßigen Theile des Mondes nicht auf eine gewiſſe Höhe erhübe? Und wie könnten Berge und Thäler einen wahrſcheinlichern Urſprung haben, als bey uns, von der Gewalt des Waſſers oder Feuers? Aber man verlanget doch billig, in ſolcher Nähe, als der Mond gegen die Erde hat, daß die Beobachtungen der Geſtalt des Monden dieſe Muthmaßung beſtätigen, wenigſtens ihr nicht widerſprechen. Und da ſind bisher die Beobachter getheilet. Es iſt bekannt, daß Hugenius in ſeinem Coſmotheoro p. 114 ſq. dieſelbe ſowohl, als das Waſſer, dem Monde abgeſprochen. Die Herren Grand Jean de Fouchy Philos. Trans. n. 455. p. 261. und Boſcovich de Atmoſphæra lunari, Rom. 1753. 4. ſind ihm gefolget. Der Herr Lulofs ſagt in den Anmerkungen bey dieſer Stelle, daß er viele Bedeckungen der Firſterne und Planeten durch den Mond mit den beſten Fernröhren zu Leyden und in Gelderland beobachtet, und nimmer an den Figuren und Farben, oder an der Verweilung der Sterne am Rande, Zeichen von einem Dunſtkreiſe wahrgenommen habe, und verweiſt auf ſeine Beobachtung der Bedeckung der Venus, die im I. Th. der Haarlemſche Verhandelingen p. 382 ſqq. ſteht. [Eben dieſes beobachteten auch die Herren Caſſini de Thury und Meſſier bey der Bedeckung des Saturns vom Monde den 18. Febr. 1775. Mem. de l'Ac. des Sc. 1775.] Wir haben auch von dem berühmten Mathematico, Tobias Mayer, der ſo treffliche Tabellen von dem Monde ge-

ge-

einen breiten Ring um ſich; welches blos alles den Lebendigen zu Gute kommen kann, die, bey der gewal-

geliefert, in den koſmographiſchen Nachrichten und Sammlungen, Nürnb. 1750. 4. p. 397 ſqq. einen Beweis, daß der Mond keinen Luftkreis habe. Dieſen groſſen Männern will ich nicht ſowohl andere groſſe Männer, die ich nennen könnte, als vielmehr die Beobachtungen der gänzlichen Sonnenfinſterniſſe von 1706, und 1715, welche Derham Aſtrotheol. VII. B. 3. C. aus den Philos. Trans. n. 306. zum Beweiſe anführt; und der annularis eclipſis ſolaris 1748. 25. Jul., woraus Herr Euler in der Hiſt. de l'Acad. Roy. de Berlin im J. 1748 p. 103. die Atmoſphæram lunæ ſchließt; imgleichen der immerſionis und emerſionis Saturni mit ſeinem annulo, ad annulos rectos lunæ, welche Herr Sam. Dunn in den Philoſoph. Transact. Vol. LII. P. II. n. 94. p. 578 ſq. beſchreibt und in Kupfer vorſtellet, entgegen ſetzen. Bey allen dieſen Wahrnehmungen ſtreiten die Erſcheinungen für die Atmoſpheram lunæ: ſo ferne ſie in der Sonnenfinſterniß die Strahlenbrechung und ein Nebenlicht am Rande des Monden, ja die Ausdehnung der Sonnenhörner über ihren Zirkelkreis; und in dem Ein- und Austritte der Planeten hinter dem Monde eine Veränderung der Geſtalt mit einer ungebührlichen Verweilung, deulich ſehen lieſſen. Vielleicht haben dennoch die gegenſeitigen Beobachter auch recht geſehen, und es braucht nur eine Betrachtung, ſie mit einander zu vergleichen. Ein ſehr geſchickter holländiſcher Mathematicus und Obſervator cœli, Herr Nicolaas Struyk giebt uns in ſeiner Inleiding tot de allgemeene Geographie, benevens eenige ſterrekundige en andere Verhandelingen, Amſt. 1740. 4. 1. Deel, 2. Afdeeling, pag. 68–76. een Onderzoek over de Maans Atmoſphere of Dampkring, und zugleich ein Licht zur Harmonirung beyderley Beobachtungen. Er tritt denen bey, welche

waltigen Entfernung von dem Sonnenlichte, dadurch deſto mehreres Licht erhalten. Man hat in der Venus,

welche aus dem Aufhalten der Sterne am Rande des Monden, wenn ſie ſchon ſollten bedecket ſeyn, die Atmoſphæram ſchlieſſen; und ſagt, daß dem nicht entgegen ſey, wenn ſich die Sterne nicht allemal ſo am Rande verweilen, weil die hohen Berge im Monden, welche über deſſen niedrige Atmoſphæram giengen, den Stern, der etwa da einträte, ohne Verweilen bedeckten, dagegen ſich der Stern zu verweilen ſcheine, wenn er bey einer Fläche des Monden, wo die Atmotſphæra merklich iſt, eintritt. Ich erinnere mich dabey, daß unſer berühmter Herr Profeſſor Kåſtner, wie er noch in Leipzig war, eine ähnliche Bemerkung bey der Bedeckung des Jupiters durch den Mond gehabt, die im Hamb. Magazin VIII. Band p. 57 ſqq. ſteht. Er ſelbſt hat den Jupiter nur beym Austritte beobachtet, da er als ein unförmlicher Klumpe ausſah, als wenn ſich ein Berg vom Monde abgeſondert hätte; je weiter er ſich aber vom Monde entfernte, deſto förmlicher und runder ward er, bis man endlich auch drey ſeiner Trabanten ſehen konnte. Der Herr Baumann hingegen hatte eben auch in Leipzig blos den Eintritt geſehen, da Jupiter völlig und ſcharf rund, auch von Farben befreyt geweſen. Indem ſie beyderſeits über die widrige Erſcheinung beſtürzt ſind, kömmt Herr Gärtner, ein fleißiger Beobachter des Himmels, dazu, und erzählt ihnen, ohne von ihren Beobachtungen zu wiſſen, daß er den Eintritt, wie Herr Baumann, den Austritt, wie Herr Käſtner, geſehen. Es iſt nur der Unterſchied zwiſchen Herrn Struyks und Käſtners Erklärung, daß dieſer es aus den Dünſten, welche damals zufällig im Monde, an der Seite des Austrittes vom Jupiter, aufgeſtiegen ſeyn müßten, herleitet. Wir ſehen denn doch einen Weg vor uns, da wir die Wahrheit nicht aus den Augen verlieren können, und uns durch die widri-

gen

dem Mars und Jupiter, veränderliche Flecken wahrgenommen, und man muß daraus ſchlieſſen, daß es Wolken ſind, die in ihrem Dunſtkreiſe aufſteigen, und in Regen wieder herunter fallen, und daß folglich Land und Waſſer in dieſen Planeten ſey; welches auch ihre beſtändigen Flecken beweiſen. In der Venus ſind ſogar Berge zu ſehen. Von eben dieſen Planeten weiß man aus dem Umlaufe ihrer beſtändigen Flecken die Zeit, in welcher ſie ſich um ihre eigene Axe drehen, und folglich Tag und Nacht haben. Der Saturnus iſt nur zu weit von uns, und der Mercurius der Sonne zu nahe, als daß man ihre Flecken ſehen, und daraus ihren Lauf beſtimmen könnte. Jedoch iſt gar nicht zu zweifeln, daß ſie, eben ſo wie die andern Planeten, Tag und Nacht haben; da ſie gewiß alle um die Sonne herum gehen, und alſo ihre Jahre und Jahreszeiten halten.

Alle ſechs Planeten, und zehn Nebenplaneten, ſind demnach lauter wohnbare Erden, und die ganze Welt enthält an feſten Körpern nichts anders, als lauter unzählbare Wohnhäuſer für Lebendige, darinn es ihnen an Licht, Luft, Wärme, Nahrung, Kleidung, an Wechſel von Tag und Nacht, von Frühlinge, Sommer,

gen Erſcheinungen auf der andern Seite nicht irre machen laſſen dürfen. Der Dunſtkreis des Monden hat alſo auch in der Erfahrung ſeinen guten Grund; und die übrige vielfache Aehnlichkeit mit unſerm Erdboden, da er Berge und Thäler, Länder und Meere enthält, und des Wechſels von Tagen und Nächten, Wärme und Kälte genießt, läßt uns kaum zweifeln, daß von ſeiner Oberfläche Dünſte in die Höhe ſteigen müſſen.

mer, Herbſte und Winter, an ſüßer Empfindung, Augenweide, Wohlſchmacke, Harmonie und zärtlichen Reizungen, und ſo weit jedes deſſen fähig iſt, an Unterrichte und Ergötzung des Verſtandes, an Muſtern der Weisheit und Kunſt, an Bewegungsgründen zur Tugend und Sittſamkeit, mit einem Worte, an Luſt und Glückſeligkeit, nach eines jeden Art, eben ſo wenig, als auf unſerm Erdboden, fehlen kann.

§. 13.

So iſt denn offenbar genug, daß alles, was in der körperlichen Welt iſt, die Materie, deren Eintheilung, Figur, Eigenſchaft, Zuſammenfügung, Kräfte, Bewegungsgeſetze und Veränderungen, alles mit dem Nutzen der Lebendigen übereinſtimme. Die Erfahrung und der Augenſchein bewähret demnach, was ich aus dem Begriffe der Lebloſigkeit geſchloſſen hatte, daß die Welt, als leblos, und als Maſchine betrachtet, keine innere Vollkommenheit, keinen Mittelpunkt, womit alle ihre Beſchaffenheit übereinſtimmet, in ſich ſelbſt haben könne, mithin von einem andern Weſen, und um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht ſeyn müſſe. Auch ſind die Begriffe, welche ich zum Grunde gelegt, nämlich von dem Lebendigen und Lebloſen, der Maſchine, der innern und äuſſern Vollkommenheit, alle von wirklichen Dingen abgeſondert, und enthalten alſo nichts Willkührliches oder Erdichtetes, ſondern bloß, was ſich in den Dingen auſſer uns wirklich befindet.

Spinoza hingegen, der ganz anders von der Welt gedacht, ſetzt in ſeinen Gedanken willkührliche Begriffe, nach willkührlichen Bedeutungen der Wörter, zuſammen; darinn dasjenige, was er ſich zu beweiſen vorgenommen hatte, ſchon verborgen liegt. Dadurch wird nicht allein das Bewieſene ſelbſt willkührlich und unbewieſen; ſondern es iſt auch ſo beſchaffen, daß es der Erfahrung und der wirklichen Welt widerſtreitet.

Eine Subſtanz, ſpricht er, 2) iſt dasjenige, was in ſich ſelbſt iſt, und durch ſich ſelbſt begriffen wird; das iſt, deſſen Begriff keinen Begriff eines andern Dinges nöthig hat, aus welchem er gefaſſet werden müſſe. Ferner: 3) Durch das Wort Gott, verſtehe ich dasjenige, was ſchlechterdings unendlich iſt, das iſt, eine Subſtanz, die aus unendlichen Eigenſchaften beſteht, deren jede ein ewiges unendliches Weſen ausdrücket. Daraus ſchließt er: Alles, was iſt, iſt in Gott, und nichts kann auſſer Gott ſeyn, oder gedacht werden. Das heißt ſo viel: Die Welt iſt die einzige Subſtanz, welche ich (zum Scheine) Gott nenne, und auſſer derſelben iſt nichts.

Beyde Erklärungen ſind nicht allein dunkel, zweydeutig, willkührlich, und wider allen Gebrauch der Wörter, ſondern auch in ſich irrig, wenn man ſie ſo verſteht, wie ſie verſtanden werden müſſen, daß der Schluß daraus folgen kann. Denn in der erſten Erklä-

2) Ben. de Spinoza in Opp. poſt Ethic. Defin. III.
3) Id. ibid. Defin. VI.

klärung wird ſchon erſchlichen, das Seyn, und Selbſtändig ſeyn: in ſich ſelbſt ſeyn, und durch ſich ſelbſt begriffen werden, einerley, und ſtets mit einander verknüpft ſey. In ſich ſelbſt iſt jede Subſtanz; aber daraus folget nicht, daß ſie auch durch ſich ſelbſt begriffen werde, oder keinen Begriff eines andern Dinges nöthig habe, um zu verſtehen, daß ſie ſey, und daß ſie ſo, und nicht anders, ſey: das iſt, es folgt nicht, daß eine jede Subſtanz ſelbſtändig ſey. In der andern Erklärung nimmt er willkührlich und irrig an, das unendlich ſeyn, und (der Zahl nach) unendliche Eigenſchaften haben, das iſt, alle Eigenſchaften alles deſſen, was iſt, in eins, und in ſich allein haben, einerley ſey: imgleichen, daß alle Eigenſchaften alles deſſen, was iſt, ihrer Wirklichkeit nach, ewig und nothwendig ſeyn. Was macht der Mann denn für ein Blendwerk mit ſeinen mathematiſchen Beweiſen, wenn er das, was er beweiſen will, ſchon in ſeinen erſten Begriffen willkührlich zum Grunde leget?

Wenn man nun ſeinen wahren Schlußſatz, daß die Welt die einzige Subſtanz ſey, nach ſeiner Erklärung verſteht, nämlich, daß ſie durch ſich ſelbſt begriffen werde, und daß kein anderer Begriff nöthig ſey, um ſich eine Erklärung von der Welt zu machen; ſo ſehe man nur die wirkliche Welt nach der Erfahrung an, ob ſich das bey ihr in der That und Wahrheit finde, was Spinoza geſchloſſen hat. Da zeigt ſich offenbar, daß der Mann in ſeinem Gehirne eine

ganz andere Welt erbauet, als wirklich iſt; und daß er, aus ſeinen willkührlich zuſammen geſetzten Begriffen, der Welt etwas andichtet, was ſich in ihr ganz anders verhält.

Der Begriff einer körperlichen Welt, die an ſich leblos, aber doch ſo beſchaffen iſt, daß auf allen Kugeln Lebendige wohnen, und wohnen können, der iſt es, welcher, der Erfahrung und dem Augenſcheine gemäß, ächt und wahr iſt. Und dieſer Begriff hat allerdings eines andern Begriffes nöthig, um zu verſtehen, theils daß lebendige Thiere darinn entſtanden ſind, theils daß die übrige lebloſe Welt mit der Lebendigen Aufenthalt und Wohl übereinſtimme. Denn, wenn wir uns nichts anders, als die Welt ſelbſt, vorſtellen, ſo läßt ſich nicht begreifen, woher die Thiere in derſelben ſind, weil ſie allerdings haben entſtehen müſſen, und doch keine Kraft in der ganzen Welt und Natur gefunden wird, wodurch ſie hätten entſtehen können. Desgleichen iſt in der übrigen Welt, ſo ferne ſie leblos iſt, der Grund ihrer Wirklichkeit und ihrer Beſchaffenheit, Einrichtung, Natur und Uebereinſtimmung nicht zu finden; vielweniger iſt zu gedenken, daß ſich die Thiere eine Welt, nach ihrem Sinne und ihrer Nothdurft, bereitet, und ihr die Kräfte gegeben hätten. Wenn alſo der Begriff eines andern Weſens auſſer der Welt nöthig iſt, um mit Verſtand und Wahrheit zu begreifen, daß die lebloſe Welt lebendige Thiere habe, und daß ſie mit dem Nutzen dieſer Thiere übereinſtimme; ſo iſt die Welt nicht

nicht das ſelbſtändige Weſen, oder, nach der Sprache des Spinoza, nicht die einzige Subſtanz, nicht Gott.

§. 14.

So fällt denn auch des Spinoza fatale und unbedingte Nothwendigkeit weg, welche er der Welt, ihrer Natur und ihren Begebenheiten beymißt. Denn, wenn dieſes wäre, ſo müßte ihre Wirklichkeit und Beſchaffenheit durch ihr eigen Weſen beſtimmt, und das Gegentheil, vermöge ihres Weſens, unmöglich ſeyn. Nun iſt aber der Welt, ſo ferne ſie leblos iſt, vermöge ihres Weſens, einerley, ob ſie iſt, oder nicht iſt, ob ſie ſo, oder anders iſt. Demnach iſt weder das eine, noch das andere, durch ihr Weſen beſtimmt, und alſo ihre jetzige Wirklichkeit und Beſchaffenheit nicht ſchlechterdings nothwendig. Sie iſt von einem andern Weſen zur Wirklichkeit gebracht, ihre Beſchaffenheit durch eben daſſelbe beſtimmet worden. Und weil beydes ſeinen Grund, auſſer ihr und ihrem Werkmeiſter, in den Lebendigen hat, um deren willen ſie hervorgebracht, und mit ſolchen Eigenſchaften verſehen iſt, die mit dem Wohl der Lebendigen übereinſtimmen; ſo iſt ſie auch von ihrem Werkmeiſter nicht aus Nothwendigkeit ſeines Weſens, ſondern unter der äuſſern Bedingung geſchaffen, daß ſie den Lebendigen zum bequemen Wohnplatze dienen ſoll; da ſie ſonſt nicht ſeyn, oder für andere Arten der Lebendigen anders eingerichtet ſeyn würde. Es verhält ſich nicht anders mit ihr,

als

als mit einer jeden Maſchine, deren Daſeyn und Einrichtung weder in ihr ſelbſt, noch in ihrem Werkmeiſter, nothwendigen Grund hat, ſondern ſich blos auf die geſuchte Uebereinſtimmung mit dem Nutzen der Lebendigen gründet.

Ich weis nicht, was ſich einige Leute unter einer Nothwendigkeit vorſtellen, oder vor Zeiten vorgeſtellet haben. Denn ſie ſcheinen faſt ein von allen Dingen abgeſondertes, und für ſich beſtehendes Weſen daraus zu bilden, das die Dinge durch ſeine allerhöchſte Macht, und durch ein ewiges, fatales, unbedingtes Muß, ſeyn heißt, und nur auf eine einzige Weiſe möglich machet. Bey ihnen iſt alſo nicht die Möglichkeit, ſondern die Nothwendigkeit, das erſte, welches ſich von einem Dinge, oder vielmehr vor allen Dingen gedenken läßt; und nichts halten ſie für möglich, als was ſchlechterdings nothwendig iſt. Dergleichen, auſſer und wider das Weſen der Dinge, angenommene Nothwendigkeit iſt eben ſowohl ein eiteles Hirngedicht, ein leerer Schall und Abgott, als der bloſſe Zufall, oder eine abgeſonderte Natur. Alle Nothwendigkeit, die nicht in den Dingen ſelbſt oder deren Urſachen liegt, die ohne und wider die Eigenſchaften und das Weſen der Dinge gedacht wird, hat keinen Grund, und iſt ein Blendwerk.

Was iſt aber offenbarer, als daß die unbedingte Nothwendigkeit von der körperlichen Welt ohne und

wider ihr Weſen und ihre Eigenſchaften angenommen werde? Der körperlichen lebloſen Welt iſt es, vermöge ihres Weſens und ihrer Eigenſchaften, einerley, ob ſie iſt oder nicht iſt, ob ſie ſo, oder anders iſt: folglich iſt ihre Wirklichkeit und Beſchaffenheit nicht in ihr ſelbſt gegründet; folglich iſt ſie nicht ſchlechterdings nothwendig, ſondern ſie hängt in ihrer Wirklichkeit und Beſchaffenheit von einer äuſſern wirkenden Urſache ab, welche ſie noch dazu nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um der Lebendigen willen, hervorgebracht hat. Dieſes iſt die äuſſere Bedingung, unter welcher allein alles, was an ihr iſt, nothwendig heiſſen kann. Wenn dieſe Bedingung nicht wäre, oder anders wäre, ſo könnte ſie für ſich, und ihrer ſelbſt halber, entweder gar nicht, oder auch anders ſeyn.

Wir ſind vermögend, aus einer jeden Maſchine die Beſchaffenheit der ganzen Welt zu beurtheilen. Die Maſchine beſteht aus einer gewiſſen **Materie**: die Welt auch. Die Materie der Maſchine genießt ihres Daſeyns nicht: die körperliche Welt eben ſo wenig. Es hätte eine andere und mancherley Materie zu der Maſchine dienen können; ein jedes Stück des Metalles einer Art, und auch verſchiedene Art von Metall zu dieſer Uhr: ſo auch in der Welt. Der Regentropfen, welcher dieſe Pflanze wäſſert und nähret, iſt es nicht allein, der ſie hätte nähren können: ein jeder war dazu geſchickt; und eine jede Materie von gleicher Schwere und Feſtigkeit hätte

das

das Innere der Erde ihrenthalben ausfüllen können. Betrachten wir die Gröſſe und Vielheit der Materie, daraus eine Maſchine beſteht; ſo liegt in der Materie derſelben ſelbſt kein Grund der beſtimmten Gröſſe. Denn kein Theil weiß von ſeinem Nabarn etwas, und eines Gegenwart ſchließt die andere nicht nothwendig in ſich; es giebt kleine, es giebt groſſe Uhren. Desgleichen laſſen ſich in der Welt Lilliputter und Brobdinjaker, eine Erde, eine Welt im kleinen, und auch gröſſer gedenken, wenn nur alles dieſelbe Proportion hätte; oder es könnte alles übrige in der körperlichen Welt in ſeinem Gange bleiben, und doch keine lebendige Seele, kein Thier darinn ſeyn. Die Eintheilung einer Maſchine hat in ihrer Materie und ihrem Weſen keinen zureichenden Grund: eine jede Materie kann auf tauſendfältige Art getrennet und getheilet werden. So iſt demnach in der lichten und finſtern Materie der Welt, an und für ſich, nichts, das eben ſo viele, und nicht mehrere Sonnen und Planeten erforderte. Was beſtimmet die Figur der Theile einer Maſchine? Kann eine jede Materie nur einerley Figur haben? oder hat ſie von ſelbſt die Figur, welche der Maſchine zukömmt? Die Figur der Welttheile iſt eben ſo wenig durch die Materie ſelbſt, oder nothwendig beſtimmt. Hat ſich doch die Figur der Erdfläche, nach aller Geſtändniß, geändert. Und gehen nicht unſere neuen Weltbaumeiſter mit ihren Cometen, als der Zimmermann mit ſeiner Axt, um, den groſſen Welttheilen eine beliebige Figur zu geben? Der

Ort eines jeden Theils der Maſchine iſt ihm an und für ſich gleich, und die Ordnung und Zuſammenfügung ſtecket nicht in ihrer Materie und ihren Kräften; ja, nachdem die Theile ſchon zuſammengefügt ſind, ſo verändern ſie doch ihre Lage gegen einander, können aufgehalten oder fortgerückt, können gar wieder aus einander genommen werden. In der Naturlehre überhaupt iſt es auch ein ausgemachter Satz, daß ein jedes Ding ſeinen Ort verändern könne, und nicht nothwendig an einem Orte ſey. Ein jeder gegenwärtiger Ort eines jeden Dinges hat nicht in ihm ſelbſt allein, ſondern hauptſächlich in ſeinen Nachbarn Grund, das iſt, in dem Verhältniſſe und Gleichgewichte ſeiner Kräfte, zu den Kräften der benachbarten Theile; ſonſt wird es von einem zum andern fortgeſtoſſen. Und fragt man, was der Ort der benachbarten wieder für Grund habe; ſo hängt er abermals von ihren Nachbarn ab, und dieſes geht in einem fort, durch die ganze körperliche Welt, und iſt folglich ein jedes nur wegen der äuſſern Bedingung ſeiner Nachbarn an dem Orte, wo es iſt. Und mich verlangt zu wiſſen, ob man dieſe äuſſere Bedingung von einem Theile zum andern, vom andern zum dritten, vom dritten zum vierten, und ſo weiter ins Unendliche ſchieben kann. Das wäre meines Erachtens ſo viel, als gar keinen Grund von dem Orte geben; und dazu eine unendliche wirkliche Reihe und Zahl der körperlichen Welttheile ſetzen.

§. 15.

Endlich muß die liebe Natur eine Nothhelferinn werden. Weil alles in der ganzen körperlichen Welt natürlich zugeht, und natürlicher Weiſe nichts anders entſtehen kann, als was wirklich geſchieht; ſo, ſchließt man, ſey alles ſchlechterdings nothwendig. Allein, es iſt leicht zu ſehen, daß aus dem vorausgeſetzten zu viel geſchloſſen werde. Wenn gleich zugeſtanden würde, daß alles in der Welt natürlich zugeht, und, was natürlich zugeht, nicht anders ſeyn könne; ſo folget doch keine unbedingte Nothwendigkeit, ſondern nur eine bedingte mechaniſch Nothwendigkeit daraus. Denn, wenn ich einmal eine gewiſſe Maſchine, mit beſtimmter Zuſammenfügung der Theile und Kräfte, ſetze, und überlaſſe ſie denn ihr ſelbſt, ohne von auſſen was darinn zu ändern; ſo geht auch in der Maſchine alles natürlich zu, und kann, vermöge der Kräfte und ihrer Regeln in der Verbindung der Theile, unmöglich etwas anders darinn entſtehen, als wirklich entſteht. Dennoch aber iſt dieſes, was entſteht, nicht ſchlechterdings nothwendig; ſondern es hängt von einem Werkmeiſter und dem Nutzen der Menſchen ab. Ich meyne aber, daß ich eben daſſelbe von der ganzen lebloſen Welt und Natur ſo offenbar erwieſen, als möglich iſt. Woher will man denn das Gegentheil von der Natur erhärten.

Wenn wir die Natur in dieſer Abſicht beſonders unterſuchen wollen; ſo iſt wohl zuvörderſt nöthig, den

Begriff

Begriff deutlich zu beſtimmen, welchen man mit dieſem Worte verknüpfet. Denn es ſcheint, als ob man noch nicht aufhöre, unter dieſem Schleyer eine Iſis zu verheelen, das iſt, unter einem unbeſtimmten und ſchwebenden Worte ein Unding für Etwas, eine verborgene Beſchaffenheit (qualitatem occultam) für eine Urſache anzugeben.

Wer klare Begriffe ſucht, kann durch das Wort Natur nichts anders, als die weſentliche Kraft einer jeden wirklichen Subſtanz, verſtehen. Dieſe Bedeutung iſt dem Sinne der Alten, und jedes gemeinen Mannes, geſchweige vernünftiger Weltweiſen, gemäß. †) So haben Sonne, Mond, Sterne, Mineralien, Pflanzen, Thiere, ja jedes Stäubchen in der Welt, ihre beſondere Natur, oder eine jedem eigene und

†) Es giebt einige Weltweiſe, welche das Weſen der Materie, oder wenigſtens ihre vornehmſte weſentliche Eigenſchaft, in der vi inertiæ, d. i. in der Trägheit zur Bewegung, ſetzen, und daraus folgern, daß die lebendigen wirkſamen Kräfte nicht von der Materie ſelbſt herkämen, ſondern unmittelbar von eines höhern geiſtigen Weſens Einfluſſe zeugeten. Dieſes wäre eine kurze Art, einen Materialiſten und Atheiſten zu widerlegen, wenn ſie beſtehen könnte. Allein, heißt dieſes nicht die Natur gänzlich aufheben, und Gott alles in allen allein und unmittelbar wirken laſſen? Wird ein Materialiſt den Grundſatz einräumen? Läßt ſich die Trägheit der Materie nicht als zufällig betrachten, wenn ſie blos von dem gleichen Widerſtande lebendiger Kräfte entſtünde, welche an ſich allezeit, und alſobald wirkſam ſeyn würden, wenn nur kein Widerſtand vorhanden wäre?

und von andern unterſchiedene Kraft zu wirken. Erfahrung und Weltweisheit lehren, daß des einen Dinges Kraft und Natur dem andern entgegen ſeyn, und deſſen Bemühen widerſtreben könne. Die ganze Welt, im Groſſen und Kleinen, beſteht aus lauter gegen einander arbeitenden Kräften. Dieſes beweiſt genugſam, daß wir eigentlich ſo viel verſchiedene Naturen in der Welt, als verſchiedene wirkliche Subſtanzen erkennen müſſen, und daß es in der That nicht eine einzelne Kraft ſey, die alles in allen natürlich wirket.

Weil jedoch alle dieſe widrigen Kräfte in der Welt durch eine weiſe Verknüpfung zur Uebereinſtimmung gebracht ſind, und ſo ferne auch die ganze Welt zum Eins machen, und als ein ſolches erhalten; ſo nimmt man auch die ganze Sammlung aller beſondern Kräfte in der Welt, wegen dieſer Uebereinſtimmung, für Eins, und nennet ſie entweder ſchlechthin **Natur**, oder die **ganze Natur**, naturam rerum univerſam. Dieſe Uebereinſtimmung ſo vieler Kräfte hat aber weder in den einzelnen Kräften, noch in allen zuſammen genommen, Grund: weil eine jede der andern Daſeyn nicht in ſich ſchließt noch erkennet; alle zuſammen genommen aber ganz wild und ſtreitend wirken würden, wenn ſie eine andere Ordnung hätten. Ihre Uebereinſtimmung hebt demnach den wirklichen Unterſchied ſo vieler Millionen Kräfte eben ſo wenig auf, als man den Unterſchied ſo vieler Millionen Menſchen oder Soldaten aufhebt, wenn man ſie alle mit den Wörtern, der **Menſch**, der Soldat, zuſammen faſſet.

Ein jeder einzelne Menſch in der Welt behält doch für ſich ſeine eigene Natur, oder ſein Naturell, ob er gleich mit andern in einer Verbindung und Geſellſchaft ſteht; und ein jeder Kerl in dem Kriegsheere hat ſeine Stärke für ſich, ob er ſie gleich, nach eines Winke, mit allen andern vereinet und einſtimmig anwendet.

Hieraus iſt leicht zu erkennen, daß das Wort Natur ſehr gemisbrauchet, ja zum leeren Tone wird, wenn man darunter, ich weiß nicht was für eine einzige Kraft der Welt verſteht, die alles in allen wirken ſoll, von allen Dingen unterſchieden iſt, und doch weder von einer Seele der Welt, noch auſſer derſelben, von Gott herkömmt. Was iſt ſie denn? wo ruhet ſie? muß ſie nicht auf ſolche Weiſe gar verſchwinden und zum Undinge werden? Oder macht man etwa den allgemeinen Begriff der Natur, als eines Geſchlechtes, welcher von den einzelnen Naturen der Dinge abgeſondert worden, zu einem wirklichen beſondern Dinge? ſo iſt doch ſolches nicht weniger ein Hirngeſpenſt, als wenn ich mir eine allgemeine menſchliche Natur als wirklich gedächte, die von allen einzelnen Naturen der Menſchen unterſchieden ſeyn, und ihren Einfluß in alle beſondere Menſchen wirken laſſen ſollte. Auf dieſe Weiſe möchte die allgemeine Natur höchſtens zur fabelhaften Gottheit gedeyen, wie bey den Römern (Fides, Virtus, Honor, Pavor, Pallor,) Treue, Tugend, Ehre, Furcht, Schrecken ꝛc. unter dem Bilde der Gotthei-

ten verehret wurden, ob es gleich nur allgemeine abgeſonderte Begriffe von der Gemüthsbeſchaffenheit einzelner Menſchen waren. Aber man dringt wohl bey ſolchen Leuten, die mit dem Worte Natur ſpielen, vergeblich auf eine deutliche Erklärung. Sie wiſſen ſelbſt nicht, was ſie damit haben wollen, als daß es ihnen dienen ſoll, dieſen leeren Ton ſtatt des erſten zureichenden Grundes aller Dinge zu ſetzen.

§. 16.

Wenn wir nun die Kräfte der Dinge in der Welt, es ſey einzeln, oder vereint und zuſammen genommen, betrachten; ſo kann ihnen, und alſo der Natur, aus vielen Urſachen, keine andere, als eine bedingte Nothwendigkeit zukommen. Denn erſtlich ſind dieſe Kräfte der Materie, als deren weſentliche Eigenſchaft, wie die Materie ſelbſt, leblos. Wenn nun die lebloſe Materie ſelbſt nicht nothwendig wirklich iſt, ſondern von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht ſeyn muß; ſo ſind auch derſelben Kräfte oder Natur, zugleich in und mit der Materie, auf gleiche Weiſe, um der Lebendigen willen hervorgebracht. Was kann eine lebloſe blinde Kraft, die ſich ihres Bemühens nicht bewußt iſt, ſondern der alle Wirkung ihres Bemühens ſchlechterdings einerley wäre, für ſich ſchlechterdings nothwendig machen? Warum müßte ſie die erſte, ewige, ſelbſtändige und vollkommenſte Kraft ſeyn, die ewiglich für ſich ſelbſt verborgen, und ein Nichts bliebe, und nichts zu ihrer eigenen Vollkommenheit wirkte,

auch

auch von den Wirkungen auſſer ſich nichts empfände?

Zweytens, ſind die Kräfte jedes Dinges, in den kleinen ſowohl als groſſen Welttheilen, von dem Verhältniſſe der Kräfte ihrer Nachbarn abhängig. Wenn nun dieſe Abhängigkeit ohn Ende in einem fortgehen ſollte, ſo wäre eine äuſſere Abhängigkeit der ganzen Natur da, die doch von Nichts auſſer der Natur abhienge, und ſich auf Nichts gründete. Es muß alſo eine höhere Kraft auſſer der Welt und Natur ſeyn, von welcher ſie abhängt: und ſo iſt ſie nicht ſchlechterdings nothwendig.

Drittens, ſtehen die Kräfte der ganzen Welt in einer Verbindung und Einſtimmung mit einander. Dieſe Uebereinſtimmung aber ſteckt nicht in den Kräften an und für ſich. Denn betrachtet man ſie einzeln; ſo enthält keine derſelben das Daſeyn oder die Beſchaffenheit der andern; keine weiß von der andern, oder von deren Vorhaben. Nehmen wir ſie aber alle zuſammen gefaſſet ſchon als wirklich an; ſo folgt auch noch nicht daraus, daß ſie zuſammen übereinſtimmen müſſen; ſondern eben dieſelben Kräfte könnten auch wider einander ſtreiten, wenn nur ein anderer Ort eines jeden Dinges, oder eine andere Ordnung unter allen geſetzet würde; welches man, vermöge der Naturgeſetze ſelbſt, als möglich annehmen muß. Dann würde eben dieſe Natur der Dinge auch wider ſich ſelbſt wüten, und

alles in ein wüſtes Chaos verwandeln können. Folglich zeiget die Natur, ſo ferne ſie eine Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt hat, die nicht in ihr ſelbſt gegründet iſt, daß ſie nicht ſchlechterdings nothwendig ſey, ſondern von einem andern Weſen auſſer ſich dieſe Uebereinſtimmung erhalten habe.

Viertens, weil jede Wirkung der Kraft, die in jedem Theile der Welt iſt, von ſeinen benachbarten abhängt; ſo ſetzet die ganze Natur eine gewiſſe Stellung und Ordnung der Theile voraus, welche eher gedacht werden, und wirklich ſeyn mußte, ehe eins ins andere, und ſo wie jetzt, wirken konnte. Da alſo die Natur von etwas abhängt, welches eher, als ſie ſelbſt, zu ſetzen iſt, und welches in ſich ſelbſt nicht einmal nothwendig iſt; ſo kann die Natur nicht ſchlechterdings nothwendig ſeyn.

Fünftens, ſetzen auch alle Regeln der Kräfte, wornach die Natur, es ſey in Körpern oder Seelen, wirket, eine Bedingung voraus; keine iſt in ſich und ſchlechterdings nothwendig; keine läßt ſich geometriſch beweiſen. Man nehme in den Körpern die Regeln einer anziehenden oder ausdehnenden Kraft, oder alle beyde, oder was man ſonſt für Geſetze der Bewegung in der Erfahrung gegründet ſieht, woraus alle Begebenheiten in der Natur herzuleiten ſind: es ſind doch keine ſolche ewige und in ſich ſelbſt nothwendige Wahrheiten, als daß zweymal zwey viere ſey, oder daß ein Dreyeck drey Winkel habe, welche

zwey rechten gleich ſind. Man muß auſſer den Regeln der Naturkräfte, ja auſſer der Materie ſelbſt, immer etwas annehmen, woraus man verſteht, warum die Regeln ſo, und nicht anders ſind. 4) Sie leiden daher auch nur eine äuſſere Uebereinſtimmung und äuſſere Vollkommenheit, und können blos um der Lebendigen willen, folglich unter einer Bedingung, nothwendig ſeyn. Selbſt die Regeln, wornach ſich ſo manche Seelen ganz verſchiedener Art richten, ſind nicht anders nothwendig, als in ſo fern ſie eine gewiſſe Art des Lebens und der Glückſeligkeit zum Ziele haben. Wenn wir aber ſetzen, daß dieſe, daß jene mögliche Art des Lebens und der Glückſeligkeit hat ſollen zur Wirklichkeit kommen; ſo verſtehen wir erſt, warum ein jedes Thier ſolche

4) Lebniz Eſſais de Theodicée, §. 345. „J'ay découvert en même temps, que les loix du mouvement, qui ſe trouvent effectivement dans la nature, & ſont veriſiées par les experiences, ne ſont pas à la verité abſolument demonſtrables, comme ſeroit une propoſition Geometrique, mais il ne faut pas auſſi, qu'elles le ſoient. Elles ne naiſſent pas entierement du principe de la neceſſité, mais elles naiſſent du principe de la perfection & de l'ordre; elles ſont un effet du choix & de la ſageſſe de Dieu, Je puis demontrer ces loix de pluſieurs manieres, mais il faut toûjours ſuppoſer quelque choſe, qui n'eſt pas d'une neceſſité abſolument Geometrique. De ſorte que ces belles loix ſont une preuve merveilleuſe d'un Etre intelligent & libre, contre le ſyſteme de la neceſſité abſolue & brute de Strabon ou Spinoza."

Natur bekommen, und ſich in ſeinen Handlungen nach dieſen Regeln richtet; warum die Spinne ein Netz webet, warum der Vogel ein Neſt bauet, warum die Schildkröte ſich gegen den Winter vergräbt u. ſ. w. Unter der Bedingung einer gewiſſen Lebensart waren jedem die Regeln und Fertigkeiten ſeiner Natur, ſo und nicht anders zu handeln, nöthig; in ſich ſelbſt und ſchlechterdings ſind ſie nicht nothwendig.

Sechſtens, die Misgeburten, welche zwar ſelten, aber jedoch zuweilen in der Welt wirklich entſtehen, nebſt andern gröſſern Unfällen, von Ueberſtrömungen, Erdbeben, Orcanen, Unfruchtbarkeit, Menſchen und Viehſterben, lehren uns, daß alles dieſes natürlicher Weiſe möglich iſt. Wenn nun dieſes allerdings nach den Regeln der Kräfte in der Zuſammenfügung der Welt geſchieht; ſo folget, daß auch eine Ordnung und Regel in der Natur möglich ſey, wodurch mehrmals, ia allezeit, dergleichen Unfälle zur Wirklichkeit gebracht würden; folglich ſind die gegenwärtigen Regeln und Ordnung der Natur nicht ſchlechterdings nothwendig.

§. 17.

Inzwiſchen zeiget die Erfahrung, daß die jetzt angeregten Unfälle nur ſehr ſelten entſtehen, und alſo bloße unumgängliche Abfälle von Regeln ſeyn müſſen, welche ſonſt durchgehends in der Lebendigen Beſten übereintreffen. Alle Kräfte der körperlichen Welt und

und alle Regeln der Bewegung ſind, vermöge unläugbarer Erfahrung, wirkſame Urſachen von dem Wohl der Lebendigen. Die ganze körperliche Natur iſt, ohne ihr eigen Wiſſen, ohne ihre Empfindung oder ihr Vergnügen, zu unſerm Nutzen ſtets geſchäftig und arbeitſam, und ſie hätte ſich, wenn ſie den gröſten Verſtand hätte, keine beſſere Maaßregeln dazu nehmen können.

Die Meßkünſtler und Naturkündiger neuerer Zeit haben ein Groſſes gethan, daß ſie die Geſetze der Bewegung, welche die Natur am Himmel und auf der Erde beobachtet, theils ſchon entdeckt, theils weiter zu erforſchen auf der Spur ſind. Allein, man wird aus allem, was entdeckt iſt, leicht einſehen, daß der Grund aller der Geſetze in dem Wohl der Lebendigen enthalten ſey. Die Geſetze, welche Kepler, Newton, Leibniz, in den Bewegungen der Planeten beobachtet, ſind eben diejenigen, welche uns Tag und Nacht, Sommer und Winter, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit gewähren. Das Geſetz der Schwere giebt unſerer Erdkugel die Feſtigkeit, und machet ſie auf allen Seiten wohnbar. Und die Waſſerwagsregeln ergieſſen uns die Ströme und Seen über den ganzen Erdboden, und machen ihn ſchiffbar. Die Spannung der Lufttheilgen iſt das Mittel zur geſchwinden Fortpflanzung des Lichtes und Schalles, des Wachsthums der Pflanzen und des Lebens der Thiere. Der Bruch der Lichtſtrahlen und ihre Zurückprellung, nebſt allen optiſchen Regeln, geben uns

tauſend Vortheile im Sehen. Es wäre aber der Mühe werth, daß ein verſtändiger Mann alle die Geſetze der Natur, welche uns die Meßkunſt und Naturlehre an die Hand giebt, auf die Weiſe deutlich und umſtändlich erklärte, daß ein jeder den vielfachen Nutzen, welcher dadurch den Lebendigen geſchaffet wird, und den Schaden, welchen eben dieſelben haben würden, wenn die Regeln anders wären, begreiflich erkennen könnte.

Dieſe Betrachtung füllet die groſſe Lücke, welche wir noch in der Weltweisheit haben, und verknüpft nicht allein die Meßkunſt mit der Naturlehre, ſondern auch die Naturlehre mit der Metaphyſik, die wirkenden Urſachen mit den Endurſachen; und zeigt den ganzen Zuſammenhang der Dinge aus einer Quelle der Vollkommenheit und Weisheit. Es iſt allerdings vernünftig, daß man die Wirkungen ſelbſt aus ſichern Erfahrungen lerne; und daß man den nächſten Grund der Wirkungen in den wirkenden Urſachen und deren Kräften und Regeln ſuche: allein, es iſt auch nicht weniger vernünftig, wenn die wirkenden Urſachen und deren Regeln nicht in ſich und ſchlechterdings nothwendig, und nicht durch ſich ſelbſt verſtändlich ſind, ſondern eine Bedingung voraus ſetzen, warum ſie ſo wirken, daß man darnach forſche; weil ſonſt unſerm Verſtande kein Genüge geſchieht, ſo lange er keinen zureichenden Grund findet.

Dasjenige, um deswillen ein Ding iſt oder geſchieht, nennet man eine Endurſache oder Abſicht. Da nun die körperliche Welt und ihre Natur keine innere Nothwendigkeit ihres Seyns und ihrer Beſchaffenheit hat, ſondern von einem andern, um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht ſeyn muß; ſo müſſen wir nicht allein eine wirkende Urſache, von welcher die Welt hervorgebracht iſt, ſondern auch eine Endurſache oder Abſicht dieſer Wirkung annehmen, und dieſelbe in dem Wohl der Lebendigen ſuchen, wo wir anders unſerm Verſtande durch zureichenden Grund Genüge thun wollen.

Die vierte Abhandlung.

Von Gott und göttlichen Abſichten in der Welt.

§. 1.

Wir können alſo, vernünftiger Weiſe, mit unſerm Forſchen nach der erſten Urſache, bey der Welt und deren Natur nicht ſtehen bleiben. Sie kann weder die Lebendigen urſprünglich erzeuget haben, noch an ſich ſelbſt begriffen werden, ohne einen Werkmeiſter zu ſetzen, der dieſe lebloſe Maſchine um der Lebendigen willen hervorgebracht hat. Die Welt und Natur iſt folglich nicht das erſte, ſelbſtändige, ewige, nothwendige Weſen; ſondern ſolches muß auſſer der Welt ſeyn, und die Welt in Abſicht auf die Lebendigen hervorgebracht haben.

Dieſes ſelbſtändige, ewige, nothwendige Weſen, welches die ganze Welt, und darinn die lebloſen Dinge um der Lebendigen willen geſchaffen hat, iſt es, was wir mit dem Worte, Gott, andeuten. Es iſt alſo ein Gott; und wir können unſerer geſunden Vernunft, ohne den Begriff von einem ſolchen Weſen, nicht einmal in den gemeinſten Erfahrungen, von unſerm Urſprunge, und der körperlichen lebloſen Welt auſſer uns, Genüge thun.

Wollen wir nun die Eigenſchaften dieſes erhabenen Weſens, von dem die ganze Welt, und wir ſelbſt mit allen Lebendigen abhängen, weiter erforſchen; ſo ſtehen uns nur zween Wege offen. Wir können verſuchen, was aus dem erſten Begriffe von Gott durch genaue Vernunftſchlüſſe zu erkennen iſt; wir können auch ſeine Vollkommenheiten in ſeinem Werke, als einem ſinnlichen Spiegel der göttlichen Kräfte und Eigenſchaften, wahrnehmen. Wenn beydes ſeine zureichende Klarheit und Deutlichkeit hat, und mit einander übereinſtimmet; ſo werden wir deſto ſicherer ſeyn können, daß wir uns von einem ſo unermeßlichen Weſen, mit unſerer ſchwachen Vernunft, wenigſtens keine falſche Vorſtellung gemachet haben, wenn ſie gleich ſehr unvollkommen ſeyn wird.

Es bleibt zwar unſerm Verſtande, zumal in Dingen, die ſo erhaben und von dem Sinnlichen ſo entfernet ſind, vieles verborgen, wie und auf was Weiſe

dieſes

dieſes und jenes beſchaffen oder möglich ſey: allein ein Zweifel, der blos auf Mangel der Einſicht und auf Unwiſſenheit gegründet iſt, hat gegen klare und deutliche Einſicht der Einſtimmung oder des Widerſpruchs keine Statt. Wenn wir ſo folgern wollten: ich begreife nicht, wie es zugeht, alſo iſt es nicht; ſo würden wir die offenbareſten Dinge, ſelbſt in der Natur, als Licht, Bewegung, Fortpflanzung, thieriſche Fertigkeiten, ja unſere eigenen Handlungen verläugnen müſſen. Und gewiß, wer die Naturlehre mit der Lehre von Gott unpartheyiſch vergleicht, der wird in jener eben ſo viel unerforſchliches für ſeinen Verſtand, als in dieſer, finden. Man muß daher ſtets die Gränzen der menſchlichen Vernunft, welche uns die klare und deutliche Einſicht des Zuſammenhanges der Dinge bezeichnet, wohl bemerken; und das, was man im hellen Lichte ſieht, darum nicht verläugnen, weil noch eins und anderes übrig bleibt, das man nicht ſo klar und deutlich erkennen kann.

§. 2.

Gott iſt, vermöge des erſten Begriffes, ſelbſtändig, ewig, und ſchlechterdings nothwendig. 1) Daher aber kann man ihn auch nicht anders, als unveränderlich, gedenken. Denn, wäre er ſo beſchaffen, daß etwas in ihm entſtünde, was vormals in ihm noch nicht wirklich war; ſo lieſſe ſich nicht ſagen, daß er in ſeiner wirklichen Beſchaffenheit ſchlechterdings noth-

1) Siehe die I. Abh. §. 1, 2.

nothwendig ſey; ſondern er könnte ſich auch anders verhalten, er würde bald in dieſem, bald in jenem Zuſtande ſeyn. Solcher verſchiedene auf einander folgende Zuſtand würde auch ſein Daſeyn der Zeit unterwerfen; welches ſeine Ewigkeit aufhebt. Eine Reihe von Jahren und Jahrhunderten bringt nimmer eine Ewigkeit heraus, wenn man ſie auch noch ſo ſehr vermehret. 2) Und wie könnte er denn ſelbſtändig ſeyn? daß iſt, wie könnte alle ſeine Wirklichkeit in ſeinem eigenen Weſen allein völligen Grund haben? Das Weſen iſt unveränderlich: ſo muß auch eine Wirklichkeit, die darinn völligen Grund hat, zugleich mit dem Weſen da, und unveränderlich ſeyn. Gott iſt demnach unveränderlich, ohne Zeit und Wechſel, ſtets derſelbe, und ſich vollkommen ähnlich.

Aus dieſer Eigenſchaft fließt weiter, daß er in allem, was ſein Weſen in ſich ſchließt, **unendlich**, oder ohne Schranken ſey. Denn, was Schranken hat, in dem iſt ein mehreres, oder etwas anderes möglich, als er ſchon wirklich an ſich hat. So hat unſer Verſtand Schranken, weil noch ein mehreres oder anderes gedacht werden kann, als wir itzt wiſſen und verſtehen. Unſere Stärke hat Schranken, weil noch ein mehreres oder anderes ausgerichtet werden kann, als wir durch unſere Stärke auszurichten vermögend ſind. Wenn nun das, was in einem eingeſchränkten Dinge über das Wirkliche möglich iſt, entſteht; ſo geſchieht eine Veränderung in demſelben. Daher iſt wech-

2) Siehe die I. Abh. §. 8. und die III. Abh. §. 6. ſq.

wechſelsweiſe wahr: Alles, was Schranken hat, iſt veränderlich; und alles, was veränderlich iſt, hat Schranken. So iſt denn auch im Gegentheile alles Unendliche unveränderlich, und alles Unveränderliche unendlich. Gott iſt alſo unendlich, ſo ferne alles, was in ihm möglich iſt, zugleich, und auf einmal da iſt.

Ich folgere auch daraus, daß er einzig ſey, oder daß nicht mehrere Götter ſeyn können. Denn wenn mehrere Götter wären, ſo müßten ſie auſſer einander und von einander unterſchieden ſeyn. Weil nun nichts von dem andern unterſchieden ſeyn kann, wenn nicht etwas iſt, worinn ſie unterſchieden ſind; ſo müßte auch etwas ſeyn, worinn zween oder mehrere Götter von einander unterſchieden wären; der eine müßte etwas an ſich haben, was der andere nicht an ſich hätte: der eine würde etwa was denken, wollen, können, was der andere nicht gedächte, wollte, oder könnte. So wäre auſſer dem, was der eine gedächte, wollte oder könnte, noch ein mehrers zu gedenken, zu beſchlieſſen und auszurichten möglich. Wie würde man alſo ſagen können, daß dieſes letzteren Gottes Verſtand, Wille und Vermögen unendlich ſey? Das iſt, er wäre kein Gott. Es iſt daher ein ſicherer Schluß: alles, wovon viele und verſchiedene einzelne Dinge, Arten, Gattungen und Stufen möglich ſind, das iſt endlich und eingeſchränkt; weil auſſer dem, was einem jeden wirklich zukömmt, noch ein anderes und mehreres der Art möglich iſt. Hergegen

gegen iſt das Unendliche nicht nur eins, ſondern ſchlechterdings einzig, ſo daß unmöglich mehrere und andere unendliche Dinge ſeyn können. Eben dieſe Eigenſchaft Gottes kann auch aus ſeiner Nothwendigkeit hergeleitet werden. Denn eins iſt nothwendig; ein ſelbſtändig Weſen muß ſeyn. So bald ich aber von der Einheit abgehe, ſo iſt kein zureichender Grund, warum eben zwey, drey, vier und nicht hundert, nicht tauſend, und immer mehr geſetzet würden; wie auch die Vielgötterey der Heiden weiſt, die ihre Zahl der Götter immer vermehret haben, und nimmer recht beſtimmen können oder wollen.

§. 3.

Wenn nun alles, was in Gott iſt und ſeyn kan, in ſeinem einzigen ſelbſtändigen Weſen nothwendigen Grund hat; ſo ſtimmet alles, was in ihm iſt, mit ſeinem eigenen Weſen überein. Dieſe Uebereinſtimmung alles göttlichen, mit ſeinem eigenen Weſen, iſt ſeine innere ſelbſtändige Vollkommenheit, welche mithin auch ewig, nothwendig, unendlich und einzig iſt. Ein körperlich lebloſes Ding kann weder ſelbſtändig ſeyn, noch innere Vollkommenheit haben. Es iſt nichts in ihm ſelbſt, welches ſein Daſeyn und ſeine Beſchaffenheit beſtimmet, oder womit alles in ſeinem Weſen übereinſtimmen könnte. 3) Gott kann alſo nicht körperlich oder leblos ſeyn; ſondern er muß ein unkörperlich Leben haben, das ſeinen übrigen Eigenſchaften gemäß, folglich ſelbſtändig, nothwendig,

3) Siehe die III. Abh. §. 4. ſqq.

dig, ewig, unveränderlich, unendlich, einzig, und ſchlechterdings das allervollkommenſte iſt.

Ein jedes Leben begreift eine wirkſame Kraft. Da nun Gottes Leben ſelbſtändig iſt; ſo muß in demſelben der erſte Grund alles deſſen geſucht werden, was in und auſſer ihm durch Kräfte zur Wirklichkeit kömmt, und möglich iſt. 4) Weil es aber eine unkörperliche Lebenskraft iſt, ſo können wir ſie innerlich nicht anders, als durch **Verſtand** und **Willen**, wirkſam gedenken; gleichwie auch die äuſſerliche Schöpfung, dadurch die Welt um der Lebendigen willen, das iſt, nach Abſicht, hervorgebracht iſt, zeiget. Wenn nun ein Weſen Verſtand und Willen hat, ſo rechnen wir es zu der Zahl der Geiſter. Gott iſt alſo ein Geiſt; und weil er unendlich iſt, ſo ſtellet ſich ſein Verſtand alles Mögliche auf einmal in der gröſten Deutlichkeit vor; und ſein Wille hat auf einmal gewollt und beſchloſſen, was er für gut finden kann. *)

Alles Lebens inneres Ziel und Mittelpunkt, womit alle deſſen Bemühungen übereinſtimmen, beſteht in der Luſt und Glückſeligkeit. Da nun die Luſt nichts anders iſt, als ein anſchauendes Erkenntniß der Vollkommenheit; Gott aber, nach ſeinem unendlichen Verſtande, ſich unter allem Möglichen auch ſeine eigene Vollkommenheiten aufs deutlichſte vorſtellet;

4) Siehe die I. Abh. §. 3.

*) [S. Vorerinn. §. 7.]

let: ſo genießt er, durch ſolch deutliches Bewußtſeyn, ſeines eigenen Daſeyns, ſeiner Eigenſchaften, Kraft, Wirkung, und deren Uebereinſtimmung, aufs vollkommenſte, und lebet alſo für ſich in ewiger, unendlicher, unveränderlicher Luſt und Glückſeligkeit.

§. 4.

Es ſind aber auch auſſer Gott, durch ſeine Kraft, endliche und veränderliche Dinge, mit einer endlichen Vollkommenheit möglich, und, wie die Erfahrung lehret, in der Welt wirklich geworden. Da nun die Welt entſtanden iſt, und in Gottes lebendiger Kraft der erſte Grund alles deſſen zu ſuchen iſt, was entſteht und wirklich wird; ſo muß auch in der göttlichen Kraft etwas ſeyn, woraus ſich die Wirklichkeit und Beſchaffenheit der Welt verſtehen läßt.

Nun ſieht man alſobald: weil zur Hervorbringung eines wirklichen Dinges auſſer ſich eine Macht, oder ein Vermögen, etwas wirklich zu machen, gehöret, daß man Gott eine ſolche Macht beylegen müſſe, welche wenigſtens ihrer Wirkung, oder der Gröſſe der Welt, gleich iſt. Allein, da auch ſonſt kein zufällig Ding überhaupt möglich iſt, welches nicht urſprünglich von Gott, als dem erſten Weſen, entſtünde; ſo muß in Gott eine Macht ſeyn, die alles Mögliche in ſich faſſet. Und das nennen wir eine Allmacht. Eben dieſes erhellet auch aus der Unendlichkeit Gottes. Denn, wäre ſeine Macht keine Allmacht, ſo würde ja auſſer derſelben noch etwas möglich

lich ſeyn, das ſie nicht ausrichten könnte, und ſie würde folglich Schranken haben. Da aber die Welt, welche durch Gottes Allmacht wirklich geworden, nicht ewig iſt, noch ſeyn kann; ſo folget, daß ſie von Gott aus Nichts hervorgebracht ſey. Ich habe ſchon oben gezeigt, daß dieſer Begriff nichts widerſprechendes in ſich halte, und daher nichts unmögliches vorſtelle. Aber wir Menſchen haben freylich kein Vermögen, das dieſem ähnlich wäre; können alſo auch die Art und Weiſe, wie ſolches möglich iſt, nicht begreifen, noch aus ſolchem Mangel der Einſicht einen Zweifel wider die Sache ſelbſt ziehen. 5)

Daß er aber ſeine Macht zur Hervorbringung einer Welt, die er ſich gedacht hatte, anwenden wollen; ſolches kann man keiner innern unbedingten Nothwendigkeit ſeiner Natur und ſeines Weſens beymeſſen. Sonſt würde die Welt mit Gottes Weſen eine unzertrennliche Verknüpfung haben, und, ſo zu reden eine Perſon mit ihm ausmachen: ſo würde alles, was in der Welt iſt und geſchieht, in Gott ſelbſt ſeyn und geſchehen: mit einem Worte, die Welt wäre ſein Körper, und er die Seele der Welt. Das kann aber nicht ſeyn. Die Welt iſt veränderlich; demnach würde auch Gott durch die Welt veränderlich werden, weil ſie ein weſentlicher Theil von ihm wär. Die Welt und alles, was in der Welt iſt, hat Schranken; demnach würde auch Gottes Weſen ſo ferne eingeſchränkt und endlich ſeyn. Die

5) Siehe die VI. Abh. §. 6 ſqq. [und Vorerinn. §. 7.]

Dauer der Welt beſteht in einer Zeit, und ſie kann nicht ewig ſeyn; demnach würde auch Gott der Zeit unterworfen und ſo ferne nicht ewig ſeyn. Die Welt iſt gröſtentheils körperlich; demnach würde ſich auch Gott in dieſem Körper bewußt ſeyn, das iſt, ſinnlich fühlen, und vom Körper abhängen; folglich nicht das allervollkommenſte Leben, und die allervollkommenſte Glückſeligkeit beſitzen. Die Welt enthält Lebendige, die, wegen ihrer Schranken, blos einer niedrigern Luſt fähig ſind, welche dazu noch durch Schmerz und Unluſt geſtöret wird, und oft aus der Unvollkommenheit eine betrügliche Nahrung ſuchet; demnach würde Gott, wenn er in den Lebendigen dieſer Welt lebte, ſich durch ihre Schöpfung unvollkommener und unglückſeliger gemacht haben. Dieſes alles widerſpricht den göttlichen Eigenſchaften, und folglich ſeinem Weſen. Demnach widerſpricht es ſeinem Weſen und ſeinen Eigenſchaften, daß er die Welt aus innerer unbedingten Nothwendigkeit ſeiner eigenen Natur hervorgebracht hätte. *)

Es

*) [Es läuft hier eigentlich wohl auf einen Wortſtreit hinaus. Denn alles, was Gott wirket, mußte doch, wie der Verfaſſer nachmals ſagt, mit ſeinen nothwendigen Eigenſchaften übereinſtimmen, oder vielmehr aus dieſen nothwendigeu Eigenſchaften erfolgen. Den Gegenſtand ſeiner Wirkungen ſtellt er ſich freylich auſſer ſich vor, und ſo iſt auch der objective Bewegungsgrund zur Wirkung, nämlich die Hervorbringung aller Stufen der Vollkommenheit aller möglichen eingeſchränkten Weſen, und darunter insbeſondere die Glückſeligkeit der Lebendigen, in

Es bleibt alſo nichts übrig, als daß die äuſſeren möglichen Dinge, welche er ſich nach ſeinem unend-

in ſo ferne es wirklicher Gegenſtand iſt, auſſer Gott. Aber der innere Grund deſſen, was wir die Beſtimmung ſeines Willens nennen, bleibt doch in ihm ſelbſt, folglich ſo nothwendig als ſein Weſen. Ohne Wirkung wäre Gott nicht vollkommen, nicht Gott: und ſo auch nicht ohne die möglichſt vollkommenſte Wirkung. Daß wir Menſchen hier in einer gewiſſen Freyheit einen Vorzug ſetzen, iſt nur eine irrige Vorſtellung: denn was wäre eine Freyheit, die etwas Wenigeres oder Schlechteres auszuführen fähig ſeyn ſollte, als was der göttlichen Kraft möglich war? Eben das iſt die vollkommenſte Freyheit Gottes, daß kein Grund in ihm oder auſſer ihm ihn abhalten konnte das Vollkommenſte zu wirken. Wenn wir in unſern Entſchlüſſen ſchwanken, und zuvor erwägen und wählen müſſen, ſo rührt dieß ja nur von unſerer begränzten Einſicht her. Sähen wir das Beſte mit einem Blick, ſo würden wir es auch nothwendig ohne Bedenken wählen, und wären gewiß deſto vollkommere Weſen. Ferner: die Wirkungen Gottes, da ſie aus ſeiner Vorſtellungskraft entſpringen, und nur durch dieſe Kraft ihr Daſeyn haben, ſind doch auch nicht ſo von ſeinem Weſen abgeſondert, als die Gegenſtände menſchlicher Wirkungen, deren Daſeyn nicht von uns abhänget, ſondern mit denen wir nur in einer wechſelſeitigen Beziehung ſtehen. Man kann alſo in gewiſſem Verſtande wohl ſagen — in ihm leben, weben und ſind wir — Was endlich die Einwürfe von den Unvollkommenheiten oder Einſchränkungen der Geſchöpfe betrifft, als ob ſelbige ſich auf den Schöpfer mit bezögen; ſo fallen dieſe weg, wenn wir nicht die Theile, ſondern das Ganze, betrachten, welches in der Vorſtellung Gottes da iſt, und wenn wir dieſe Schöpfung in allem Umfange, wie die Kraft des Schöpfers, unendlich

endlichen Verſtande vorgeſtellet, ſeinem Willen einen Bewegungsgrund zur Schöpfung gegeben, und daß die Zufälligkeit und Mannichfaltigkeit möglicher Dinge ihm eine freye Wahl verſtattet habe, welche jedoch mit ſeinen nothwendigen Eigenſchaften übereinſtimmete. Gott hat nämlich, vermöge ſeiner Natur, an ſeinen eigenen Vollkommenheiten Luſt. Er ſtellet ſich aber, nach dem Verſtande, nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch alle auſſer ihm mögliche Dinge, mit ihrer verſchiedenen Vollkommenheit vor. Nun wiſſen wir Menſchen aus unſerer eigenen Empfindung, daß ein Geiſt nicht allein an ſeiner eigenen, ſondern auch an anderer Vollkommenheit und Glückſeligkeit Luſt haben kann. Demnach läßt ſich auch begreifen, daß dieſes gleichfalls dem gröſten Geiſte ein Bewegungsgrund des Willens zur Schöpfung, die in ſeiner Macht war, hat werden können.

Wenn wir Menſchen an der Vollkommenheit eines

ſetzen. Hier iſt keine veränderliche Folge, ſondern eine Ueberſchauung von allem, und alle mögliche eingeſchränkte Wirkungen zuſammen machen eine uneingeſchränkte aus. Die Vorſtellungen von Zeit, Raum, Körper, und was davon abhänget, ſind nur Erſcheinungen der Beziehung auf unſere begränzte Vorſtellungskraft, und ſo ſtellen wir uns auch die Eigenſchaften oder Wirkungen Gottes als verſchieden oder neben einander beſtehend vor: er aber ſtellt ſich die Weſen vor, wie ſie durch ſeine Kraft wirklich ſind, und dieſe Kraft, dieſe Wirkung, iſt unzertrennlich. So ſcheinen alſo uns auch nur Unvollkommenheiten in der Schöpfung zu ſeyn, weil wir die Dinge auſſer dem Zuſammenhange betrachten: im Ganzen aber iſt alles Uebereinſtimmung. S. X. Abh. §. 2.]

nes andern Luſt haben: ſo iſt doch allezeit bey uns eine Begierde nach unſerer eigenen mehrern Vollkommenheit und Glückſeligkeit, und alſo ein Mangel mit zum Grunde zu legen. Das läßt ſich aber von Gott nicht ſagen, als deſſen Vollkommenheit und Glückſeligkeit nichts kann hinzugeſetzt werden, weil ſie unendlich iſt. Gott kann alſo die Welt, in dem Verſtande, nicht um ſein ſelbſt willen geſchaffen haben. Allein, auch die körperliche Welt iſt, als leblos, keiner innern Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit fähig, und kann ihres eigenen Daſeyns nicht genieſſen; ſondern kann nur in ſo weit vollkommen genannt werden, als ihr Daſeyn und ihre Beſchaffenheit mit dem Wohl der Lebendigen übereinſtimmet. Demnach kann Gott auch die körperliche Welt nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um der Lebendigen willen, geſchaffen haben. Die Lebendigen aller Arten ſind es demnach nur eigentlich, von welchen Gott den Beweggrund zur Schöpfung genommen hat; weil ſie einer innern Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit fähig waren, und weil Gott ſich ein Vergnügen daraus machte, aus ſeiner unendlichen Fülle den auſſer ihm möglichen Lebendigen die Wirklichkeit zu geben, und ſo viel Vollkommenheit und Glückſeligkeit mitzutheilen, als jedes Art, in der Verknüpfung der Dinge, litte.

Dasjenige, um deswillen ein verſtändiges Weſen etwas zur Wirklichkeit bringet, wird ſeine Abſicht oder ſein Zweck genannt. Gott handelt alſo in der Welt mit Abſicht, und dieſe iſt auf das Wohl der Leben-

digen gerichtet; alles aber in der Welt, was dieſe Abſicht zur Wirklichkeit bringen kann, iſt unter die Mittel der göttlichen Abſicht zu zählen. Da nun alles in der Welt, durch die Kräfte der Dinge, das iſt, durch die Natur, ihrem Weſen gemäß, zur Wirklichkeit kömmt, ſo iſt das Weſen und die Natur der Dinge das Mittel göttlicher Abſichten.

Ein unendlicher Verſtand, der aller möglichen Dinge Vollkommenheit aufs deutlichſte einſieht, weiß ſeine Abſichten und deren Mittel zu der völligſten Uebereinſtimmung zu bringen: und das iſt die größte Weisheit. Ein Wille, der an aller möglichen Luſt und Glückſeligkeit der Lebendigen Gefallen hat, wird auch geneigt ſeyn, dieſelbe zu bewirken: und das iſt die größte Güte. Wir können alſo von Gottes Schöpfung und deren Abſichten nicht anders denken, als daß ſie eine unendliche Weisheit und Güte zu Tage legen werden; gleichwie ſie durch ſeine unendliche Macht wirklich geworden ſind.

§. 5.

Wie uns nun dieſer Weg des Erkenntniſſes Gottes von den erſten Begriffen ſeiner Selbſtändigkeit, Nothwendigkeit und Ewigkeit, zu ſeinen weiſen und gütigen Abſichten in der Schöpfung der Welt geführt hat: ſo werden wir rückwärts, durch die Betrachtung der Welt, vermittelſt der darinn liegenden Abſichten, zu eben dem Erkenntniſſe des Daſeyns

Daſeyns Gottes und ſeiner Eigenſchaften und Wirkungen gebracht.

Aus der Betrachtung der Welt ſahen wir, da das Lebendige in der Welt einen Urſprung, und doch nicht von dem Lebloſen gehabt, das Lebloſe aber auch den Grund ſeines Daſeyns und ſeiner Beſchaffenheit nicht in ſich ſelbſt haben, das iſt, nicht ſelbſtändig, nothwendig und ewig ſeyn kann, daß die ganze Welt von einem wahrhaftig ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Werkmeiſter, und zwar das Lebloſe um der Lebendigen willen, das iſt, mit Abſicht auf die Lebendigen und deren Wohl, hervorgebracht ſeyn müſſe. Hierinn liegt unmittelbar ſeine Macht, welche die Welt mit alle dem, was darinn iſt, zur Wirklichkeit gebracht; hernach ſeine Güte, welche die Luſt und Glückſeligkeit der möglichen Lebendigen zum Zwecke gehabt: und ſeine Weisheit, welche zu dieſem gütigen Zwecke die Natur ſowohl der lebloſen Dinge, als der lebendigen ſelbſt, nach einſtimmigen Regeln, als das kürzeſte Mittel, erwählt hat. Und dieſe drey Eigenſchaften des Schöpfers müſſen der Wirkung gleich, das iſt, unermeßlich, und nach der Art zu wirken unendlich ſeyn. Denn, wir mögen die Welt, und was darinn iſt, nach ihrer Gröſſe und Mannichfaltigkeit, oder nach ihrer Uebereinſtimmung und Vollkommenheit betrachten; ſo überſteigt ſie in allen Stücken alles Maaß, was wir erdenken können. In ſo ferne aber zwiſchen dem Seyn und Nichtſeyn ein unendlicher Abſtand iſt, ſo ſetzet die

Welt, welche das Seyn durch des Schöpfers Macht, Güte und Weisheit erhalten hat, da ſie vorher nicht war, unendliche Eigenſchaften und Vollkommenheiten voraus.

Ein ſolcher Schöpfer nun muß nicht allein eine unendliche Kraft, ſondern auch, ſo ferne er dieſelbe nach unendlicher Güte und Weisheit äuſſert, den vollkommenſten Verſtand und Willen haben: folglich der größte Geiſt ſeyn, der ein ihm gemäßes Leben und innere Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit beſitzt. Weil nun die Welt durch die Verknüpfung der wirkenden und Endurſachen ein einziges Ganzes ausmacht: und hergegen in einem einzigen Weſen, das den vollkommenſten Verſtand und Willen, und eine unendliche Kraft beſitzt, völliger Grund des Daſeyns der Welt zu finden iſt: ſo würden mehrere Schöpfer ohne zureichenden Grund und umſonſt erdacht. *) Er iſt alſo einzig, und vermöge ſeiner Un-

*) [Garve ſagt (Anmerk. zu Ferguſon p. 365.): „In der Welt hängt alles zuſammen: Jeder Theil der Materie wird durch alle übrigen bewegt. Der Geiſt, welcher einen menſchlichen Körper bauen ſollte, mußte die ganze materielle Welt in ſeiner Gewalt haben. Der Geiſt, welcher einem Atom ſeine Richtung geben wollte, mußte zugleich die Richtung aller übrigen Atomen dem erſten gemäß anordnen. Ich kann mir alſo nur Eine einzige, thätige, geiſtige Kraft vorſtellen, welche der Grund alles Lebens der einzelnen Weſen, und der Grund aller der Ordnung in der Materie iſt, die zur Unterſtützung und Aeuſſerung des Lebens gehöret. Dieſe Kraft iſt es, die

Unendlichkeit können auch nicht mehrere ſeyn: mithin iſt er auch das nothwendige, ewige, ſelbſtändige, erſte Weſen, wovon alle Wirklichkeit anderer Dinge abhänget, und was wir Gott nennen.

§. 6.

Beyde Wege des Erkenntniſſes legen nichts zum Grunde, als was ein jeder Atheiſt zugeſtehen muß: nämlich auf der einen Seite, das etwas ſelbſtändiges, nothwendiges, ewiges ſeyn müſſe; auf der andern aber, daß die Welt aus lebendigen und lebloſen Dingen beſtehe. Beyde aber führen uns dennoch zu einerley Eigenſchaften des erſten Weſens, wodurch die Wahrheit deſto mehr beſtärket wird. Beſonders aber treffen ſie in den Abſichten, als einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte, zuſammen. Denn, fangen wir von den erſten Begriffen eines ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Weſens an; ſo läßt ſich daſſelbe nicht anders, als lebendig, und wenn es auſſer ſich wirkſam iſt, als um der Lebendigen willen, das iſt, mit Abſicht auf die Lebendigen, wirkſam gedenken. Betrachten wir aber die Welt zuerſt, ſo ferne ſie aus lebendigen und lebloſen Dingen beſteht, die beyde den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in ſich haben; ſo finden wir, das Lebloſe nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern um der Lebendigen willen, alſo aus Abſicht auf dieſelben, hervorgebracht ſeyn müſſe. Demnach wird

die wir Gott nennen." (und p. 369.:) „Die Menſchen erkannten nur einen Gott, ſobald ſie einſahen, daß es nur eine Welt gäbe."]

wird auch beſonders die Lehre von den Abſichten in der Natur, durch dieſe Uebereinſtimmung, beſtärket; wiewohl dieſelbe ſchon für ſich feſt ſteht, ehe man noch zu den Eigenſchaften des erſten Weſens hinauf geſtiegen iſt, weil ſie allein auf der Lebloſigkeit der körperlichen Welt gegründet bleibt.

Dieſer allgemeine Beweis der Abſichten fließt demnach nicht aus der äuſſerlichen Einrichtung der Welt, ſondern aus einer innern Beſchaffenheit der Materie. Er gründet ſich nicht auf ein tiefes oder weitläuftiges Erkenntniß der Natur, ſondern auf etwas einfaches, das jedem in die Augen leuchtet; nicht auf etwas willkürliches und zweydeutiges, ſondern auf etwas weſentliches. Er läßt auch keine Ausflucht übrig, daß etwa die vermeynte Abſicht einem Ungefähr oder einer blinden Nothwendigkeit zuzuſchreiben ſey, ſondern eben dieſelbe Beſchaffenheit der Materie, woraus die Abſichten flieſſen, hebt zugleich Nothwendigkeit und Zufall auf. Es hat mir um ſo viel nöthiger gedünkt, auf ſolchen Beweis zu denken, weil derjenige, den man bisher ſchlechthin aus der Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge geführt hat, noch nicht hat verhindern können, daß nicht Leute, die gern eine jede Gelegenheit zu Ausflüchten ergreifen, alle die herrliche Ordnung und Einrichtung der Welt lieber einem Ungefähr, die meiſten einer blinden Nothwendigkeit zugeſchrieben hätten.

Es ſey ferne von mir, daß ich den Beweis von der Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge verachten,

achten, oder für ſchwach halten ſollte. Ich ſehe ihn vielmehr für ſehr gut und ſtark an: aber ich glaube auch, daß er bisher mehr dazu eingerichtet worden, daß er durch groſſe Klarheit, als daß er durch Deutlichkeit, überzeugen ſollte. Allerdings iſt es einem jeden, der nicht freventlich ſpitzfindig ſeyn will, offenbar, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Eſſen und Sprechen gemacht ſey, und daß überhaupt alle und jede Einrichtung in der Welt, vom größten bis zum kleinſten, Weisheit und Abſicht zeige, die einer gleichſam mit Händen greifen kann; ſo daß einer entweder die Natur nicht kennen, oder ſchamroth werden muß, wenn er ſich und andere überreden will, daß ſolche Uebereinſtimmung mit dem Nutzen der Lebendigen entweder von einem wüſten Zufalle, oder von einer blinden Nothwendigkeit, herrühre. Unterdeſſen fehlte es doch bisher, bey dieſer Folgerung von der Uebereinſtimmung in der Welt auf die Abſichten, an einem allgemeinen und deutlichen Beweiſe, daß ſolche Uebereinſtimmung nothwendig von einer Abſicht eines Werkmeiſters herrühren müſſe, und ſonſt keinen Grund haben könne. Nun aber iſt hier ein allgemeiner deutlicher Grund gegeben, warum eine körperliche lebloſe Welt ſowohl von einem Werkmeiſter, als um der Lebendigen willen, und alſo aus Abſicht, hervorgebracht ſeyn muß: und der iſt leicht zu überdenken, und ſo ins Kurze zu faſſen.

1. Die körperliche Welt iſt an ſich und ihrer Natur nach leblos.

2. Was an ſich und ſeiner Natur nach leblos iſt, das hat, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, keine Empfindung oder Bewußtſeyn von ſeinem wirklichen Daſeyn und von ſeinen wirklichen Beſchaffenheiten, Kräften und Wirkungen.

3. Was, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, von ſeinem eigenen wirklichen Daſeyn und von ſeinen wirklichen Beſchaffenheiten, Kräften und Wirkungen, keine Empfindung und kein Bewußtſeyn hat, dem iſt es, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es iſt oder nicht iſt, ob es ſo oder anders iſt, ob es wirkſam iſt oder nicht.

4. Wem es, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley iſt, ob es iſt oder nicht iſt, ob es ſo oder anders iſt, ob es wirkſam iſt oder nicht; deſſen wirkliches Daſeyn, Beſchaffenheit und Wirkſamkeit, hat in ihm ſelbſt, d. i. in ſeinem Weſen und in ſeiner Natur, keinen zureichenden Grund der Wirklichkeit, und kann auch ſeinem eigenen Weſen und ſeiner Natur nicht gemäß beſtimmt ſeyn.

5. Dasjenige, was den Grund ſeines wirklichen Daſeyns, ſeiner Beſchaffenheit und Wirkſamkeit nicht in ſich ſelbſt hat, noch ſeinem eigenen Weſen und ſeiner Natur gemäß beſtimmt ſeyn kann, das muß den Grund ſeines wirklichen Daſeyns und ſeiner Beſchaffenheit und Wirkſamkeit in einem andern Dinge

Dinge auſſer ſich haben, und nach eines andern Dinges Weſen und Natur beſtimmt ſeyn.

6. Dasjenige, was den Grund ſeines wirklichen Daſeyns, ſeiner Beſchaffenheit und Wirkſamkeit in einem andern Dinge auſſer ſich hat, iſt von einer wirkenden Urſache hervorgebracht: und da es von derſelben nach eines andern Dinges Weſen und Natur beſtimmet worden, ſo muß es um deswillen, und alſo aus Abſicht, ſeyn hervorgebracht worden.

7. Demnach muß die körperliche lebloſe Welt von einem Werkmeiſter, aus Abſicht auf andere als lebloſe Dinge, und alſo nach Uebereinſtimmung mit dem Weſen und der Natur der Lebendigen, hervorgebracht ſeyn.

Demnach muß auch alle Uebereinſtimmung der körperlichen Welt mit dem Weſen der Lebendigen eine Abſicht ihres Werkmeiſters ſeyn. Steht nun dieſes, als ein allgemeiner Oberſatz, feſt und unbeweglich, wie erwieſen: ſo können alle wunderwürdige Uebereinſtimmungen der Dinge in der Welt, welche uns die Kenner der Natur und ihres Urhebers vorſtellen, als lauter Unterſätze aus einer klaren Erfahrung, oder als Beyſpiele angeſehen werden, welche nunmehro, vermöge des Oberſatzes, einen ſicheren Schluß gewähren, und ſo ferne allen Einwürfen Trotz biethen.

§. 7.

§. 7.

Man darf ſich nicht wundern, daß Leute, die ſich der Religion entreiſſen wollen, mit aller Macht gegen die Abſichten in der Natur ſtreiten. Man ſollte aber kaum denken, daß andere, die in der That Religion haben, in dem Stücke jenen gefolget wären. Allein, anſtatt daß es leicht geweſen wäre, den klaren Mittelbegriff des Schluſſes in einen deutlichen zu verwandeln, uud den Beweis dadurch zu ſchärfen; ſo haben ſich einige vielmehr bemühet, den Begriff zu verdunkeln, mithin auch die Folgerung als ſchwach und unzulänglich zu verwerfen. Ihre Gründe ſind zum Theil auch ſo beſchaffen, daß ſie ebenfalls einem Atheiſten gerecht ſeyn können, wenn ſie gleich, nach der Urheber Meynung, dazu nicht angewandt werden ſollten. Es giebt noch andere, welche die Betrachtung der Abſichten von der Naturlehre, die Endurſache von den wirkenden, abgeſondert wiſſen wollen. Und das hat mehreren Schein. Jedoch gehen ſie darinn wohl zu weit, wenn ſie keine Verknüpfung unter beyden erkennen, allen Einfluß der Endurſachen in das Erkenntniß der Natur läugnen, oder wohl gar von den Endurſachen an ſich verächtlich ſprechen.

§. 8.

Was haben aber erſtlich die groſſen Weltweiſen, welche gar alle Abſichten in der Natur verleugnen, für einen ſcheinbaren Einwurf dagegen: Den wüſten Zufall, und die blinde Nothwendigkeit der Natur habe

habe ich ihnen ſchon benommen, und will das Geſagte hier nicht wiederholen. Können ſie aber ſonſt beweiſen, daß eine körperliche Welt, vermöge ihrer Natur und ihres Weſens, keine Einrichtung nach gewiſſen Abſichten leide? Ich dächte, das wüßten ſie aus menſchlichen Maſchinen beſſer. Deren Materie iſt doch aus der Natur genommen, und alſo überhaupt einer Art mit der Materie der Welt. Nun war dieſe Materie der Maſchine vorhin noch keine Maſchine, war alſo nicht nothwendig, was ſie werden kann; litte aber doch, daß ſie, nach kluger Abſicht, zum Nutzen der Menſchen, in die Verknüpfung einer Maſchine gebracht ward, und würde ohne ſolche Abſicht nimmer eine ſolche Maſchine geworden ſeyn. Iſt aber die ganze körperliche Welt, an ſich, was anders, als eine Maſchine? Bewegen ſich nicht ihre Theile durch gewiſſe Kräfte, nach gewiſſen Regeln, der Verknüpfung gemäß, und zwar zum Beſten der Menſchen und aller Lebendigen? Woher ſollte denn hier eine Abſicht unmöglich Statt finden, und dem Weſen und der Beſchaffenheit der Welt widerſprechen? Sie können auch nicht ſagen, daß die Abſichten ohne Noth, Grund und Urſache in die Natur eingeführt würden, und daß das, was natürlich zugeht, keines Verſtandes und keiner Abſichten bedürfe. Ich habe vielmehr überhaupt bewieſen, daß eine lebloſe Materie mit ihrer Wirklichkeit, Einrichtung und blinden Naturkraft, ohne Werkmeiſter, und ohne Abſicht eines Werkmeiſters,

was unmögliches und unverſtändliches ſey. Was kann denn für ein Einwurf übrig bleiben?

Ich will noch mehr ſagen: daß ſich die Leute, welche allen Verſtand und alle Abſicht in der Natur aufzuheben ſuchen, durch ihre eigene Empfindung und Denkungsart widerlegt finden. Denn ich traue ihnen erſtlich zu, daß ſie in der Betrachtung und Forſchung der Natur ein Vergnügen des Verſtandes finden. Und wer könnte ſo viehiſch ſeyn, daß er davon keine Empfindung hätte, wenn er die Natur einmal der Betrachtung gewürdiget hat? Nun kann bey Menſchen zwar wohl eine ſinnliche Luſt durch den Kützel unſerer Nerven entſtehen, ohne daß man ſelber Verſtand dabey braucht, oder in den körperlichen Dingen einen Verſtand wahrnimmt: aber es kann kein Vergnügen des Verſtandes an körperlichen Dingen entſtehen, als aus der Einſicht desjenigen Verſtandes, der ſich in den Körpern zeiget, und der unſern Verſtand ſelbſt bildet und vollkommener macht. Das Auge wird zwar durchs Licht, das Ohr durch die Harmonie, die Zunge durch den ſüſſen Geſchmack gekützelt; aber der Verſtand iſt allein für Verſtand, und was daraus fließt, empfindlich. Was alſo Menſchen in der Proportion, Schönheit, Ordnung und Uebereinſtimmung der Natur für Vergnügen des Verſtandes finden, das beruhet lediglich darauf, daß ſie Verſtand, Abſicht, Kunſt und Weisheit, wenigſtens undeutlich, in den Dingen erblicken, und von dieſer Einſicht den angenehmſten Eindruck in ihrem Verſtande bekom-

bekommen. Ohne ſolche Einſicht des in der Natur herrſchenden Verſtandes würde uns kein Vergnügen, als was von einem ſinnlichen Kützel entſteht, übrig bleiben. Diejenigen widerlegen und verläugnen ſich alſo ſelbſt, die ein vernünftiges Vergnügen an der Betrachtung der Natur zu finden geſtehen, und doch keinen Verſtand in der Natur zu ſehen vorgeben.

Wie aber? dünken ſie ſich nicht auch wegen des Kenntniſſes der Natur, wegen ihrer Wiſſenſchaften und Künſte, die ſie erlernet oder erweitert haben, verſtändig, weiſe, klug und gelehrt zu ſeyn? Und allerdings iſt es eine groſſe Vollkommenheit des Verſtandes, wenn ein Menſch den Bau der Welt, den Lauf der Sterne, die Regeln der Bewegung, die Meßkunſt, die Mechanik, die Hydroſtatik, die Optik weiß; wenn er die Urſachen der Veränderungen am Himmel, im Luftkraiſe, in den Mineralien, Pflanzen und Thieren einſieht; wenn er inſonderheit auch ſich ſelbſt kennet, und, wie ſein Verſtand und Wille zu beſſern, ſein Thun zur Glückſeligkeit einzurichten ſey, verſteht. Aber was iſt alles dieſes Wiſſen, und die daraus erfundene Kunſt, was alle unſere Vollkommenheit des Verſtandes anders, als ein ſehr ſchwacher Abdruck desjenigen Verſtandes, der Regeln, Wiſſenſchaft, Kunſt, Weisheit und Abſichten, welche in der Natur herrſchen? Da, da, in der Natur, iſt die wirkliche Baukunſt, die wirkliche Aſtronomie, Geometrie, Mechanik, Hydroſtatik, Optik, Phyſik, da ſind die wirklichen Regeln und Geſetze der Bewegung, der Wahrheit,

der Pflichten und Glückſeligkeit, wovon wir etwas weniges durch Denkbilder gefaſſet haben. Iſt denn nun die unvollkommene Abbildung des Wirklichen ein Verſtand und eine Weisheit; und in dem vollkommenſten Urbilde ſollte es keine ſeyn? Sie mögen ſich alſo ſelber Antwort geben, warum ſie ſich Verſtand und Weisheit zueignen, und dieſe dennoch ihrem einzigen Lehrmeiſter abſprechen?

Ich möchte ferner wiſſen, ob ſie nicht tauſendfältige Vollkommenheiten in den Dingen der Welt wahrnehmen, und daran einen inniglichen Gefallen haben, wenn ſie gleich, für ihre einzelne Perſon, keinen Nutzen davon ſchöpfen? Heben ſie aber die Abſichten in der Welt auf; ſo fällt alle Vollkommenheit der Dinge weg, und das Vergnügen an denſelben hat keinen Grund. Denn, innere Vollkommenheit hat für ſich in der lebloſen Materie keine Statt; weil nichts in ihr ſelbſt iſt, womit ihre Einrichtung, Beſchaffenheit und Wirkung übereinſtimmen könnte; und weil es ihr alſo ſchlechterdings einerley iſt, ob ſie iſt oder nicht iſt, ſo, oder anders iſt. Was hätte man denn an einer Mühle oder Maſchine für Gefallen, die ſich für ſich ewig rund drehete, oder andere dergleichen erzeugete, ohne daß ſie ſelbſt oder ihre Nachkommen Empfindung oder Nutzen davon hätten? Die äuſſere Vollkommenheit aber verſchwindet, ſo bald die Uebereinſtimmung mit dem Wohl der Lebendigen nicht nach Abſicht beſtimmet iſt. Denn ſo iſt jedes Ding, das zu meinem Nutzen dienet, nur wie ein gefun-

gefundener Stein, der eben in die Lücke meines Gebäudes paſſet; dabey ich mich zwar über deſſen Nutzen freuen, aber nicht über die Vollkommenheit des Steins ſelbſt vergnügen kann. Ich überlaſſe es alſo den abſichtsfreyen Herren, unpartheyiſch zu unterſuchen, woher ihr Vergnügen an der Vollkommenheit der Dinge entſteht, oder worinn dieſer ihre Vollkommenheit ſelbſt beſtehen ſoll, wenn ſie weder innerlich noch äuſſerlich iſt.

Allein, ich darf mich auch auf ihre eigenen Urtheile berufen, die ſie aus keinem andern Grunde, als aus den Abſichten, folgern können. Wenn ſie eine Pflanze ſehen, die mit gewundenen Klammern ausgerüſtet iſt; ſo ſchlieſſen ſie, es ſey ein Gewächs, das ſich an andere halten muß. Wäre keine Abſicht in der Natur; ſo könnte das eben ſo gut unnöthig, als zu einem Nutzen ſeyn. Wenn ſie einen unbekannten Vogel ſehen, deſſen Zehen mit einer Haut zuſammen geheftet ſind; ſo werden ſie alſobald ſagen, das ſey ein Waſſervogel. Gewiß, aus keinem andern Grunde, als aus dem Verhältniſſe des Mittels zur Abſicht. Ueberhaupt zweifeln ſie ja wohl nicht, daß die Thiere eine Seele, oder Leben und Empfindung haben. Woher wiſſen ſie doch das? Sie ſchlieſſen es ex argumento analogiæ, aus der Aehnlichkeit. Aber dieſer Schluß kann keine Feſtigkeit haben, wenn ſich die Aehnlichkeit nicht auf eine und dieſelbe allgemeine Abſicht gründet. Nämlich, weil die Werkzeuge der Sinne um der Empfindung willen ſind; ſo haben auch die

die Thiere eine Empfindung, und folglich eine Seele. Ich werde ihnen auch zum Theil nicht Unrecht thun, wenn ich ſage, daß ſie lebendige Einwohner in den Planeten erkennen. Woher ſind ſie aber anders auf die Gedanken gekommen, als aus der Abſicht deſſen, was ſie in den Planeten beobachten? Denn, weil bey uns Land und Waſſer, Berge und Thäler, Regen und Sonnenſchein, Tag und Nacht, Sommer und Winter, um der Lebendigen willen ſind, und dieſelben Dinge ſich auch auf den Planeten befinden; ſo müſſen dieſe Dinge auch in den Planeten um der Lebendigen willen ſeyn. Iſt dieſes nicht der Grund ihrer Meynung; ſo haben ſie gar keinen. Denn bey allen dieſen Beyſpielen läßt ſich nicht ſagen, daß die Folgerung aus wirkenden Urſachen entſtehe. Keines hält den Grund der Wirklichkeit deſſen, was daraus geſchloſſen wird, nothwendig in ſich; ſondern jedes könnte auch ohne den Nutzen für ſich ſeyn. Es kann alſo die Folgerung bloß nach den Endurſachen gültig ſeyn. Woher verwerfen ſie denn die Endurſachen, wenn ſie ſich derſelben täglich in Schlüſſen von natürlichen Dingen bedienen? Sie machen es wie diejenigen, welche den Satz des zureichenden Grundes anfechten, und ihn doch ſelbſt allerwärts brauchen; oder eben da, wo ſie ihn anfechten, in den Regeln des Verſtandes und der Dinge ſelbſt zureichenden Grund ſuchen, woraus man verſtehen ſoll, daß der Satz des zureichenden Grundes nicht gültig ſey. Das zeigt eine ſtarke Unwiſſenheit der Regeln an, wornach man ſelber denkt, und ein gewaltiges Vorurtheil, welches

durch

durch dunkele und verworrene Vorſtellung unterſtützet wird.

§. 9.

Für diejenigen, welche zwar vom Daſeyn Gottes aus andern Gründen überführt ſind, aber den Beweis aus der Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge, und aus den Abſichten, für ſchwach und unzulänglich erklären, will ich den berühmten Herrn von Maupertuis ſprechen laſſen. Denn er hat unlängſt alle Einwürfe, welche dagegen zu machen ſind, geſammlet, und nach ſeiner Scharfſinnigkeit ziemlich weit getrieben. 6) Dieſe möchten demnach, zumal da ſie von einem groſſen Mathematico und verdienten Beförderer der

6) Siehe den Avant-Propos zu ſeinem Eſſay de Coſmologie: où l'on examine les preuves de l'exiſtence de Dieu, tirées des Merveilles de la Nature, und die Hiſtoire de l'Academie de Berlin, 1746. p. 268. ſqq. Es wäre höchſt unbillig, wenn man den Herrn von M. mit dem Verdachte beladen wollte, als ob er die Religion ſelbſt umzuſtoſſen oder zu ſchwächen ſuchte, worüber er in der Vorrede zu ſeinen Werken klaget; man weiß das Gegentheil auch aus ſeiner Lebensart. Es ſcheint ſogar aus einigen Stellen des angeführten Buches, daß er ſelbſt die Merkmale der Weisheit und Abſichten in der Natur, zumal im Groſſen, erkennet, und nur dem Beweiſe, der aus den Abſichten in den kleinern Theilen der Natur genommen iſt, ſeinen rechten Werth und ſeinen Grad der Stärke beſtimmen will. Aber in der That ſtellet er ihn überhaupt ſo ſchwach vor, daß aller Grund davon wegfällt, und ſelbſt für ſein Geſetz der Sparſamkeit nichts übrig bleibt.

der Wiſſenſchaften herkommen, bey vielen noch einen ſo friſchen und ſtarken Eindruck hinterlaſſen haben, daß ein jeder mich eines ſchlechten Vertrauens zu meiner Sache beſchuldigen würde, wenn ich ſie unberührt lieſſe.

Es iſt bekannt, daß dieſer angeſehene Mann für gut gefunden hat, ſeinen neuen Beweis von dem Daſeyn Gottes aus dem von ihm ſo genannten Geſetze der Sparſamkeit, oder der kleinſten Handlung in der Natur, 7) auf ſolche Art zu erheben, daß er zuvor

7) Dieſes Geſetz, oder dieſe Regel, drückt er in der Vorrede ſeiner Werke ſo aus: „que dans toutes les Diſtributions de mouvement qui ſe font dans la Nature, la Quantité d' Action (qui eſt la ſomme des produits des Maſſes par les Eſpaces qu' elles parcourent & par les viteſſes avec leſquelles elles les parcourent) étoit toûjours la plus petite qu' il fut poſſible: Que dans le Repos, les corps qui ſe tenoient en équilibre devoient étre placés de maniere que s' il y arrivoit quelque petit mouvement, la Quantité d' Action fut la moindre.“ Die Streitigkeiten, welche über dieſes Principium entſtanden ſind, kleben noch in ſo friſchem Andenken, daß ich nöthig finde, davon einige Nachricht zu geben; zumal da eine ſo groſſe Menge kleiner Wechſelſchriften davon vorhanden iſt, daß allein die Titel einen groſſen Raum erfordern würden. So viel wird jedem erinnerlich ſeyn, daß, auſſer der Berliniſchen Academie der Wiſſenſchaften, viele Mathematiker das Principium ſelbſt (nämlich ſo wie es abgefaſſet iſt) ſogar für falſch erkläret haben, weil die Fälle theils kein Minimum, ſondern ein Nihil, theils auch zuweilen ein Maximum geben: und ſo ferne man es als wahr zulaſ-

zuvor andere Beweiſe, inſonderheit aber denjenigen, der ſich auf die Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge beruft, zu verkleinern und zu entkräften ſuchet. Er richtet ſeine Einwürfe hauptſächlich wider den groſſen Newton, welcher dieſen Beweis für einen der überzeuglichſten gehalten, und ſich inſonderheit auf die Gleichförmigkeit oder Ordnung in der Bewegung der Planeten, nach einerley Richtung in faſt concentriſchen

zulaſſen könnte, würde man doch falſche Schlüſſe machen müſſen, um das Daſeyn und die Vollkommenheiten Gottes daraus herzuleiten. Ich will die algebraiſche Berechnung der Kräfte und Wirkſamkeit in der Welt gerne andern überlaſſen, welche beſſer davon urtheilen können. Aber in dem metaphyſiſchen Felde, wo aus dieſem Principio ein weiſer Stifter dieſer Regel der Sparſamkeit geſchloſſen werden ſoll, läßt es uns noch viele Blöſſen übrig. Es iſt 1) auszumachen, daß die kleinſte Handlung in der Natur nicht die einzig mögliche, und alſo nicht an ſich und ſchlechterdings nothwendig ſey: und 2) wenn mehrere Wege und Mittel möglich ſind, daß die Natur nicht von ungefähr und gleichſam im Blinden auf den kürzeſten Weg gerathen können. Dann aber 3) wenn eine äuſſere weiſe Direction, une intelligence, une ſageſſe ordonnatrice, daraus folgen ſoll, wird allemal erſt zu beweiſen ſeyn, daß die Sparſamkeit einen Zweck oder eine Abſicht, und zwar etwas Gutes, und unter allen Guten das Beſte, zur Abſicht habe. Denn auch das Böſe könnte durch die kürzeſten Mittel ausgerichtet werden; und das wäre keine Weisheit. Was hatte denn Herr Maupertuis Urſache, die Abſichten in ſeinem coſmologiſchen Beweiſe zu verwerfen, und ſogar das Böſe in der Welt zu vergröſſern?

Kraiſen, und auf die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung in dem Baue der thieriſchen Körper berufen hatte.

Der Herr von Maupertuis ſagt auf das erſte: 8) es wäre freylich keine Wahrſcheinlichkeit, daß ein Ungefähr dieſen einen Fall der Ordnung ſollte hervorgebracht haben, da mehr als eine Million unordentlicher Fälle möglich waren; unterdeſſen bliebe doch noch einige Möglichkeit übrig. Und daher könne man nicht ſagen, daß dieſe Ordnung nothwendig aus einer Wahl habe entſtehen müſſen. Aber noch mehr, ſpricht er, 9) der

8) Oeuvres p. 5. „Si l'on conçoit, comme Newton, que tous les corps celeſtes attirés vers le Soleil, ſe meuvent dans le vuide; il eſt vrai qu'il n' étoit guères probable qne le hazard les eût fait mouvoir comme ils ſe meuvent:" (Er hatte geſagt, daß ſich die Unwahrſcheinlichkeit der Stellung der Planeten in einer Zone, durch einen Zufall, verhalte, wie 17⁵—1: das iſt, wie 1419856 zu 1.) „il y reſtoit cependant quelque probabilité, & dès lors on ne peut pas dire que cette uniformité ſoit l' effet néceſſaire d'un choix."

9) Oeuvres p. 6. „Mais il y a plus: l' alternative d'un choix, ou d'un hazard extrème, n' eſt fondée que ſur l' impuiſſance, où étoit Newton, de donner une cauſe phyſique de cette uniformité. Pour d' autres Philoſophes, qui font mouvoir les Planètes dans un Fluide qui les emporte, ou qui ſeulement modere leur mouvement, l'uniformité de leur cours ne paroit point inexplicable: elle ne ſuppoſe plus ce ſingulier coup du hazard, ou ce choix, & ne prouve pas plus l'exiſtence de Dieu, que ne feroit tout autre mouvement imprimé à la Matiers."

der Schluß des Herrn Newtons gründet ſich bloß auf ſein Unvermögen, eine natürliche Urſache der Ordnung zu geben; dagegen andere Weltweiſe die Gleichförmigkeit der Bewegung von einem Strome einer flüßigen Materie, wovon die Planeten fortgeriſſen würden, erkläret hätten. Daher dürfte dabey weder ein ſonderbares Ungefähr, noch eine Wahl vorausgeſetzt werden: und es erhellete daraus das Daſeyn Gottes eben ſo wenig, als aus jeder andern der Materie eigenen Bewegung.

Gegen die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung in dem körperlichen Baue der Thiere erinnert er, 10) man könne der Aehnlichkeit jedoch auch die groſſe Unähnlichkeit entgegen ſtellen, welche zwiſchen einem Adler und einer Fliege, einem Hirſche und einer Schnecke, einem Wallfiſche und einer Auſter ſey; ſo daß andere Weltweiſen lieber aus der Mannichfaltigkeit der Bildung einen Beweis des Daſeyns Gottes hätten nehmen wollen. Er wiſſe nicht, ob eins oder anderes beſſer gegründet ſey. Die Uebereinſtimmung der Theile in dem Baue der thieriſchen Körper gäbe einen

10) Ibid. „Si l' uniformité qu'on obſerve dans pluſieurs (Animaux) étoit une preuve, cette preuve ne ſeroit elle pas démentie par la variété infinie qu'on obſerve dans pluſieurs? — Que l'on compare un aigle avec une mouche, un cerf avec un limaçon, une baleine avec une huitre; & qu'on juge de cette uniformité. En effet d' autres Philoſophes veulent trouver une preuve de l' exiſtence de Dieu dans la variété des formes & je ne ſai, les quels ſont les mieux fondés."

einen gründlichern Beweis: 11) Denn es ſchienen allerdings ihre Füſſe zum Gehen, ihre Flügel zum Fliegen, ihre Augen zum Sehen, ihr Mund zum Eſſen, ihre Zeugungsglieder zur Fortpflanzung von einem verſtändigen Urheber gebildet zu ſeyn, und es ſey umſonſt, daß die Feinde der Vorſehung darauf antworteten: der Nutzen ſey nicht der Zweck, ſondern die Wirkung und Folge des Baues der Theile, die ein Zufall gebildet hätte. Dennoch könnte man ſagen, 12) daß der Zufall erſt unzählige vorhergehende Mis-

11) Ibid. „L'Argument tiré de la convenance des différentes parties des Animaux avec leurs beſoins paroit plus ſolide. Leurs piés ne ſont-ils pas faits pour marcher, leurs ailes pour voler, leurs yeux pour voir, leur bouche pour manger, d'autres parties pour reproduire leurs ſemblables? Tout cela ne marque-t-il pas une intelligence & un deſſein qui ont préſide à leur conſtruction? — C'eſt en vain que le plus grand ennemi de la Providence y répond, que l'uſage n'a point été le but, qu'il a été la ſuite de la conſtruction des parties des Animaux: que le hazard aïant formé les yeux, les oreilles, la langue, on s'en eſt ſervi pour entendre, pour parler."

12) Ibid. p. 7. „Mais, ne pourroit-on pas dire, que dans la combinaiſon fortuite des productions de la Nature — il n'eſt pas merveilleux, que cette convenance ſe trouve dans toutes les eſpeces qui actuellement exiſtent? Le hazard, diroit-on, avoit produit une multitude innombrable d'Individus; un petit nombre ſe trouvoit conſtruit de maniere que les parties de l'Animal pouvoient ſatisfaire à ſes beſoins; dans un autre infiniment plus grand il n'y avoit ni convenance, ni ordre: tous ces derniers ont peri: — les ſeuls qui ſoient reſtes ſont ceux où ſe trouvoit l'ordre & la convenance."

Misgeburten hervorgebracht hätte, welche nothwendig umgekommen wären, weil ſie nicht alles gehabt, was zur Erhaltung nöthig war: dieſe aber wären allein übrig geblieben, weil ſie zum Glücke alles gehabt, was ihnen nöthig war.

Ueberhaupt, ſagt der Herr von Maupertuis, 13) ſey uns Menſchen das Verhältniß der Dinge zum Ganzen viel zu unbekannt, die Theile zu mannichfaltig, zu verwickelt, und zu klein, als daß wir ihren Nutzen und ihre Abſicht einſehen und daraus von der Weisheit des Schöpfers urtheilen könnten. Es ſey auch unanſtändig, und der größten Wahrheit nachtheilig, wenn man, wie gemeiniglich, in die allergeringſten Kleinigkeiten hinein gienge; wie ein gewiſſer Engländer Gott auch in den Falten der Haut des Nashornthieres geſuchet hätte. Laſſet uns, ſpricht er, dergleichen nichtswürdige Kleinigkeiten (bagatelles) denen überlaſſen, welche das Läppiſche (Frivolité) derſelben

13) Ibid. p. 8. „Les corps des Animaux & des Plantes ſont des machines trop compliquées, dont les dernieres parties échappent trop à nos ſens, & dont nous ignorons trop l'uſage & la fin, pour que nous puiſſions juger de la ſageſſe & de la puiſſance qu'il a fallu pour les conſtruire.“ Ibid. p. 12. „Ne nous arrétons donc pas à la ſimple ſpeculation des objets les plus merveilleux. L'organiſation des Animaux, la multitude & la petiteſſe des parties des Inſectes, l'immenſité des corps celeſtes, leurs diſtances, & leurs revolutions, ſont plus propres à étonner notre eſprit qu' à l' éclairer.“

das iſt, kann man nicht ſagen, daß die Gleichförmigkeit nothwendig von einer Wahl herrühre. (Il y reſtoit cependant quelque probabilité, & dès lors on ne peut pas dire, que cette uniformité ſoit l'effet neceſſaire d'un choix.) Er hat aber vielleicht nur damit ſagen wollen, es bliebe doch noch ein möglicher Fall übrig; 16) und hat dieſen Einen möglichen Fall, um ihn ein wenig mehr in Achtung zu bringen, mit dem Namen der Wahrſcheinlichkeit beehret. Wenn wir aber eigentlich ſprechen wollen, ſo iſt wohl noch lange nicht wahrſcheinlich, was eine bloſſe innere Möglichkeit hat, und wo nur ein einziger möglicher Fall Millionen unmöglicher Fälle entgegen zu ſetzen iſt. Daß aber auch alle Möglichkeit der Uebereinſtimmung in dem Mannichfaltigen, durch ein Un-

16) Nämlich ein einziger Fall gegen 1419856 unmögliche, nach Hrn. v. M. Berechnung, welche oben in der 8ten Anmerkung angeführt worden. Und doch ſcheinen in der Berechnung lange nicht alle Umſtände, die zur Ordnung der Planeten gehören, in Anſchlag gebracht zu ſeyn. Der Herr Lulofs ſtimmt mir an dieſer Stelle darinn bey, und zeiget noch umſtändlicher, daß man erſtlich voraus ſetzen müſſe, daß die Planeten eine Neigung hätten, ſich dem Mittelpunkte der Sonne zu nähern, (worinn ſchon ein Wille und eine Beſtimmung eines allmächtigen Weſens liege, wodurch alle Erfindungen von zufälligen Combinationen wegfielen). Dann aber müßte zweytens die Anzahl der Grade, innerhalb welcher alle Planeten beſchloſſen würden, mit dem Umkraiſe eines ganzen Zirkels verglichen werden: und ſo würde man anſtatt $17^5 - 1$, vielmehr $26^5 - 1$, das iſt, ſtatt 1419856 vielmehr 11881375 finden.

Ungefähr, wegfalle, habe ich daher erwieſen, weil der Zufall, oder das Ungefähr, auch nach Regeln wirket; aber nach ſolchen, die alle von der Regel der Ordnung und Uebereinſtimmung abweichen, und derſelben widerſprechen 17).

Der zweyte Einwurf des Herrn von **Maupertuis** ſcheint von gröſſerer Wichtigkeit zu ſeyn. Der Herr **Newton** ſchlieſſe bloß aus ſeiner Unwiſſenheit der natürlichen Urſache auf eine Wahl: vielleicht würden die Planeten durch einen Wirbel der flüßigen Materie dahin geriſſen, und ſo beweiſe ihre gleichförmige Bewegung kein Daſeyn Gottes. Ich zweifele nicht, daß Herr **Newton** ſo viel von natürlichen Urſachen eingeſehen, als irgend **Carteſius**, oder andere, welche die Planeten durch Wirbel herumdrehen. Aber zu geſchweigen, daß der Herr von **Maupertuis** dieſe Wirbel ſelbſt für falſch erkläret; ſo haben alle natürliche Urſachen, die ſich geben laſſen, eben das an ſich, was die Wirbel haben: ſie verweiſen uns ins Unendliche, wo man nicht auſſer der Natur eine andere Urſache annimmt. So wie hier die Frage bleibt: warum muß ſich denn das flüßige Weſen, worinn die Planeten ſchwimmen, eben in einem Wirbel, und nach dieſer Seite drehen? warum haben die Planeten in dieſem Wirbel, welcher die ganze Luftkugel herumwälzet, gerade dieſe Stellung, welche ſie insgeſammt in

17) Siehe die II. Abh. §. 9. ſq. p. 174. ſqq. und §. 12. p. 180. ſqq.

in eine gewiſſe Zone einſchließt? ſo geht es bey allen natürlichen Urſachen, und Urſachen der Urſachen. Alles iſt bloß willkührlich. Keine einzige Wirkſamkeit und Regel derſelben hat in dem Weſen der Materie an ſich Grund; keine einzige iſt ſo beſchaffen, daß man dabey ſtehen bleiben könne; keine einzige leidet einen ſolchen geometriſchen Beweis, wie die Eigenſchaften der Linien und Figuren; wie auch der Herr von **Maupertuis** ſelbſt von ſeinem Geſetze der Sparſamkeit geſtehen muß. 18). Und dieſes iſt es, was **Newton**, was **Leibnitz**, und alle vernünftige Weltweiſe eingeſehen haben, und woraus ſie auf ein höheres Weſen auſſer der Welt ſchlieſſen, das durch weiſe Wahl beſtimmet habe, was nach dem Weſen der Dinge unbeſtimmt iſt. Damit man aber nicht ſage, daß es dennoch ein Schluß der Unwiſſenheit bleibe: es könne etwas in dem Weſen eines Dinges nothwendigen Grund haben, wenn gleich kein Menſch fähig wäre, denſelben zu erforſchen; ſo habe ich mich auf eine

18) Preface C. 2. a. fin. „D' autres prenoient pour une demonſtration Geometrique, celle que je tirois de mon principe. Je tomberois moi même en quelque ſorte dans ce que je reprens, ſi je donnois à cette preuve un genre de force qu'elle ne peut avoir.“ C. 3. a. „J' ai decouvert un principe Metaphyſique.“ C. 4. a. „Il s'agiſſoit de tirer toutes les Loix du Mouvement & du Repos d'un ſeul principe Metaphyſique.“ Wiewohl der Herr v. M. p. 12. ſeinen Beweis aus der Mathematik herholet, und ihm eine evidence mathematique beylegt, auch denſelben beydes den metaphyſiſchen und gemeinen Beweiſen entgegen ſetzet.

eine weſentliche Beſchaffenheit der Materie berufen, die wir alle wiſſen und kennen. Die Materie iſt an ſich leblos, und daher iſt es ihr, vermöge ihres Weſens, einerley, ob ſie iſt, oder nicht iſt, ob ſie ſo oder anders iſt. Ihre Wirklichkeit iſt daher ſo wenig, als ihre Natur, und ihre Regeln der Bewegung durch ihr eigen Weſen beſtimmt; ſondern alles muß von einem Werkmeiſter um eines andern willen, und alſo nach Abſicht und Wahl, beſtimmt ſeyn.

§. 11.

Was der Herr von **Maupertuis** wegen der Unähnlichkeit unter den Thieren einwendet, deſſen Nachdruck bin ich nicht fähig einzuſehen. Wir ſehen in den Thieren, Pflanzen, und was wir ſonſt in der Natur erkennen, eine Mannichfaltigkeit, welche alle mögliche Stufen durchzugehen und nichts leer zu laſſen ſcheint. Aber wir ſehen auch in aller der Mannichfaltigkeit eine allgemeine Aehnlichkeit, Ordnung und Uebereinſtimmung; welche (um es kurz zu machen) daraus erhellet, daß ein jedes ſich in ſeiner Art erhält und fortpflanzet. Beydes, Mannichfaltigkeit und Uebereinſtimmung, können demnach nicht allein bey einander beſtehen; ſondern, je mehr ſich dieſe allgemeine Uebereinſtimmung in der groſſen Mannichfaltigkeit zeigt, deſto mehr wird uns die Vollkommenheit der Welt offenbar, welche nicht anders, als von einem weiſen Werkmeiſter, entſtehen konnte. Denn die Lebendigen ſind weder von ſelbſt, oder für ſich nothwendig und ewig, noch urſprünglich von der Welt

und deren Natur entſtanden. Und die lebloſe Welt und lebloſe Natur kann nach ihrem Weſen nichts in ſich halten, wodurch ihre Wirklichkeit und eine gewiſſe Beſchaffenheit vor andern beſtimmet würde. Sie muß alſo von einem Urheber hervorgebracht, und von eben demſelben nach dem Weſen eines andern, das nicht leblos iſt, beſtimmet ſeyn. Da nun dieſe Einrichtung der Welt für ſo viele tauſend Arten der Lebendigen gleich bequem iſt: ſo beweißt ſie eine Wahl, Abſicht und unendliche Weisheit des Urhebers der Natur.

Die andere Ausflucht, gegen die Uebereinſtimmung der Theile in den thieriſchen Körpern, kann einem ſo vernünftigen Manne, als der Herr von Maupertuis iſt, nicht von Herzen gehen; und würde ſich beſſer für einen la Mettrie geſchickt haben. Denn wie könnte er geſtehen, daß es umſonſt ſey, was Epikurus und Lucretius dieſer Uebereinſtimmung in den thieriſchen Körpern entgegen ſetzen, ob wäre der Nutzen jedes Theils nicht der Zweck, ſondern die Wirkung und Folge einer an ſich ungefähr entſtandenen Bildung? wie könnte er, ſage ich, dieſes geſtehen, und doch im Ernſte von eben dem Epikurus und Lucretius eine Hypotheſe borgen, woraus daſſelbe fließt, was er umſonſt zu ſeyn erkläret? Denn hätte ein Zufall, nach Millionen übel gerathenen Erzeugungen von thieriſchen Leibern, auch endlich einmal wohlgerathene treffen können; ſo wäre ja in der That der Nutzen jedes Theils nicht eine Abſicht, ſondern eine bloſſe Folge

des

des glücklichen Zufalles. Da man nun für unmöglich halten muß, daß der Herr von Maupertuis ſo wenig Einſicht in den Zuſammenhang der Gedanken haben könne, dadurch ihm verborgen bliebe, daß er eben dasjenige mit andern Worten ſetze, was er verworfen hatte; ſo muß man glauben, daß er vielmehr hat zeigen wollen, wider die Uebereinſtimmung der Theile in dem Baue der thieriſchen Körper wüßten die Feinde der göttlichen Vorſehung nichts rechtes einzuwenden.

§. 12.

Wenn der Herr von Maupertuis überhaupt die menſchliche Unwiſſenheit von dem Verhältniſſe und von dem Nutzen und der Uebereinſtimmung der Dinge, folglich auch von den göttlichen Abſichten, vorſchützet; ſo ſcheint er eines Theils dieſe Unwiſſenheit viel zu weit zu dehnen, andern Theils auch allzuviel daraus zu ſchlieſſen. Es iſt einmal zu weit getrieben, daß Menſchen gar nichts von dem Verhältniſſe der Dinge zum Ganzen, und von ihrer Uebereinſtimmung zum Nutzen und Gebrauche der Lebendigen erkennen könnten. Ariſtoteles hat ſchon die Welt als eine groſſe Stadt Gottes angeſehen; 19) und man erkennet genug,

19) Ariſtoteles de Mundo C. 6. T. I. Opp. p. 865. vergleicht den Einfluß Gottes in die Welt mit dem Einfluſſe eines Geſetzes in eine Stadt: und nachdem er gewieſen, wie ſich alles in einer Stadt nach dem Geſetze richtet, ſo füget er hinzu: ὅυτως ὑπολήπτεον καὶ ὑπὸ

nug, daß die lichten und finſtern Kugeln, woraus ſie beſteht, zu lauter Wohnungen für Lebendige geſchickt und angelegt ſind. Niemand iſt ſo unwiſſend und fühllos, daß er nicht die Einrichtung des Sonnen-Syſtems, und die Vortheile, die wir auf dem Erdboden davon genieſſen, ſo weit einſehen und empfinden ſollte, als genug iſt, die weiſe und gütige Vorſorge ſeines Schöpfers zu preiſen. Niemand iſt ſo blind, daß er den Gebrauch der gröſſern Theile der thieriſchen und menſchlichen Körper nicht finden könnte, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der

τῆς μείζονος πόλεως, λέγω δὴ τοῦδε τοῦ κόσμου. Νόμος μὲν γὰρ ἡμῖν ἰσοκλινὴς, ὁ Θεὸς, ὀυδεμίαν ὑποδεχόμενος διόρθωσιν ἢ μετάθεσιν &c. ſo muß man auch von der groſſen Stadt, ich meyne der Welt, denken. Darinn iſt Gott unſer Geſetz, das alles im Gleichgewichte erhält, und keine Verbeſſerung oder Veränderung leidet. Die Stoici hielten dafür: „Mundum eſſe quaſi communem urbem & civitatem hominum & Deorum,“ wie Cicero ſagt lib. I. de leg. cap. 7. oder Sect. 23. und Seneca ſchreibt in ſeiner Conſolatione ad Marciam cap. 18. „Puta, naſcenti me tibi venire in conſilium: intratura es urbem diis hominibusque communem, omnia complexam, certis legibus æternisque devinctam, indefatigata cœleſtium officia volventem.“ Philo de Vita Moſis p. 661. c. edit. Francf. ſagt, daß Moſes die Schöpfung der Welt, als einer groſſen Stadt (μεγαλοπόλεως) zu erſt beſchrieben hätte, damit er in ſeinen Geſetzen für die Iſraeliten die Verfaſſung der ganzen Welt abbilden möchte (εἰκόνα τῆς κόσμου πολιτείας).

der Mund zum Eſſen und Sprechen, die Hände zur Arbeit und Kunſt aufs vollkommenſte eingerichtet ſind. Mit einem Worte, man ſage mir, ob Derham, Nieuwentydt und andere dergleichen Naturkündiger, welche die Welt und ihre Theile nach deren Verhältniß und Uebereinſtimmung zum Nutzen für die Lebendigen betrachtet, gar nichts davon gewußt; oder ob ſie was falſches für wahr angenommen haben; oder ob das noch nicht genug ſey, die Weisheit und Abſicht des Schöpfers daraus zu erkennen. Wenn man aber weder die gemeine Erfahrung, noch das höhere Erkenntniß, das wir Menſchen haben, und uns in ſo vielen Schriften vor Augen gelegt iſt, verläugnen, oder umſtoſſen kann: wie ſchicket es ſich denn, daß man ſich als ganz unwiſſend ſtellet, und überhaupt nichts zu verſtehen vorgiebt? oder daß man ſo verächtlich von dergleichen Betrachtungen redet, als ob ſie mehr dienten, das Gemüth in Verwunderung und Erſtaunen zu ſetzen, als mit Erkenntniß zu erleuchten?

Zwar, je mehr wir von der Uebereinſtimmung der Dinge erkennen lernen, deſto mehr ſehen wir ein, daß noch ein gröſſeres, ja unendliches Feld übrig ſey, welches unſere engen Schranken des Verſtandes nimmer ausmeſſen werden. Aber, ſoll man daraus ſchlieſſen, daß wir auch das nicht ſehen, was uns vor den Füſſen iſt? Man ſage mir lieber, daß wir uns in keinem Stücke etwas zu erforſchen unterfangen müſſen, weil wir allenthalben noch eine unermeßliche Weite

und unergründliche Tiefe unerforſcht laſſen müſſen. Wenn aber niemand den Wahrheiten und Wiſſenſchaften ſo abhold ſeyn wird; warum ſollen wir uns dieſer Wahrheiten von den göttlichen Abſichten, daran uns zu unſerer Gemüthsberuhigung am meiſten gelegen iſt, gänzlich entäuſſern, und nicht ſo viel, als uns möglich iſt, davon zu erkennen ſuchen? Und was wird endlich aus unſerer Sittlichkeit und Tugend werden, wenn wir ſie nicht als Pflichten anſehen, die der göttlichen Abſicht gemäß ſind? Heben wir dieſe Betrachtung auf; ſo bleibt nichts übrig, als eine bloſſe Eigennützigkeit.

Was beſonders die Kleinigkeit der Dinge betrifft; ſo weiß ich nicht, wie weit der Herr von Maupertuis dieſes will gedehnt wiſſen. Müſſen wir bis in die Uebereinſtimmung aller Elemente oder Monaden hineinſehen, ehe wir etwas von der weiſen Einrichtung der Dinge erkennen können? und ſehen wir deswegen gar nichts, weil wir nicht bis aufs äuſſerſte ſcharfſichtig ſind? Das hieſſe ich zu viel verlangt, zu hart geſchloſſen. Sonſt aber meyne ich, daß wir doch in neuern Zeiten durch die Vergröſſerungsgläſer viel weiter in die kleinern Theile hinein geſchauet haben, als unſere Vorfahren; aber auch dadurch aus dem Wahne geſetzt ſind, als ob die Bildung der kleinern Thiere, und der kleinern Theile aller Thiere und Pflanzen, nur ein roher Zuſammenfluß von allerley Urſtoffen ſey. Vielmehr ſehen wir dabey deutlich vor Augen, daß die Käſe-Miete eben ſo künſtlich in allen Thei-

Theilen gebildet ſey, als der Elephant und Menſch; und daß ein Auge der Mücke, ein Federchen am Flügel des Schmetterlings, ein Samenſtäubchen einer Blume, eben ſo genau ausgearbeitet ſey, als das Ganze. Die Vernunft aber lehrt uns überhaupt, daß keine Vollkommenheit im Ganzen ſeyn könne, wo ſie nicht aus der Uebereinſtimmung der kleinſten Theile erwächſt.

Man pflegt ſonſt dieſer Betrachtung entgegen zu ſetzen, daß wir uns in der Beſtimmung der göttlichen Abſichten ſehr leicht betrügen könnten: theils, weil des höchſten Weſens Gedanken für unſern niedrigen Verſtand ſo verborgen wären, als die geheimen Rathſchläge eines Königs für einen Fuhrmann; theils, weil auch die ſichtbarſten Dinge keinen ſichern Schluß gewährten, daß ſie zu irgend einem Gebrauche und Nutzen, oder zu welchem ſie beſtimmt worden. Aber, ſo ſcheinbar auch dieſes lautet, ſo bauet es doch auf falſchem Grunde zu viel.

Es iſt eben ſo falſch, daß Gottes, als daß des Königs Abſichten, lauter Geheimniſſe für die Niedrigen bleiben ſollen: es iſt auch falſch, daß wir keine Regeln hätten, woraus von den göttlichen Abſichten etwas ſichers zu ſchlieſſen ſey. Ein König macht doch auch verſchiedene ſeiner Abſichten durch Geſetze, Verordnungen, Herolde, Befehle, allen und jeden kund, ſo viel ihnen zu wiſſen nöthig und nützlich iſt. Muß man auch eben ſeinem geheimen Rathe mit beygewohnt haben, um aus ſeinen Anſtalten zu ſehen, daß er

ſein Reich groß und mächtig, ſeine Unterthanen begütert und glücklich machen will? Kann man nicht aus ſeinen Feſtungen und aus ſeiner Mannſchaft, ohne in ſein Cabinet zu dringen, abnehmen, daß er das Land vor äuſſerlichem Angriffe in Sicherheit zu ſtellen ſuchet? Kann man nicht aus ſeinem Verbothe der Ein- und Ausfuhr ſehen, daß er Geld und Getraide im Lande behalten will? So hat ſich auch Gott nicht unbezeugt gelaſſen. Es ſind Dinge in der Natur, die auch den Einfältigſten eine leſerliche Schrift werden, daraus ſie den Verſtand und die Geſinnung des Schöpfers erkennen können und ſollen. Ja, ich dürfte wohl ſagen: wie Staatskluge mehr von eines Königs geheimen Abſichten einſehen, ſo können auch wahre Weltweiſe manches in der Natur entdecken, das den Unverſtändigen ein Geheimniß war.

Dieſe Deutung iſt auch nicht wild und zügellos. Wir haben eines Theils bey dem, was wir erfahren, die Regel, daß aller Nutzen der Dinge eine göttliche Abſicht ſey. †) Andern Theils ſteht überhaupt feſt, daß nichts umſonſt, ſondern alles zum Nutzen der Lebendigen ſey: ††) daß das Weſen und die Natur der Dinge Mittel göttlicher Abſichten ſind: †††) daß folglich die beſondere Beſchaffenheit eines jeden Dinges, wenn das Gegentheil nicht Statt findet, die beſondern Beſtimmungen zu dieſem oder jenem Nutzen anzeige;

†) Siehe oben §. 6. am Ende.

††) Siehe die III. Abh. §. 9.

†††) Siehe oben §. 4. am Ende.

zeige; und daß ſolches durch die Aehnlichkeit anderer bekannten Dinge noch mehr beſtättigt werde.

Geſetzt aber, daß wir uns zuweilen in beſondern Fällen mit Muthmaaſſungen zu weit wagten, wozu dieſes oder jenes diene, und alſo irreten: 20) ſo folgt doch

20) Die allgemeine Abſicht der Schöpfung der Welt, um der Lebendigen willen, iſt ſowohl durch Vernunft als Erfahrung auſſer Gefahr des Irrthums geſetzt. Wenn aber die Frage von beſondern Dingen iſt, wozu dieſes, wozu jenes beſtimmet ſey, ſo iſt hauptſächlich auf zweyerley Weiſe möglich zu irren: einmal, wenn man aus der bloſſen Geſchicklichkeit eines Dinges zu einem gewiſſen Nutzen ſchließt, daß ſolches die wirkliche Abſicht ſey. Denn, eine und dieſelbe Beſchaffenheit eines Dinges kann mancherley Urſache, Nutzen und Abſicht haben; und demnach iſt auch das Gegentheil von dem, was man muthmaaſſet, möglich. Zweytens kann man irren, wenn man bloß aus der Aehnlichkeit anderer Dinge ſchließt. Denn, die Aehnlichkeit der Dinge in der Natur leidet öftere Abfälle: als z. B. in der Fortpflanzung der Thiere durch Begattung zweyer Geſchlechter, und in vielen andern; wovon nachmals aus dem Geſetze der Stetigkeit (lege continuitatis) Grund gegeben werden ſoll. So hat der Herr von Hagedorn, deſſen Anmerkungen ſo gut Muſter ſind, wie man mit Verſtande leſen, als die Gedichte, wie man edel denken und ſchreiben ſoll, auf der 65 Seite, aus den Schriften der ſchwediſchen Akademie, aus dem Réaumür und Gould angemerket, daß es Inſecten mit Flügeln gebe, denen doch die Flügel in ihrem ganzen Leben zum Fliegen nicht dienen; und daß man ſich folglich in Beſtimmung der Endurſachen leicht betrügen könne. Unterdeſſen würde

doch daraus nicht, daß wir gänzlich zur Entdeckung der göttlichen Abſichten unfähig ſind, und mit dieſer

Bemü-

würde man ſich noch ſtärker vergehen, wenn man aus dergleichen Fällen ſchlöſſe: alſo giebt es Dinge in der Natur, die gar keinen Nutzen haben, oder die höchſtens nur zur Zierde dienen. Der Herr Réaumür ſagt gar wohl, (Mem. pour les Inſectes Tom. I. P. 30. edit. Amſterd. 1737. 8.) das hieſſe von der höchſten Weisheit allzu klein gedacht. So ſagt er Tom. II. P. I. p. 85. von den Schmetterlingen weiblichen Geſchlechts an der Eiche, welche groſſe Flügel haben, wie die Männchen, und doch nimmer fliegen, ſondern nur kriechen, und nicht einmal weit kriechen, als ob ſie gar nicht wüßten, daß ſie Flügel hätten: „Mais l'agitation des ailes lui eſt peut-être neceſſaire pour la fin que la nature paroit avoir toujours en vue, pour la conſervation de l'Eſpece." Wenn man aber von dem beſondern Endzwecke gewiſſer Dinge auf obangeregte zwiefache Weiſe ſchließt, ſo giebt es nur Muthmaaſſungen, die jedoch um ſo viel mehr Wahrſcheinlichkeit haben, als die Erfahrung mehr ähnliche Fälle darſtellet. Daß dieſes aber nicht gewiß ſey, und trügen könne, das macht den Endurſachen keinen beſondern Vorwurf, weil man ſich in Erforſchung der wirkenden Urſachen, da, wo keine Gewißheit Statt findet, eben der Wege zu muthmaaſſen bedienet, und nothwendig bedienen muß: nämlich, daß man aus der Geſchicklichkeit eines Dinges zur Wirkung, und aus der Aehnlichkeit anderer Fälle, die wirkende Urſache muthmaaßlich abnimmt. Die Gewißheit entſteht bey den Endurſachen, ſo wie bey den wirkenden, und allen Dingen, nicht anders, als wenn das Gegentheil unmöglich iſt. So habe ich von den Planeten geſchloſſen, daß ſie Einwohner haben, weil ſelbige als lebloſe Dinge nicht um

ihrer

Bemühung nur lauter Irrthümer häufeten. Die Entdeckung der wirkenden Urſachen in der Natur iſt ja ſo ſehr den Vergehungen des menſchlichen Verſtandes unterworfen, als die Entdeckung der Endurſachen; und niemand wird doch ſo übereilt ſchlieſſen, daß die ganze Naturlehre über unſere Vernunft gehe; lauter Irrthümer hervorbringe, und gar nicht zu treiben ſey. Soll man darum ein lehrreiches Buch gar nicht leſen, weil man nicht alles darinn verſtehen kann? oder irret man deßfalls allenthalben, weil man etwa bey ein und anderer dunkeln Stelle den Sinn des Urhebers falſch muthmaaſſet? Der Hauptzweck, und gleichſam der ganze Inhalt und allgemeine Titel des Buchs der Natur, und derer Capitel, die uns am meiſten betreffen, ſteht uns doch allemal klar vor Augen. Die Möglichkeit des Irrthums in beſondern Fällen lehrt uns nur behutſamer ſeyn, und die Regeln zu ſchlieſſen genauer beobachten; auch mehrere Erfahrung abwarten.

§. 13.

Nun aber muß es auch unanſtändig, und an ſich lächerlich heiſſen, die Weisheit des höchſten Weſens in ſolchen nichtswürdigen Kleinigkeiten, als in Inſekten,

ihrer ſelbſt willen, und alſo bloß um der Lebendigen willen, hervorgebracht ſeyn können. So ſchlieſſen wir insgemein, daß die Thiere ein Leben und eine Seele haben, weil ihre Werkzeuge der Sinne um keiner andern Urſache, als um der Empfindung willen, haben beſtimmet ſeyn können. [S. auch Vorerinn. §. 15.]

ten, in einer Falte vom Felle des Nashorn-Thieres, und hundert andern dergleichen läppiſchen Dingen zu ſuchen.

Der Herr von **Maupertuis** hat uns vielleicht nur wollen zu verſtehen geben, daß alle bisher angeſtellte Betrachtungen der Natur, gegen ſein Geſetz der Sparſamkeit, nur Bagatellen wären. Daher mußte er aus allen Beyſpielen etwas heraus ſuchen, das klein und verächtlich ſchien. Sonſt wußte er wohl, daß **Derham** in ſeiner Aſtrotheologie und Phyſicotheologie, und andere dergleichen Weltweiſe, von dem Größten bis zum Kleinſten, von dem Ganzen bis zu ſeinen geringſten Theilen, herunter geſtiegen waren, und allenthalben gleiche Weisheit des Schöpfers gezeigt hatten. Aber es war ſeinem Zwecke nicht gemäß, der größern und allgemeinern Gegenſtände ſolcher Unterſuchung zu erwähnen.

Man möchte aber auch fragen: Müſſen denn alle Menſchen erſt groſſe Meßkünſtler, Algebraiſten, und tiefe Naturkündiger werden, ehe ſie von ihres Schöpfers Daſeyn und Weisheit überführt ſeyn können? Hat denn das neu entdeckte Geſetz der Sparſamkeit ein mehreres Licht, oder einen allgemeinen Beyfall, ſelbſt unter den Gelehrten? Warum ſollen wir die offenbaren und jedermanns Einſicht gemäſſen Spuren der göttlichen Vollkommenheiten übergehen und verachten? Warum ſoll man die Wahl des Beſten blos in einem allgemeinen Geſetze ſuchen, in beſondern Fällen aber die Augen verſchlieſſen oder irre werden? Iſt

es

es nicht beydes gut und dienſam, das Göttliche in der Natur allenthalben, wo es zu entdecken iſt, es ſey im Kleinen oder im Groſſen, wahrzunehmen?

Aber ich möchte auch wiſſen, was wir für einen Maaßſtab oder für eine Wagſchaale haben, wodurch wir etwas für groß und wichtig, oder für Kleinigkeiten und geringſchätzige Dinge erklären. Auf die Ausdehnung wird es ja hier nicht ankommen, daß das nur allein groß wäre, was wir mit Klaftern und Zentnern ausmeſſen können. Wenn wir aber den Maaßſtab der Weisheit nehmen, ſo weiß ich nicht, ob eine einzige Bagatelle in der ganzen Natur zu finden iſt; und ich fürchte, daß einer ſich nur ſelbſt verächtlich machet, der das Geringſte in der Natur verachtet, weil es alles Muſter der größten Weisheit ſind. Für unſern Verſtand iſt auch das Kleinſte und Geringſte noch zu groß, zu wunderbar, unbegreiflich, ja unendlich. An ſich aber iſt alles auf den größten und edelſten Zweck gerichtet, welcher ſich erdenken läßt, nämlich die Welt mit Leben, Luſt und Glückſeligkeit zu erfüllen; und die Mittel, deren Verhältniß zu dieſem Zwecke wir einſehen können, ſind ſo vollkommen damit einſtimmig, daß allenthalben ein unendlicher Verſtand bey dem beſten Willen hervorleuchtet.

In dieſer Ordnung der Dinge kann alſo nichts klein ſeyn, was mit der groſſen Abſicht auf das Wohl der Lebendigen eine weiſe Verknüpfung hat. Je vollkommener Gott ſelbſt iſt, deſto weniger iſt es ihm anſtändig, auch nur das geringſte in der ganzen Na-

turkette

turkette ohne Abſicht, unnöthig, unbedachtſam oder verkehrt zu thun, oder nur obenhin, im Groſſen, und fürs Auge zu bilden. Derjenige ſtellet demnach die Natur auf eine Gott anſtändige Weiſe vor, der ſie bis ins Innerſte und Kleinſte weislich ausgearbeitet darſtellet; und wir erkennen die Gröſſe der göttlichen Weisheit in der Natur nicht eher deutlich, genau und gründlich, als bis wir in alle Arten der Thiere, und in die innere Einrichtung, Natur und Verrichtung der einfachern Theile, ſo weit wir können, hinein gehen. Selbſt die allgemeinen Regeln der Bewegung beweiſen ihres Urhebers Weisheit nicht anders, als ſo ferne ſich ihr Nutzen in jedem beſonderen Falle, und ihr Zuſammenhang mit dem Wohl aller Arten der Lebendigen zeiget.

Der Herr von Maupertuis drückt ſich ſelbſt darüber gar ſchön mit dieſen Worten aus: 21) **Alles in der Natur iſt mit einander verknüpft. Die Welt hängt ſowohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Planeten gegen die Sonne zieht.** Aber ich kann ihm nicht beypflichten, wenn er hinzuſetzt: **Allein, das Gewebe der Spinne iſt es nicht, worin wir die Beweiſe der Weisheit des Schöpfers ſuchen müſſen.** Wie? wenn auch darinn unter andern eine zur Erhaltung des Thierleins unver=

21) Oeuvres p. 25. „Tout eſt lié dans la Nature: l'Univers tient au fil de l' araignée, comme à cette force qui pouſſe ou qui tire les planetes vers le Soleil; mais ce n' eſt pas dans le fil de l'araignée, qu'il faut chercher les preuves de la ſageſſe de ſon Auteur."

unverbeſſerliche Kunſt enthalten iſt, welche die Spinne nicht ſelbſt erſonnen, noch durch Unterweiſung, Beyſpiele und Uebung erlernet, ſondern lediglich von ihrem Schöpfer, ſtatt der Vernunft, zum erblichen Beſitze bekommen hat: warum ſollen wir nicht darauf achten? 22) Iſt es wohl durch einen andern Weg thunlich, die groſſe Wahrheit, daß Gott allen Lebendigen die zu ihrem Wohl dienlichſten Mittel gegeben, in ihrer Wirklichkeit überzeuglich zu erkennen, als wenn wir jedes Thieres Werkzeuge, Natur, Triebe und Fertigkeiten aufmerkſam betrachten?

Ich finde auch nicht, daß der Herr von Maupertuis Urſache hatte, den Engländer lächerlich zu machen, der von dem Rhinoceros, mit einem Paar Worten, im Vorbeygehen, bemerkte, daß dieſes ſonſt ſo dick- und harthäutige Thier von dem weiſen und gütigen Schöpfer, bey den Gelenken, mit einer gefaltenen, ſehr ſanften und biegſamen Haut verſehen wäre. Denn da dieſes bloß bey den Fugen der Glieder, wo ſie ſich regen und ſtrecken ſollen, nicht aber auſſer den Gelenken, beobachtet wird; und da das Thier dieſe Geſchicklichkeit ſeiner Haut zur Bewegung ſchon aus Mutterleibe mit auf die Welt bringet, nicht aber durch wirkliches Bewegen und Dehnen der Haut erwirbt: was iſt denn lächerliches darinn, daß einer dieſes, als einen

22) Ich werde die Kunſt in dem Gewebe einer Spinne einigermaaſſen in der folgenden Abhandlung §. 21. beſchreiben.

einen Umſtand, worinn ſich die weiſe Vorſehung des Schöpfers für das Thier, und die Wahl der bequemſten Mittel zum Zwecke äuſſern, bemerket? Es iſt eine ähnliche und ſchöne Anmerkung, die der Herr von Haller in gleicher Abſicht von der Härte der Haut unter den Füſſen der Thiere macht. 23) **Warum,** ſagt

23) **Vorrede zu Büffons allgemeinen Hiſtorie der Natur, II. Th. C. I. a. Der berühmte Herr** B. S. Albinus, Academicar. Annotat. Lib. I. p. 27. Leidæ 1754. 4. **macht eben die Anmerkung:** „Exuvias variis embryonibus de manibus pedibusque integras detraxi; detraxi etiam parvulis, qui aſſecuti nondum erant longitudinem digitalem. Pertenues inveni, totasque translucidas, qua parte ad dorſum manus pedisque pertinent, craſſiores autem magisque opacas & albicantes, totasque firmiores, qua ad volam, quaque ad plantam & ad partes internas digitorum. Ex quo intelligitur, natura differre cuticulam iis in locis, & non preſſione tantummodo continua & attritione ſolidari per ætatem & in craſſitudinem creſcere." **Eben derſelbe ſagt** Lib. III. p. 79. **er habe ſich dieſe Beobachtung als die ſeinige zueignen können, weil er ſie ſchon von 30 Jahren her öffentlich vorgetragen; und der Herr Kaaw, ein Schweſterſohn des groſſen Boerhave, habe ſie im Jahr 1738. und Graveſands Frauen Bruder, Sacrelaire, ſchon im Jahre 1727. in ſeiner** Diſſ. inaug. de communibus corporis humani integumentis §. 10. **aus ſeinen Anweiſungen bekannt gemacht. Das würde er nicht geſchrieben haben, wenn er nicht der Meynung wäre, daß Entdeckungen, welche des Schöpfers Vorſehung zeigen, ſo klein ſie auch ſcheinen möchten, dem Menſchen, der ſie zuerſt gefunden, zur wahren Ehre gereichen. Und** Galenus de uſu Partium **Lib.** III. **Cap. X. ſq., wo er eben von der Haut**

ſagt er, hat das Thier, und nicht der Menſch, unter den vier Füſſen, die es tragen ſollen, ſchon im Mutterleibe Verhärtungen; da dieſem nur unter den längeren Füſſen, weil nur dieſe ihn zu tragen gewidmet ſind, eine harte Ueberhaut anerſchaffen iſt? Nämlich auch hier iſt zum voraus für den Gebrauch der Theile weislich geſorgt, ehe wir gebohren werden. Mehrere dergleichen Umſtände haben auch andere vernünftige Männer bey der Haut und Schaale der Menſchen und Thiere in groſſer Anzahl beobachtet, die deswegen ſehr unzeitig würden belachet werden, weil ſie von der Haut und von Thieren hergenommen ſind; aber allezeit der Betrachtung würdig bleiben, weil ſie offenbare Beyſpiele der Weisheit und Güte des Schöpfers enthalten.

Jedoch der Herr von Maupertuis ſuchet dieſe Folgerung durch eine andere zu verſpotten. 24) Was

Haut des Menſchen an den Füſſen geredet hatte, dachte gar nicht verächtlich von ſolchen Bemühungen, ſondern ſchreibt: „Darinn ſetze er die wahre Verehrung Gottes, nicht wenn er ihm viele hundert Opfer von Stieren und eine Menge Rauchwerk darbrächte; ſondern wenn er ſelbſt erkennete und andern zeigte, wie weiſe, wie mächtig, wie gütig derſelbe ſey. Dieſes aber erhelle daraus, daß er die ganze Welt ſo ſchön eingerichtet, und keinem Geſchöpfe etwas Gutes habe mangeln laſſen.“

24) Oeuvres p. 7. „N'eſt-ce pas faire tort a la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par de tels argumens? Que diroit-on de celui qui nieroit la Providence,

Parce

würde man, ſpricht er, von demjenigen ſagen, der die Vorſehung deswegen läugnete, weil die Schaale der Schildkröte weder Falten noch Gelenke hat? Aber die Folgerung deſſen, der die Vorſehung durch die Haut des Rhinocerus beweist, hat nicht mehr Stärke. Drum laſſet uns ſolche läppiſche Kleinigkeiten denen anheim geben, die deren Nichtswürdigkeit nicht einſehen. Der Herr von Maupertuis hat ſo weit Recht: die Folgerung von der Schildkröte, welche er jemanden in den Mund legt, iſt läppiſch und nichtswürdig genug. Aber kann er im Ernſte glauben, daß ein einziger vernünftiger Menſch die andere Folgerung dieſer ähnlich, und die Vergleichung für aufrichtig halten wird? Er bürdet dem Engländer auf, als ob er ſchlechthin ſo geſchloſſen hätte: weil ein Thier Falten in der Haut hat, ſo muß eine Vorſehung ſeyn. Auf die Weiſe, ſpricht denn Herr Maupertuis, müßte auch aus dem Gegentheile das Gegentheil folgen: weil die Schildkröte keine Falten in ihrer Schaale hat, ſo giebt es keine Vorſehung. Der Unterſchied aber iſt: der Rhinocerus hat biegſame Falten in ſeiner dicken Haut bey den Gelenken, wo es zum Bewegen der Glieder nöthig war; aber die Schildkröte hat keine Falten und Gelenke in der harten Schaale, wo es zum Bewegen unnöthig war. Denn ein anders iſt es

parce que l'écaille de la tortue n'a ni plis, ni jointures? Le raiſonnement de celui qui la prouve par la peau du rhinoceros eſt de la même force. Laiſſons ces bagatelles à ceux qui n'en ſentent pas la frivolité."

es mit dem Armadill, der Falten in ſeiner harten Decke auf dem Rücken hat, weil er ſich in eine Kugel zuſammen rollet; aber die Schildkröte brauchte dergleichen nicht, ſondern vielmehr eine feſte Schaale, worunter das Thier auch gegen Laſtwagen geſichert iſt. Dieſes iſt der eine Fehler in der Vergleichung, daß es nicht entgegen geſetzte Fälle ſind, und daß der Herr von **Maupertuis**, ſolches zu verbergen, diejenigen Umſtände mit Fleiß weggelaſſen, welche ſolches entdecken konnten. Denn eigentlich konnten dem Falle vom Rhinoceros nur zweene entgegen geſetzt werden, wenn entweder ein Thier in der Haut biegſame Falten hätte, wo es unnöthig war, oder wenn eines keine biegſame Falten hätte, wo es doch nöthig war. Dann würde auch die Folgerung richtiger ſeyn: alſo zeiget ſich darinn keine Vorſehung. Aber ſolcher Folgerung hat der Schöpfer ſchon vorgebeuget, indem keines der gegenſeitigen Fälle in der Natur zu finden iſt. Demnach verfällt auch der Herr von **Maupertuis** in einen zweyten Fehler, daß er auf ſeiner Seite übel ſchließt: weil die Schildkröte keine Falten und Gelenke hat (wo es nicht nöthig war): alſo giebt es keine Vorſehung. Vielmehr, da ſie auf dem Rücken keine unnöthige Falten, ſondern eine feſte Schutzwehre hat, darunter ſie ſich ganz verbergen kann; übrigens aber, am Leibe, Kopfe und Füſſen, mit biegſamer Haut und Gliedern, ſo viel als nöthig war, verſehen iſt: ſo läßt ſich auch daraus, wie aus tauſend andern Dingen, wahrnehmen, daß der Schöpfer, zur Erhaltung ſeiner Geſchöpfe, nichts verſäumet,

und doch auch nichts umſonſt gemachet habe. Nun laſſe ich jeden urtheilen, auf wen die Beſchuldigung des Läppiſchen und Lächerlichen in der Folgerung des Herrn von Maupertuis falle.

§. 14.

Ja, ſpricht der Herr von Maupertuis, 25) wenn ich auch alle die Beweiſe von Ordnung und Uebereinſtimmung in den Theilen der thieriſchen Körper gelten laſſe; ſo werde ich doch jähling durch eine ſchlimme Folgerung geſtöret. Eine Schlange iſt künſtlich gebildet; aber wozu dienet ſie, als den Menſchen zu tödten? Eine Mücke und Ameiſe heiſſen uns die Sorge der Vorſehung für ihre Eyer und Jungen bewundern; aber wozu das? um ein Inſect hervorzubringen, das dem Menſchen beſchwerlich iſt, und von dem erſten Vogel aufgefreſſen, oder von einer Spinne be-

25) Oeuvres p. 8. ſq. „Que ſert il, dans la conſtruction de quelque Animal, dé trouver des apparences d'ordre & de convenance? lorsq' après nous ſommes arrêtés tout à coup par quelque concluſion facheuſe? Le ſerpent, qui ne marche ni ne vole, n'auroit pu ſe derober à la pourſuite des autres Animaux, ſi un nombre prodigieux de vertebres ne donnoit à ſon corps tant de flexibilité, qu'il rampe plus vite que pluſieurs Animaux ne marchent &c. Tout cela n'eſt il pas admirable? Mais à quoi tout cela ſert-il? à la conſervation d'un Animal, dont la dent tuë l'homme. — Suivez la production d'une Mouche ou d'une Fourmi: ils vous font admirer les ſoins de la Providence — tout cela aboutit à produire un Inſecte incommode aux hommes, que le premier oiſeau devore, ou qui tombe dans les filets d'une Araignée."

beſtrickt wird. Ueberhaupt, ſagt er, 26) hat vielen groſſen Geiſtern gedünkt, daß die Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge ſo genau nicht beobachtet wäre, daß man nicht in Verwirrung gerathen ſollte, wie die Welt eines höchſtweiſen und mächtigen Weſens Werk ſeyn könnte. Die Erdfläche ſey zur Hälfte mit dem Meere bedecket; auf der Erde ſähe man ſchroffe Felſen, gefrorne Landſchaften, brennenden Sand, viel giftige Pflanzen und ſchädliche Thiere: und unterſuchte man die Sitten der Einwohner, ſo fände man Lügen, Diebſtahl, Todtſchlag, und allerley Laſter viel häufiger, als die Tugend. Ueberdem wären die unglückſeeligen Menſchen mit allerley Plagen, als Podagra, Steinſchmerzen, und andern Krankheiten, wenigſtens mit Sorgen und Verdruß überhäuft. Ob

26) Oeuvres p. 9. „De très grands Eſprits —— —— n'ont pu s' empêcher d'avouer, que la convenance & l'ordre ne paroiſſent pas ſi exactement obſervés dans l'Univers, qu'on ne fût embareſſe pour comprendre, comment ce pouvoit ètre l'Ouvrage d'un Etre tout ſage & tout puiſſant. Le mal de toutes les eſpeces, le des-ordre, le crime, la douleur, leur ont paru difficiles a concilier avec l'Empire d'un tel Maître. Regardez, ont-ils-dit, cette Terre; les mers en couvrent la moitié, dans le reſte, vous verrez des rochers eſcarpés, des regions glacées, des ſables brulans. Examinez les moeurs de ceux qui l'habitent; vous trouverez le menſonge, le vol, le meurtre, & par tout les vices plus communs que la vertu. Parmi ces Etres infortunés, vous en trouverez pluſieurs deſeſpérés dans les tourmens de la goutte & de la pierre, pluſieurs languiſſans dans d'autres infirmités que leur durée rend inſupportables; preſque tous acablés de ſoucis & de chagrins.“

das eine Welt ſey, welche ihres Schöpfers Weisheit und Güte zeige? 27) Vielmehr möchte man, wenn ſonſt nichts beſſers darinn wäre, gedenken, daß ſie ja ſo wohl ein Werk der böſen Geiſter, oder eines blinden Schickſals ſeyn möchte, als eines ſo vollkommenen Geiſtes. Denn 28) die bloſſe Abſicht ſey zum Beweiſe der Weisheit und Güte des Schöpfers nicht genug, wenn der Bewegungsgrund und äuſſerſte Zweck nicht auch was Gutes ſey. Man würde einen Künſtler nicht bewundern oder loben, der mit vieler Geſchicklichkeit und Verſtande eine Maſchine gemacht hätte, die entweder niemanden nützlich, oder wohl gar ſchädlich wäre. Man ſieht daraus genugſam; wie der Herr von **Maupertuis**, um den Werth ſeines neuen Ge-

27) Oeuvres p. 11. „Tant de plantes venimeuſes & d'Animaux nuiſibles, produits & conſervés ſoigneuſement dans la Nature, ſont-ils propres à nous faire connoitre la ſageſſe & la bonté de celui qui les créa? Si l'on ne decouvroit dans l' Univers que de pareilles choſes, il pourroit n' être que l'Ouvrage des Demons. —— Il vaudroit autant, que l'Univers dût ſon origine á un déſtin aveugle, que s'il étoit l'Ouvrage d'une telle Intelligence."

28) Ibid. „Que cet Univers dans mille occaſions nous préſente des ſuites d'effets concourans à quelque but, cela ne prouve que de l'Intelligence & des deſſeins; c'eſt dans le but de ces deſſeins qu'il faut chercher la ſageſſe. L' habilité dans l' exécution ne ſuffit pas; il faut que le motif ſoit raiſonnable. On n' admireroit point, on blâmeroit l'Ouvrier; & il ſeroit d' autant plus blâmable, qu'il auroit employé plus d'adreſſe à conſtruire une machine qui ne ſeroit d' aucune utilité, ou dont les effets ſeroient dangereux."

Geſetzes der Sparſamkeit zu erhöhen, zuletzt alle Einwürfe ſelbſt gegen die Vollkommenheit der Welt, und gegen die Vorſehung des Schöpfers und deſſen we[i]ſe und gute Abſichten, in den bitterſten Auszug gebracht hat. Man wird alſo zuerſt von ihm mit Verwunderung erwarten, wie er dieſe von ihm ſelbſt geſchärften Einwürfe heben werde, und ihm beſondern Dank ſchuldig ſeyn, wenn er es auf eine noch deutlichere und gründlichere Art thun kann, als es bisher geſchehen iſt. Er verſichert uns wenigſtens, 29) wenn wir ſein Geſetz der Sparſamkeit annehmen, ſo ſollten wir nur die Augen aufthun, und die ganze Welt durchgehen; dann würden alle die Erſcheinungen, welche vorhin, bey der Unwiſſenheit der weiſeſten Geſetze, wovon ſie entſpringen, nur einen dunkeln und undeutlichen Beweis von dem Daſeyn Gottes gewährten, zur Demonſtration werden; und was ſonſt hätte Aergerniß erregen können, das würde nichts, als eine nothwendige Folge der Geſetze, ſeyn, die zu errichten waren: man würde ohne Anſtoß ſehen, daß Misgeburten erzeugt, und Laſter begangen würden, und wir würden den Schmerz mit Geduld aushalten.

29) Oeuvres p. 25. „Ouvrons les yeux; parcourons l'Univers; livrons nous hardiment à toute l'admiration que ce ſpectacle nous cauſe; tel Phénomene qui, pendant qu'on ignoroit la ſageſſe des loix à qui il doit ſon origine, n'étoit qu'une preuve obſcure & confuſe de l'exiſtence de celui qui gouverne le Monde, devient une demonſtration: & ce qui auroit pu cauſer du ſcandale, ne ſera plus qu'une ſuite neceſſaire des loix qu'il falloit établir. Nous verrons, ſans en être ébranlés, naître des Monſtres, commettre des Crimes, & nous ſouffrirons avec patience la Douleur.“

Hier haben wir alſo den größten Zweifelsknoten, nach dem Geſetze der Sparſamkeit, kurz und gut durchgeſchnitten. Allein, ich möchte fragen, wie wird nun alles durch die kleinſte Bewegung des Hrn. von **Maupertuis** ſo leicht zur Demonſtration des Daſeyns Gottes und ſeiner Weisheit und Güte? Laſſet uns einen Schluß machen: Wenn alles in der Welt mit der kleinſten Handlung oder Bewegung geſchieht, ſo muß ein Gott ſeyn, der nach weiſer Wahl das Beſte erkohren. Wie? wenn die kleinſte Handlung an ſich die einzige mögliche, und alſo ſchlechterdings nothwendig wäre: woher folgert man denn, daß ſie durch eine weiſe Wahl eines Urhebers geſtiftet worden? Oder, wenn man ſie auch nur als natürlich nothwendig annehmen will: was verweißt uns auf einen freyen Geiſt, der es ſo geordnet hat? Der Herr von **Maupertuis** hatte dem Herrn **Newton** dieſen Einwurf gemacht, und er macht ihn ſich auch nun ſelber. Seine Antwort darauf aber lautet ſo: 30) **Wenn es wahr iſt, daß**

30) Oeuvres p. 13. „Mais, pourroit-on dire, quoique le règles du mouvement & du repos n'ayent été juſqu' ici démontrées que par des hypotheſes & des experiences, elles ſont peut-être des ſuites neceſſaires de la nature des corps; & n'y ayant rien eu d'arbitraire dans leur établiſſement, vous attribuez à une Providence, ce qui n'eſt l'effet que de la Neceſſité. S' il eſt vrai que les loix du mouvement et du repos ſoient les ſuites indiſpenſables de la nature des corps, cela méme prouve encore la perfection de l' Etre ſuprème: c' eſt que toutes choſes ſoient tellement ordonnées qu'une Mathématique aveugle & neceſſaire exécute ce que l' intelligence la plus eclairée & la plus libre preſcrivoit.“

daß die Geſetze der Bewegung und Ruhe eine unausbleibliche Folge der Natur der Körper ſind; ſo beweißt eben dieſes die Vollkommenheit des höchſten Weſens, da nämlich alle Dinge ſo geordnet ſind, daß eine blinde nothwendige Mathematik dasjenige ausrichtet, was der verſtändigſte und freyſte Geiſt vorſchrieb. Das iſt eine vortreffliche Demonſtration, nur daß man ihren Grund nicht finden kann: Die natürliche Nothwendigkeit der kleinſten Handlung beweißt die weiſe Wahl eines höchſten Weſens: warum? weil ſie des verſtändigſten und freyſten Geiſtes Vorſchrift ausrichtet. Setzet dieſes nicht eben dasjenige voraus, was zu beweiſen war? Oder wenn dieſes eine gültige Antwort heiſſen ſoll: warum konnte ſie dem Hrn. von Maupertuis nicht eben denſelben Einwurf gegen Newtons Ordnung der Planeten heben? 31)

Allein, wir wollen annehmen, das Geſetz der kleinſten Handlung beweiſe den verſtändigſten und freyſten Geiſt: ſo würde es doch, nach des Hrn. von Maupertuis eigenem Urtheile, noch gar nicht deſſen Weisheit und Güte beweiſen, wenn der Zweck und Bewegungsgrund nicht etwas Gutes iſt. 32) Und wie kann er denn doch die Betrachtung der göttlichen Abſichten in der Natur verwerfen oder belachen; da ſein eigener Grundſatz keinen Beweis von eines höhern Weſens Weisheit und Güte giebt, wo er nicht ge=

31) Siehe oben die 9te Anmerkung.

32) Siehe die 28ſte Anmerkung.

gewiſſe Abſichten voraus ſetzet? Denn, in der körperlichen Bewegung liegt an ſich nichts Gutes, ſie mag klein oder groß ſeyn: ſondern ſie iſt höchſtens nur ein Mittel, das ſowohl zum Böſen als Guten angewandt werden kann. Könnte denn nicht auch lauter Böſes oder wenigſtens viel Böſes, durch die kleinſte Bewegung ausgerichtet werden? Wie kann alſo das Geſetz der kleinſten Bewegung an ſich ſelbſt die Weisheit und Güte des Schöpfers darthun, ſo lange man nicht ſieht, daß es zum Guten angewandt ſey, oder wie könnte es eine Antwort gegen das Böſe, das wirklich in der Welt iſt, geben? Sind darum Misgeburten, giftige Thiere und Pflanzen, Laſter, Schmerz und Tod nichts Böſes, weil ſie durch die kleinſte Bewegung hervorgebracht werden? Würde nicht das menſchliche Herz, wenn die Sache blos auf Bewegung ankäme, wünſchen, daß doch der ſo verſtändige und freye Geiſt lieber im Böſen ſparſamer, und in der Bewegung etwas freygebiger geweſen wäre?

Es läßt ſich aber auch nicht begreifen, daß das Böſe in der Welt eine nothwendige Folge dieſes Geſetzes ſeyn ſollte. Sind denn Stürme, Erdbeben, Ueberſtrömungen, Kriege, Mord, Brand, und alle Laſter, Früchte der kleinſten Bewegung? Wenn alle ſchädliche Thiere und Kräuter gar nicht erſchaffen wären, ſo würde deſto weniger Bewegung in der Welt ſeyn. Ja, man möchte vielmehr aus dieſem Geſetze folgern, daß ſehr viel Gutes und alle Lebendige hätten wegbleiben müſſen, damit ja nicht ſo viel Regens

und Bewegens, Geräuſches und Lärmens in der Welt entſtünde, ſondern alles todt und ſtille wäre, und die ganze Natur fein geruhig und ſanft ſchliefe.

Man hätte alſo wünſchen mögen, daß der Herr von Maupertuis uns auf der einen Seite deutlicher erkläret hätte, wie das Geſetz der Sparſamkeit das Gute nothwendig erzeuge, und ſich dadurch als eine Regel der Weisheit erweiſe; auf der andern aber ſo wenig Böſes, als nur möglich war, zulaſſe. Denn, an ſich ſcheint weder Böſes noch Gutes daraus zu folgen. Wenn nämlich nicht weiſe und gütige Abſichten vorausgeſetzt werden, wozu das Geſetz der Sparſamkeit, als ein Mittel, angewandt worden, ſo kann man aus dieſem Geſetze an ſich keine Weisheit, oder Wahl des Beſten, erkennen, noch das zugelaſſene Böſe damit zuſammen reimen. Um ſo viel weniger iſt zu begreifen, wie der Herr von Maupertuis wider den Beweis aus der Abſicht und der Uebereinſtimmung in der Natur ſtreitet, da er ihn ja ſo ſehr, als andere, nöthig hat. Das Schlimmſte iſt, daß der Herr von Maupertuis die Betrachtung des Guten in der Welt verdunkelt, ſchwächet, verkleinert, verlachet, des Böſen aber häufet und ſchärfet; und uns alsdenn, wenn er uns mitten in bekümmerte Gedanken hineingeführet hat, verläßt.

§. 15.

Es erhellet aus des Hrn. von Maupertuis eigenem Beyſpiele, daß man ſowohl von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Welt und ihrer

Theile,

Theile, als auch von dem ganzen Zuſammenhange der Dinge, und was derſelbe mit ſich bringet, imgleichen von der Weisheit und Güte des Urhebers ſehr verkehrt urtheile, wenn man nicht zuvor die Abſicht oder Endurſache feſt geſetzet hat. Wie ich nun dieſes bereits überhaupt gethan habe; ſo wird auch daraus klar ſeyn, daß die äuſſerſte Abſicht der Schöpfung ſo gütig, groß und edel ſey, als möglich, und daß die ganze Anlage und Einrichtung der Welt, nebſt den Geſetzen und Regeln der Natur, damit übereinſtimme; welches denn überhaupt genug iſt, die Vollkommenheit ſowohl des Werkes, als des Werkmeiſters, zu erkennen. Ehe ich aber die Einwürfe von beſondern Theilen verſtändlich heben kann, ſo wird auch zuvor nöthig ſeyn, daß ich die beſondern Abſichten bey den Thieren und Menſchen auf unſerm Erdboden ausführlicher darthue. Dann wird ſich beſſer erklären laſſen, daß ihnen ſo viel Vollkommenheit und Gutes von dem Schöpfer angediehen ſey, als nach jedes Weſen in der Verknüpfung der Dinge möglich war; und daß der Mangel einer mehrern Vollkommenheit, oder das Böſe, keine göttliche Abſicht ſey, ſondern theils in dem eingeſchränkten Weſen der verknüpften Dinge unvermeidlichen Gruud der Möglichkeit habe, theils in ſeiner wirklichen Zulaſſung neue Beweiſe der Weisheit und Güte des Schöpfers darreiche.

Ich werde alſo hier noch auf keine Einwürfe gegen die Weisheit und Güte des Schöpfers antworten. Es kann uns fürs erſte genug ſeyn, daß man über-

haupt

haupt ſchon ſieht, wie unzeitig und unbillig ſie angebracht, und wie ſchlecht ſie daher gehoben ſind. Denn, wie kann man von eines Dinges und ſeines Urhebers Vollkommenheit urtheilen, ohne es weder im Zuſammenhange, und nach ſeiner Abſicht, noch in ſeinen Theilen, der Betrachtung werth zu halten? Wie könnte man ſich mit jemanden einlaſſen, der hie und da aus des weiſeſten Königs Verordnungen etwas ergriffe, das ihm widrig ſchiene, um es zu tadeln; und wenn er gefragt würde, ob er denn die übrigen, ſo viel möglich, in ihrem Zuſammenhange betrachtet hätte, zur Antwort gäbe, er verſtünde theils nichts davon, theils handelten ſie von allerley nichtswürdigen Kleinigkeiten, die einem Könige unanſtändig, und der Mühe nicht werth wären? Man würde ihn vielmehr erſuchen, daß er ſich nicht übereilen, ſondern erſt Zeit und Geduld geben möchte, die beſondern Abſichten der Verordnungen, zur Erhaltung jedes Standes, ohne Vorurtheil aus den allgemeinen zu erforſchen, und hiernächſt alles in der Verknüpfung des Ganzen zu betrachten; und wenn er denn aller und jeder Anſtalten ihren Grund noch nicht völlig begreifen könnte, ſeine Unwiſſenheit der Weisheit des Königs nicht zur Laſt zu legen. Sollten wir nicht ſo billig und beſcheiden von den göttlichen Werken urtheilen, als Sokrates von den dunkeln Schriften des Heraklitus? Er las ſie doch ohne Verachtung; er bemühete ſich um ihre wahre Meynung; er ſuchte keine widrige aus ſchweren Stellen zu erzwingen; ſondern wie er gefragt ward, was er davon hielte, gab er zur

Ant=

Antwort: was ich verſtehen kann, das iſt vortreflich; darum vermuthe ich, das andere wird gleicher Art ſeyn, was ich nicht verſtehe. 33)

§. 16.

Aber, ſprechen andere, als Naturkündiger: behaltet eure Endurſachen unſerthalben für euch, miſchet ſie nur nicht mit in die Naturlehre, wo ſie gar keinen Nutzen haben, und oft zum Irrthume verleiten. Es iſt bekannt, was **Carteſius** und **Baco** dawider geſaget; 34) und viele der Neueren gehen darinn noch weiter, ſo daß ſie die Endurſachen nicht allein aus der Naturlehre als unfruchtbar und trüglich verweiſen, ſondern ſie auch an ſich ſelbſt, und in der Metaphyſik, kaum mehr wollen gelten laſſen; ja aus Vorurtheile, oder vielmehr Haſſe gegen dieſelben, faſt alle erſte Begriffe und Grundſätze der Wahrheit, als unnütze Grillen, verwerfen.

Der eine meynet: 35) die Vollkommenheit, worauf die Abſicht gerichtet ſey, und der zureichende Grund, den man darin ſuche, wären nur moraliſche Weſen, die nach menſchlichen Abſichten erſchaffen wären; willkührliche Verhältniſſe, die wir allgemein gemacht hätten;

33) Diog. Laertius II. 22. ἃ μὲν συνῆκα, γενναῖα· οἶμαι δὲ, καὶ ἃ μὴ συνῆκα.

34) Siehe, was Cudworth im Syſtemate Intellectuali Cap. V. Sect. I. §. 59 ſqq. und Parker de Deo & Provid. Diſſ. III. Sect. 16 p. 283 ſqq. dagegen erinnert haben.

35) Herr Büffon in ſeiner allgemeinen Hiſtorie der Natur, 1 Th. 2 Band p. 45 ſqq. und p. 20.

ten; Gegenſtände unſerer Neigungen und Leidenſchaften, die anſtatt, daß ſie was Wirkliches hervorbringen ſollten, nur das Wirkliche veränderten, und mit unſern Neigungen verwirreten: aus Endurſachen etwas ſchlieſſen wollen, ſey nichts anders, als die Wirkung für die Urſache annehmen. Es heißt bey einem andern: 36) Man nennet ein Syſtème der Endurſachen denjenigen Theil der Phyſik, oder vielmehr Metaphyſik, (oder vielleicht weder der einen noch der andern,) welcher den Zweck hat, die Geſetze der Natur, vermittelſt der Abſichten, welche der Urheber der Natur ſich dabey vorgeſetzet hat, zu entdecken. Dieſe Theorie gründet ſich auf ſo wahre, aber ſo unfruchtbare, und ſo oft trügliche Sätze, als daß nichts ohne zureichenden Grund

36) Der Herr Verfaſſer von den Melanges de Litterature, d'Hiſtoire & de philoſophie Vol. I. p. 257. ſagt von dem Syſteme des cauſes finales: „On appelle ainſi cette partie de la Phyſique, ou plûtôt de la Metaphyſique (ou peut être ni de l'une ni de l'autre) qui a pour but de decouvrir les lois de la Nature par la fin que ſon auteur s' eſt propoſée en établiſſant ces loix. Cette Theorie eſt fondée ſur des axiomes ſi vrais, mais ſi peu féconds, & ſouvent ſi trompeurs, que rien ne ſe fait ſans raiſon ſuffiſante, que la nature agit toûjours par les voies les plus ſimples, & ſur quelques autres auſſi certains, & auſſi inutiles. Le Chancelier Bacon, qui avoit ſenti, combien cette maniere de philoſopher étoit une voie ſterile pour les decouvertes, la comparoit avec beaucoup de fineſſe & de verité, à une vierge conſacrée à Dieu, qui ne produit rien."

Grund geſchieht, daß die Natur durch die einfachſten Mittel handelt, und auf einige andere, die eben ſo gewiß, aber auch eben ſo unnütze ſind. Der Kanzler Baco, welcher wohl einſah, daß dieſe Art zu philoſophiren für Entdeckungen nicht fruchtbar ſey, verglich ſie mit einer Gottgeweiheten Jungfrau, die nichts gebieret; welches mit eben ſo feinem Witze, als wahr, geſaget iſt. Ein berüchtigter Epikurus neuerer Zeit, der ſeine beſonderen Urſachen hatte, wider die Abſichten in der Natur, und alle Spuren der göttlichen Weisheit zu ſtreiten, ſagt nicht allein von dem zureichenden Grunde, 37) daß es blos ein Satz ſey, der zum gewiſſen Lehrgebäude erfunden worden, und der in der Erforſchung von Wahrheiten ganz und gar keinen Nutzen habe; ſondern er füget noch, damit er ja allen Zügel geſunder Vernunft abwerfe, hinzu: Die Leibnitziſche Philoſophie führet auch zu einem andern Grundſatze, der noch unnützer iſt; das iſt der Satz des Widerſpruches.

Nun will ich den erſteren Herren des la Mettrie ſeine Ausſchweifungen gar nicht beymeſſen; aber war es

37) Mr. de la Mettrie Abregé des Syſtemes §. 3. nennet das Principe de la Raiſon ſuffiſante, „un Principe de Syſteme, & fort inutile dans la recherche de la verité,“ und füget hinzu: „la Philoſophie de Mr. Leibnitz porte encore ſur un autre principe, mais moins, & encore plus inutile, c'eſt celui de contradiction.“ Welch ein Philoſoph!

es zur Behauptung ihrer Meynung nöthig, eine Sprache zu führen, die den Atheiſten ganz gerecht iſt? Denn, wer Gott aus der Natur wegdenken, und alle Ehrbarkeit unter Menſchen aufheben will, der muß ſich durch keine Widerſprüche aufhalten laſſen, und um keinen zureichenden Grund, weder der Dinge ſelbſt, noch ſeiner Sätze, bekümmern. Konnten die Endurſachen gar nicht aus der Naturlehre verwieſen werden, ohne die erſten Regeln der Vernunftkunſt und Grundwiſſenſchaft, das iſt, aller Wahrheit, zu verachten? Sollte dieſe Art zu denken einen vortheilhaften Begriff von ihrer Meynung geben, welche aller wilden Vernünfteley ein weites Feld eröffnet? Oder iſt wohl eine gründliche Naturlehre ſelbſt was anders, als eine Erforſchung des zureichenden Grundes der Begebenheiten, welcher mit der Natur und dem Weſen der Dinge ohne Widerſpruch beſteht? Allgemeine Wahrheiten und Grundſätze können nicht unfruchtbar ſeyn, weil ſie den Samen aller übrigen Wahrheiten in ſich halten. Gebähren ſie dennoch bey einigen, gleichſam als die geweiheten Jungfrauen im Kloſter, nichts; ſo wird die Schuld entweder an deren Unvermögen ſeyn, bey welchen ſie wohnen, oder daß ſie ein übereiltes Gelübde gethan haben, ſich ihrer zu enthalten.

In der That ſind jedoch gedachte Herren dieſen Schönen ſo abhold nicht, daß ſie ſich ihrer nicht zum öftern bedienen ſollten, aber es muß niemand wiſſen; und ſie ſind mit ihnen ſo weit wohl zufrieden, wenn ſie nur nichts zur Welt bringen, was Abſichten hat.

Ein Unglück für Leibnitz, da er entdeckete, daß ſie auch mit Abſichten ſchwanger gehen. 38)

Aber

38) Ich bediene mich dieſer Ausdrücke nicht, als ob ich darinn einen Witz ſuchte, ſondern nur zu zeigen, wenn ja Bacons Ausdruck, nach Herrn d'Alembert Urtheil, witzig ſeyn ſoll: daß ſich die Wahrheit durch ſo genannte bon mots ſo wenig umſtoſſen als beweiſen laſſe. Lord Bolingbroke ſagt in ſeinen Works Vol. III. p. 403 nicht unbillig von dieſem Ausdrucke Bacons, „that the Chancellor expreſſes himſelf rather prettily than truly. Es iſt überdieß nichts leichter, als denen Herrn, welche die Sätze des zureichenden Grundes und des Widerſpruches als unnütz verwerfen, aus ihren eigenen Schriften zu zeigen, daß ſie in ihren Urtheilen und Folgerungen ſo verfahren, als hätten ſie ſich beſtändig die Regeln vorgeſchrieben, es ſey nichts ohne zureichenden Grund, und widerſprechende Dinge ſeyn unmöglich, oder laſſen ſich nicht gedenken. Dieſes hat der Herr Kästner dem Herrn Büffon bey dem 1 Th. 2 B. p. 45. ſq. der Hiſtorie der Natur, was den Satz des zureichenden Grundes betrifft, mit allem Rechte vorgehalten. Aber, es geht manchem, wie dem Bourgeois-Gentilhomme, er redet Proſe, und weißt es ſelbſt nicht. Wenn man alſo nicht nach deutlichen Begriffen von den Regeln ſeines Denkens, und von deren Gebrauche und Nutzen, verfährt, ſo iſt die Verachtung der Regeln nicht anders anzuſehen, als eines Menſchen, der die Grammatik und Optik für unnütz erkläret, weil er, auch ohne dieſe Wiſſenſchaften, ſprechen und ſehen kann. Das iſt wahr; aber er kann auch deſto leichter irren, deſto weniger die Wahrheit erfinden und einſehen, deſto weniger ſich und andere davon überführen. Der Herr Büffon giebt einen offenbaren Beweis, daß er von dem zureichenden Grunde

nicht

Aber im Ernſte: laſſet uns den Wortſtreit, ob die Endurſachen ein Theil der Phyſik oder Metaphyſik ausmachen, bey Seite ſetzen, und nur fragen, theils,

nicht allein keinen deutlichen, ſondern auch einen irrigen Begriff gehabt, wenn er meynet, Leibnitz hätte unter dieſem Namen bloß die Endurſachen verſtanden und erheben wollen; wie Herr Käſtner abermals p. 44. ſehr wohl bemerket. La Mettrie nennet es daher auch ein Principe de Syſtème. Man ſieht aber daraus, warum die Herren dem zureichenden Grunde, oder vielmehr der Vernunft, ſelbſt feind werden, weil ſie fürchten, ſie möchten dadurch auch zum Erkenntniſſe der Endurſachen geführet werden. Ich bedaure, daß ich dieſen Satz auch noch vielen meiner ungegründeten Landesleute verſtändlich zu machen Urſach habe. Leibnitz ſagt mit dieſem Ausdrucke des zureichenden Grundes, oder desjenigen, woraus ſich völlig verſtehen läßt, warum etwas ſey; nichts anders, als was das Wort Principe überhaupt undeutlich ſaget: erſtlich, alles dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum etwas in einem Dinge innerlich möglich oder nothwendig ſey (das iſt, ein Principium eſſendi, oder das Weſen und Weſentliche); imgleichen dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum etwas wirklich ſey oder werde (Principium fiendi, oder die wirkenden Urſachen mit ihren Kräften und deren Regeln und Maaße); ferner, dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum etwas wahr ſey, oder warum unſere Gedanken mit den Dingen, und mit einander übereinſtimmen (principium cogitandi, oder die Grundſätze aller Wahrheiten); endlich dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum man etwas wolle oder wollen müſſe (Principium volendi, oder die Gründe der freyen Handlungen und Sittlichkeit). Meynet nun

ob ſie an ſich Grund haben; theils, ob ſie zur Entdeckung natürlicher Wahrheiten etwas beytragen können; theils, ob ſie mit denſelben in der Weltweisheit nicht zu verknüpfen ſind?

§. 10.

Ich habe oben gezeigt, daß die Endurſachen oder Abſichten in dem Weſen körperlicher Dinge gegründet ſind, weil kein lebloſes Ding als wirklich gedacht werden kann, wo nicht ſein Weſen, ſeine Beſchaffenheit, nebſt ſeiner Wirklichkeit, aus Abſicht auf die Lebendigen beſtimmet worden. Der Herr B. aber giebt die Endurſachen, oder die Abſichten auf die Vollkommenheit, für moraliſche Weſen aus, die blos nach menſchlichen Abſichten erſchaffen ſind; für willkührliche Verhältniſſe, die wir allgemein gemacht haben; für moraliſche Uebereinſtimmungen mit unſern Neigungen, wodurch die Wirklichkeit der Dinge verkehrt vorgeſtellet

jemand, daß man ohne Principe, zureichenden Grund, d. i. ohne Verſtand und Einſicht, was einem beliebet, von den Dingen bejahen und verneinen könne, und daß dieſer Zwang nur ein Principe de Syſteme ſey: ſo kann man ihme ſeine wilde Philoſophie gern laſſen. Will man noch eine nähere Erklärung haben, was völlig verſtehen heiſſe; ſo dienet zur Nachricht, es heiſſe ſo viel, als klar und deutlich einſehen, ob eins mit dem andern einerley ſey oder nicht, dem andern widerſpreche oder nicht. Durch dieſe deutliche Erklärung des zureichenden Grundes werden alle Principia brauchbarer und gewiſſer; und es zeiget ſich, daß Metaphyſik, Mathematik, Phyſik, Logik, Ethik, zuſammen hängen, und eine gemeinſchaftliche Regel haben.

let wird. Er geſteht denn doch ſo viel, daß es ein Verhältniß und eine Uebereinſtimmung mit menſchlichen Abſichten und Neigungen gebe, weswegen wir den Dingen eine Vollkommenheit beylegen. Und wer kann das läugnen? Wir ſuchen Augen, Ohren, Naſe, Mund und alles Gefühl zu ergözen, und nicht allein mit Luſt zu leben, ſondern auch unſer Geſchlecht fortzupflanzen. Hiermit ſtimmet der Bau unſers ganzen Leibes, beſonders der Werkzeuge unſerer Sinnen, und der Zeugungsglieder in beyderley Geſchlechtern, ferner aber das Daſeyn und die Beſchaffenheit anderer äuſſerlichen Dinge, und die Regeln, wornach ſie auf unſere Sinne wirken, kurz, die ganze Natur überein. Wir ſuchen Erkenntniß der Dinge und ihrer Urſachen, hauptſächlich aber ein Vergnügen an der Schönheit und Ordnung derſelben, endlich auch eine Zufriedenheit an unſern eigenen Handlungen. Hiermit ſtimmen abermals die ganze äuſſerliche Welt, und unſere eigenen Seelenkräfte, und deren eingepflanzte Regeln überein: und wie die Welt alle Wiſſenſchaft und Kunſt, alle Schönheit und Ordnung in der Wirklichkeit enthält, ſo ſind unſere Seelenkräfte, nach ihren eingepflanzeten Regeln, fähig, eine Einſicht davon zu faſſen, und ein ſüſſes Vergnügen daran zu nehmen.

Nun fraget ſich: iſt dieſes Verhältniß, und dieſe Uebereinſtimmung der Dinge mit unſern Neigungen, ein bloſſes moraliſches Weſen, eine bloſſe moraliſche Uebereinſtimmung, ein bloſſes willkührliches Verhältniß, das wir Menſchen nur nach unſern Abſichten erſchaf-

ſchaffen und allgemein gemacht haben? Das wäre lächerlich zu ſagen, und wider alle Wahrheit. Die Dinge ſelbſt, ſowohl als wir, und ihr Verhältniß zu uns, ſind wirklich, und das Verhältniß zu uns iſt in der Natur und ihren Kräften und Regeln gegründet. Unſere Gedanken, Neigungen und Wille können daſſelbe nicht ſchaffen oder ändern, noch eine Welt nach unſerm Sinne bauen; aber wir können wohl ein Denkbild oder einen Begriff dieſes natürlichen Verhältniſſes der Dinge zu unſern Neigungen faſſen, und uns daran ergötzen; und in ſolchem Begriffe iſt Wahrheit, weil er das Wirkliche, wie es iſt, vorſtellet. Nun iſt dieſe Uebereinſtimmung der Dinge mit unſern Neigungen, das iſt, mit unſerm Wohl, dasjenige, was ich eine äuſſerliche Vollkommenheit der Dinge nenne. Demnach iſt dieſe Vollkommenheit der Dinge nichts, das wir Menſchen, durch oder nach unſerm Willkühr und Abſichten, geſchaffen hätten; ſondern ſie iſt, ehe wir noch Abſichten hatten, in dem Weſen und in der Natur der Dinge, und unſerer ſelbſt, feſt gewurzelt. Oder, wird ſie darum willkührlich, weil wir uns eine allgemeine Einſicht davon erwerben, und davon ein Gefühl haben? So müßte auch das Verhältniß der Urſachen zu ihren Wirkungen willkührlich, und von Menſchen erſchaffen genannt werden; welches ungereimt wäre.

Ich habe dieſen Kunſtgriff bey dem Herrn B. an vielen Orten bemerkt. Wenn er gegen eine Erfahrung, oder gegen Schlüſſe, die ihm nicht anſtehen, ſtreitet; ſo ſpricht er nur, um ſolche verhaßt zu machen, ſie

ſeyn

ſeyn willkührlich: und darinn beſteht ſeine ganze Widerlegung. Wir müſſen es aber gerade umkehren. Denn, wer das Verhältniß, was vor und ohne unſern Willen wirklich iſt, und in der Natur und ihren Regeln Grund hat, für willkührlich ausgiebt, der verfährt in ſolchem Urtheile ſelbſt willkührlich, und hat nicht die Wahrheit der Dinge, ſondern bloß ſeine Abneigung, zum Grunde. Wir werden unten noch mehrere Beyſpiele ſolches Verfahrens zu beobachten Gelegenheit haben. Sollte man dem Herrn B. ſeine willkührlichen Sätze und Hypotheſen nehmen: was bliebe denn von ſeinem ganzen Syſteme übrig?

Wir verſtehen, ja wir fühlen demnach, daß das Verhältniß und die Uebereinſtimmung der Dinge mit unſern Neigungen und mit unſerm Wohl, das iſt, die äuſſere Vollkommenheit der Welt, in der Natur ſelbſt, und nicht in unſerm Willen, Grund habe. Nun frage ich weiter: woher kömmt denn dieſe Uebereinſtimmung mit unſerm Wohl, oder die äuſſerliche Vollkommenheit der Welt? Iſt dieſe Frage unnütz? ſo müßte die Sache ſchon aus der Welt oder Natur ſelbſt völlig verſtändlich ſeyn; oder, mit Leibnitz zu reden, ſo müßte die Welt und Natur völligen und zureichenden Grund dieſer Uebereinſtimmung in ſich halten, und dieſe folglich ſchlechterdings nothwendig ſeyn. Aber eine äuſſerliche Vollkommenheit und Uebereinſtimmung eines lebloſen Dinges, mit einem anderen, kann nicht ſchlechterdings nothwendig ſeyn, und in ihm ſelbſt Grund haben, weil ihm alles einer-

ley iſt, und ſeine Beſchaffenheit ſo wenig, als ſeine Wirklichkeit, durch ſein eigen Weſen beſtimmet wird, ſondern, wie eine jede lebloſe Maſchine, von einem Werkmeiſter, um der Lebendigen willen, oder in Abſicht auf deren Nutzen, ſeine Wirklichkeit und Einrichtung bekommen haben muß. Durch dieſe Abſichten wird das Daſeyn und die Beſchaffenheit der Welt ſowohl als einer Maſchine verſtändlich; an ſich ſelbſt aber iſt und bleibt alles unverſtändlich.

Daraus kann auch Herr B. erkennen, warum man alle Wirkungen der Natur, die zum Nutzen der Lebendigen gereichen, vernünftiger Weiſe für Endurſachen halten müſſe: das iſt, für ſolche Wirkungen, die in den Gedanken des Urhebers der Natur der Zweck geweſen ſind, zu deſſen Hervorbringung die Welt als ein Mittel hat dienen ſollen; daß folglich der erſte Grund aller Wirklichkeit und Beſchaffenheit natürlicher Dinge in dieſer Abſicht zu ſuchen iſt. Es ſcheint, Hr. B. habe dieſes durch den Ausdruck lächerlich machen wollen, da er ſaget; **Diejenigen, welche die Frage, warum gewiſſe Dinge vorhanden** (er könnte auch ſagen, ſo, und nicht anders beſchaffen) **ſind, durch die Endurſachen zu beantworten glauben, bemerken nicht, daß ſie die Wirkung für die Urſache anſehen.** Allein, er wird doch durch ſeine Urſachen Endurſachen verſtehen, die er eben genannt hatte, und nicht mit Worten ſpielen wollen, oder uns andichten, daß wir die Wirkungen für die wirkenden Urſachen hielten. Aber ſelbſt das Wort Endurſache, oder Abſicht, wird niemand

mand den Wirkungen im andern Verſtande beylegen, als objective, ſo ferne dieſe Wirkung ein Gegenſtand der Abſichten des Werkmeiſters waren. Und was iſt denn darinn ungereimtes? Er wird ja ſelber wiſſen, was ſchon die Schulweiſen ganz recht geſagt haben, das ultimum in executione ſey primum in intentione, die Wirkung, welche zuletzt entſteht, ſey das erſte in der Abſicht geweſen. Wie kann er aber ſo dreiſte ſagen, die Verhältniſſe der Sachen zu uns hätten gar keinen Einfluß in ihren Urſprung? Vielmehr, wenn keine gewiſſe Abſicht bey einem lebloſen Dinge voraus geſetzt wird, welche ein übereinſtimmendes Verhältniß mit dem Nutzen der Lebendigen ſuchet; ſo fällt ſogar aller Begriff ſeines Weſens und ſeiner Beſchaffenheit und Wirklichkeit weg. So lange man nicht weiß, was Leber, Milz, Pancreas, und andere Gefäſſe, in den menſchlichen nnd thieriſchen Leibern für Nutzen und Verrichtung haben; ſo kennet man dieſe Gefäſſe auch noch nicht. Ein jedes Ding in der Welt, deſſen Nutzen in dem Zuſammenhange wir noch nicht wiſſen, iſt uns wie ein unbekanntes mathematiſches Inſtrument, eine unbekannte Maſchine. Wenn man nicht die Abſicht einer Uhr, Mühle, oder jeden Maſchine, d. i. ihr Verhältniß mit dem Nutzen der Menſchen, ſetzet; ſo weiß man nicht, was eine Uhr, eine Mühle oder jede Maſchine ſey: und will man ſie mit Verſtand als wirklich und ſo beſchaffen gedenken, wie ſie iſt; ſo muß man ſich auch gedenken, daß dieſe Abſicht einen Werkmeiſter bewogen habe, ſie hervor zu bringen, und ſo einzurichten.

§. 18.

§. 18.

So ferne hat demnach die Betrachtung der Abſichten in der Natur vernünftigen Grund. Aber hilft ſie uns etwas im Erkenntniſſe der Natur; oder iſt ſie vielmehr da, als unnütz und ſchädlich, zu entfernen? Ich halte dafür, man kann der Sache zu viel und zu wenig thun. Wer etwa dächte: ich ſehe die Endurſache der Dinge überhaupt ein, alſo weiß ich auch die beſondern Abſichten und die Mittel zur Ausrichtung dieſes und jenes Endzwecks, der würde ſich eben ſo ſehr betrügen, als wenn einer meynte, daß er aus den allgemeinen Geſetzen der Bewegung nun ſchon alle beſondere, ohne weitere Erfahrung, finden könnte. Denn, eines Theils wiſſen wir aus der allgemeinen Abſicht auf das Wohl der Lebendigen nicht die beſondern Abſichten, oder die Arten aller möglichen Lebendigen, heraus zu bringen: andern Theils können die zufälligen Dinge durch vielerley Mittel zur Wirklichkeit gebracht werden, und unſer Verſtand reichet bey weitem nicht dahin, alle Aufgaben der göttlichen Abſichten durch den kürzeſten Weg, oder die weiſeſten Mittel, aufzulöſen. Wir würden ſelbſt in menſchlichen Stiftungen und Werken bloß aus der allgemeinen Abſicht nichts ſicheres ſchlieſſen. Wenn man daher, ohne weitere Erforſchung der Natur, bloß nach unſerer wenigen Einſicht, errathen wollte, welche Dinge in der Welt ſeyn, was ſie für eine Beſchaffenheit haben, wozu ſie beſtimmt ſeyn, und wie ſie wirken müßten; ſo würden wir mehrentheils irren, höchſtens nur muthmaaſſen.

Allein

Allein auf der andern Seite geht man auch zu weit, als ob man aus den Endurſachen, nicht einmal mit Zuziehung der Naturgeſchichte, neue Wahrheiten in der Naturlehre, von dem Daſeyn gewiſſer Dinge, von ihrer Beſchaffenheit, und von ihrer Art der Wirkung, entdecken könnte. Wer mit Erſindungen umgegangen iſt, der weiß wohl, daß man die Natur durch mancherley Wege beſchleichen müſſe, und wird leicht begreifen, ob und was ſich, aus der Verbindung allgemeiner Sätze mit den beſonderen der Erfahrung, ſchlieſſen laſſe. Wie ich nun auf die Weiſe oben die Regeln angegeben habe, wornach man, aus der allgemeinen Abſicht der Schöpfung, die beſondern Abſichten ſchlieſſen kann: †) ſo laſſen ſich auch Wege zeigen, worauf man die Spur zu den Mitteln der Abſichten in der Natur, und deren Art zu wirken, findet. Aber ich will hier die Sache lieber augenſcheinlicher durch Beyſpiele bewähren.

Ich habe oben ſchon einige Beyſpiele gegeben, wie das argumentum analogiæ, oder der Schluß aus der Aehnlichkeit der Dinge, in der Naturwiſſenſchaft, mit groſſem Vortheile gebraucht ſey, da es ſich doch hauptſächlich auf das Verhältniß der Dinge, als Mittel, mit einer ſchon bekannten allgemeinen Abſicht, gründet. *) So geben auch die Regeln der Weisheit theils Irrthümer, theils Wahrheiten in der Naturlehre zu erkennen. Denn woher ſchloſſen die Alten,

Ana-

†) Siehe oben §. 4. P. 275.

*) Siehe §. 8. P. 288.

Anaximander, Philolaus, Ariſtarchus von Samos, Plato und Nicetas von Syracus, ꝛc. woher Copernicus, daß die Erde ſich bewegen müßte? Sie wußten dieſes gewiß noch nicht aus Erfahrungen, oder bekannten Bewegungsgeſetzen, darzuthun. Sie ſchloſſen es bloß daher, weil es ungereimt ſeyn würde, daß das, welches durch die Drehung einer einzigen kleinen Kugel ausgerichtet werden konnte, durch Wälzung des ganzen Himmels um unſere Erde ſollte zuwege gebracht ſeyn. Woher dachten die Alten, daß es Gegenfüſſer geben müßte, woher Columbus, daß nach Weſten noch mehrere Länder ſeyn würden, **) als weil beydes dem göttlichen Zwecke, die Erde zum Wohnhauſe für die Lebendigen, inſonderheit Menſchen, zu bereiten, gemäß wäre?

Die Regel der Stätigkeit, (lex continuitatis) welche Leibnitz entdecket hat, und nachher viele vernünftige Weltweiſe als wahr und richtig erkannt haben, vermöge deren alles in der Welt in Einem fortgeht, und nirgend eine Lücke oder ein Sprung in der Natur anzutreffen iſt, iſt nichts, als eine Regel der

**) Wollte man ſagen, daß Columbus ſich vielleicht auf alte Nachrichten, etwa des Martin Behaim aus dem Geſchlechte von Schwarzach, wie Joh. Fried. Stuvenius de vero novi orbis inventore will, gegründet haben möchte: ſo bleibt, bey dieſer an ſich unwahrſcheinlichen Muthmaaſſung doch allemal gewiß, daß er auf erwähnte Weiſe, auch ohne fremde Erfahrung, zu ſeiner Entdeckung hätte geführt werden können.

der Weisheit; 39) und dienet doch, nicht allein viele Irrthůmer aus der Naturlehre zu verbannen, ſondern auch viele unbekannte Wahrheiten zu entdecken. Leibnitz ſchließt bey einer gewiſſen Gelegenheit daraus: 40 a) daß

39) Leibnitz ſagt in einem Briefe, bey dm Hrn. Kőnig in ſeinem Appel. au Public, p. 44. ſq. „Je penſe avoir de bonnes raiſons pour croire, que toutes les differentes claſſes des Etres, dont l'aſſemblage forme l'Univers, ne ſont dans les idées de Dieu, qui connoit diſtinctement leurs gradations eſſentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne ſouffre pas qu'on en place d'autres entre deux, à cauſe que cela marqueroit du deſordre & de l'imperfection —— Tous les ordres des Etres naturels ne forment qu'une ſeule chaîne, dans laquelle les différentes claſſes, comme autant d'anneaux, tiennent ſi étroitement les unes aux autres, qu'il eſt impoſſible aux ſens & à l'imagination de fixer préciſement le point, où quelqu'une commence, on finit.“ Ariſtoteles hat ſchon einen Begriff von dieſer Naturkette gehabt, wenn er T. II. Opp. P. 549. B. ſchreibt: ἡ γὰρ φύσις μεταβαίνει συνεχῶς ἀπὸ τῶν ἀψύχων εἰς τὰ ζῶα, διὰ τῶν ζώντων μὲν, οὐκ ὄντων δὲ ζώων, οὕτως ὥστε δοκεῖν πάμπαν μικρὸν διαφέρειν θατέρου θάτερον τῷ σύνεγγυς ἀλλήλοις. Die morgenlåndiſchen und griechiſchen Weltweiſen haben eben dieſe Regel der Ståtigkeit auf die Geiſterwelt angewandt.

40 a) Eben daſelbſt p. 46. „Ainſi l'exiſtence de Zoophytes, par exemple, ou comme Buddeus les nomme, de Plant-Animaux, n'a rien de monſtrueux; mais il eſt même convenable à l'ordre de la Nature, qu'il y en ait. Et telle eſt la force du Principe de continuïté chez moi, que non ſeule-

daß auch thierartige Pflanzen [oder pflanzenartige Thiere in der Welt ſeyn müßten,] und daß die Beobachtung der Natur dereinſt dergleichen, es ſey in der

ſeulement je ne ſerois point étonné d'apprendre, qu'on eut trouvé des Etres, qui par rapport à pluſieurs proprietés, par exemple, celle de ſe nourrir, ou de ſe multiplier, puiſſent paſſer pour des végétaux à auſſi bon droit que pour des animaux, & qui renverſaſſent lès regles communes, bâties ſur la ſuppoſition d'une ſeparation parfaite & abſolue des differens ordres des Etres ſimultanés, qui rempliſſent l'Univers; j'en ſerois ſi peu étonné, dis je, que même je ſuis convaincu qu'il doit y en avoir de tels, que l'Hiſtoire naturelle parviendra peut-être à les connoitre un jour, quand elle aura étudié davantage cette infinité d'Etres vivants, *que* leur petiteſſe dérobe aux obſervations communes, & qui ſe trouvent cachés dans les entrailles de la Terre & dans l'abime des Eaux." Leibnitz kann hier keine ſolche pflanzenartige Thiere, als urticas, ſpongias &c. gemeynet haben, dergleichen die Alten, nämlich Ariſtoteles de partibus animalium Lib. IV. Cap. 5. Tom. II. Opp. p. 549. ſq. und Plinius Lib. IX. Cap. 45. ſchon gekannt, und jener ἐπαμφοτερίζοντα φυτῷ καὶ ζώῳ τὴν φύσιν nennet, dieſer als ſentientia, quæ neque animalium neque fruticum, ſed tertiam quandam ex utroque naturam habent, beſchreibt: Leibnitz auch ſelbſt aus Budäo mit dem Namen Zoophytes beleget. Denn, wenn dieſe ihm gleich aus dem Ariſtoteles und Plinius nicht bekannt geweſen wären: ſo würde er ſie doch bey dem Aldrovandus, Jonſton und andern ganz gemeinen Geſchichtſchreibern der Natur gefunden haben. Er nimmt hier ja auch ſolche Zoophytes ſchon als wirklich exiſtirend an, und ſagt nur, daß ſie keine Misgeburten der Natur wären; aber er geht in der Anwendung ſeines Grundſatzes weiter zu ſolchen

der Erde oder im Waſſer, entdecken würde. Und ſiehe, daß er aus dieſer Regel der Weisheit richtig geſchloſſen habe, das hat die neuere Erfahrung beſtätigt, da man ſolche thierartige Pflanzen wirklich gefunden; ich meyne die **Polypen** des Trembley, welche in ihrer Vermehrung, auch wenn ſie zerſchnitten werden, und die **Corallen** und **Madreporen**, welche beydes in ihrer Vermehrung und ihrem Wuchſe den Pflanzen gleich ſcheinen, und doch ein Leben haben. 40 b) Daher zweifle ich nicht, **Leibnitz** habe Recht gehabt, zu

ſolchen Geſchöpfen, die den Pflanzen in der Nahrung und Vermehrung noch näher kommen ſollten, dergleichen man zu ſeiner Zeit nicht wirklich entdecket hatte, und die man vielleicht in Klimms erdichtete unterirrdiſche Welt verwieſen hätte. **Leibnitz** aber ſagt, nach meinem Grundſatze müſſen ſie ſeyn, und man wird ſie dereinſt finden. Trifft nun dieſes nicht bey den Polypen, Corallen und Madreporen ein, die wir erſt neuerlich, mit Gewißheit, theils als vollkommene lebendige Pflanzen, die aus dem Mutterſtamme wachſen, und ſich auch durch Zerſchneidung vermehren laſſen, erkannt, theils aus Pflanzen in lebendige Thierneſter verwandelt geſehen?

40 b) [Von der Natur und den Eigenſchaften der Pflanzenthiere oder vielfachen Thiere, in wie ferne ſie nämlich entweder den Pflanzen ähnlich ſind, oder ihre thieriſche Natur zeigen, habe ich in einem Anhange zu der dritten Ausgabe der Betrachtungen über die Triebe der Thiere gehandelt.]

zu ſagen, 41) daß ſein Grundſatz zur Entdeckung vieler andern wichtigen Wahrheiten dienen würde, wenn man ihm nachgienge.

Wenn wir nachforſchen, woher Newton gefolgert habe, daß die Pol-Axe der Erden ſowohl, als aller übrigen Planeten, kürzer ſeyn müſſe, als der Durchmeſſer des Aequators; oder daß die Erde, ihrer Ründe nach, ſo zu reden, einer Pomeranze ähnlicher ſeyn müſſe, als einer Citrone: ſo findet ſich, daß er zwar viele andere ſonſt bekannte Wahrheiten zum Grunde gelegt, aber daß doch guten Theils auch die göttlichen Abſichten, und die Wahl des Beſten, einen Einfluß in den Beweis gehabt. 42) Denn in der Drehung der

41) Eben daſelbſt: „Le Principe de Continuïté eſt donc hors de doute chez moi, & pourroit ſervir à établir pluſieurs vérités importantes dans la veritable Philoſophie, laquelle s' élevant au-deſſus des ſens & de l' imagination, cherche l' origine des Phenomènes dans les Regions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce ſiècle n' eſt point faint pour les recevoir,

42) Man findet dieſen Beweis, auf eine jedem begreifliche Weiſe, ſo erklärt, in der Voyage Hiſtorique de l' Amerique Meridionale, ait par Don George Juan & Don Antoine d' Ulloa, pour determiner la Figure & la Grandeur de la Terre, Amſterd. & Leipz. 1752. 4. in dem II. vol. im Diſcours Préliminaire p. 9-13. Newton ſelbſt, welcher ſeinen Lehrſatz auf alle Planeten insgemein zieht, beruft ſich unter andern auf die Ueberſchwemmung, welche ſonſt um den Aequator alles Land bedecken würde. Siehe Philoſophiæ Nat. Principia Mathematica, T. III, P, .I Propoſ, XVIII, theorem, XVI.

der Erde um ihre Polare ſtehen die bewegten Theile um den Aequator am weiteſten von der Axe ab: folglich haben ſie den größten Schwung, oder das größte Bemühen, ſich von der Axe zu entfernen. Dadurch wird ihre Schwere, oder ihre Senkung zum Mittelpunkte der Erde, deſto geringer, als derer, die nach den Polen zugehen: mithin ſind alle Theile um und gegen den Aequator leichter, als diejenigen, die nach den Polen zulaufen. Bey ſolcher Beſchaffenheit aber würde die Erde kein Gleichgewicht haben, wenn die Leichtigkeit der Theile um den Aequator nicht durch ihre Menge erſetzt würde, damit ſie den ſchweren Theilen gegen die Pole am Gewicht gleich käme. Denn, wenn ſich die Erde auch bey der verſchiedenen Schwere ohne Schwanken drehen, und wohnbar ſeyn könnte; ſo würde das doch nur angehen, wenn alle ihre Theile lauter feſtes Land wären. Da aber auch die Erdfläche zum Theile mit Waſſer bedeckt iſt, ſo würde dieſes flüßige Element, bey dem Drehen, von den ſchwerern Theilen, das iſt, von den Polen, zu den leichteren, oder gegen den Aequator, hindrängen, und daſelbſt hoch aufſchwellen, und folglich alles Land überſchwemmen und unwohnbar machen; gleichwie das übrige, nach den Polen, der mehreſten Flüßigkeit beraubt und dürre bleiben würde.

Wenn Newton dieſes allein von der Erde ſchlöſſe: ſo möchte man ſagen, er gründe ſich blos auf die Erfahrung, daß die Erde um den Aequator wirklich bewohnt ſey. Allein, da er es auf alle Planeten zieht,

ſo gründet er ſich auf die allgemeine Abſicht des Schö⸗pfers, und die weiſeſten Mittel dazu. Er ſetzet: Die Planeten müſſen in ihrer Bewegung ein Gleichgewicht haben. Und warum das? kann ſich eine Kugel nicht auch ſchwankend bewegen? nicht um den Aequator mit lauter Waſſer überſchwemmt ſeyn? Es iſt an ſich mög⸗lich, und kein anderer Grund, daß ſolches nicht zu ſeyn geſchloſſen wird, als in den weiſen und gütigen Abſichten Gottes, damit die Planeten deſto wohnba⸗rer wären für die Lebendigen.

Ich muß dieſem Beyſpiele ein anderes von der Entdeckung des Hrn. Johann Bernoulli hinzufü⸗gen. Der hatte gefunden, daß ſich ein Körper, beym ſchiefhängenden Ablaufe, am geſchwindeſten in einer Cycloidenlinie bewege. Nun ſetzt er von der ſchiefen Brechung des Lichts in unſerm Dunſtkreiſe zum Grunde, das Licht muß ſich ſo geſchwinde, als nur möglich iſt, bewegen. Demnach ſchließt er, daß das Licht durch unſern Dunſtkreis in einer Cycloide zu uns komme. Er ſetzt alſo in der Anwendung ſei⸗nes erfundenen Satzes auf das Licht voraus, das Licht müſſe ſich ſo geſchwinde, als möglich, bewegen; wel⸗ches doch nicht geometriſch bewieſen werden kann, ſon⸗dern blos eine metaphyſiſche Wahrheit iſt, die daraus fließt, daß in der Natur nichts umſonſt geſchehe, oder vielmehr, daß Gott in der Natur ſeine Abſichten weis⸗lich, oder auf die kürzeſte Weiſe erhalte. *) Es iſt dem⸗

*) S. Herrn Kästners Anmerkung zu dem Auszuge des Eſſay de Coſmologie par. M. de Maupertuis. Hamb. Ma⸗gaz. VI. B. p. 334.

demnach auch dieſer Grundſatz, zur Erfindung phyſiſcher Wahrheiten, nicht unnütze, gleichwie ihn ſchon andere berühmte Männer zum Beweiſe anderer Eigenſchaften und Regeln der Bewegung des Lichts und anderer Körper angewandt haben. 43)

43) Der Hr. d'Alembert will die Regel, welcher ſich Bernoulli bedienet hat, ungerne für metaphyſiſch angeſehen haben, und ſpricht: man könne ſie für blos geometriſch halten. Melanges Vol. I. p. 257. „Pour revenir à la ſolution, que donne Mr. Bernoulli du probleme dont il s'agit, le principe metaphyſique en apparence, ſur lequel cette ſolution eſt appuyée, peut n'être regardé, ſi l'on veut, que comme un principe purement geometrique, & la ſolution n'y perdra rien de ſon merite." Das ſi l'on veut iſt freylich ſeinem Willen gemäß. Denn er ſuchet die Endurſachen und alle Regeln der Weisheit, welche ſich darauf beziehen, aus der Naturlehre als unnütze und trüglich zu verwerfen. (Siehe oben Anm. 36) Aber es iſt ganz unerweislich, daß der Bernoulliſche Grundſatz ſollte geometriſch ſeyn; und Hr. Bernoulli ſelbſt T. I. Opp. p. 189. nennet ihn metaphyſiſch, gleichwie er auch offenbar iſt: „Fermatius in epiſtola ad de la Chambre" (v. Epiſt. Carteſii Lat. T. III. epiſt 43. p. 147. & Fermatii Opera Mathem. p. 156. ſqq.) „ſtabilivit, radium luminis ex medio rariori in denſius transeuntem ita refringi ad perpendicularem, ut habita ratione temporis, radius (qui a puncto luminante ad punctum illuminatum ſucceſſive procedere ſupponitur) viam faciat breviſſimam: ex quo principio oſtendit, ſinum anguli incidentiæ eſſe ad ſinum anguli refractionis in mediorum ratione data directa raritatum, vel reciproca denſitatum, id eſt, in ipſa ratione velocitatum, quibus radius media penetrat. Quod poſtea acutiſſimus Leibnitius in Actis Erud. 1682. p. 185. ſqq. & mox celeb. Hugenius in ſuo tra-

Und ſelbſt der Herr von Maupertuis ſcheint ſein Geſetz der Sparſamkeit, oder der kleinſten Handlung, aus dem Grundſatze, daß die Natur durch die einfach-

tractatu de Lumine p. 40. ſuccinctius demonſtrarunt, ipſumque principium phyſicum, VEL METAPHYSICVM POTIVS — validiſſimis argumentis adſtruxerunt." Eben daſelbſt p. 192. ſchreibt er: „Antequam finiam, non poſſum, quin iterum admirationem meam prodam, animo revolvens inexſpectatam illam identitatem Tautochronæ Hugenianæ noſtræque Brachyſtochronæ. Quod notabile præterea exiſtimo, illud eſt, quod hæc identitas in ſola hypotheſi Galilæi reperitur; adeo ut vel ex eo conjicere liceat, illam naturæ eſſe conſentaneam; quod quemadmodum ſemper operari ſolet modo ſimpliciſſimo, ita & hic per unam eandemque lineam præſtet duo diverſa officia, cum in quavis alia hypotheſi duabus ad id opus eſſet lineis, alia nempe pro oſcillationibus æque diuturnis, & alia pro celerrimo deſcenſu." Eben der Hr. Bernoulli, wenn er T. IV. p. 265. ſqq. den Mittelpunkt der Schwere, um welchen ſich ein jeder gewirbelter Körper auf einer Fläche von ſelbſt drehet, durch andere Berechnungen gefunden hatte, verſucht auch p. 270. ſq. eben daſſelbe aus der Regel der Weisheit zu beſtimmen, daß nämlich die Natur, wenn man ſie, ſo zu reden, den Punkt ſelbſt wählen läßt, allemal denjenigen nimmt, welcher der bewegenden Kraft die geringſte Hinderung macht, oder da die Bewegung am leichteſten wird. „En ergo," ſpricht er, „exemplum naturæ operantis per modum ſimpliciſſimum, ut quaſi ex inſtinctu ſapienter agere videatur. Quem quidem modum, licet indirectum, a filio quoque meo Daniele obſervatum fuiſſe intellexi, poſtquam dudum hæc ſcripſeram. Interim, quamvis cauſæ finales ex phyſicis proſcribantur vulgo, mirari tamen ſatis non poſſumus, quod Naturæ effectus, ex legibus pure mechanicis expli-

Fachſten oder kürzeſten Mittel handele, genommen zu haben, ob er es gleich nicht will an ſich kommen laſſen. 44) Ich will ihm ja den Ruhm dadurch nicht

 beneh-

explicati, conſpirent ſemper cum generaliſſimo Canone metaphyſico, qui nobis dictat, Naturam nihil facere fruſtra, ſemper agere per viam breviſſimam &c. &c."

44) Preface de l'Eſſay de Coſmologie: „Ceux qui ne ſont pas aſſez inſtruits dans ces matieres, ont crû, que je ne faiſois ici que rebattre l'ancien Axiome qui porte, que la Nature agit toujours par les voyes les plus ſimples. Mais cet Axiome, — eſt ſi vague que perſonne n'a encor ſçû dire, en quoi il conſiſte." Der Hr. von Maupertuis konnte von dem Satze mit Wahrheit nichts weiter ſagen, als was man von allen allgemeinen Grundſätzen ſagen muß, daß ſie, allein genommen, die Beſtimmung der beſondern Dinge nicht in ſich halten, und ſo ferne keinen ſichern Schluß auf das Beſondere geben, wenn man nicht einen andern bewährten Unterſatz damit verknüpfet. Wer aber dieſelben desfalls vague, oder gar unnütze und trüglich heiſſen wollte, der würde nur zeigen, daß er ſie nicht zu gebrauchen wiſſe. Was ſoll man denn von denen Herren denken, welche alle dergleichen Sätze des Widerſpruchs, der Uebereinſtimmung, des zureichenden Grundes, der Stätigkeit, des nicht zu unterſcheidenden, der kürzeſten Mittel ꝛc. für ſolche anſehen? Jedoch, ich habe ſchon darauf geantwortet: die Herren brauchen ſie in der That, und wiſſens nur nicht, oder wollen es nicht wiſſen; brauchen ſie aber auch daher oft verkehrt. Und ſo urtheilet auch Herr König in ſeinem Appel au Public. p. 109. ſq. von dem Herrn Maupertuis, was den Satz der kürzeſten Mittel betrifft. Der Herr von Fontenelle hat dieſen Satz ſchon mit dem Namen der Sparſamkeit belegt in ſeinen Entret. ſur la pla-

benehmen, daß er dieß allgemeine Principium auf die Geſetze der Bewegung auch mehrentheils glücklich angewandt habe. Allein, ob er die kleinſte Handlung oder Bewegung allenthalben richtig für das einfachſte und kürzeſte Mittel angenommen habe, das iſt eine andere Frage. Die allgemeinen Grundſätze laſſen ſich auf die Natur nicht anders ſicher anwenden, als wenn man andere erkannte Wahrheiten, und ſelbſt die Erfahrung, zu Hülfe nimmt. Denn wenn **Bernoulli** zu ſeinem Oberſatze, **das Licht muß ſich ſo geſchwinde, als nur möglich, bewegen,** den Unterſatz willkührlich angenommen hätte: **Nun beweget es ſich in gerader Linie am geſchwindeſten:** ſo würde er geirret haben; nicht, weil ſein metaphyſiſcher Satz trüglich war, ſondern weil er einen falſchen Unterſatz damit verbunden hätte. Da er aber vorher aus=

pluralité des Mondes, prem. Soir., wo er das Copernicaniſche Syſtema mundi mit dem Ptolemaiſchen in Vergleichung ſtellet. Marquiſe: „Il ſembleroit, que vôtre Philoſophie eſt une eſpece d'enchere, où ceux qui offrent de faire les choſes à moins de frais, l'emportent ſur les autres.“ Fontenelle: „Il eſt vray, & ce n'eſt que par là qu'on peut attraper le plan ſur le quel la Nature a fait ſon ouvrage. Elle eſt d'une Epargne extraordinaire, tout ce qu'elle poura faire d'une maniere qui lui coutera un peu moins, quand ce moins ſeroit preſque rien, ſoyez ſûre, qu'elle ne le fera que de cette maniere là. Cette epargne neanmoins s'accorde avec une magnificence ſurprenante, qui brille dans tout ce qu'elle a fait. C' eſt que la magnificence eſt dans le deſſein, & l'epargne dans l' execution. Il n'y a rien de plus beau qu'un grand deſſein, qu'on execute à peu de frais.

ausgemacht hatte, daß die Cycloide diejenige ſey, in welcher ſich ein Körper im ſchiefen Ablaufe am geſchwindeſten bewegt: ſo war ihm der allgemeine metaphyſiſche Satz, in Verbindung mit einer ſchon bekannten Wahrheit, fruchtbar, und erzeugte eine neue Wahrheit. *)

§. 19.

Ich könnte noch viel andere Beyſpiele der vornehmſten Meßkünſtler und Naturkündiger anführen, deren Erfindung oder Beweis bloß aus den Endurſachen und Regeln der Weisheit geholet worden iſt.

Z 5 Allein,

*) [Selbſt Hume, da er am Ende ſeinen Spitzfindigkeiten entſagt, bemerkt, daß wirklich die klare Ueberzeugung von Endurſachen, oder einer weiſen Abſicht bey Einrichtung der Natur uns überall in unſerm Nachdenken leitet.] Er äuſſert ſich alſo (Dialogues concern. nat. rel. p. 131.) „That Nahere does nothing in vain," is a maxim eſtabliſned in all the ſchools, merely from the contemplation of the works of Nature, without any religious purpoſe: and from a firm conviction of its truth an anatomiſt, who had obſerved a new organ or canal, would never be ſatisfied till he had alſo diſcovered its uſe and intention. One great foundation of the „copernican" ſyſtem is the maxim — „that Nature acts by the ſimpleſt methods, and chuſes the moſt proper means to any end;" and aſtronomers often, without thinking of it, lay this ſtrong foundation of piety and religion. The ſame thing is obſervable in other parts of philoſophy, And thus all the ſciences almoſt lead us inſenſibly to acknowledge a firſt intelligent Author: and their authority is often ſo much the greater, as they de not directly profeſſ that intention.]

Allein, ich will mich nicht ohne Noth damit aufhalten. Jedoch, wenn wir dieſen Nutzen der Endurſachen gleich bey Seite ſetzen; was hinderts denn, daß dieſe Betrachtung nicht wenigſtens mit der Naturlehre verknüpft werden ſollte? Niemand verſteht ein Ding aus dem Grunde, als der die erſten Urſachen davon weiß. 45) Wenn nun die wirkenden Urſachen an ſich nicht verſtändlich ſind, ſondern allemal die Fragen übrig laſſen, warum ſie wirken, und was die Wirkung nutzen ſolle; ſo verweiſt uns die Naturlehre ſelbſt auf

45) Leibnitz ſpricht in einem Briefe, welchen Hr. König in ſeinem Appel au Public heraus gegeben, p 52. vom Carteſio: „Auſſi ne veut-il point que ſont Dieu agiſſe ſuivant quelque fin, & c'eſt pour cela qu'il retranche *de la* Philoſophie la recherche des cauſes finales, ſous ce pretexte ſpecieux, que nous ne ſommes pas capables de connoître les fins de Dieu: au lieu que Platon a fait voir que, ſi Dieu eſt l'Auteur des choſes, & qu'il agit ſuivant la ſageſſe, la veritable Phyſique eſt de ſavoir les fins & les uſages des choſes: car la ſcience eſt de ſavoir les raiſons: & les raiſons de ce qui a été fait par entendement, ſont les cauſes finales ou deſſeins de celui qui les a faites, leſquelles paroiſſent par l'uſage & la fonction, qu'elle font, & pour cette raiſon la conſideration de l'uſage des parties eſt ſi utile dans l'Anatomie." Eben derſelbe ſagt in Actis Erud. 1682. p. 186. „Itaque errant valde, ne quid gravius dicam, qui cauſas finales cum Carteſio in phyſica rejiciunt, cum tamen, præter admirationem divinæ ſapientiæ, pulcherrimum nobis principium præbeant inveniendi earum quoque rerum proprietates, quorum interior natura nondum tam clare nobis cognita eſt, ut cauſis efficientibus proximis uti, machinasque, quas conditor ad effectus illos producendos finesque ſuos obtinendos adhibuit, explicare valeamus, &c."

auf eine höhere Wiſſenſchaft, die man mit ihr verbinden müſſe. Kann man ſagen, daß der die Natur der Thiere genugſam kennet, der bloß weiß, daß die Spinne ein Netz webet, der Storch davon fliegt, der Seefiſch die Ströme hinan geht; und nicht weiß, zu welchem Ende dieſes geſchieht? Kennet der den Bau der thieriſchen Körper und Pflanzen zulänglich, der nichts weiter, als die Theile, und deren Zuſammenfügung einſieht, den Gebrauch und Nutzen aber nicht weiß? Und was würde man von einem Künſtler ſagen, der die Werke der Kunſt nach ihrem Innern kennete, und ſelbſt nachahmen könnte, aber ihre Abſicht nicht verſtünde? Würde der ſich ſelber, oder andern Genüge thun, warum er ein jedes ſo, und nicht anders mache? würde er ſein Werk ohne Zweck zur Vollkommenheit bringen? würde er die Kunſt erweitern und verbeſſern? Das meiſte iſt: wir kennen unſere eigene Natur nicht recht, wenn wir nicht zugleich auf die Abſichten des Schöpfers achten, wozu er uns beſtimmet hat; und wir würden einen verkehrten Weg zur Glückſeligkeit einſchlagen, die Tugend zum Blendwerke machen, und keine Hoffnung der Unſterblichkeit haben, wenn wir die göttlichen Abſichten nicht ſtets bey unſern natürlichen Begebenheiten vor Augen hätten.

Alle Wiſſenſchaften haben, wie die Dinge ſelbſt, eine Verknüpfung mit einander: wer ſie durch eine Wüſte von einander ſcheidet, der wird den Grund einer jeden nur ſehr ſchlecht, den Zuſammenhang des Gan-

Ganzen aber gar nicht einſehen. Ich möchte wiſſen, was ſich Menſchen von der ganzen Welt oder Natur, ohne Abſicht, für einen Begriff machen könnten, was es doch für eine Subſtanz, Maſchine oder Thier ſey? womit alles in derſelben übereinſtimme? worinn ihr Weſen beſtehe, wem ſie von Ewigkeit rege und geſchäfftig geweſen, und noch unaufhörlich arbeite? Ohne die äuſſerſte Abſicht, welche alle Theile, und ſelbſt die wirkenden Urſachen zur Uebereinſtimmung gebracht hat, iſt lauter wüſtes Ungefähr, lauter Zerrüttung und Unordnung in der Welt und ihren Begebenheiten: nichts hängt weiter mit dem andern zuſammen, als durch lebloſe, blinde und unverſtändige Urſachen, welche weder erklären, warum die Dinge zugleich bey und neben einander da ſind, noch warum ſie ſo beſchaffen ſind, oder in einander wirken. Selbſt diejenigen, welche die Welt durch eine Reihe veränderlicher Dinge, die neben und nach einander ſind, erklären, geben einen gar zu trockenen, abgeſonderten und unvollkommenen Begriff davon, nach welchem man auch denken möchte, daß die Uhr, daß der Baum, daß der Hund eine Welt ſey.

Wenn wir aber die Welt als eine Wohnung aller möglichen Lebendigen anſehen, darinn alles übrige um der Lebendigen willen iſt; ſo läßt ſich daraus allein verſtändlich begreifen, warum eine körperliche Welt da iſt, die ſonſt für ſich ſelbſt ihres Daſeyns nicht genießt; warum ſie in ſo viele Theile von einerley runden Figur zertheilet, und dieſe Kugeln in ſolcher Ord-

nung und in ſolchem Abſtand von einander geſtellet ſind, daß immer eine lichte von mehreren finſtern umgeben wird; warum ſich die finſtern Kugeln um die lichten wälzen, Tag und Nacht und Jahreszeiten haben; warum ſie in einem dünnen Aether ſchwimmen, und mit einem dickeren Dunſtkreiſe umgeben ſind; warum ſie mit ſo mancherley Pflanzen, Bäumen und Kräutern beſetzet worden; warum dieſe und jene allgemeine und beſondere Regeln der Natur oder Bewegungskraft Statt haben. Selbſt in dem ganzen Thierreiche begreife ich nun, daß jedes Thieres körperlicher Bau, Werkzeuge und Kräfte nach der Seele, und daß der Seele Triebe und Fertigkeiten nach einer gewiſſen Art des Lebens eingerichtet ſind; alle mit einander aber alle mögliche Arten des Lebens begreifen, und eine zuſammenhängende Naturkette ausmachen, darinn keine Lücke ſeyn, kein Glied ausbleiben ſollte, welches des Lebens, der Luſt und Glückſeligkeit fähig war.

Wenn wir die Natur nicht nach dieſer Abſicht, und nach der Uebereinſtimmung mit derſelben betrachten; ſo muß nothwendig alle innere und äuſſere Vollkommenheit der Welt, alle Ordnung und Schönheit der Theile, alle Weisheit und Kunſt des Werkmeiſters, in unſern Gedanken verſchwinden. Das wahre Vergnügen der Seele an den herrlichen Muſtern eines unendlichen Verſtandes, der den unſern durch ſeine Werke bilden konnte, und an der überſchwenglichen Güte und Vorſorge für uns und alle Lebendige, höret

ret gänzlich auf. Wir lernen alsdenn in der ganzen Naturgeſchichte und Wiſſenſchaft nichts, als die Verſchiedenheit der Figuren und die nächſten Urſachen einer räumlichen Bewegung; Dinge, die dem Gemüthe allein nicht Nahrung und Beruhigung geben können. Alle mühſamen Beobachtungen und Verſuche zur Erkenntniß der Natur werden, auſſer dem Nutzen, welchen Künſtler und Aerzte davon haben können, ein bloſſes Spielwerk und eine Zeit verſchwendende Tändeley. Sollte es denn nicht erlaubt ſeyn, den Nutzen der Naturwiſſenſchaft allgemeiner und edler zu machen, und unſern Geiſt ſowohl, als den Leib, daraus zu beſſern, Regeln der Weisheit und Güte daraus zu nehmen, Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu dem allervollkommenſten Weſen, wovon unſer Seyn und Wohl abhängt, daraus zu ſchöpfen, und endlich unſere Hoffnung auf ein beſſeres und dauerhafteres Leben zu ſtellen, wornach uns der Schöpfer durch die Natur verlangen heißt?

Die

Die fünfte Abhandlung.

Von den beſondern Abſichten Gottes in dem Thierreiche.

§. 1.

Nun können wir unſern groſſen Weg ohne Anſtoß weiter fortſetzen, nachdem alle Hinderniſſe weggeräumet ſind. Wir ſehen ein gewiſſes Ziel vor uns, das uns nicht irren läßt; und je näher wir ihm treten, deſto klärer und deutlicher muß es uns werden. Gott hat alles um der Lebendigen willen, und dieſe zu ihrem Wohl erſchaffen. Laſſet uns denn in das Thierreich hineingehen, und die beſondere Ausführung dieſer herrlichen Abſicht genauer betrachten, damit wir ein lebhafteres Bild der unermeßlichen Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers erhalten, endlich aber auch auf uns ſelbſt, und den vorzüglichen Zweck, wozu wir beſtimmt ſind, kommen mögen.

Ich will die Grundſätze, wornach ich in dieſen Folgerungen verfahre, zur Deutlichkeit aus einander ſetzen; ſo kann ein jeder von der Gewißheit der Schlüſſe deſto beſſer urtheilen. Es fließt aber alles aus dem vorhin bewieſenen; ob es wohl die allgemeinen Wahrheiten, als des Widerſpruchs, der Einſtimmung, des zureichenden Grundes, des Stätigen, u. ſ. w. nicht ausſchließt.

1. Das Lebloſe in der Welt, mit allen ſeinen Kräften und Wirkungen, hat keine innere Vollkommenheit, und iſt ſo wenig von ſelbſt, als um ſein ſelbſt willen; ſondern alles muß um der Lebendigen willen, und alſo in Abſicht auf dieſelben, geſchaffen ſeyn.

2. Der Körper der Lebendigen hat auch in ſich keinen Grund ſeines Seyns und ſeiner Beſchaffenheit; ſondern er iſt in ſolcher Beſchaffenheit um der Seele willen hervorgebracht.

3. Die Seelenkräfte und deren Regeln, welche die Lebendigen mit ſich auf die Welt bringen, ſind alle auf eine gewiſſe Art des Lebens, der innern Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit gerichtet.

4. Es iſt und geſchieht alſo nichts in der Welt umſonſt; ſondern

5. Alles, was in der Welt iſt und geſchieht, das iſt und geſchieht, nach Abſicht des Schöpfers, zum Wohl der Lebendigen.

6. Alles, was in dieſer allgemeinen äuſſerſten Abſicht der Schöpfung begriffen, und den göttlichen Vollkommenheiten gemäß iſt, das iſt für eine Abſicht Gottes zu erkennen und von ihm geſchaffen. Und umgekehrt:

7. Aller Nutzen der Lebendigen iſt göttliche Abſicht.

8. Das Weſen, die Eigenſchaften und die Natur der Dinge, nebſt ihren Regeln, ſind die Mittel, wodurch die göttliche Abſicht in der Verknüpfung zur Wirklichkeit kömmt.

9. Die

9. Die Geſchicklichkeit eines Dinges zum gewiſſen Nutzen für die Lebendigen giebt eine Vermuthung, daß ſelbiger die göttliche Abſicht ſey; jedoch, weil ein Ding mehrerley Nutzen haben kann, keine Gewißheit.

10. Eine Geſchicklichkeit eines Dinges zum gewiſſen Nutzen für die Lebendigen, welche nach der Erfahrung ähnlicher Fälle dazu wirklich gebraucht iſt, giebt eine Wahrſcheinlichkeit, daß ſolch Ding ebenfalls dieſelbe Abſicht habe: und dieſe Wahrſcheinlichkeit wird deſto gröſſer, je mehr Erfahrung davon vorhanden, und je gröſſer die Aehnlichkeit iſt.

11. Wenn aber eine Vollkommenheit und ein Nutzen der Lebendigen in der Beſchaffenheit der Dinge den einzigen und nothwendigen Grund hat, und das Gegentheil nicht ſeyn kann; ſo iſt es gewiß, daß ſolche Beſchaffenheit dieſe Abſicht habe.

12. Beſonders hat die Bemühung der Seelenkräfte, mit ihren Regeln und Fertigkeiten, ein gewiſſes Ziel, das nicht trügen kann.

13. Es iſt der Weisheit und Güte Gottes gemäß, die bequemſten Mittel zu den beſten Abſichten zu wählen.

14. Was alſo der Beſchaffenheit und Natur der Dinge, und den bequemſten Mitteln zur beſten Abſicht entgegen zu ſeyn erkannt wird, das können wir nicht für göttliche Abſicht halten.

15. Je gröſſer die Mannichfaltigkeit der Lebendigen iſt, je bequemer und einziger, in der Mannichfaltigkeit, die Mittel zu jeder Art des Lebens und zu jedes Wohl ſind, und je gröſſer das Muſter des Verſtandes, der Kunſt und geſchickten Wahl iſt, das ſie uns geben: deſto deutlicher erkennen wir darinn die göttliche Abſicht, Weisheit und Güte.

Dieſer Grundſätze werde ich mich nachmals noch zum öftern bedienen; jezt aber will ich nur zweyerley daraus folgern, welches die Abſicht des Schöpfers in ihrer vollen Gröſſe und nach der offenbarſten Weisheit und Güte darſtellet. Erſtlich ſage ich nach der ſechsten Regel: Wenn die äuſſerſte Abſicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendigen alle mögliche Lebendige befaſſet, die noch irgend eines Grades der Glückſeligkeit fähig waren, und wenn es der unendlichen Weisheit, Güte und Macht Gottes gemäß war, ſolche hervor zu bringen; ſo iſt auch Gottes Abſicht wirklich geweſen, alle mögliche Lebendige von allen Arten und Stufen der Vollkommenheit hervor zu bringen, und ſelbige ſind demnach wirklich in der Welt. Zweytens, will ich nach der fünzehnten Regel zeigen, daß nichts in der Welt, zumal im Thierreiche, die Abſichten des Schöpfers, und die darinn liegende Weisheit und Güte, klärer vor Augen lege, als die Triebe, Fertigkeiten oder Künſte der unvernünftigen Thiere.

§. 2.

§. 2.

Die allgemeine und äuſſerſte Abſicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendigen heißt uns erſtlich ſchlieſſen, daß alle mögliche Lebendige aller Arten und Stufen darinn begriffen ſind. Denn dieſes iſt den unendlichen Vollkommenheiten Gottes ſowohl als ſeinem äuſſerſten Zwecke gemäß. Er hat alle mögliche Arten und Stufen der innern Vollkommenheit und des Lebens in ſeiner Vorſtellung gehabt: er hat an aller möglichen Glückſeligkeit der Lebendigen einen Gefallen: und ſeine Macht kann alles, was er denkt, und was ihm gefällt, zur Wirklichkeit bringen. Warum ſollte er ſeine Vollkommenheiten nicht ſo unendlich in der Schöpfung ausgedrückt haben, als ſie in der That ſind? Was ſollte ſeiner Weisheit, Güte oder Macht, was ſollte ſeinem Zwecke der Schöpfung Schranken ſetzen? Ihm iſt alles mögliche Gute leicht zu bedenken, zu ordnen, zu machen; alle mögliche Lebendige von jeder Art und Stufe der Glückſeligkeit ſind ſeiner Abſicht gleich gemäß und lieb: warum ſollte er nicht allen das Leben gegönnet, und die ganze Welt mit jeder möglichen Art und Stufe der Luſt und Glückſeligkeit erfüllet haben?

Die Regel der Stätigkeit, welche in der vollkommenſten Weisheit gegründet iſt, leidet auch keine Lücke oder Zerrüttung in der Kette verſchiedener möglichen Dinge, die ein verknüpftes Ganzes ausmachen ſollten. Dergleichen leeren Raum in der Reihe der Weſen (vacuum formarum) haben die Schulweiſen

ſchon, obgleich nach undeutlicher Einſicht verabſcheuet, und darum in der Stufenleiter der Natur keine Sproſſe wollen fehlen laſſen. Die möglichen Grade der Vollkommenheiten ſchlieſſen ſo feſt an einander, daß es unmöglich iſt, zwiſchen ihnen weder einige andere zu erdenken, noch etliche wegzulaſſen. Wir haben aber die Schöpfung nicht anders, als einen Ausdruck ſolcher göttlichen Vorſtellung, anzuſehen. Alle Vollkommenheiten hängen in ihrer Wirklichkeit eben wie in ihrer Möglichkeit zuſammen, wenn ſie ein Ganzes ausmachen ſollen. Sie verhalten ſich wie die möglichen Kegelſchnitte, wovon keiner in einem wirklichen Kegel fehlen kann. Was auch dazwiſchen weggelaſſen würde, das blieb ohne zureichenden Grund weg, und zertrennete die Verbindung; was unter allen ausgeleſen würde, das wäre der Weisheit, die den Zuſammenhang überſieht, entgegen, und machte das Ganze unvollkommen.

Wenn wir aber die Welt, nicht nur dem Raume und der Zeit nach, ſondern auch nach den Arten und Stufen der Dinge, als voll und ſtets in einem fortgehend, betrachten: ſo erſcheint ſie uns in ihrer wahren Vollkommenheit, als ein Werk, das des unendlichen Schöpfers würdig iſt. Denn die Stufen der Vollkommenheit wachſen, eines Theils, mit der Mannichfaltigkeit der Dinge, die mit einander übereinſtimmen: und keine Mannichfaltigkeit kann gröſſer ſeyn, als die, welche alle mögliche Arten der Dinge enthält. Andern Theils wächßt die Vollkommenheit mit der

meh=

mehrern Uebereinſtimmung in dem Mannichfaltigen, und keine Uebereinſtimmung kann gröſſer ſeyn, als diejenige iſt, darinn alle Arten des Lebens, der Luſt und Glückſeligkeit vereinigt ſind, und darauf alle äuſſere Einrichtung der körperlichen lebloſen Dinge zielet.

§. 3.

Die Erfahrung weist uns auf unſerm Erdboden, wie die Natur vom Menſchen allmählich bis auf Thierpflanzen herunter ſteigt. Es ſind neben uns Thiere, die uns am Verſtande und an Sinnen etwas nahe kommen; es giebt aber auch ſolche, von denen wir kaum glauben können, daß ſie ein Leben haben. Demnach ſind auch die unedelſten auf dem Lande und im Waſſer, welche auf unſerm Erdballe dauren konnten, nicht weggelaſſen. Welche Mannichfaltigkeit von wunderbarer Bildung, Werkzeugen, Bewegung, Sinnen, Trieben, Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart, iſt nicht zwiſchen der oberſten und unterſten Stufe? So daß wir völlig Urſache haben, zu denken, daß hier alle Arten der Thiere wirklich ſind, welche hier möglich waren. Daher wird es auch den Naturforſchern ſo ſchwer, das Thierreich in gewiſſe Claſſen, Geſchlechter und Arten einzutheilen, weil immer zwiſchen denen, welche man durch gewiſſe Kennzeichen von einander abgeſondert, und in gewiſſe Bezirke eingeſchränket, noch Mittlere ſind, welche von beyden benachbarten etwas an ſich haben, und die Verbindung der verſchiedenen Arten machen helfen. Es verhält ſich damit eben ſo, wie mit den Farben, die ſich unvermerkt

in einander verlieren, daß man nicht fähig iſt, einer jeden ihre Gränze zu beſtimmen. Man erkennet alſo heutiges Tages faſt durchgängig, daß die Regel der Stätigkeit in dem Thierreiche auf unſerm Erdboden wirklich beobachtet ſey. 1)

Gleichwie es aber auf dem Erdboden, auſſer Europa, oder auſſer kleinen Ländern, Thiere giebt, die zu ihrer Wirklichkeit nothwendig ein ander Land, andere Luft, Wärme, Nahrung, als in Europa oder Deutſchland iſt, erforderten; ſo darf man nicht zweifeln, daß noch Millionen andere Thiere möglich ſind, die zu ihrem Daſeyn einen ganz andern Wohnplatz, als unſer Erdboden iſt, brauchten, und die ſo wenig bey uns, als wir im Monde, Saturnus oder Mercurius, leben könnten. Das Reich der Möglichkeit iſt durch die Erdeinwohner lange nicht erſchöpfet. Die Mannichfaltigkeit der Bildung, und alles deſſen, was zum körperlichen Leben gehöret, läuft für unſern Verſtand ins Unendliche. Und wie ſollte nicht eine gröſſere Verſchiedenheit an Sinnen, Trieben, Fertigkeiten, Künſten, an den Seelenkräften und Schranken des Verſtandes, und auch an Art des Lebens, der Luſt und Glückſeligkeit möglich ſeyn? Die andern wohnbaren Weltkugeln können ja eben ſo wenig umſonſt, noch um ihrer ſelbſt willen, ſondern blos um der Lebendigen willen ſeyn. Denn an ſich genieſſen dieſe

1) So urtheilen Bradley, Röſel, Donati, Büffon, Maupertuis, Valisneri, Bonnet und viele andere geſchickte Naturkündiger.

dieſe lebloſen Körper ihres Daſeyns nicht, und uns iſt das allerwenigſte davon bekannt oder nutzbar.

Wie? wenn hier die einzige Inſel von Britannien, oder noch eine weit kleinere, der Maldiviſchen, allein Lebendige in ſich hielte: der übrige Erdboden aber zur ewigen Wüſte verdammt wäre; und alſo alle Thiere, die anderwärts auf unſerm Erdboden leben können, fehlten? würden wir ſolche Verfaſſung mit einem zureichenden Grunde, zumal bey der geſetzten Abſicht des Schöpfers, zuſammen reimen können? Wir müſſen uns aber, in der Coſmographie, die ganze Welt als ein Land mit vielen Inſeln vorſtellen. Und da iſt unſer Erdboden gewiß eine ſehr kleine Maldiviſche Inſel in dem groſſen Weltmeere. Was wäre denn für ein Grund zu erdenken, warum dieſe kleine Inſel allein belebt, alles übrige aber todt und ohne Empfindung wäre? oder warum ſo viele gleich bequeme Wohnungen der Sterne und Planeten nicht eben ſowohl, als die Erdkugel, beſetzt und bevölkert worden? Woher wären wir denn allein der Wirklichkeit werth? Was beſtimmte dieſe Abſonderung des kleinſten Theils der Welt von dem übrigen Ganzen? wäre nicht die Welt größten Theils ohne zureichenden Grund?

Setzen wir hergegen, daß alle mögliche Lebendige, in verſchiedene Hauptclaſſen vertheilet, wirklich ſind; ſo hat alles in der Welt ſeinen zureichenden Grund. *)

*) So dachte ſchon Cicero, nach des Platonis Anleitung in Timaeo, ſive de Univerſo Cap. X. Sect. 31. „Quod igitur & quales animalium formas mens, in ſpeciem rerum intuens,

Daß nämlich ſo viele, ſo groſſe und ſo mancherley Weltkugeln ſind, das hat ſeinen Grund, weil nicht alle mögliche Gattungen der Lebendigen bey einer Art Luft, Licht, Wärme, Nahrung und dergleichen beſtehen konnten: und weil ſo viele Wohnhäuſer da ſeyn mußten, als verſchiedene Hauptgattungen der Lebendigen von einer allgemeinen Aehnlichkeit der Natur möglich waren. Es hat ſeinen Grund, daß die lichten Kugeln immer mit einigen finſtern zuſammen gepaaret worden; daß dieſe ſich um jene bewegen; daß ſie verſchiedene Tages- und Jahreslänge haben; daß ſie ſich in gewiſſer Weite von einander halten; und was ſonſt mehr in der groſſen Anlage der Welt beobachtet wird. Denn es gereicht alles den Lebendigen zum Vortheile, welches ohne dieſe umſonſt ſeyn würde. In Gott ſelbſt werden nunmehro nicht, ohne Urſache, Schranken ſeiner Vollkommenheiten, oder ein bloſſer und beſonderer Wille ohne Bewegungsgrund angenommen. Die Welt, ſein Werk, bekömmt einen ſteten Zuſammenhang, und wird ein Ausdruck und Spiegel ſeines unendlichen Verſtandes, dadurch er ſich alles Mögliche vorgeſtellet; ſeiner unendlichen Vernunft, dadurch er aller möglichen Dinge Wahrheit, Uebereinſtimmung und Vollkommenheit eingeſehen; ſeiner unend-

intuens, poterat cernere, totidem & tales in hoc mundo ſecum cogitavit effingere." Und Cap. IV. Sect. 9. „Quod pulcherrimum in rerum natura intelligi poteſt, & quod ex omni parte abſolutiſſimum eſt, cum Deus ſimilem mundum efficere vellet, animal unum, adſpectabile, in quo omnia animalia continerentur, effecit."

unendlichen Weisheit, die alle mögliche innere Vollkommenheit und Luſt der Lebendigen zum Zwecke geſetzet, und aller übrigen Dinge Beſchaffenheit, Einrichtung, Verknüpfung und Kräfte zu den bequemſten Mitteln dieſes Zweckes geordnet; ſeiner unendlichen Güte, da er einer jeden möglichen Art der Lebendigen ihr Leben, und ihre Art der Luſt und Glückſeligkeit, deren ein jedes in der Verknüpfung der Dinge fähig war, gegönnet; und ſeiner unendlichen Macht, dadurch er aller ſo mannichfaltigen Dinge, Weſen und Natur in der vollkommenſten Ordnung und Uebereinſtimmung zur Wirklichkeit gebracht, und ohne Abnahme oder Zerrüttung beſtändig erhält.

§. 4.

Das Zweyte, was ich mir in dieſer Abhandlung auszuführen vorgeſetzt habe, betrifft ein gar ausnehmend Beyſpiel der göttlichen Weisheit und Vorſehung in den Trieben der unvernünftigen Thiere, welche allein genug ſind, einen jeden zu überführen, daß ein unendlicher Verſtand, nach den gütigſten Abſichten, zum Wohl einer jeden Art der Lebendigen, in der Natur herrſche. Es iſt wahr, man bemerkt allenthalben, wo man nur hinſieht, Spuren der weiſeſten Vorſorge; und ſelbſt die äuſſerliche Bildung der Thiere kann uns, durch den mannichfaltigen künſtlichen Bau des Leibes, durch den Gebrauch und Nutzen der Theile, und durch deren Uebereinſtimmung mit jedes Lebensart, zum Erkenntniſſe des groſſen Werkmeiſters führen. Allein, ihre Handlungen, darinn ſie tauſenderley uner-

lernte Künſte mit angebohrner Fertigkeit, zu ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung, ausüben, enthalten noch deutlichere Merkmale einer höhern Vernunft, welche für die unverſtändigſten Thiere gedacht, und ihnen ſo mancherley unverbeſſerliche Erfindungen zu ihrem Beſten, mit der Natur und Geburt einzuſtöſſen gewußt hat, daß ſie dieſelbe ſofort blindlings, und dennoch ohne Fehl, ins Werk ſetzen können.

Man bemerkt nämlich bey allen Thieren, die keine Vernunft beſitzen, gewiſſe natürliche Triebe, Inſtincte oder Bemühungen, dadurch ſie dasjenige, was ihnen die vollkommenſte Vernunft zu ihrem Wohl hätte anrathen können, ohne alle eigene Ueberlegung, Erfahrung und Uebung, ohne allen Unterricht, Beyſpiel, oder Muſter, von der Geburt an, mit einer erblich fertigen Kunſt, meiſterlich zu verrichten wiſſen. Dergleichen Triebe weiſen uns die Seidenwürmer, Raupen und mehrere Inſekten, welche ſich zu ihrer Verwandelung in ein eyförmiges ſanftes Bette einſpinnen, oder in die Erde vergraben; die Bienen, wenn ſie für ſich und ihre Geſellſchaft abgemeſſene Vorrathskammern bauen, und Speiſe auf den Winter zuſammen tragen; die Vögel, wenn ſie zur Ausbrütung ihrer künftigen Eyer bequeme Neſter flechten, die Eyer ämſig ausbrüten, und die Jungen aus dem Kropfe, oder mit zugeſchleppter Speiſe füttern: die Fiſche, wenn ſie ihren Laich auszuſchütten, weite Reiſen in der See thun, und die ſüſſen Waſſer der Ströme hinan gehen. Und überhaupt iſt keine Art unvernünftiger

Thiere,

Thiere, welche nicht, ſtatt der Vernunft, ihre beſondere erb- und eigenthümliche Fertigkeiten und Künſte, zur nöthigen Bewegung, Nahrung, Erhaltung, Vertheidigung und Fortpflanzung bekommen hätte.

Man findet alſo in dem Thierreiche die vollkommenſte Kunſt- und Werkſchule gebohrner Meiſter: man ſieht darinn Erfindungen, welche aus dem tiefſten Erkenntniſſe der Natur und Wiſſenſchaften gefloſſen, und zu jedes Nutzen angewandt ſind: man beobachtet in ihrer aller Haushaltung gewiſſe Ordnungen, Regeln und Geſetze, welche nach jedes Beſchaffenheit und Umſtänden klüglich eingerichtet, und ſowohl einzelnen Thieren, als ganzen Geſchlechtern, erſprießlich ſind. So wenig nun Kunſt, Wiſſenſchaft und Klugheit, ohne Verſtand und Abſicht, in Handlungen Statt haben können: ſo wenig kann man alles dieſes den unvernünftigen Thieren ſelbſt beymeſſen. Es offenbaret ſich darinn ein unendlicher Verſtand, welcher aller möglichen Erfindung und Wiſſenſchaft urſprüngliche Quelle iſt, und ein Mittel gewußt hat, der blinden Natur jeder Geſchöpfe ihr benöthigtes Theil davon, als eine Fertigkeit, einzupflanzen. Es offenbaret ſich eine unermeßliche Weisheit, die nicht allein die körperliche Welt nach den Thieren, und alle Theile der thieriſchen Leiber nach ihrer Seelen Beſchaffenheit, ſondern auch die Fähigkeiten und Regeln der Seelenkräfte ſelbſt, nach eines jeden beſtimmten Art des Lebens, aufs geſchickteſte eingerichtet hat. Es offenbaret ſich eine ewige Vorſehung, welche das, was jedem Thiere,

Thiere, nach ſeinen weſentlichen Schranken, an Leibes- und Seelenkräften, zu ſeiner Erhaltung mangelte, durch angebohrne Fertigkeiten ſo weit erſetzet, daß alle Arten dadurch in einer gewiſſen Proportion erhalten werden. Es offenbaret ſich eine allgemeine Güte, welche aller möglichen Lebendigen Daſeyn und mögliche Luſt und Glückſeligkeit ſich zur Abſicht gemacht, und bey den unvollkommenern, durch die blinden Naturtriebe, als durch die bequemſten Mittel, zur Wirklichkeit bringen wollen.

Ich geſtehe es gerne, daß mir dieſe Betrachtung des Thierreiches manche vergnügte Stunde und manchen Vortheil geſchafft hat. So unerſchöpflich ihre Mannichfaltigkeit iſt, ſo voller neuen Beweiſe iſt ſie auch von einer unendlichen Weisheit und Güte, welche in der Natur herrſchen. Sie lehret mich Gott, die Welt, und mich ſelbſt beſſer erkennen, und ſolch Erkenntniß zu meiner Glückſeligkeit anwenden. In dieſer Naturgeſchichte ſind keine leeren Wörter, Einbildungen, Hirngeburten, oder bloſſe Muthmaaſſungen, wie in menſchlichen Lehrgebäuden der Weltweisheit und Naturwiſſenſchaft; ſondern hier ſieht man die Wahrheit in ihrer Wirklichkeit klar vor Augen, daß man ſie mit Händen greifen kann. Hier iſt kein ſolch Gewebe von Unverſtand, Ohnmacht, Eitelkeit, Thorheit und Bosheit, womit die Geſchichte und Erfahrung von menſchlichen Händeln unſere Gedanken guten Theils erfüllet; ſondern hier findet man lauter Urbilder der Proportion, Schönheit, Ordnung, Uebereins

bereinſtimmung, Abſicht, Weisheit, Kunſt, Klugheit, Güte und Vorſehung. Hier wird alſo unſer Verſtand, nach dem unendlichen Verſtande, durch Einſicht der größten Vollkommenheit; und unſer Wille, nach dem allerbeſten Willen, zur Erfüllung der edelſten Abſichten des Schöpfers, und zur wahren Liebe gegen uns und andere Menſchen, gebildet. Und wir werden insonderheit aus der Vergleichung der Thiere mit unſerer Natur lernen, daß wir zu einer weit höhern und dauerhaftern Glückſeligkeit, als die Thiere, von unſerm Schöpfer beſtimmt ſind.

Laſſet andere ſich eine Weile, ohne und wider die Betrachtung der weiſeſten Abſichten des Schöpfers auf die Lebendigen, etwas in natürlichen Dingen zu wiſſen dünken: ihre Wiſſenſchaft wird gewiß entweder auf leere Einbildungen und Träume hinaus laufen, oder wenigſtens zu ihrer innern Gemüthsberuhigung und Glückſeligkeit nichts beytragen. Laſſet ſie ſo gar die Aufdeckung der göttlichen Wunder im Thierreiche verächtlich und lächerlich zu machen ſuchen; 2) ſie verrathen

2) La Mettrie, l'Homme Plante, chap. 3. „S'amuſe qui voudra à nous ennuyer de toutes les Merveilles de la Nature; que l'un paſſe ſa vie à obſerver les Inſectes; l'autre à compter les petits Oſſelets de la membrane de l'Ouie de certains Poiſſons, à meſurer même, ſi l'on veut, à quelle diſtance peut ſauter une Puce, pour paſſer ſous ſilence tant d'autres miſerables objets; pour moi, qui ne ſuis curieux que de Philoſophie —— la Nature active ſera toujours mon ſeul

rathen mehrentheils dadurch nur den letzten Verſuch einer ſchon verzweifelnden Atheiſterey, welche der Schu-

le,

ſeul point de vuë. J' aime à la voir au loin, en grand comme en général, & non en particulier, ou en petits details, qui quoique neceſſaires jusqu' à un certain point dans toutes les Sciences, communément ſont la marque de peu de génie de ceux qui s'y livrent." Gewiß, ein groſſer Geiſt, ein groſſer Philoſoph! der das Buch der Natur leſen und verſtehen kann, ohne ſich um die elenden Kleinigkeiten der Buchſtaben zu bekümmern; der nur ein Paar allgemeine Titel flüchtig überſehen darf, und dann ſchon beſſer weiß, was der Inhalt ſey, und was man davon urtheilen müſſe, als andere, welche ſich die unnütze Mühe geben, es ſtückweiſe mit Bedacht durchzugehen.

Ich bin erinnert worden, des Hrn. Büffon bey dieſer Gelegenheit nicht zu vergeſſen. Ich bedaure, daß eines ſo verdienten Mannes Anſehen dieſer groſſen Wahrheit hinderlich geworden iſt. Aber es iſt gewiß, er hat im 2 Th. 2 B. p. 42. ſqq. viel Witz und Kunſt verſchwendet, daß er die Betrachtung der göttlichen Weisheit und Güte in der Natur, und beſonders in den Trieben der Thiere, zum Gelächter machen möchte. Zu ſeinem Unglücke waget er ſich an die von groſſen Naturforſchern ſo ſchön beſchriebene Bienenrepublik, da die allgemeine und billige Achtung für Perſonen und Sachen, zumal im Gegenſatze ſeiner übel gerathenen Erklärung, ihm ſein Gelächter mit einem dreyfachen Wiederhallë zurück ſchicken muß. Gleich anfangs verräth er ſich durch eine ungetreue Vorſtellung der gegenſeitigen Meynung, als ob jemand (er zielet hauptſächlich auf den Hrn. Réaumür) den Bienen eine verſtändige Einſicht der feinſten Geometrie und zierlichſten

Bau-

le, die ihnen dienſame und unwiderlegliche Lehren der Weisheit geben will, zu ihrem eigenen Verderben ſpottet.

Baukunſt, eine Wiſſenſchaft des Zukünftigen, moraliſche Abſichten, Liebe zum gemeinen Beſten und zum Vaterlande, Ehrerbietung für den Fürſten, Fleiß, Sparſamkeit, Billigkeit, Vorſicht, Klugheit u. ſ. w. beylegte. Solche Meynung hegen die wahren Beobachter nicht; und ein Paar ſeiner Landesleute, welche dergleichen Redensarten zur Munterkeit brauchen, erklären ſich doch zum öftern, wie ſie alles wollen verſtanden wiſſen. Dennoch heißt Hr. B. dieſes eine Begeiſterung, da man deſto mehr bewundert, je weniger man Vernunftſchlüſſe machet; Wunderwerke, welche nicht vorhanden ſind, und welche die Beobachter nur willkührlich in die Bienen legen, um uns damit zu betäuben und zu täuſchen; eine Sittenlehre und Theologie der Inſekten, die er mit Unwillen predigen höre. Billig, ſagt er, ſollte eine Fliege in dem Kopfe eines Naturforſchers nicht mehr Raum einnehmen, als ſie in der Natur einnimmt; und dieſe wundervolle Republik wird in den Augen der Vernunft nie etwas anders ſeyn, als ein Schwarm kleiner Thiere, die keine andere Verbindung mit uns haben, als daß ſie uns Honig und Wachs geben. — Wer hat wohl, ſpricht er, den größten Begriff vom höchſten Weſen? Der, welcher ihn ſieht die Welt ſchaffen, das Daſeyn der Dinge ordnen, die Natur auf unveränderliche und beſtändige Geſetze gründen; oder derjenige, der ſich bemühet, ihn aufmerkſam zu finden, wie er eine Republik von Fliegen regieren ſoll, und ſehr beſchäfftiget, auf was Art ſich der Flügel eines Käfers falten müſſe. Iſt dieſes wohl die Sprache einer ruhigen Vernunft, welche Wahrheit und Nutzen mit Aufrichtigkeit ſuchet,

tet. Und dennoch werden ſie oft, wo nicht bey dem körperlichen Baue der Welt und ihrer Einwohner, gewiß

ſuchet, oder vielmehr eines von Vorurtheilen getriebenen Affects, der die Dinge nach ſeiner Abſicht willkührlich verdrehet? Hat wohl Herr Réaumür (in der Stelle T. V. P. II. Mem. 8. p. 4. u. 16. ff. worauf er zielet) behauptet, daß die Bienen ein geometriſches Problema auflöſen könnten? Oder wer hat ſonſt geſagt, daß die Bienen Verſtand, Wiſſenſchaften, Tugenden und moraliſche Abſichten hätten? Und dennoch bleibt es allezeit wahr, daß ſie zu ihrem und zum allgemeinen Beſten blindlings eben ſo geſchickt handeln, als ihnen die ſchärfſte Vernunft, durch Wiſſenſchaft der Geometrie und Baukunſt, als die gröſte Weisheit, durch kluge Geſetze und Verordnungen, als die reinſte Liebe, durch Fleiß und Dienſtpflichten, hätten zu handeln anweiſen können. Und hiervon iſt die Frage, wie das zugehe? da gewiß Herrn Büffons bloß mechaniſche Erklärung überaus ſeichte klingt. Soll aber eine Fliege im Kopfe des Naturforſchers einen ſo kleinen Raum einnehmen: warum machte ſich denn Hr. B. ſeine mikroſkopiſchen Thierlein, die noch eine Millionenmal kleiner ſind, durch viele Kunſt und Mühe ſo groß? Dachte er vielleicht, etwas dariun zu finden, das mehr nach ſeinem Sinne wäre, als göttliche Weisheit? oder hat er uns was anders daraus erzwungen, als bloſſe willkührliche und falſche Hypotheſen von der Erzeugung und Fortpflanzung der Thiere? Muß denn die Weisheit in ihren Werken erſt bey Klaftern ausgemeſſen werden, ehe ſie uns betrachtungswürdig ſcheinen ſoll? oder geben die herrlichen Verordnungen des Schöpfers im Reiche der Lebendigen nicht ja ſo groſſen Begriff von ihm, als die, welche wir in der lebloſen Welt bemerken? War

es

gewiß über die Triebe und Künſte der Thiere ſtutzen, und in eine verwunderungsvolle Verwirrung gerathen. 3) Man

es nöthig, Gotte menſchliche Schwachheiten, eine mühſame Achtſamkeit und groſſe Beſchäfftigung anzudichten, damit er uns nicht auch im Kleinen groß, und ſeine Vorſehung bis zu den geringſten Geſchöpfen liebreich erſcheinen möchte? Wie weiſe dagegen die Büffoniſche Erklärung der Bienenrepublik und aller Naturtriebe der Thiere nach ſeinen Hypotheſen gerathen ſey, das wird ſich drunten (V. Abh. § 12.) zeigen

3) La Mettrie Traité de l'ame, chap XI. § 2. „L'inſtinct conſiſte dans des diſpoſitions corporelles purément mechaniques, qui font agir les animaux ſans nulle deliberation, indépendement de toute experience, & comme par une eſpéſe de néceſſité; mais cependant“ (CE QVI EST BIEN ADMIRABLE) „de la maniere qui leur convient le mieux pour la conſervation de leur être.“ It. l'Homme Plante, in fine: „L'inſtinct des Bêtes donné à l' Homme naiſſant n'eut point ſuffi à toutes les infirmités qui aſſiegent ſont Berceau Toutes leurs Ruſes ſuccomberoient ici. Donnez reciproquement à l' Enfant le ſeul inſtinct des Animaux qui en ont le plus, il ne pourra ſeulement pas lier ſon Cordon Ombilical, encore moins chercher le Téton de ſa Nourrice. Donnez aux Animaux nos prémieres incommoditez, ils y periront tous.“ La Mettrie läßt ſich hier doch von ſeiner groſſen Weltphiloſophie zu den verachteten Thieren herunter: er ſieht die genaue Uebereinſtimmung der Triebe und Handlungen eines jeden Thieres mit ſeiner Erhaltung: er erkennet, daß ſolches nicht von ihrer Vernunft oder Erfahrung herrühre: er kömmt darüber in groſſe Verwunderung! Sollte er ſich wohl hierauf ſelbſt mit ſeinem blinden Mechaniſmo, und mit ſeiner Art von Nothwendigkeit, im Herzen Genüge gethan haben?

Man wird es mir daher, nach meinem Zwecke, um ſo weniger verargen, wenn ich wenigſtens die Hauptſtücke dieſer lehrreichen Materie, welche noch von niemanden nach Würden ausgeführt iſt, kürzlich berühre, und es dennoch der Mühe werth achte, ihr künftig, wo ich lebe, eine weitläuftigere Abhandlung zu widmen. *)

§. 5.

Der Hr. v. Maupertuis, welcher ſonſt die Betrachtung der Thiere für nichtswürdig, und den Beweis aus der Uebereinſtimmung ihrer körperlichen Theile für ſchwach hält, bricht doch in ſeiner Venus Phyſique cap. ult. bey der Uebereinſtimmung ihrer Triebe mit ihrem Wohl, in geheimnißvolle Fragen aus: Ob nicht dieſer Trieb, der ſchon in den Theilchen des Samens verborgen ſey, zureiche, dieſe Theilchen zu vereinigen, und hernach zu bewegen? Und da dieſes durch eine verſtändliche Mechanik, oder auch durch den Willen ſelbſt, nicht genug zu erklären ſtehe, ob man ſichs als eine vorbeſtimmte Harmonie zwiſchen den körperlichen Theilen und dem Willen vorſtellen müſſe? Ob dieſer Trieb, als in einer Republik, allen Theilchen, oder als in einer Monarchie, nur einem einfachen Theile einwohne? und ob in dem letzteren Falle dieſer eine Theil das Weſen eines Thieres ausmache? oder auch gar nach dem Tode lebe, und in einem neuen Leibe erſcheinen könne? Es ſcheint alſo wohl, daß ihm der thieriſche Trieb bewundernswürdig, und doch ſein Geſetz der Sparſamkeit, oder kleinſten Bewegung, ſo wenig, als andere Hypotheſen, zur Auflöſung dieſer Fragen zulänglich gedünket habe.

*) Dieſes Werk, nämlich: Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptſächlich über ihre Kunſttriebe, iſt nachmals herausgekommen, und zum drit-

§. 5.

Die Arten der Thiere, welche auf unſerm Erdboden leben, ſind zwar noch bey weitem nicht alle ausfündig gemacht worden; jedoch rechnet ein fleißiger Naturforſcher 4) von bekannten vierfüßigen Thieren

dritten Mal, nach des Verfaſſers Tode, nebſt ſeinen hinterlaſſenen angefangenen Betrachtungen über die beſondern Arten der thieriſchen Kunſttriebe, Hamb. 1773. 8. aufgelegt. — Es iſt darinn nicht mit Hypotheſen der Anfang gemacht, und darnach die Erſcheinungen, mit Vorbeygehung der nicht paſſenden, ſo gut als möglich zu deuten geſucht worden; ſondern es iſt der Grund damit gelegt, daß zuvörderſt wohlbewährte Erfahrungen über die verſchiedenen Arten dieſer Triebe geſammlet, und ſelbige nach zweckmäßigen Geſichtspunkten ſo geordnet worden, daß ſie allemal zu weiterm Nachdenken dienen könnten, und wohl werth wären, zuvor ſämmtlich erwogen zu werden, ehe man einen allgemeinen Ausſpruch über die Beſchaffenheit der thieriſchen Kunſttriebe wagen ſollte.]

4) Sieur Ray, Exiſtence & Sageſſe de Dieu manifeſtée dans les Oeuvres de la Creation, p. 6. ſqq. Man kann wohl in dieſem Stücke keine genaue Aufzählung aller Arten der Lebendigen verlangen. Theils iſt unſer Verzeichniß von den Unterthanen des Thierreichs noch ſehr mangelhaft, theils ſind auch die Kenner der Natur mit ſich in der Abtheilung nicht einig, ob ſie viele Arten, Geſchlechter, Gattungen, Ordnungen und Claſſen machen, oder viele in eins werfen ſollen. Der Hr. Archiater Linnäus hat in ſeinen Amœnitatibus Academicis Vol. II. Diſp. XIX. §. 21. einen andern calculum gezogen; und faſt ein jeder macht ihn nach ſeiner Kenntniß und Methode. Ich weiß keinen, der die Land-Inſecten Claſſe ſo ſehr ver-

hundert und fünfzig Gattungen; wiewohl er alle verwandte Arten nur für eine Gattung rechnet; da ſonſt wenigſtens tauſend anzunehmen wären. Von Vögeln zählet er fünfhundert Gattungen; von Fiſchen eben ſo viel, und mit den Schalthieren (teſtaceis) über dreytauſend; von Inſecten über zwanzigtauſend Gattungen.

Dieſe

vielfältigt, als der für die Naturwiſſenſchaft viel zu zeitig verſtorbne Pet. von Muſſchenbroeck in ſeiner Oratione de Sapientia divina. Lugd. Bat. 1744. 4. p. 12. Seine Berechnung des ganzen Thierreichs lautet ſo:

Vögel	= Arten	=	600
Landthiere	=	=	450
Fiſche	=	=	600
Muſcheln	=	=	600
Schalthiere	=	=	400
Amphibia	=	=	50
Waſſer=Inſekten	=	=	5000
			7700
Pflanzen	=	=	13000
für jede Pflanze, Landinſekten			5
			65000
hiebey obige	=	=	7700
			72700
Inſekten jedes Thiers		=	2
			145400
doppelt ſo viel unbekannte		=	2
		Summa	290800

Statt deren ſetzt er die Summa in allen ungefähr 300000 Arten der Lebendigen auf dem Erdboden.

Dieſe ſind an einzelnen Thieren, eine mehr, die andere weniger, zahlreich und fruchtbar; jedoch bleibt eine jede mit andern in einem gewiſſen Verhältniſſe, und keine Art iſt noch, ſo lange die Erde ihre jetzige Einrichtung hat, durch eine andere überhand nehmende verdrungen oder vertilget worden; ſondern ſie dauren alle in gebührender Menge, Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit fort.*) Es wimmelt daher alles im Waſ-

*) [Es ſind alſo alle die Thiere, welche ſich für die jezige Beſchaffenheit unſerer Erde ſchicken, und nach ihrem eigenen äuſſern und innern Baue, nach ihrer Fortpflanzung, und nach ihren Trieben, wie auch nach dem Verhältniſſe mit andern lebendigen und lebloſen Geſchöpfen, ſo weislich eingerichtet, daß ihre Art beſtehen und fortdauren kann. Daß aber eine vormalige andere Beſchaffenheit unſers Erdbodens auch andere Thierarten erfodert habe, iſt leicht zu begreifen. Und ſo iſt nicht zu läugnen, daß vor der groſſen Veränderung, welche mit deſſen Oberfläche, und wer weiß, mit welchen andern Verhältniſſen? vorgegangen iſt, andere Thierarten da geweſen ſind, die ſich jetzt nicht mehr finden, ſondern von welchen, und vielleicht nur von den gröſten, nur die Ueberbleibſel unter der jetzigen Oberfläche der Erde hie und da entdeckt werden. Ich will nicht einmal die Verſteinerungen der groſſen Ammonshörner u. d. gl. zum Beweiſe anführen, da man ſagen möchte, daß dergleichen Schalthiere noch irgendwo im Abgrunde des Meeres verborgen leben könnten. Aber die ſehr groſſen Landthiere, deren Geripe wir finden, könnten uns bey der itzigen Kenntniß des Erdbodens gewiß nicht verborgen bleiben. Zu ſolchen untergegangenen Thieren gehören vornehmlich die in verſchiedenen Welttheilen gefun-

Waſſer, in der Luft, auf der Erde, unter der Erde, von Lebendigen; und es iſt kein bequemes Räumchen übrig, das nicht mit ſeinen Arten der Thiere erfüllet wäre.

Ich

gefundenen ſogenannten Mammontsknochen (in Sibirien Mammontovacakoſt genannt) von einem dem Elephanten ähnlichen und gleichfalls mit Hauern verſehenen, aber viel gröſſern, und an Backenzähnen, wie auch übriger Beſchaffenheit der Kinnladen u. ſ. f. ganz verſchiedenen Thiere. (S. Philoſ. Trans. Vol LVII p. 464. 468. tab. 21. und Doct. Will. Hunters genaue Vergleichung derſelben mit den Elephantenſchädeln Vol. LVIII. p. 34. imgl. „Buffon“ Hiſt. nat. Suppl. T. V. p. 510.) Auſſer dieſen aber ſind auch noch verſchiedene andere unbekannte Thiergerippe entdeckt, deren Gebiß zeigt, daß es reiſſende Thiere geweſen, die nicht allein gröſſer, ſondern auch anders gebauet als die itzt lebenden waren. Herr Joh. Fried. Eſper hat eine ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere in den Grüften der obergebürgiſchen Lande des Marggrafthums Bayreuth, Nürnb. 1774. Fol. herausgegeben. Eben dergleichen befinden ſich auch in Hölen anderer Länder. Der berühmte Zergliederer Pet. Camper, auf deſſen genaue Kenntniß und Vergleichung man ſich verlaſſen kann, beſitzt nicht allein ſolche Stücke und Kinnladen von 3 oder 4 verſchiedenen Thieren, ſondern auch einen ganzen Schedel, und fand das Verhältniß davon zu dem Schedel des größten Seebären wie 3 zu 2. Was die Stufenfolge alles Möglichen betrifft ſo iſt ſelbige ja nicht bloß in dem uns Gegenwärtigen, ſondern in allen Zeiten und Orten des Ganzen zu ſuchen. Herr Eſper macht auch bey dieſen Thierknochen folgende gegründete Bemerkung (p. 90.): „Mir ſcheint

Ich will nicht wiederholen, was die groſſe Einrichtung der Welt zu dieſer Thiere Leben und Erhaltung beytrage, und wie die ganze Natur, in ihren Bewegungskräften, zu dem Ende arbeitſam und geſchäftig ſey. Ein jeder ſieht auch wohl, daß auſſer den zuträglichen Elementen, von Erde, Waſſer, Luft, Licht und Wärme, für ſo viele Millionen Münde, ein genugſamer Vorrath von täglicher Speiſe bereit ſeyn müſſe, und daß, bey der Mannichfaltigkeit des Geſchmacks und Lebens, entweder die Zungen und der Körper nach der Koſt, oder auch dieſe nach jener eingerichtet ſeyn müſſe, wenn jedem ſeine Nahrung wohl ſchmecken, und gut bekommen ſoll. So könnte auch nicht jede Gröſſe und Bildung jedem gerecht ſeyn: ſondern wir bemerken daher einen erſtaunlichen Abſtand vom Wallfiſche bis zum kleinſten Gewürme und beſeelten Staube; und eine wunderwürdige Mannichfaltigkeit in der äuſſerlichen Geſtalt und Bildung, in den Werkzeugen des Lebens, der Sinne, der Bewe-

ſcheint es ein Beweis der größten Weisheit und genaueſten Vorſehung zu ſeyn, daß Thiere zu gewiſſen Abſichten für gewiſſe Zeiten erſchaffen ſind, deren Geſchlecht alsdann, wenn dieſe Abſichten erreicht ſind, wieder von der Schaubühne abtritt. Denn, wenn die beſtmöglichſte Bevölkerung der Erde, eine der wichtigſten Abſichten Gottes, zur Wirklichkeit kömmt, ſo müſſen ſich der Leopard, der Löwe, der Tiger verlieren. Sie haben ihre Abſicht erreicht: ſie haben der allzugroſſen Vermehrung der gewächsfreſſenden Thiere gewehret: ſie haben hiedurch die Erhaltung des Reichs der Pflanzen, in Abweſenheit der Menſchen, bewirkt.“]

gung und Fortpflanzung. Alles und jedes aber ſtimmet bey jedem Thiere mit einer gewiſſen Art des Lebens überein, wozu es beſtimmet iſt. Gebet dem einen die Gröſſe, Bildung und Werkzeuge des andern; es wird damit ſeine Art des Lebens nicht führen können, ſondern umkommen, oder ſich zur Quaal ſeyn müſſen. Wenn daher auch in gewiſſen Werkzeugen, die ſie alle nöthig haben, eine allgemeine Aehnlichkeit ſeyn muß, ſo findet ſich doch ſelbſt in dem Aehnlichen, nach jedes Thieres Art, eine unendliche Verſchiedenheit. Die mehreſten Thiere haben Augen, und können ſehen; aber keines Auge iſt vollkommen mit anderer Thiere Augen einerley, auch würde keines Thieres Auge ſich für andere noch anderer Augen ſich für dieſes ſchicken. Und ſo verhält es ſich mit der Bekleidung des Lebes, mit Ohren, Naſe, Mund, Magen und andern Gliedmaaſſen.

Dieſe alle menſchlichen Witz und Verſtand überſteigende Mannichfaltigkeit der körperlichen Beſchaffenheit in den verſchiedenen Arten der Thiere, und dieſe ſo genaue Uebereinſtimmung, ſowohl der ganzen Natur, als aller und jeder Theile der lebendigen Körper, mit jedes beſtimmten Art zu leben, zeigen klärlich, daß des Schöpfers Abſicht geweſen, alle Arten von Leben, Luſt und Glückſeligkeit, die nur auf unſerm Erdboden möglich waren, einzuführen; und daß er die Schöpfung, nach dieſer Regel ſeiner allgütigen Abſicht, mit unendlicher Weisheit und Macht vollführet habe. Jedoch würde bey den unvernünftigen Thieren

ren alle körperliche Uebereinſtimmung umſonſt geweſen ſeyn, wenn Gott ihren Seelen nicht auch angebohrne und erbliche Triebe, Fertigkeiten und Künſte, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung nöthig waren, eingeprägt hätte. Und dieſe ſind es, in welchen ich hier die Abſichten Gottes, nebſt ſeiner Weisheit und Güte, darzuſtellen gedenke.

§. 6.

Die Menſchen handeln zwar, ihrer Meynung nach, allemal, aber in der That nicht allemal, zu ihrem eigenen Beſten; oder ſie erwählen auch zu ihrem Zwecke untüchtige Mittel. Sie haben unter vielen ächten Künſten und Wiſſenſchaften, die zu ihrer Nothdurft, Vollkommenheit und Bequemlichkeit gereichen, auch manche eitle, unnütze, oder wohl gar falſche und ſchädliche Kunſt und Wiſſenſchaft erfunden; und ein gut Theil befleißiget ſich gar nicht, etwas zu lernen, oder ſie werden höchſtens in der erwählten Kunſt nur Brudler und Pfuſcher. Bey den Thieren hingegen geſchieht, nach ihren Trieben, keine Handlung umſonſt, ungeſchickt, oder verkehrt; und ſie haben keine einzige eitle oder falſche Kunſt, ſondern es iſt alles zu ihrem und ihres Geſchlechts Wohl und Nothdurft unentbehrlich, alles in ſeiner Art vollkommen. Die Fertigkeiten oder Künſte bey ihnen ſind ſo mancherley, als tauſendfältig ihre Arten ſind; dennoch iſt kein einzig Thier aller Arten in ſeinem Geſchäffte unwiſſend und unvollkommen; alle und jede ſind geborne Künſtler und Meiſter.

Damit man den mannichfaltigen Nutzen der thieriſchen Triebe einigermaaſſen überſehen könne: ſo will ich nur einige Gattungen davon erzählen. Ein jedes Thier kennet ſein Element, und begiebt ſich von ſelbſt dahin, wenn es auch in einem fremden ans Licht gekommen wäre. Ein jedes weiß ſich alſofort nach ſeines Elements und Körpers Beſchaffenheit regelmäßig und fertig zu bewegen; und dieſe Bewegung iſt von tauſendfältiger Art. Sie wiſſen überhaupt alle die Werkzeuge ihrer Gliedmaaſſen dazu, wozu ſie nütze ſeyn können, fertig zu gebrauchen. Sie kennen ſogleich ohne Irrthum ihr dienliches Futter, und wiſſen es von dem ſchädlichen zu unterſcheiden; ja, man bemerkt, daß auch manche, bey einer Krankheit oder Verletzung, ein wirkſames Genesmittel zu erwählen geſchickt ſind. Steht ihnen ihr Futter nicht ſogleich vor dem Maule; ſo haben ſie dagegen auch eine Geſchicklichkeit, ſich ihrer Kräfte und Werkzeuge zur Bemächtigung der Speiſe zu bedienen, oder ihrer Beute durch Geſchwindigkeit nachzueilen, oder ihren Feind durch tauſenderley Liſt und Kunſtwerke zu berücken. Brauchet die Speiſe einer Bereitung; ſo wiſſen ſie nach jedes Art vollkommen damit umzugehen. Iſt ſie zum Vorrathe zu ſammlen; ſo bereiten ſie ſich Vorrathskammern, ſchleppen und tragen die Speiſe auf vielerley Weiſe, alle aber zu rechter Zeit, auf den Winter zuſammen, bewahren ſie vor Verderben, und genieſſen ſie haushälteriſch. Andere ziehen ihrem Futter in fremde und weit entlegene Gegenden nach; und wiſſen den Weg dahin ohne Landcharte und Compaß

zu finden. Andere, die des Winters keiner Speiſe bedürfen, begraben ſich zum halbjährigen Schlafe in die Erde, oder ſenken ſich zu eben dem Ende unter Waſſer.

Haben ſie einer beſonderen Wohnung nöthig; ſo dürfen ſie die Baukunſt nicht erſt lernen: ein jedes gräbt, bohret, zimmert, ſpinnt, flicht, klebet ſich, auf ſeine Weiſe, eine dienliche Wohnung, nach einem beſtändigen, in die Seele geprägten, künſtlichen Riſſe. Andere wiſſen ſich einen verborgenen Ort zum Schlupfwinkel auszuſuchen, welcher eben die Dienſte thut. Bedürfen ſie einer Decke; ſo bringen ſie ſchon eine Weber- und Schneiderkunſt mit ſich, und verändern und verneuern ihre Kleidung, mit dem Wachsthume, nach ihrer Gröſſe. Wird ihnen die Haut oder Schaale zu enge; ſo beſitzen ſie auch eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit, ſich aus dem alten Kleide, ob es gleich aus einem Stücke gemacht iſt, und an alle Theile des Leibes feſt anſchließt, heraus zu winden oder zu ziehen. Wenn etwa nicht allein eine Entkleidung, ſondern eine gänzliche Verwandelung der Geſtalt, mit ihnen vorgehen ſoll; ſo entziehen ſie ſich vorher der Luft und den Feinden, graben oder ſpinnen ſich, auf mancherley Art, künſtlich und vorſichtig ein, oder hängen und binden ſich wenigſtens in einem verborgenen und ſichern Orte feſt an. Sie wiſſen aber auch ihr Grab oder ihren Kerker behende zu eröffnen, ohne ihre zarten und neuen Glieder zu verletzen.

Haben

Haben ſie etwa ihre Feinde in der Welt; ſo kennen ſie auch ſchon ihre natürlichen Waffen, und wollen ſich wohl eher, als ſie dieſelbe bekommen haben, damit wehren; oder ſie entwiſchen auch dem Feinde durch Geſchwindigkeit und Liſt; ſo, daß dadurch eine Art Thiere der andern allemal die Wage hält, und nichts, als der Ueberfluß, verloren geht. Können ſie einzeln nicht füglich leben; ſiehe, ſo halten ſie ſich zu einander; ſie verſtehen ſich unter einander durch eine Art von Sprache; ſie folgen einem Könige und Heerführer, oder einer Königinn und deren Willen; ſie bauen und niſteln gemeinſchaftlich, nach einerley Anlage; ſie ſammlen zum allgemeinen Beſten, ſie pflegen und füttern ihre Jungen durch einander; ſie wehren ſich mit vereinten Kräften, ſie reinigen ihr Neſt, ſie tragen ihre Todten aus; ein jedes Mitglied der Republik richtet ſich aufs genauſte nach weiſen und unwandelbaren Geſetzen und Ordnungen.

Wenn die Zeit der Begattung kömmt, ſo kennet ein jedes ſeine Art und ſeines Gatten Stimme: ſie wiſſen alle die gehörige Stellung zur Paarung anzunehmen, und des Gatten Zeugungs- und Geburtsglied zu treffen. Iſt es nöthig, ein Neſt für die künftigen Jungen zu bereiten; ſo bauen ſie es bey Zeiten, künſtlich, ſicher, bequem und räumlich genug: ſie brüten einzeln, oder auch wechſelsweiſe: ſie wärmen, ſie vertheidigen ihre Jungen; ſie ſäugen, füttern und entwöhnen dieſelben. Sonſt, wo die Jungen ſogleich für ſich zu rechte kommen können, ſo legen ſie nur

die Eyer dahin, wo die Jungen von ſelbſt durch die Wärme aufkommen, und ihr Futter alsdenn vor ſich finden; ſie legen dieſelben einzeln und zerſtreut, oder in einem Haufen beyſammen, nachdem die Jungen geſellig oder nicht geſellig ſind; und wenn die Jungen an dem Orte ihres Aufenthaltes nicht füglich fortkommen können, ſo thun ſie wohl weite Reiſen zu Waſſer oder zu Lande, ihren Saamen auszuſtreuen, oder ihre Brut abzulegen. *)

§. 7.

Daß alle dieſe Handlungen zu jedes Thieres und ſeines Geſchlechts Erhaltung nothwendig ſind, braucht keines Beweiſes. Wenn ſich aber jemand noch mehr davon überzeugen will, ſo darf er nur den Thieren ihre Arbeit ſtören, oder etwas daran ändern; ſo wird er ſehen, daß ſie entweder umkommen, oder ungeſtalt und gleichſam zu Krüppeln werden, oder ihr Geſchlecht nicht fortpflanzen können. 5) Wer auch verſuchen

*) [In den Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere hat der Verfaſſer §. 61. und 85. alle Kunſt-Triebe, nach ihrem Nutzen und ihren verſchiedenen Eigenſchaften, in gewiſſe ſchickliche Klaſſen geordnet.]

5) Ich will nur ein Paar Exempel zur Probe anführen, welche ich von unſerm vortrefflichen Herrn Röſel entlehne, deſſen Beobachtungen nicht weniger, als ſeine Zeichnung und Malerey, die Natur getreulich und ſchön ausdrücken. Nachdem derſelbe (in ſeiner Nachtvögel II. Claſſe n. I. §. 6.) der ſchwarzhaarichten Bärenraupe (Phalaena bomb. Caja] äuſſeres rauhes Geſpinnſte, worinn

ſuchen wollte, eine beſſere Veranſtaltung für jedes Thier zu erfinden, und alle ſeine Naturkunde, Wiſ-
ſenſchaft

worinn ſie alle ihre Haare flicht, und ihr inneres wei-
ches und ſanftes Krankenbette beſchrieben, ſo fügt er hinzu: Die Haupturſache, warum dergleichen Raupen ſich ein ſo ſanftes Lager, bereiten, iſt diejenige, weil die Puppe zu Anfange der Verwandlung ſehr weich und zärtlich iſt. Denn ich habe beobachtet, daß, wenn dergleichen Puppen, zu dieſer Zeit, auf harten und unebenen Boden, oder auch nur im Sande liegen, ſich gleich davon Schrunden und Narben in die weiche Haut drücken, welche auch mit der Haut verhärten, worauf aber allemal entweder ein ungeſtalter, oder gar kein lebendiger Papilion zum Vorſchein kömmt. Man kann ſich einen artigen Zeitvertreib ſchaffen, wenn man dieſen Raupen zuſieht, indem ſie an ihrem Geſpinnſte arbeiten. Wann das äuſſerſte groſſe Geſpinnſte völlig fertig iſt, und man reißt daſſelbe an einem Orte ein wenig auf, ſo iſt gleich die Raupe da, und flicket das Loch wieder zu, läßt ſich auch die Mühe nicht dauren, ſolches ſo oft zu thun, als man ſie durch neues Aufreiſſen dazu zwingt. Denn ſie will ſowohl wider Kälte und Regen, als auch wider die Schlupfweſpen, ſicher verwahret ſeyn. Doch wenn es gar zu oft kömmt, ſo entgehen ihr endlich die Kräfte darüber, und wird dieſelbe an ihrer Verwandelung aufgehalten, oder dazu völlig untüchtig gemacht. Eben derſelbe bemerkt auch an mehrern Orten, daß diejenigen Raupen, welche bey ihrer Verwandelung in die Erde graben, und dabey zärtlich ſind, ihr ausgehöhltes Gewölbe mit einem Geſpinnſte oder Kleiſter tapezieren, damit es beſſere Haltung habe, und ihnen der etwa hereinfallende Sand keine Beſchwerniß
ver-

ſenſchaft und Wiz zu Hülfe riefe, der wird geſtehen müſſen, daß er ſich vergeblich bemühet habe; oder, wenn er ſich eine ſolche Erfindung träumen lieſſe,

würde

verurſache. Der Wurm, woraus der Hirſchkäfer [Lucanus cervus] wird, gräbt ſich gleichfalls in die Erde, und beſchließt ſich in einen eyrunden, harten Ballen. Da iſt aber zu bewundern, daß diejenigen Ballen, worinn die Männlein liegen, eine viel längere Höhle haben, als die, welche ſich die Weiblein bauen; und dieſes deswegen, weil der männliche Schröder ſeine Hörner, die zuvor auf der Bruſt lagen, ausſtrecken muß, ehe er aus ſeiner Höhle bricht. (Röſel Erdkäfer I. Claſſe n. IV. §. 6.) Würde ſich der männliche Wurm nicht eine längere Höhle graben, als der weibliche; ſo würde er, nach Abwerfung der Haut, ſeine Hörner nicht ausſtrecken können, zum Krüppel werden, und nicht einmal aus der Erde wieder hervorkommen. So iſt den Würmern bey ihrer Verwandelung auch die Lage in ihrem Bette nicht einerley. Der Haſelſtauden-Holzwurm [Cerambyx cylindrius] frißt ſich ſonſt mit dem Kopfe unterwärts ins Mark des Holzes; aber wenn er ſich verwandeln ſoll, ſo kehrt er ſich um, den Kopf oberwärts; ſonſt könnte er nicht heraus kriechen. Man ſpalte das Aeſtchen, und lege den Wurm nur verkehrt, ſo iſt er verloren. (Röſel Erdkäfer II. Claſſe n. II. §. 6.) Auch die, welche ein eyförmiges Geſpinnſte machen, als die Seidenwürmer, ſorgen vorher dafür, daß das Ende des Eyes, wo der Kopf des Papilions durchdringen ſoll, lockerer ſey, daß es ſich von ſelbſt aus einander geben kann. Schneidet man das Ey in die Länge auf, und leget die Puppe darinn verkehrt, nähet alsdenn das Loch wieder zu: ſo wird der Papilion nicht herauskommen können. (Röſels Supplement Tab. VII. VIII. §. 16. p. 53. Siehe auch Tab. XLIX. §. 5. p. 286.)

würde er nur ſeine Unwiſſenheit und ſeinen Unverſtand verrathen.

Wenn es nun auch nur Handlungen wären, die der bloſſe Bau ihres Körpers und ihrer Gliedmaaſſen nothwendig mit ſich brächte; wie ſich etwa ein Carteſius, ein Materialiſt, oder ein Leibnitziſcher Harmoniſt die Sache vorſtellen möchte: ſo würde man ſich doch ſolche Maſchinen, mit ihren künſtlichen Verrichtungen, unmöglich ohne einen Werkmeiſter gedenken können, der die innere Natur der Dinge völlig gekannt, und ihre Verknüpfung in der Welt voraus geſehen; der das Verhältniß derſelben gegen einander, und ihre Uebereinſtimmung und Vollkommenheit genau ermeſſen; der die vorgeſtellte verſchiedene Vollkommenheit der Dinge zur Wirklichkeit bringen wollen, und tauſend Erfindungen gehabt, dieſelbe durch mancherley innere verborgene Triebfedern zu bewirken. Eine bloſſe Maſchine, die bald ruhet, bald geht, kriecht, fliegt, hüpfet, ſchwimmt, und zwar nicht ins Wilde, ſondern an jedem Orte in der Welt, und zu jeder Zeit, nach dem Striche, und der Geſchwindigkeit und Abwechſelung, wie es nöthig war, ihren Untergang zu vermeiden, oder etwas gutes zu erlangen; die bald ißt und trinkt, was und wie viel ſie zu ihrem Unterhalte verdauen kann; die bald ſpinnt, webet, gräbt, bauet, ſammlet, wann und wie es ihre Erhaltung nach den Regeln der Kunſt erfordert; die ſich bald paaret, zeuget, gebiert, brütet, füttert, und alſo wieder andere Maſchinen ihres gleichen hervorbringt und nachläßt:

eine ſolche Maſchine, ſage ich, wenn ſie möglich wäre, könnte in ſich ſelbſt den Grund ihrer Wirklichkeit und Beſchaffenheit nicht haben, ſondern müßte von einem unendlich weiſen Werkmeiſter, der ſich die ganze Welt in ihrer Verknüpfung aufs deutlichſte vorgeſtellt hat, mit Abſicht hervorgebracht ſeyn.

Allein, die Sache verhält ſich bey den Thieren nicht ſo, daß ſie bloſſe Maſchinen wären. Eine Maſchine kann nicht anders, als um der Lebendigen willen, und ein organiſcher Körper nicht anders, als um einer Seele willen, ſeyn. Auch hält alsdenn, wenn die Thiere eine Seele haben, der bloſſe Körper nicht zureichenden mechaniſchen Grund in ſich, daß ihre Handlungen ſo auf einander folgen, wenn nicht eine Vorſtellung der Seele vorhergegangen und dazwiſchen gekommen iſt, welche die Handlungen beſtimmet. Denn in ihrem Körper ſind tauſendfältig verſchiedene Bewegungen in tauſendfältig verſchiedener Ordnung auf einander, gleich möglich, und eine folgt nicht nothwendig aus der andern, oder auf die andere. Daß alſo dieſe Bewegung, zu dieſer Zeit, an dieſem Orte, und zwar zum Nutzen, auf eine geſchickte Weiſe, und mit Fertigkeit erfolgt; das iſt eine Wirkung ihrer Seele, welche nach Vorſtellungen handelt.

§. 8.

Wenn man nun bey den Thieren eine Wirkung des Körpers auf die Seele, durch ſinnliche Empfindungen, annimmt, ſo laſſen ſich doch ihre Triebe daraus allein nicht zureichend erklären. Ich will zugeben,

daß ſie durch eine ſinnliche Empfindung, wie wir Menſchen, zur Handlung erwecket werden, ich will ſogar einräumen, daß durch ſolchen körperlichen Eindruck, in gewiſſen Fällen, auch ihre Einbildungskraft und ihr Gedächtniß rege gemachet wird: ſo kann doch dieſer reizende Eindruck in nichts anderm, als in Luſt oder Schmerzen, beſtehen. Dieſes aber kann weiter nichts in der Seele nach ſich ziehen, als daß ſie das Gute und angenehme zu erhalten, und das Böſe und Widrige von ſich zu entfernen ſuchet: es kann aber der Seele die Art zu handeln, und deren Fertigkeit oder Kunſt, nicht einprägen, noch ſolche Handlungen hervorbringen, die in der vorigen Erfahrung keinen Grund haben.

Was das erſte betrifft, ſo können wir uns zum Beweiſe einen Seidenwurm vorſtellen, der ſich vor ſeiner Verwandelung in ein künſtlich Ey ſpinnt. Nun möchte man ſagen, daß die zur Seide reifgewordene Materie dem Wurme eine unangenehme Empfindung verurſachet, und daß er, als davon überladen, ſelbiger los zu werden trachtet. Aber, warum zieht oder ſpinnt ſie kein ſolcher Wurm in einer Unordnung heraus, daß ſie ſich anhänge, wie es fällt? warum heftet er ſie nicht irgend ſo an, daß er ſelbſt auſſer dem Gewebe bliebe? warum macht er ein regelmäßig Ey daraus, darinn er ſelbſt beſchloſſen iſt, und zwar ſo, daß das Gewebe äuſſerlich lockerer und gröber, inwendig ordentlicher, dichter und feiner wird? Ein gewiſſer

Natur-

Naturkundiger 6) ſuchet das Einſpinnen der Raupen überhaupt ans einer ſchmerzlichen Empfindung zu erklären. Wenn ſich nämlich ihr klebriger Saft gehäuft hätte, und ſie von deſſen Menge gedruckt würden, ſo müßten ſie ſich vor Schmerzen krümmen und winden: auf ſolche Weiſe zögen ſie den Faden immer weiter heraus, und um ſich herum, und führen damit fort, entweder weil der Paroxysmus fortdaure, oder aufs neue anſetze, oder weil ſie dabey eine Erleichterung merkten; bis ſie ſich ganz eingeſponnen hätten. Ich tadele es nicht, daß man durch eine Hypotheſe verſucht, wie weit ſich die thieriſchen Triebe aus der Empfindung erklären laſſen: allein, ich glaube, daß alle dieſe Erfindungen vergeblich, und zum Theile lächerlich ſeyn werden. Gegenwärtige ſtimmt erſtlich mit der Handlung des Thierchens ſelbſt gar nicht überein, als welches ſich nicht vor ungeduldigen Schmerzen krümmet und windet, ſondern langſam, und, ſo zu reden, bedächtlich und vorſichtig herumkriecht, einen bequemen Ort ausſuchet, und als nach Abſicht und Kunſtriſſe arbeitet. Wie könnte auch die wilde Bewegung, welche von Schmerzen entſteht, eine ordentliche Eyfigur, und bey allen eine gleich regelmäßige hervorbringen? Und was bekommen denn die Würmer für eine künſtliche Colik, die ihre Haare, oder zernagte Blätter, oder zerkieſtes Holz, geſammletes Stroh, Stoppeln, Gras, Erde, ja kleine Schneckenhäuſer, ordent-

6) Hrn. Chriſtlob Mylius Gedanken über den natürlichen Trieb der Inſekten, im dem Hamburgiſchen Magazin I. Band VI. Stück p. 183. ſqq.

ordentlich in ihr Gewebe mit hinein und um ſich herum flechten? Was die Spinne, welche ein hängendes Netz, zum Stralen aus einem Mittelpunkte, in die Ründe webet? Was für eine bloſſe Empfindung kann die Vögel treiben, ein holes Neſt aus Sträuchen und Haaren an einen Baum zu heften oder zu hängen, oder aus Leimen, Koth und Stoppeln an eine Wand zu kleben? Welcher ſinnliche Reiz bringt es mit ſich, daß die Bienen nicht allein den Honig der Blumen zu ihrer Nahrung einſaugen, ſondern auch die Blumenſtäubchen zum Wachſe mitnehmen, und von einem Fuſſe zum andern an ihre hintern Lenden ſchieben, davon in dem Stocke reguläre, längliche Sechsecke bilden, und den Honig zum Vorrathe da hinein ſchütten? *) Tauſend andere dergleichen zu geſchweigen.

Es

*) Der alte Mathematicus Pappus hatte ſchon die ſparſame Bauart der Bienen bewundert, da ſie die ſechseckige Figur zu ihren Zellen wählen. Aber zu der Zeit wußte man die Frage von dem Größten und Kleinſten noch nicht durch die Analyſin infiniteſimalem genau aufzulöſen. Der Hr. Réaumür Mém. des Inſectes T. V. P. II. p. 4. macht eine geometriſche Aufgabe daraus: Une quantité de matiere de cire étant donnée, en former des cellules egales & ſemblables, d'une capacité determinée, mais la plus grande qu'il eſt poſſible par rapport à la quantité de matiere qui eſt employée, & des cellules tellement diſpoſées qu'elles occupent dans la Ruche le moins d'eſpace qu'il eſt poſſible. Er zeigt ſelbſt die Schicklichkeit der gewählten ſechseckigten Figur, zur Erſparung des Raums und der Materie, ſo weit ſich ſolches ohne viele Geometrie thun läßt. Da aber dieſe ſechseckigten Zellen

einen

Es muß gewiß eine Idee oder ein Denkbild, als ein Muſter und eine Vorſchrift von jedes Werke und Handlung, in ihren Seelen liegen, und zugleich mit ihnen ſelbſt da ſeyn. Ueberdem aber muß das

einen Pyramidal-Boden haben, der aus drey Rhombis beſteht: ſo gab er dem Hrn. König, als einem in der höheren Meßkunſt ſehr geübten Mathematico, das Problema auf: Entre toutes les cellules exagones à fond pyramidal (poſſibles) composé de trois rhombes ſemblables & egaux, determiner celle qui peut être conſtruite avec le moins de matiere. (Siehe daſelbſt p. 16.) Und dieſer beſtimmte den groſſen Winkel des Rhombi, der die wenigſte Materie, auf 109 Grad 26 Minuten, (Hiſt. de l'Acad. des Sciences 1739. p. 40. ſqq.) der engliſche Mathematicus Maclaurin aber auf 109 Grad, 28 Minuten, 16 Secunden. (Philoſophical Transact. Num. 471. p. 565-571.) Und ſiehe die Erfahrung, welche Maraldi von dem groſſen Winkel des Rhombi der Wachszellen genommen hat, zeigte ungefähr 110 Grad, (Mem. de l'Acad. 1712. p. 405.) Ich ſage ungefähr: denn in einer ſo kleinen Figur läßt ſich der Winkel faſt nicht genauer meſſen. Es erhellet ſo viel daraus, daß der Bau der Bienenzellen, in der Wirklichkeit, die geſchickteſte Auflöſung des geometriſchen Problematis darſtellet: wie mit der größten Erſparung des Raumes und der Materie die meiſten und bequemeſten Zellen ſowohl für die Brut, als für den Honig und den Wachsvorrath der Bienen, anzulegen wären? Eine Auflöſung und Kunſt, die nicht aus der Theorie dieſer Fliege, noch aus ihrem Mechaniſmo fließt; ſondern ihren Seelen durch eine angeborne Fertigkeit von dem eingeprägt worden, der durch ſeinen unendlichen Verſtand Figur, Maaß und Zahl der Dinge, wie im Größten, ſo im Kleinſten, aufs genaueſte und weislichſte zu beſtimmen gewußt hat.

wirkſame Bemühen der Seelen nach dieſem Urbilde gleich anfangs die Vollkommenheit der Fertigkeit an ſich haben. Wir Menſchen bringen keine wirkliche Ideen, und keine oder ſehr wenige Fertigkeiten mit auf die Welt, ſondern erwerben ſie uns durch Erfahrung und Uebung. Aber die Seelen der Thiere müſſen gleich anfangs in dem Zuſtande gebildet ſeyn, in welchen unſere Seele erſt durch Erfahrung und lange Uebung geſetzet wird. **)

§. 9.

**) [Herr Profeſſor Klügel zeigt mit geſchickter Berechnung, (Hannöv. Magaz. 1772. 23. St. p. 354 u. f.), „daß, wenn man den groſſen Winkel des Rhombus am Dache der Bienenzellen 109 Grad 28 Minut. und den kleinen 70 Grad 32 Min. ſetzt, welches mit der Ausmeſſung ſo viel möglich übereintrifft; alsdenn die Rhomben gegen einander und gegen die Seitenflächen der Zellen, ſo wie dieſe unter ſich, allenthalben einen Neigungswinkel von 120 Graden machen, und daß daraus die gröſte mögliche Erſparung des Wachſes, bey dem Baue eines pyramidaliſchen Daches der Zellen, erfolge.“ — Dieſes zugeſpitzte Zwiſchendach aber befördert die Feſtigkeit vortrefflich, und kann auch eben deswegen dünner gemacht werden, als wenn es flach ſeyn ſollte. Er meynt nun, daß ein gewiſſes Gefühl der Bienen, die Wachsflächen mit einer Neigung von 120 Graden an einander zu fügen, beynahe zureiche, den Bau der Zellen zu erklären, indem ſie denſelben bey der Spitze des Zwiſchenbodens anfangen. Aber: an den beyden Seiten der Scheiben ſchlieſſen ſie doch die Zellen mit einer Fläche, oder ganz geringen Wölbung, und folglich beynahe rechtem Winkel. Sie machen auch nach Erfodern allerley andern Bau, der nicht nach einem ſol-

§. 9.

Ich ſage aber zweytens, daß die bloſſe ſinnliche Empfindung, auch nebſt der Einbildungskraft und dem

ſolchen Winkel verfertigt wird, als welcher nur an den ordentlich zuſammengefügten Zellen befindlich iſt: ſie bauen ganz anders geſtaltete Zellen für die künftigen Weibchen, u. ſ. w. — Ein anderer Gelehrter hatte das ganze Geheimniß des Zellenbaues in den ſechseckigt zuſammengeſtellten Augen der Bienen ſuchen wollen. Aber ſie fangen ja eben bey dem Zwiſchenboden an, wo ſie nur lauter Rhomben vor ſich haben: und woher das Maaß der verſchiedenen Seiten? Ja, ſollten ſie auch wohl eine ganze Fläche, oder den Durchſchnitt einer Zelle überſehen können? Sie haben auch bey der Arbeit nicht dieſen ſechseckigten Durchſchnitt, ſondern die Seitenwand der Zellen vor ſich, und müſſen ihre mikroſkopiſchen Augen gewiß ſo nahe daran bringen, daß ſie nur einen kleinen Theil davon überſehen können. Und dann, woher die erwähnten Abänderungen von der ſechseckigten Figur? Was erklärt den ſo mannichfaltigen Bau der verſchiedenen Bienen- und Weſpen-Arten? (Siehe Réaumur Mém. T. VI. P. I.) — So werden wir allemal finden, daß man bey den einfachen mechaniſchen oder ſinnlichen Erklärungen der Kunſttriebe der Thiere nur auf gut Glück hingerathen habe, ohne ſich zuvor um die eigentlichen Umſtände zu erkundigen, und daß, ohne angenommene vom Schöpfer beſtimmte Einrichtung ihrer Vorſtellungskraft, davon wir uns freylich keinen eigentlichen Begriff machen können, keine Hypotheſe zutreffe. — Herr von Fagaras ſagt, bey Erwägung der innern dunkeln Vorſtellungen: Nonne inſtinctus animalium, nunquam ſatis admirandi, etiam tales obſcuras perceptiones probant? (Diſſ. de vi ſubſtantiali p. 10.) S. auch Garve zu Fergusons Moralphiloſophie, p. 313.]

Gedächtniſſe, darum unzureichend ſey, die thieriſchen Triebe zu erklären, weil das, was ſie zu verrichten und zu erlangen ſuchen, in der jetzigen und vorigen Erfahrung keinen Grund hat. Ich kann wohl begreifen, daß ein Thier, vermittelſt dieſer ſinnlichen Kräfte, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, und in Zuſammenhaltung des vergangenen, ſeinen zukünftigen ähnlichen Zuſtand ſehen, und zu deſſen wirklicher Hervorbringung ſinnlich gereizet werden kann: wie etwa ein Kind, das Zucker ſieht, und ſonſt gekoſtet hat, in Erwartung gleicher Süßigkeit, nach deſſen Geſchmacke ſich ſehnet. Aber bey den Trieben verhält es ſich nicht alſo. Sie bemühen ſich, eine noch nie verſuchte oder ſonſt geſehene Handlung, zur Erhaltung eines zukünftigen Guten, davon ſie weder gegenwärtige, noch vergangene Erfahrung haben, zu verrichten. So iſt demnach weder die vorhabende Handlung ſelbſt und deren Kunſt und Fertigkeit, noch das Gute, welches dadurch erhalten werden ſoll, in der Empfindung des Gegenwärtigen, oder in der ſinnlichen Vorſtellung vergangener Erfahrung, gegründet, mithin entſtehen die Triebe der Thiere nicht blos und allein von dem Eindrucke des Körpers in die Seele. Wenn eine Spinne eben aus dem Eye gekrochen iſt, ſo iſt ihr Bemühen ſchon da, ein Gewebe zu machen, dergleichen ſie nimmer verſuchet, geſehen oder gelernet hat; und ohne daß ſie eine Erfahrung davon hätte, daß Fliegen oder Mücken in der Welt ſind, daß ſie ihr zur Nahrung dienen, und auf ſolche Weiſe können gefangen werden. Und ſo verhält es ſich mit vielen andern Trieben:

mit der Sammlung der Speiſe auf den Winter, und deren ſicherer Verwahrung in bereiteten Vorrathskammern; mit dem kühnen Fluge der Vögel in entfernte Länder; mit dem zweiten Zuge der Seefiſche nach entlegenen Küſten und Strömen, wenn ſie laichen wollen; mit dem Begraben und Erſäufen zum halbjährigen Schlafe; mit dem Bauen der Neſter zur Legung der Eyer und Ausbrütung der Jungen. Es iſt alles ein willkührliches Bemühen ihrer Seele nach einer zukünftigen Handlung, deren Vorſtellung ſo wenig, als die fertige Ausübung, von ihrer jetzigen oder vorigen Empfindung den Urſprung nimmt, geſchweige, daß ſie das Gute, welches daraus entſtehen wird, aus der Erfahrung wiſſen ſollten.

Eben daraus erhellet denn auch, daß die Thiere das, was ſie thun, nicht aus Beyſpielen, Nachahmung oder Unterrichte anderer gelernet, nicht durch Verſuche und Uebung allmählich zur Vollkommenheit gebracht haben. Denn, welches Muſter ihres Werkes hat die junge Spinne zu ihrem Gewebe, welches der Seidenwurm zu ſeinem Eye jemals vor ſich gehabt? Dennoch machen ſie alles von ſelbſt eben alſo, wie ihre Voraltern. Ein Vogel wird zwar in ſeinem Neſte jung und groß, aber er hat doch der Verfertigung deſſelben nicht beygewohnt, und bekümmert ſich auch um deſſen Bau und Anlage nicht, ſondern nur um ſein Futter und um Wärme von den Eltern; bald, wenn er fliegen und ſich ſelber rathen kann, geht er davon, und wird wohl gar von den Eltern aus dem

Neſte geſtoſſen. Dennoch weiß er hernach, wenn er ſich auch paaret, ein ganz ähnliches Neſt eben ſo gut anzulegen, als wenn er deſſen Verfertigung oft geſehen und die Nachahmung lange verſucht hätte. Welche Unterweiſung, welche Schule, welche Lehrart hätte den Thieren das einflöſſen können, daß ſie gleich Meiſterſtücke machen, und nicht erſt brudeln, oder durch öftere Verſuche vollkommener werden? Der Seidenwurm und viele andere Thiere machen ihr Kunſtſtück nur ein einzig Mal im ganzen Leben; und dennoch iſt es gleich ohne einziges Vorbild ſo vollkommen, als möglich. Die aber einerley Arbeit oft wiederholen, als die Spinnen, machen ihr Gewerke deswegen zuerſt nichts ſchlechter und langſamer, noch mit der Zeit hurtiger und beſſer.

§. 10.

So iſt denn in den Körpern der Thiere, oder in deſſen ſinnlichen Eindrucke in ihre Seele, oder in deren ſinnlichen Vorſtellung, Einbildungskraft und Gedächtniſſe, mit einem Worte, in ihrer äuſſeren Erfahrung, kein zureichender Grund der thieriſchen Triebe und Fertigkeiten vorhanden. Sie ſind ihnen nicht von auſſen eingeprägt, und auf eine ſinnliche Art zur Vollkommenheit gebracht worden; es muß eine innere natürliche Beſchaffenheit oder Fähigkeit der Seele ſeyn, in welcher dieſe Fertigkeiten liegen. Allein, auch da werden wir den erſten und zureichenden Grund ſolcher klugen und fertigen Handlungen nicht finden. Vernunft, Ueberlegung, Nachdenken, Witz, Selbſterfindung,

dung, und was ſonſt zu menſchlichen Künſten etwas beygetragen haben mag, kann man den Thieren nicht beylegen, noch daraus ihre Künſte herleiten.

Hätten die Thiere das, was ihnen nützlich iſt, durch eigene natürliche Fähigkeit der Seelen erdacht; ſo müßten ſie einen weit vollkommenern Verſtand haben, als wir Menſchen. Denn das ganze menſchliche Geſchlecht hat mit vereinten Kräften, ſo viele tauſend Jahre herdurch, an der Erfindung ihrer Künſte arbeiten müſſen, ehe ſie allmählig zu dem jetzigen Grade der Vollkommenheit gebracht ſind; und wir können noch nicht ſagen, daß wir das, was uns nützlich iſt, ſo vollkommen machen, als doch jedes Thier das Seinige, in ſeiner Art, alſobald nach der Geburt verrichtet. Welcher Menſch würde ſich aber das unternehmen können, alles, was er braucht und wünſchet, ohne Unterweiſung und Vorbild, aus eigener Fähigkeit zu erſinnen, und ſogleich zur Vollkommenheit zu bringen, wie doch die Thiere thun? Was müßte denn den Thieren nicht für ein unvergleichlich ſchärferer Verſtand, als den Menſchen, beywohnen, wenn ſie ihre Künſte aus eigener Einſicht hervorgebracht hätten: Das iſt aber ungereimt zu ſagen, und läuft wider alle Erfahrung, die wir von den Thieren haben.

Den Menſchen, und ich glaube allen Lebendigen, die eine eingeſchränkte Vernunft beſitzen, iſt es ſchlechterdings unmöglich, daß ſie, ohne alle Erfahrung von einzelnen wirklichen Dingen, etwas erfinden. Denn

dieſes

dieſes ſetzt einen Verſtand voraus, der die erſte Quelle aller Möglichkeit und vor aller Wirklichkeit iſt. Wenn wir auch alle menſchliche Erfindungen unterſuchen: ſo werden wir ſehen, daß ſie auf etwas ſchon bekanntes gegründet ſind; wie ſich hergegen aus Nichts Nichts gedenken oder erfinden läßt. Demnach hilft uns die Vernunft, vor aller Erfahrung, zur Erfindung nichts, ſondern wir erfinden das Unbekannte aus dem Bekannten, das iſt, aus dem, was wir zuerſt durch die Sinne, als wirklich und möglich, angenommen haben. Da nun kurz vorher erwieſen iſt, daß ſich die Triebe und Fertigkeiten der Thiere auf keine vorige Erfahrung gründen; ſo iſt nicht möglich, daß ſie aus ihrer eigenen Erfindung, oder aus einer Vernunftskraft und Witz, entſtehen ſollten.

Was zudem in der Erfindung eines jeglichen Grund hat, das würde auch, wie in menſchlichen Erfindungen, nach eines jeden Fähigkeit und Umſtänden verſchieden ſeyn. Allein, die Vögel bauen ihre Neſter, jedes nach ſeiner Art, wie zu Adams Zeiten; und der eine Bienenſtock in Europa hat keine andere Regierungsart oder andere Geſetze, als die andern in Aſien. So nehmen auch die Künſte bey den Thieren nicht zu, nicht ab. Die Zimmer- und Baukunſt der Bieber iſt nicht mit den Jahrhunderten der Welt geſtiegen, oder vor Zeiten roher geweſen. Alle Fertigkeiten aller und jeder Thiere ſind gleich anfangs mit dem erſten Weltalter, und ſo lange als Menſchen denken können, ſo vollkommen geweſen, als möglich und nö-

thig

thig war. Die neuern Thiere haben keinen Vorzug vor den alten; wie hergegen auch keine Nachläßigkeit, oder unwiſſende Barbarey, oder falſcher Geſchmack, unter ihnen einreißt. Sie ſind alle und jede, durch ihre Natur, zu dem, was ſie nöthig haben, geſchickt, und ſodann auch in gewiſſe unveränderliche Gränzen der Vollkommenheit eingeſchloſſen.

Wenn auch Vernunft und Witz den Thieren ihre Erfindungen angegeben hätten; ſo würden ſie nicht bey einerley Künſten bleiben, ſondern in ihren allgemeinen Begriffen und Grundſätzen die Möglichkeit anderer Künſte eben ſowohl, als der ihrigen, einſehen. Und wenn ſie gleich keine Nothdurft triebe, darauf zu denken, ſo würde doch die gehoffte mehrere Bequemlichkeit und Luſt einen genugſamen Bewegungsgrund dazu abgeben. Aber dieſes alles findet ſich bey keinem Thiere: es erſinnet, verſucht, und übt nichts neues und mehreres, als ihr Trieb mit ſich bringet.

Da nun die Fertigkeiten der Thiere, mit welchen ſie zu ihrem und ihres Geſchlechtes Beſten ſo klug und künſtlich handeln, ihren Seelen hauptſächlich zukommen, und doch weder durch ſinnliche Erfahrung, Beyſpiele, Unterricht und Uebung erworben, noch durch Ueberlegung, Vernunft und Witz erfunden ſind; ſo folgt nothwendig, daß ſie eine weſentliche eingepflanzte, angeborne Eigenſchaft ihrer Seelen ſind, nach welcher ſie ſogleich, als ſie das Leben haben, ohne eigenes Nachdenken und Mühe, blindlings, und mit ſehr undeutlicher Vorſtellung, gleichſam als im

Schlafe, und ſpielend, richtig und ohne Fehl verfahren.

Wir Menſchen haben ſehr wenige, ja faſt gar keine dergleichen künſtliche angeborne Fertigkeiten, es möchte denn etwa das Saugen der Kinder dahin gerechnet werden: allein, wir wiſſen doch aus unſern erworbenen Fertigkeiten, daß ſie nicht ohne alle Vorſtellung und Entſchlieſſung der Seele geſchehen, aber daß dieſelbe, je gröſſer jede Fertigkeit iſt, deſto weniger Klarheit und Deutlichkeit brauchen, und dennoch, nach ſolchem ganz dunkeln und undeutlichen Denkbilde und Bemühen, leicht, hurtig, und richtig ausgeübt werden. Selbſt das, was wir langſam mit vieler Achtſamkeit, Ueberlegung und deutlicher Vorſtellung aller Theile der Handlung gelernet haben, als das Leſen, Singen, Spielen auf dem Claviere u. ſ. w. verwandelt ſich mit zunehmender Fertigkeit in Handlungen, die als von ſelbſt, ohne Mühe und Nachdenken, aus einem ganz dunkeln und undeutlichen Denkbilde und Vorſatze flieſſen. Dieſer erworbene Zuſtand der Vollkommenheit unſerer Seelen, da ihnen n m nützliche Fertigkeiten und Künſte beywohnen, iſt derjenige, worinn die thieriſchen Seelen zugleich mit ihrem erſten Seyn und Leben geſchaffen ſind. Und der war ihnen zu ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung ſchlechterdings nothwendig. Denn, wenn ſie ihre nützlichen Künſte erſt durch allerley Erfahrungen, Verſuche, Unterweiſung und Uebung lernen, oder ſelbſt durch Nachdenken und Witz erfinden ſollten; ſo

wür-

würden ſie tauſendmal eher umkommen, ehe ſie ſich in den Zuſtand ſetzten. Mancher ihr Leben iſt auch ſo kurz, daß es nicht viel Erfahrungen gewähren kann: zu geſchweigen, daß ihre niedrigen Seelenkräfte, ohne Vernunft, ganz ungeſchickt wären, jemals in ihrem ganzen Leben, ſolche Künſte und Fertigkeiten zu erdenken oder zu lernen.

§. 11.

Man mag demnach die thieriſchen Triebe, Fertigkeiten und Künſte, nach den Regeln der Körper oder der Seelen betrachten; ſo iſt in beyden Fällen offenbar, daß ſie einen unendlichen Verſtand zur erſten Urſache haben müſſen. Denn, wären die Thiere bloſſe oder auch harmoniſche Maſchinen (nach des Cartes, der Materialiſten und Leibnitzens Hypotheſe;) ſo würden dieſelben keinen Grund ihres Seyns und ihrer Beſchaffenheit in ſich ſelbſt haben, ſondern von einem Werkmeiſter um eines andern willen, oder zu einem gewiſſen Zwecke gemacht ſeyn; und zwar von einem ſolchen Werkmeiſter, der in der deutlichſten Einſicht der Verknüpfung aller Dinge vorausgeſehen, welche Handlungen jede Maſchine, in jeder Zeit und an jedem Orte in der Welt, zu ihrer eigenen Erhaltung, oder zur Erhaltung des Lebens derſelben, zu verrichten hätte. Sieht man aber die Thiere an als lebendige Seelen, die mit einem organiſchen Körper durch einen wirkſamen Einfluß verbunden ſind; ſo iſt offenbar, wenn ihre Fertigkeiten und Künſte weder aus der Erfahrung, noch ohne Erfahrung aus der

eige-

eigenen Erfindung entſtehen können, daß ſie von einem Verſtande herrühren, der zu der Erfindung keiner Erfahrung brauchet, ſondern die erſte Quelle aller Möglichkeiten, aller Wahrheit, Wiſſenſchaft, Künſte und Vollkommenheiten iſt; der für jedes Thieres Natur und Lebensart die dienlichſten Künſte auserſehen, und ein Mittel gewußt hat, den einfältigſten Secten eine von ihnen ſelbſt nicht erdachte, erlernte oder geübte Kunſt und Klugheit, ſo leicht, ſo vollkommen, und mit Fertigkeit beyzubringen, und erblich einzuverleiben.

Es iſt zugleich offenbar, daß dieſer unendliche Verſtand mit Abſicht, Weisheit, Güte und Vorſehung für jedes Thieres Erhaltung, Wohl und Glückſeligkeit, verbunden ſey; damit auch den möglichen Lebendigen unvollkommener Arten der Mangel höherer Seelenkräfte an ihrem Seyn und Wohlſeyn nicht hinderlich wäre. Denn die Thiere unterſcheiden ſich vom Menſchen weſentlich darinn, daß ſie keine Vernunft, und die daraus entſpringenden Vortheile, ſondern nur Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß einigermaaſſen mit uns gemein haben. Weil es ihnen denn an Ueberlegung und an Sprache fehlt; ſo können ſie ſelbſt aus ihrer ganz undeutlichen und anſchauenden Vorſtellung ſinnlicher Dinge keine allgemeinen Begriffe und Wahrheiten, oder Künſte, Wiſſenſchaften und Pflichten erfinden, noch dieſelben andern durch Unterricht beybringen. Wenn ihnen alſo nichts weiter, als die niedern Seelenkräfte, gegeben wäre; ſo würden ſie,

von der Geburt an, in vollem Mangel aller Erfahrung, Unterweiſung und eigenen Nachdenkens, tauſendmal umkommen müſſen. Denn ſie würden den Gebrauch ihrer Gliedmaaſſen und Werkzeuge, nebſt des ganzen Leibes Bewegung, nicht wiſſen, ihr Element nicht kennen, ihre Nahrung nicht unterſcheiden, noch zu ſuchen, zu erhalten, zu bereiten oder zu ſammlen, im Stande ſeyn; ſie würden ihre Kleidung nicht weben oder verändern, ihre Wohnung nicht bauen, ihre Beute nicht fangen, ihren Feind nicht abhalten können; ſie würden entweder die Zeugungshandlung ſelbſt zu verrichten ungeſchickt ſeyn, oder doch der Brut keine bequeme Stelle oder Neſt ausfündig machen, noch dieſelbe zu ſäugen, zu füttern und zu erziehen fähig oder willig ſeyn. Allein, dieſem Unvermögen der Thiere hat die gütige Vorſehung des Schöpfers aufs weiſeſte abgeholfen, da er, ſo zu reden, ſelbſt für ſie, nach ſeiner vollkommenſten Vernunft, gedacht, geſorget, und erfunden, was jeder Art nützlich wäre zu thun, und ſolche unverbeſſerliche Künſte allen Thieren, ohne ihr eigenes Bemühen und ohne Uebung, als eine erbliche Fertigkeit eingepflanzt hat; daß ſie nunmehr nach blinden Kräften dennoch ſo klüglich verfahren, als es ihnen keine eingeſchränkte Vernunftskraft hätte angeben können.

Es muß alſo einer entweder die Natur der Thiere gar nicht kennen, oder gar nicht mit Nachdenken erwägen, wenigſtens ſeinen Affect ſtatt des Verſtandes bey ſich herrſchen laſſen, wenn er in den Künſten und

Fertigkeiten der unvernünftigen Thiere nicht einen höhern Verſtand, eine Abſicht und Weisheit wahrnähme, die alles Vermögen der Thiere, ja allen Witz und alle Wiſſenſchaft der Menſchen, weit übertreffen, und die dem unendlich weiſen und gütigen Urheber der Natur allein zuzuſchreiben ſind.

§. 12.

Aber vielleicht weiß Herr von **Büffon**, welcher keine Theologie aus der Naturgeſchichte geprediget haben will, eine kürzere und beſſere Erklärung der thieriſchen Naturtriebe. Denn er verhöhnet die Bewunderer der göttlichen Weisheit und Güte in ſolchen Dingen, die man vielmehr durch Vernunftſchlüſſe ergründen ſollte. †) Es iſt billig, daß wir hören, wie er uns dazu anweißt.

Er will nämlich alle Triebe und Handlungen der Thiere, beynahe auf carteſiſche Art, maſchinenmäßig erklären; ſo, daß alles, auch ohne Seele, aus bloſſer Erſchütterung der ſinnlichen Werkzeuge und des innern Gehirnes ſeinen Urſprung nehme, und daß auf ſolche Wirkung eine Gegenwirkung des Gehirnes und der Nerven, das iſt, eine Bewegung des Thieres erfolge, welche der Natur des Thieres und dem äuſſerlichen Eindrucke gemäß ſey. Er nimmt daher den Thieren, mit der Seele, nicht allein Verſtand und Willen,

Ueber-

†) Siehe oben §. 4. die 2te Anmerkung, und Herrn Büffon ſelbſt II. Th. II. B. gleich in der erſten Abhandlung von der Natur der Thiere.

Ueberlegung und Vernunftſchlüſſe, Witz und Erfindung, ſondern auch Begriffe, Einbildungskraft und Gedächtniß; als ob er alles aus einfachen Bewegungsregeln körperlicher Theile verſtändlich machen wollte. Dennoch verläßt er dieſen mechanismum bald, und geht zugleich darinn vom Carteſius ab, daß er die bloſſe Erſchütterung der ſinnlichen Werkzeuge und des Gehirnes, auch ohne Seele, für eine wirkliche, theils äuſſere, theils innere Empfindung ausgiebt: und daher den Thieren ein Bewußtſeyn des gegenwärtigen Zuſtandes, und Träume, Erfahrung und Nachahmung, Luſt und Schmerz, Neigung und Abneigung zueignet. Denn er meynt, daß auch bey Menſchen die Seele mit Träumen und dergleichen thieriſchen Begebenheiten nichts zu ſchaffen habe.

Dieſe Grundlage wird vielleicht manchem ſehr willkührlich, und dazu übel zuſammenhängend ſcheinen; und wir hätten reiche Gelegenheit, Anmerkungen darüber zu machen. Allein, wir wollen uns dabey nicht aufhalten, weil ein jeder voraus ſehen kann, daß eine Erklärung der Triebe, welche auf dieſen Grund gebauet wird, weder recht mechaniſch, noch recht ſeelenmäßig ſeyn kann; ſondern auf beyden Seiten hinken muß. Um ſo mehr wird man nur verlangen zu wiſſen, wie Hr. Büffon die gar beſondern Verrichtungen der Bienen, ohne an ihren Schöpfer zu gedenken, ohne Seele, ohne Begriffe, ohne Einbildungskraft und Gedächtniß, hieraus verſtändlich machen wolle. Er iſt aber gar bald damit fertig. Ihre Geſellſchaft,

ſpricht er, iſt bloß eine phyſiche und nothwendige Vereinigung, da zehntauſend junge Bienen auf einmal und an einem Orte zur Welt gebracht werden, die ſich genöthigt ſehen, bloß um ihr Leben fortzuſetzen, ſich auf irgend eine Art zu ordnen. Da ſie nun alle mit gleichen Kräften gegen einander wirken; ſo müſſen ſie, wenn ſie ſich auch anfangs geſchadet hätten, dennoch, je länger ſie dieſes thun, endlich einander den möglichſt mindeſten Schaden thun; das iſt, einander helfen. Wenn nämlich eine jede Biene den möglichſt größten Raum in einem gegebenen Raume einzunehmen ſuchet; ſo iſt nothwendig, weil ihr Körper walzenförmig iſt, daß ihre Zellen, vermöge der Hinderung und Gegenhinderung, ſechseckigt werden; ſo wie das walzenförmige Korn, wenn es ein Gefäß anfüllet, und mit Waſſer begoſſen wird, nach allen Seiten ſchwellet, und durch das Preſſen und Gegenpreſſen eine ſechseckigte Figur annimmt. Wenn man alſo dieſe Thierlein als Automaten anſieht, die den niedrigſten Grad der Empfindung haben, d. i. ihr Daſeyn fühlen, nach ihrer Erhaltung ſtreben, ſchädliche Sachen zu meiden, und zuträgliche zu erhalten ſuchen; ſo wird ihr Werk nicht nur regelmäßig, proportionirt, ähnlich und gleich ſeyn, ſondern es wird auch ein Anſehen der Symmetrie, Feſtigkeit und Bequemlichkeit in einem ſehr hohen Grade haben, weil jegliches dieſer zehn tauſend Thiere, da ſie es gemeinſchaftlich hervorbrachten, den Trieb fühlte, ſich auf die bequemſte Art einzurichten, und weil es zugleich genöthigt ward, auf die für andern mindeſt unbequemſte Art zu wirken

ken und ſich zu ſtellen. Man verſammle, und zwar an einen Ort, eine Menge Thiere von einerley Gattung, ſo wird nothwendig eine gewiſſe Anordnung, ſo werden gemeinſchaftliche Gewohnheiten daraus erwachſen. Demnach auch die Bienen, da ſie alle zugleich aus der Mutter gekommen, beyſammen gewohnt, und faſt alle zu gleicher Zeit verwandelt ſind, müſſen nothwendig insgeſammt einerley thun, müſſen gemeinſchaftliche Gewohnheiten an ſich nehmen, ſich mit ihrer Wohnung beſchäfftigen, dahin wiederkommen, wenn ſie abweſend geweſen ſind ꝛc. Und ſo iſt ihre Baukunſt, ihre Geometrie, ihre Ordnung, ihre Vorſicht, ihre Liebe zum Vaterlande, mit einem Worte, ihre Republik, bloß auf die Bewunderung des Beboachters gegründet.

Wie künſtlich ſucht Hr. B. hier von einem aufs andere zu gleiten! Er weiß bald aus dem Schaden das Nichtſchaden, aus dem Nicht-ſchaden das Helfen herauszubringen. Er weiß ſogleich aus dem gemeinſchaftlichen Orte der Thierlein eine Ordnung, aus dem einerley Thun ein gemeinſchaftliches Thun, und aus dem gemeinſchaftlichen Thun eine regelmäßige Proportion, Symmetrie und Bequemlichkeit zu machen. Er weiß von walzenförmigen Thierlein ein walzenförmiges Werk, und von dem walzenförmigen Werke, durch Hinderung und Gegenhinderung, Sechsecke zu erzwingen. Bey ihm iſt ein Beſtreben, ſich zu erhalten, und eine Kunſt, ſolches auf die bequemſte Art zu thun, einerley: alſo braucht es bey ſeinen

Thierlein nichts weiter, als ſolch Beſtreben nach ihrer Erhaltung, ſo beſchäfftigen ſie ſich ganz regelmäßig mit ihrer Wohnung, ſie kommen wieder dahin, wo ſie ausgeflogen ſind, und ein beygefügtes & cetera begreifft mit kurzem alles übrige in ſich.

Wenn man aber nicht wüßte, daß Hr. B. die Naturgeſchichte verſtünde, und ſie andern vorzutragen unternommen hätte; ſollte man wohl, nach ſeiner Vorſtellung, glauben, daß er jemals einen Bienenſtock geſehen, ihre Arbeit und Haushaltung beobachtet, oder eine Beobachtung davon bey andern geleſen hätte? Welche unerhörte Dinge ſtecken in ſeiner Beſchreibung! Es iſt erſtlich falſch, daß zehn tauſend Bienen auf einmal zur Welt gebracht, und faſt zu gleicher Zeit verwandelt werden. Sowohl das Eyerlegen der Bienenmutter, als das Ausſchleifen und Verwandeln der Brut, geſchieht nicht auf einmal, ſondern nach und nach das ganze Frühjahr und den Sommer hindurch. Daher ſind in einem Stocke zugleich Eyer, Würmer, Püppchen und verwandelte Bienen von verſchiedenem Alter.

Es iſt zweytens falſch, daß ſich dieſe zehn tauſend Thierlein an einem Ort genöthigt ſehen, ſich zur Fortſetzung ihres Lebens auf irgend eine Art zu ordnen. Denn ſie bleiben ja nicht an dem Orte, wo ſie zur Welt gekommen ſind, ſo daß ſie da gezwungen würden, in einem ſo engen Raume dicht bey einander zu bauen. Sie ſchwärmen ja bekanntermaaſſen, und fliegen in die weite Welt; haben alſo, des Ortes halber,

kei-

keinen Zwang bey einander zu bleiben, und gemeinſchaftlich ihre Zellen hart bey einander in der Ordnung anzulegen. Die gemeinen Bienen, das iſt, die Werkbienen, brauchten weder zur Fortſetzung ihres Lebens, noch zur Pflegung der Wolluſt, einer Bienenmutter zu folgen, oder auch bey einander an einem Orte zu bleiben. Sie könnten jede für ſich, einzeln, oder mit wenigen zugleich, in einem geraumigen Winkel nach Gefallen wohnen, bauen, ſammlen, und ihr Leben erhalten. Woher kömmt es alſo, daß ſie der Bienenmutter ſo einmüthig folgen, ihren Eyern Neſter bauen, ihre Jungen verpflegen, und wenn ſie keine Bienenmutter, oder keine Brut von ihr ſehen, gar nicht bauen, nicht ſammlen, nicht Ordnung halten, ſondern vielmehr ihr eigen Leben, wenigſtens auf den Winter, verwahrloſen?

Es iſt drittens falſch, daß jede Biene im Stocke den möglichſt größten Raum einzunehmen ſuche, und ſich zu dem Endzwecke eine Zelle, als eine geräumige Wohnung, baue. Vielmehr halten ſich die Bienen, wenn ſie zu Hauſe ſind, und keine beſondre Urſache haben, etwas zu verrichten, oben im Stocke in einem Klumpen auf, und ſuchen daher den allerkleinſten Raum, der möglich iſt, einzunehmen. Sie wohnen aber nicht in den Zellen, und bauen dieſelben alſo auch nicht für ſich zu einer geräumigen Behauſung; das iſt ein ſtarker Irrthum, ſich ſolche Vorſtellung zu machen. Die Wachszellen werden zu nichts, als theils zu Vorrathskammern des Honigs, theils zu Behältniſſen des ſo-

genannten Bienenbrodtes, theils und hauptſächlich zu Neſtern der Eyer und jungen Brut angelegt, und alles ſo enge als möglich eingeſchränkt; die alten Bienen ſelbſt halten ſich haufenweiſe in den Zwiſchenräumen bey einander auf.

Es iſt viertens falſch, daß eine jede Biene eine eigene Zelle allein aufbaue, und daß daher alle mit gleichen Kräften in ihrem Baue gegen einander wirken, folglich ſich durch ihre Hinderung und Gegenhinderung einſchränken. Die Werkbienen haben keinen gewiſſen angewieſenen oder angemaaßten Platz, in welchem eine jede ihren Bau allein aufführet: ſondern ſie arbeiten durch einander, als an einem Gebäude, an deſſen Vorrathe und an deſſen junger Brut ſie alle gleichen Theil nehmen. Wenn alſo eine Biene auf einer Stelle etwas Wachs angeklebt, und nun davon geht, um mehreren Vorrath zu holen; ſo kömmt gleich eine andere mit etwas Wachſe, und führt eben dieſelbe Wand etwas höher auf, und ſo die dritte, vierte und fünfte. Eben ſo verhält es ſich mit der Eintragung des Honigs und Bienenbrodtes: viele ſchütten ihren geſammleten Vorrath nach einander in eine Zelle, um ſie voll zu machen; ſo wie auch die geſammleten Güter hernach in dem Gebrauche gemein ſind, und keine eine eigenthümliche Speiskammer beſitzt. Die Verpflegung der jungen Würmer mit dienlicher Speiſe geſchieht auf gleiche Art durch vereinte Bemühung. Es iſt demnach nimmer ein Status Hobbesianus unter den Bienen, nimmer eine Zeit, da die

Bienen mit gleichen Kräften gegen einander wirkten, und da jede die Gränzen ihres Gebiethes zum Nachtheile der Nachbarn zu erweitern ſuchte, bis endlich aus ſolchem allgemeinen Zanke, oder bello omnium adverſus omnes, ein pactum ſociale und Vertrag über die Gränzen entſtünde; oder bis ihre ausdehnende Leibeskräfte mit den benachbarten in ein Gleichgewicht kämen. Sie hindern und widerſtreben ſich nimmer, ſondern fördern von Anfange ihr gemeinſchaftliches Werk einmüthig.

Es ſind fünftens noch viele andere falſche Vorſtellungen in dieſer Erklärung des Hrn. Büffons verwickelt, die ich zuſammen faſſen will. Denn, wer kann ſich von der vorgegebenen Hinderung und Gegenhinderung der Bienen in ihrem Baue einen andern Begriff machen, als daß man ſich dieſelben auf einer ſchon gegebenen Fläche bauend vorſtellet, und daß ſie auf derſelben in ſolcher Ordnung, und ſo nahe bey einander ſtehen, als die Zellen einer Honigſcheibe weiſen. Wo iſt aber die gegebene Fläche, oder der Grund und Boden, in einem friſchen Bienenkorbe, darinn ein junger Schwarm Bienen hinein geſchüttelt worden? Und wer ſtellete ſie auf ſolcher Werkſtatt, wie die Bäume in Reihen, in Quincuncem? Wer zwünge ſie, ihren Bau ſo nahe bey den andern anzulegen, wenn ſie den möglichſt größten Raum mit ihrem Gebäude einnehmen wollten? Es iſt vielmehr gewiß, daß ein junger Bienenſchwarm in einem ledigen Stocke keinen Grund vor ſich findet, worauf ſie zugleich bey ein-

einander bauen könnten; ſondern ſie fangen mit vereinter Hülfe an, oben ein Hängewerk einer künftigen Scheibe anzukleben; ſie bauen die Zellen, oder wenigſtens den Grund dazu, nicht auf einmal, nicht jede für ſich, ſondern ſie gehen damit, nach und nach, von oben in den ledigen Raum herunter. Und wie könnte denn da eine Hinderung oder Gegenhinderung Statt haben, daß ſie nicht die Gränzen jeder Zelle in den ledigen Raum ſo weit hineinrückten, als ſie wollten? Was für ein Zwang von auſſen könnte die Figur der Zellen beſtimmen und einſchränken? Hr. B. muß ſich eine gar verkehrte Vorſtellung von dem Bienenbaue gemacht haben. Dieſes iſt aber nicht genug: Hr. B. ſtellet ſeine walzenförmigen Thierlein auf einer Fläche zugleich dahin, und giebt einem jeden ein Bemühen, daß es den größten walzenförmigen Raum in ſeiner Zelle haben will. Siehe, dann wird aus der walzenförmigen Zelle, durch die Gegenhinderung der benachbarten eine ſechseckigte! Was ſollen wir dabey gedenken? Schwellen denn ſeine Bienen in den Zellen auf, wie ſein gequollenes Korn? oder ſtreben ſie mit ihren Füſſen und Rücken aus voller Macht von ſich, gegen die Wände, damit ſie dem Wachſe eine völlige Ründung geben, und mit gleichen Kräften gegen ihrer Nachbarn Wände andrücken? Das gäbe ein ſehr artiges Schauſpiel, wenn etliche tauſend Bienen zugleich, jede in ihrer aufgeworfenen Verſchanzung ſitzend, mit allen Leibeskräften, Rücken gegen Rücken, Füſſe gegen Füſſe, ſtrebten, um ihre Zellen rund zu machen. Wie? wenn denn dieſe oder jene

Biene

Biene nicht mehr Vorrath von Wachſe bey ſich hat, ſondern erſt neuen holen und ſammlen muß: ſo wird ja denn dee Nachbar inzwiſchen in ſein Gehäge hineingerückt ſeyn; dann muß das Gegenſtreben aufs neue wieder angehen, und da hat das arme Thier, welches zu ſpät kömmt, deſto mehr Mühe, ſeines Nachbarn Wand wieder hinaus zu treiben. Wie kömmt es aber, daß auch die Zellen, welche ſchon höher aufgeführt ſind, als die benachbarten, dennoch ſchon ſechseckigt, und nicht walzenförmig, ſind?

Unglücklicher Verſuch einer mechaniſchen Erklärung, welche ſchon in dem erſten kleinen Umſtande der Bienenrepublik ſo viele unrichtige Hypotheſen, ſtatt wahrer Beobachtungen, unterſchiebt, vielweniger aber zureicht, hundert andere Handlungen maſchinenmäßig zu machen. Ein junger Bienenſchwarm, der einer fruchtbaren Bienenmutter gefolgt iſt, und etliche hundert männliche unter ſich hat, beſchäfftiget ſich in einem leeren Bienenkorbe gemeinſchaftlich und einmüthig, zuerſt alle Ritzen und Zugänge ihres Korbes, mit einer klebrichten harzichten Materie (Propolis genannt) zu verſtopfen, und den Anfang einer Wachsſcheibe, welche ſenkrecht herunter geführt werden ſoll, oben anzukleben. Eine jede Scheibe beſteht aus zwoen Schichten ſechseckigter Zellen, die in horizontaler Lage auf einander paſſen, ſo daß jede Zelle der einen Schicht, gemeiniglich mit ihrer Spitze, die aus drey rautenförmigen oder vielmehr rhomboidalen Blättern beſteht, auf drey andere Zellen der gegenſeitigen Schicht ſtößt,

oder

oder vielmehr zugleich einen Theil von deren Spitzen ausmacht. Dieſe Spitzen der zuſammenſtoſſenden Zellen werden, als ihre Grundlage, zuerſt angelegt; und eine jede Biene, die einen kleinen Vorrath Wachs in ihrem Leibe hat, iſt beſchäfftigt, ſolchen herauszugeben, anzukleben, und mit den Zähnen ſo lange zu plätten, bis es die dienliche Figur, welche mit dreyen rautenförmigen Blättern in eine hole Spitze zuſammen läuft, erhält. Wenn dieſe oder jene Biene, aus Mangel eines weitern Wachsvorrathes, davon fliegen muß, um neuen zu holen: ſo ſind gleich andere da, welche das angefangene Werk fortſetzen, wo es die abgehenden Bienen haben liegen laſſen. Auf dieſen holen Grund, nämlich auf die ſechs freyen Seiten der drey zuſammen laufenden Rauten, werden denn die ſechs Wände der Zellen in horizontaler Lage, nach und nach, bald von dieſer, bald von jener Biene angeklebet. Die erſten Zellen dienen der Bienenmutter, daß ſie in jeder Spitze ein Ey hineinſchieben und feſt leimen kann. Wenn daher die Zellen gleich noch nicht ganz ausgebauet, aber ſchon mit Eyern belegt ſind, ſo laſſen die Werkbienen lieber alles liegen, und eilen nur der Bienenmutter voraus, neue Grundlagen von Zellen zu arbeiten, wo ſie ihre Eyer abſetzen kann. Inzwiſchen verwahren ſie doch die dünnen Rände der unausgeführten Zellen, fürs Knicken und Einbrechen, ſo lange, mit einem dickeren Geſimſe von Wachſe, bis ihnen die Bienenmutter Muſſe läßt, den übrigen Bau vollends auszuführen, und die fertigen Zellen zu poliren. Die Anlage dieſer Zellen iſt

von

von dreyerley Art. Die mehreſten beſtehen aus kleinern länglichen Sechsecken, worinn die Eyer der Werkbienen, bis auf zehn tauſend und drüber, nach und nach gelegt werden. Andere wenigere, auf etliche hundert, werden beſonders für die Eyer der männlichen Bienen gebauet, und die ſind auch zwar länglich ſechseckigt, aber um ein Drittheil gröſſer. Noch andere, aber nur etwa zehn bis zwanzig, ſind die gröſten, in länglich holer Bienenfigur, welche gemeiniglich an die Zellen der männlichen Eyer geheftet werden, und dienen ſollen, die Eyer der künftigen Bienenmütter zu faſſen. Man weiß aber, daß die Werkbienen die kleinſten, die männlichen gröſſer, die Mutterbienen die gröſten ſind, und daß die legende Bienenmutter ihre verſchiedenen Eyer, nach der Gröſſe der Jungen, in die verſchiedenen Zellen vertheilet. Die übrigen Zellen ſind, wie die mehreſten, ſechseckigt, und werden zur Verwahrung des Honigs und Bienenbrodtes gebrauchet, auch eine Scheibe neben der andern, mit einem Zwiſchenraume zum Durchgange, parallel ſenkrecht gebauet. Gleichwie aber dieſe letztern Zellen, wenn ſie voller Vorrath ſind, alſobald mit einem Deckel von Wachſe geſchloſſen werden: ſo bleiben hingegen jene Zellen, worinn Eyer ſind, nicht allein offen, ſondern es wird auch den ausgekrochenen Würmchen von den Werkbienen ſo viel Nahrung, als ſie brauchen, hineingeſchüttet; jedoch beſteht dieſe nicht aus dem ſtarken Honige, dergleichen die Alten eſſen, ſondern, ſo zu reden, aus Milchſpeiſe, das iſt, aus einem dünnern Safte, welchen man Speichelho-

nig

nig nennet. Wenn denn der Wurm zu ſeiner Verwandelung reif geworden iſt, und ſich einſpinnen will; dann kommen die Werkbienen alſobald, und verwahren ihn in ſeiner Zelle fürs Betreten mit einem erhabenen Deckel von Wachſe. Hat denn endlich die verwandelte Biene den Deckel durchgebrochen; ſo ſind die Werkbienen wieder da, und tragen die Wachsbrocken weg, reinigen die Zelle, und ſchütten nunmehro, um keinen Platz ledig zu laſſen, Honig wieder in die Zelle hinein.

Dieſes iſt die wahre Beſchaffenheit des Wachsbaues der Bienen, nach den fleißigſten und genaueſten Beobachtungen der geſchickten Naturforſcher, Swammerdamm und Réaumür; daraus man ſieht, daß Herrn Büffons Vorſtellung von dieſer Sache in allen Stücken falſch ſey, und der Erfahrung widerſtreite; daß er folglich dieſen Theil der Naturgeſchichte willkührlich nach ſeiner Hypotheſe erdichtet und verſtellet habe, indem dieſe ſich mit keinem Umſtande der wahren Erfahrung reimen läßt. Wie vielweniger würde er bey den übrigen Handlungen der Bienen und anderer Thiere mit ſeinem bloſſen Mechaniſmo auslangen, wenn wir gleich ihm zu gefallen die Empfindung, Erfahrung und Nachahmung mit dazu rechnen wollten! Es iſt offenbar falſch, daß die Naturtriebe bey den Thieren auf dieſe Weiſe entſtehen, weil die Kunſt und Fertigkeit ihren Seelen, ohne und vor aller Erfahrung und Exempeln beywohnet, wie ich bereits gezeigt habe, und wie aus

dem

dem Folgenden noch mit mehrerem zu erſehen. Hr. B. ſucht überhaupt damit abzukommen, daß er aus der Empfindung nicht allein ein Verlangen zum Guten, ſondern auch einen Trieb, ſich auf die bequemſte Art einzurichten, ableitet. Allein, das ſind ganz verſchiedene Dinge. Denn ein anders iſt ſinnliche Begierden zum Guten, und ſinnlichen Abſcheu vor dem Böſen haben; ein anders, die bequemſten Mittel, jenes zu erhalten, und dieſes abzuwenden wiſſen, und mit Fertigkeit ausüben. Dieſes ſteckt nicht in der bloſſen ſinnlichen Begierde. Bald nimmt Hr. B. auch bey den geſelligen Thieren ſeine Zuflucht zu angenommenen gemeinſchaftlichen Gewohnheiten. Aber hier iſt weder was angenommenes, noch zur Gewohnheit gediehenes, weil jedes Thier ſchon mit der Geburt Meiſterſtücke ſeiner Kunſt ablegt. Laſſet uns, nach Herrn B. Angabe, an einem Orte viele ungeſellige Thiere einer Art verſammlen, und ſie zur Geſellſchaft zwingen, und dann ſehen, ob ſie ſich aus Noth zu einander gewöhnen, gewiſſe Anordnungen einer gemeinſchaftlichen Republik machen, ſich auf die bequemſte Weiſe einrichten, und dazu gewöhnen. Man wird finden, daß ſolche Vorſtellungen auf eitele Chimären hinaus laufen.

Ich ſetze aber endlich den Fall, es lieſſen ſich die künſtlichen Fertigkeiten der Thiere aus dem bloſſen Mechaniſmo ihres Körpers erklären; ſo bliebe doch allemal wahr, daß dieſer ſo einfache Mechaniſmus, durch den verſchiedenen Bau der ſinnlichen Werkzeuge

und

und des innern Gehirnes in ſo vielen tauſend Thieren und Thierarten, auf das Wohl und die Erhaltung jedes Thieres und jeder Art angewandt ſey, und ſo unzählbare künſtliche Handlungen und Kunſtwerke hervorbringe, als Menſchenwitz, mit aller Geometrie, Baukunſt, Mechanik und übrigen Philoſophie, weder anzugeben noch zu erklären weiß. Wäre denn darum der Werkmeiſter ſolcher Maſchinen weniger in Betrachtung zu ziehen, weil er den mannichfaltigen Nutzen der Lebendigen, durch bloſſe mechaniſche Mittel und durch einfache Geſetze der Bewegung, ausrichtete? Herr **Büffon** ſieht ja, nach ſeinem Geſtändniſſe, den Schöpfer groß, weil er das Daſeyn der Dinge ordnet, und die Natur auf unveränderliche und beſtändige Geſetze gründet: wir ſehen ihn aber hier noch gröſſer, weil er nicht allein der lebloſen Dinge, ſondern auch ſo vieler Millionen Lebendigen Daſeyn ordnet, und weil er mit einfachen Geſetzen ſo mannichfaltige Vortheile, Luſt und Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe bewirket. Iſt nun Herrn **Büffons** Geſtändniß, wie ich nicht zweifeln will, aufrichtig; ſo muß er auch Gott nicht mit dem Epikurus in die Intermundia und entferneten Himmelsſphären verweiſen, ſondern ihn auch da zu ſehen ſuchen, wo er ſich in der Nähe am klärſten und deutlichſten zeiget.

§. 13.

Wohlan, wir wollen die verſchiedenen Triebe der Thiere in ſolcher Abſicht betrachten. †) Und da ſcheint zuerſt ihre Bewegung merkwürdig zu ſeyn. Denn unſere eigene Erfahrung lehrt uns, daß dazu was mehreres gehöre, als geſunde gelenkige Gliedmaaſſen und Kräfte zu haben. Wir Menſchen lernen erſt durch viele Verſuche und vieles Fallen das Gleichgewicht halten, Höhen und Tiefen, Land und Waſſer unterſcheiden, fertig gehen, laufen, ſpringen, ſitzen, aufſtehen; da doch dieſe Bewegungen, nach Beſchaffenheit unſers Körpers, viel einfältiger und leichter ſind, als bey den Thieren. Die Vögel haben auch zwar nur zween Füſſe, aber der Leib ruhet nicht ſenkrecht auf denſelben, ſondern hängt vorne und hinten über. Dennoch ſteht und läuft ein Küchlein, ſo bald es aus dem Eye kömmt, ohne Gängeln, fertig weg; *) und die jungen Enten, welche von einer Henne ausgebrütet worden, kennen ihr Element, und rudern ſich ohne Vorgänger und Anweiſung auf dem Waſſer herum. Wenn ja ihre Federn nicht ölicht genug ſind, das Waſſer abzuwehren, ſo wiſſen ſie Rath dazu, indem ſie

†) [Die verſchiedenen Arten der Bewegung des Körpers von einer Stelle zur andern hat der Verfaſſer in den angefangenen Betrachtungen über die beſondern Arten der thieriſchen Kunſttriebe §. 25. entworfen.]

*) [Von dem Schneehuhn, tetrao lagopus, meldet Herr S. G. Gmelin: Reiſe durch Rußl 1. Th. p. 40. „Die ausgebrüteten Jungen laufen und fliegen gleich davon, ohngeachtet ihnen die Schaale des Eyes noch am After anhänget.“]

ſie mit dem Schnabel aus einer Drüſe im Schwanze eine fette Feuchtigkeit preſſen, und ihre Federn alsdenn durch den Schnabel ziehen, ſie damit zu ſchmieren. 7 a) Andere Vögel wiſſen ſogleich aus einem hohen Neſte ſich in die Luft zu ſchwingen, und da ohne Schwindel im Gleichgewichte zu halten, mit gleichem Schlage der Flügel fortzuſchieſſen, mit ausgeſtreckten Füſſen und Schwanze zu rudern, zu wenden, 7 b) ja eine weite Reiſe in entfernte Gegenden, da Nahrung für ſie wächßt, ohne Compaß, zu vollführen.

Wenn wir Menſchen mehr als zween Füſſe hätten, ſo würden wir nur irre werden, und nicht wiſſen, welchen Fuß wir zuerſt, welchen wir hernach heben ſollten. Ein Füllen aber ſteht nicht allein, ſobald es geworfen iſt, ſondern ſetzt auch von ſelbſt die Füſſe kreuzweiſe zum Schritte oder Trabe zu, daß die Directionslinie des Körpers allemal auf ſichere Stützen fällt, und wirft ſich endlich in einen Galop oder Sprung, da beyde Hinterfüſſe, und darnach beyde Vor-

7 a) Spectacle de la Nature T. I. p. 281. ex Willoughbyi Ornithologia L. I. Siehe auch Swammerdam Tom. I. p. 351. edit. Latinæ, Derham Phyſicotheol. VII. Buch I. Cap. p. 864.

7 b) [Ueber die, uns unnachahmliche, Geſchicklichkeit der Vögel zum Fliegen ſ. Memoire ſur l'imitation du vol des oiſeaux par Mr. „Mongez;“ lû à l'academie de Lyon, le 11 May 1773. Journal encycloped. 1773. T. VII. P. 3. p. 499.]

Vorderfüſſe zugleich anſetzen. Alle vierfüßige Thiere wiſſen auch von Natur im Waſſer zu ſchwimmen, und ſich zu bewegen. Der Froſch muß ſich mit bloſſem Hüpfen behelfen: er kann auch damit zurechte kommen; ſein Leib iſt darnach in den Hinterkeulen eingerichtet. Manche Fröſche können ſo ſchnell und weit damit ſpringen, daß ſie die Vögel im Sitzen oder Fluge erhaſchen. 8) Von dem Baumfroſche iſt es was beſonders, daß er allemal, wohinter auch ſpringt wenn es auch ein glatter aufrechter Spiegel wäre, behangen bleibt, und nimmer herunter fällt. Klauen thun es bey ihm nicht, ſondern er hat in den Ballen ſeiner Füſſe gleichſam einen ölichten Schwamm. Aber auch das Oel würde die Körper nur deſto ſchlüpfriger machen, wenn er nicht von Natur die Fertigkeit hätte, ſogleich die Mitte ſeines Balles in die Höhe zu ziehen, daß ein lediger Raum entſteht; da denn der Fuß durch die äuſſere Luft, ſo wie ein naſſes Leder an einem Steine, wenn die Mitte des Leders durch einen Strick angezogen iſt, angehalten wird. Auf gleiche Art hält der Dintenfiſch, Calmar, mit mehr als tauſend Saugwarzen ſeine Beute feſt, oder befeſtigt ſich ſelbſt an einem Felſen. 9)

8) Klein Quadrupedum Hiſtoria nat. p. 123.

9) Siehe von dem Baumfroſche den Caresby T. II. p. 71. So erklärt auch Swammerdam in Bibliis Naturæ T. I. p. 62. das feſte Anſaugen des Igels an ein Glas, und Needham das Anſaugen des Calmar, in den Obſervations Microſcopiques p. 26 ſq.

Einige vierfüßige Thiere, als Affen, klettern und ſpringen nicht allein, ſondern wiſſen ſich auch durch einen Schwung von einem Baume, durch die Luft, auf einen andern ziemlich entfernten zu werfen. Le Comte hat in der Straſſe von Malakka einen Affen, den man den Waldmenſchen heißt, auf dem Schiffe beobachtet. Wie dieſer die Bootsleute an den Tauen und Maſten klettern geſehen, oder wenn man ihm mit Fleiß nachlief, hat er, gleichſam um zu zeigen, daß er die Kunſt beſſer verſtünde, nicht allein die einzelnen Seile beklettert, ſondern ſich auch durch ſein Schwingen von einem Seile zum andern, von einem Maſte zum andern, auf dreyßig, bis fünfzig Fuß weit, zur Luſt geſchleudert, und darinn nimmer gefehlt. 10) Wie die Fledermäuſe ſich durch die Luft bewegen, iſt bekannt: es giebt aber auch andere vierfüßige Thiere, als fliegende Makis, Eichhörner, Eidexen, denen, zu ſolchen Sprüngen von einem Baume zum andern, ein Fell von den Vorderfüſſen bis zu den Hinterfüſſen zu Hülfe gegeben iſt. Und das laſſen ſie denn auch nicht ungebraucht, ſondern ſpannen es

10) „Louis le Comte“ Nouveaux Mem ſur l'état préſent de la Chine T. II. p. 334 ſq. [Er redet hier von einem ungeſchwänzten Affen, der ſich mit den Händen angehalten, geſchleudert, um die Seile herumgeſchwungen, u. ſ. f. So ſchwingen ſich die meiſten Affen mit den Händen oder den Füſſen, welche bey ihnen gleichfalls wie Hände geſtaltet ſind. Einige Arten aber, die der Graf von Büffon ſapajous nennt, haben auch Windeſchwänze, mittelſt deren ſie ſich an einen Aſt anhängen und zu einem andern hinſchleudern können.]

es aus, und bewegen es als Flügel; ſo daß ſie halb ſpringend, halb flatternd, bey vierzig, fünfzig Schritte weit, im Walde, zu den beliebigen Bäumen durch die Luft kommen können. 11) Das gemeine Eichhorn weiß, ohne dergleichen Flügel, ſogar über das Waſſer zu kommen: indem es ſich bey ſtillem Wetter ein Spänchen Holz zum Schiffe wählet, ſich darauf ſetzt, und ſelbiges mit dem Drehen des Schwanzes nach einem gefälligen Orte ſteuret und rudert. 12 a) Jedes weiß ſich ſeiner Gliedmaaſſen und Werkzeuge, nach ſeiner Art, zum Vortheile zu bedienen. 12 b)

11) Alb. Seba T. I. Tab. C. n. 1. XLIV. 3. LVII. LVIII. [Die gröſſern dieſer Thiere ſind fliegende Hunde oder Katzen genannt worden. Von dem fliegenden Maki (lemur volans) ſ. Schrebers Säugthiere I. Th. p. 146. Tab. 43.: von den fliegenden Eichhörnern Pallas Nov. ſpec. glirium p. 349 ſqq., welcher auch die eine Art in ſeinem Miſc. zool Tab. 6. abgebildet, und eine andere findet man in Buffon Hiſt. nat. Vol. X. Tab. 21-23. — Von ſolcher Art des Flatterns unterſcheidet ſich der Flug der Fledermäuſe, indem dieſe zwar auch zwiſcheu den Armen und Beinen eine Haut haben, insbeſondere aber diejenige zur Bewegung nutzen, welche zwiſchen den überaus langen Fingern ihrer Hände ausgeſpannt iſt. — Den fliegenden Eidexen (Draco volans) ſitzt die Flughaut zwar zwiſchen dem Vorder- und Hinterfüſſen: ſie wird aber nicht durch dieſelben, ſondern durch beſondere, den Fiſchfloſſen ähnliche, am Leibe befeſtigte Strahlen ausſpannt.]

12 a) Klein Quadrupedum Hiſt. Nat. p. 53.

12 b) [So wiſſen diejenigen Säugthiere, denen die kurzen Vorderfüſſe faſt nur als Hände beym Freſſen und zum

Was wollen wir aber von den Gemſen und Stein⸗böcken ſagen? denen keine Felsſpitze zu hoch oder zu ſchroff iſt, die ſie nicht beſteigen, und von welcher ſie nicht die verwägenſten Sprünge auf andere in den Abgrund hangende Spitzen thun. Wer hat ihnen das Augenmaaß von der Weite gegeben, daß ſie nicht zu kurz oder zu weit ſpringen? Wer hat ſie gelehrt, einen tiefen Sprung in gewiſſe Abſätze zu theilen, und ihre Hörner mit zum Abſtoſſen zu gebrauchen? Wer hat ſie unterrichtet, daß ſie ſich, mit einer un⸗natürlich ſcheinenden Wendung, rücklings überwerfen, und das Gleichgewicht des Leibes, mitten in ſolchen ver⸗

zum Eingraben, die langen Hinterbeine hingegen zum Sprunge dienen, als die Springmäuſe, Mus jaculus, ſagitta und caſer, (Pallas Nov. ſpec. glirium p. 275. Tab. 20. 21. Allamand additt. à l'Hiſt. nat. de Mr. de Buffon, Vol. XV. p. 62. 117.) ingleichen das Kenguru von Neuholland, Didelphis ſaltatoria, (Schrebers Säugthiere III. Th. Tab. 154.) mittelſt beſagter Springfüſſe und ihres nachſtoſſenden Schwanzes ſo ſchnell fortzuhüpfen, daß die gröſſern kaum mit einem Pferde einzuholen ſind. Lepechin ſchreibt von den erſtgenannten: Ruß. Reiſe 1. Th p. 258. „Obgleich die Jungen, die wir ausgru⸗ben, noch ſehr ſchwach waren, ſo konnten ſie doch ſo ſchnell fortkommen, daß kein Hund im Stande war, ſie einzuholen. Wir ſchloſſen einen Kreis um ſie, und hatten jeder einen Knittel, konnten aber keinen einzi⸗gen todt ſchlagen, denn ſie ſprangen nicht gerade zu, ſondern ſchnellten ſich im Bogen nach allen Seiten, wohin es ihnen beliebte, da ſie ihren Sprung mit dem Schwanze lenkten. Indem ſie ſich darauf ſtützten und durch denſelben fortſchnellten, thaten ſie zuweilen Sprün⸗ge zu zwey Arſchinen, und drüber."]

verkehrten Sprüngen, in ihrer Macht behalten? Wer hat ſie ſo muthig und keck gemacht, daß ſie ſich vor keiner Tiefe, vor keinem Sturze fürchten, ſondern ſich gleich anfangs auf ihre noch niemals verſuchte Kunſt getroſt verlaſſen? 13)

§. 14.

Ich will von der ſechs- oder mehrfüßigen, ja ohnfüßigen Inſecten und Würmer mancherley Bewegung nicht viel erwähnen. Dennoch halte ich dieſelbe für nicht minder künſtlich, und glaube überhaupt, daß ein Schwammerdamm, Réaumür, Röſel, ihre Zeit auf die Betrachtung ſolcher Thierlein weit nützlicher und edler angewandt haben, da ſie uns die verborgenen Wunder einer göttlichen Weisheit, ſogar in den kleinſten der Lebendigen, aufgedeckt, als andere, welche uns ſtatt deſſen oft, durch flatterhaften Wind, offenbare Unwahrheiten und ungeſittete Thorheiten ſagen. Andere Vortheile zu geſchweigen; was könnten die Menſchen nicht noch, beſonders in der Bewegungskunſt, aus den unendlich mannichfaltigen Arten der Bewegung bey den kleinſten Thieren, z. B. in dem Baue und der Bewegung der Schiffe lernen?

13) Klein ibid. p. 16 ſq. 19 ſq. [Die Tatarn, welche Hrn. Prof. Pallas die Steinböcke brachten, beſchrieben ihm unter andern ausführlich, wie ſelbige bey einem Sturz in den Abgrund den Kopf zwiſchen die Beine ſteckten und ſo den ganzen Körper ohne Schaden an den Felſen auf die Hörner fallen lieſſen. An einem alten Steinbock ſahe er auch ſelbſt, daß das eine Horn nicht weit vom Kopfe eingebrochen, und wieder mit einem Wulſt angeheilet war. Spicil. faſc. XI. p. 50.]

Das Kriechen der Raupen ſcheint eine leichte Sache zu ſeyn: allein, wer bedenkt, daß ſie gerade auf und ab, ja rücklings hängend, kriechen, der wird wohl begreifen, daß etwas mehr dazu gehöre, als die Füſſe ordentlich nach einander zu ſetzen, und die Glieder hinter einander einzuziehen und wieder auszudehnen. Der Fuß einer Raupe hat unten eine runde Sohle, die rund umher mit einwärts gebogenen Häkchen beſetzet iſt, und zuſammen gezogen werden kann. Wenn nun die Raupe ein Gewebe, ein Blatt, einen Aſt betritt: ſo ſetzt ſie mit jedem Schritte und Anſetzen eines jeden Fuſſes die Sohle platt an, und zieht ſie alsdann mit allen Haken einwärts, daß ſich die Häkchen anhalten und eingreifen; dehnet aber auch bey jedem Abſetzen die Sohle nebſt den Hacken wieder aus, daß ſie los laſſen. 14) Es kann auch ſeyn, daß die Raupe, nebſt dieſem Hülfsmittel ſich anzuhalten, die mittlere Sohle aufwärts zieht, dadurch ein lediger Raum entſteht, und der Fuß an einem platten Boden durch die äuſſere Luft mit angedrückt wird; wie ich oben von den Laubfröſchen erwähnt habe. Wenigſtens ſcheint der Bau der Fußſohle dieſe Bewegungsart zu beſtätigen.

Ich weiß nicht, ob die rothe und fleiſchfarbige Holzraupe [der Weidenbohrer, phalæna coſſus] dergleichen Füſſe nicht haben mag, die zu ſolchem Anhalten ſo geſchickt ſind; wenigſtens gebraucht ſie ſich einer andern Erfindung, womit ſie nicht allein die Bäume, ſondern auch ein Glas hinanſteigen kann.

Sie

14) Röſel Nachtvögel, I. Claſſe n. V. S. 5. p. 37 ſq.

Sie heftet nämlich mit ihrem Kopfe einen Faden, im Sickſak an den Baum, oder an das Glas, von einer Seite zur andern in die Höhe; und macht ſich dadurch eine Strickleiter, wovon ſie die Sproſſen mit ihren Füſſen nach einander beſteigt. Weil folglich der Kopf immer voraus arbeitet, ſo finden die Füſſe allenthalben einen Strick, woran ſie ſich halten können. 15) Iſt dieſes darum weniger Verſtand, Abſicht oder Kunſt, weil es ein kleines Thierchen thut, als wenn es Menſchen zu ihrem Gebrauche thäten? oder iſt die darinn bewieſene Weisheit nicht vielmehr dadurch unbegreiflich groß, daß die fertige Ausübung ſolcher Kunſt einer unerfahrnen unvernünftigen Seele hat mitgetheilt werden können?

Es giebt noch viele andere ganz ſonderbare Bewegungen in dieſer Art Inſecten, als der Spannenraupen, welche auf eben die Art weiter kommen, als wenn ein Menſch mit ſeinen äuſſerſten Fingern ſpannenweiſe etwas mißt. 16) Sehr viele Raupen haben die Art an ſich, wenn ſie in der Höhe ſind, und einer Gefahr entweichen wollen, daß ſie entweder jähling an ihrem Faden, als an einem Seile, herunterfahren, oder ſich zuſammen rollen, und herunterfallen, daß man nicht weiß, wo ſie geblieben ſind; da denn der Fall den haarichten oder Borſtenraupen nicht ſchaden kann. Der Herr **Röſel** hat auch eine Raupe bemerkt, die ſich, recht mit Bedacht, wenn ſie das Ende einer Höhe erreichet, erſt zurück zieht, und alsdann

15) Röſel Nachtvögel, II. Claſſe n. XVII. §. 5.

16) Röſel Nachtvögel, III. Claſſe n. I. §. 3.

dann mit einem Schuſſe herunter ſpringt, dabey aber allemal auf ihren Füſſen zu ſtehen kömmt. 17) Lauter auſſerordentliche Bewegungen, worinn ſie durch die Natur, zu ihrer Erhaltung, unterrichtet ſind! Wer hat aber dieſe langſam kriechenden Thierchen unterwieſen, daß ſie nach ihrer Verwandelung in Papilions oder Sommervögel, ſobald nur ihre Flügel ausgebreitet und trocken geworden ſind, alſofort in die Luft ſetzen, und ſo hurtig herum fliegen, als ob ſie ſich ſchon lange darinn geübt hätten? Ja, wer hat die Waſſerinſecten gelehrt, daß ſie, noch vor ihrer Verwandlung, an einem Halme aus dem Waſſer ſteigen, und, nach abgeworfener Puppenhaut, die Lüfte noch viel ſchneller, als vorhin das Waſſer, theilen?

Daß Thiere ſich zu bewegen wiſſen, die gar keine Füſſe, Flügel oder Fittige haben, würde uns ein Räthſel ſeyn, wenn wir es nicht in der Erfahrung von den Schlangen wüßten, wie ſie ihren länglichten Körper, durch bloſſes Zuſammenziehen und Ausdehnen, durch Krümmen und Wenden der Glieder, fortſchieben. Das iſt uns doch aber in dieſen Ländern was fremdes, daß ſolche Thiere ſich auch auf die Bäume hinauf winden können, daß ſie ſich zuſammen rollen, aufrichten, ja mit einem Schuſſe oder Sprunge ſchnell auf ihre Beute zufahren, und wohl gar Vögel oder Fiſche erhaſchen. 18) Da erſetzet eine Bewegungskunſt

17) Röſel Nachtvögel, II. Claſſe n. XVI. §. 3. [Phalaena noct. quadra.]

18) Henry Jones Abridgment of the Philoſophical Transactions Vol. V. P. II. p. 179. ſq. Alb. Seba T. II. Tab. XXXVII. 1, 2, 3. XL. 2. Catesby T. II. p. 43.

kunſt den Mangel aller Werkzeuge. Andere ohnfüßige Thierlein ſind geborne Springer. Ich habe in gewiſſen überreifen Kirſchen kleine Maden gefunden, und in den Händen gehabt, die den Kopf und Hintertheil, entweder ſtehend oder liegend, an einander bogen, und anſtemmeten, ſodann mit einer groſſen Schnellkraft abfuhren, daß ich bey geſchloſſener Hand die Stärke ihres Stoſſes, wo ſie anprelleten, merklich ſpürete. Wenn ich aber die Hand öffnete, ſo ſprungen ſie mir ſo weit weg, daß ich ſie kaum wieder finden konnte. Noch eine andere Art der Bewegung ſehen wir an den Schnecken, Erdwürmern, und dergleichen, welche theils ihre Bahn, durch einen ausgelaſſenen Saft, ſelbſt ſchlüpfrig machen, und darauf mit Zuſammenziehen und Ausdehnen ihrer kleinſten Theile fortrutſchen, theils in feuchter Erde auf gleiche Weiſe graben und wühlen, ſich auch halb herauswinden, und das Laub zur Nahrung hineinholen. Die Mannichfaltigkeit aber der Bewegungskunſt in den Thieren iſt ſo reich und unerſchöpflich, daß ich mich mit wenigen Beyſpielen begnügen und zu einer ganz andern Gattung eilen muß.

§. 15.

In dem Waſſer giebt es Thiere, die nicht allein in dem Elemente ordentlich ſchwimmen, ſondern auch wechſelsweiſe, ſo oft ſie wollen, aufs Land gehen; einige, die bald im Waſſer ſchwimmen, bald in der Luft fliegen, wie man von dem fliegenden Fiſche weiß, oder die wohl gar in allen dreyen Elementen ſich zu bewegen wiſſen, wie der Draco arboreus volans amphibius

phibius beym Seba; 19) vorjetzt von manchen Inſecten nichts zu erwähnen. Aber ſelbſt das Schwimmen geſchieht nicht auf einerley Art. Daß ein Fiſch ſich durch Bewegung ſeiner Fittige und ſeines Schwanzes fortrudert, ſtößt, wackelt, ſteuret, und dabey ein Gleichgewicht hält, ohne auf die Seite zu fallen, das können wir ziemlichermaaſſen aus unſern Waſſerfahrten begreifen: und dieſe ſind vielleicht durch bloſſe Nachahmung der Fiſche erfunden, oder ſie hätten wenigſtens darnach erfunden werden können: gleichwie auch derjenige Bau von Schiffen die ſchnellſte Fahrt giebt, deſſen Umkreis dem Umkreiſe eines ſchnellen Fiſches am nächſten kömmt. Aber es iſt nicht ſo leicht, zu erklären, wie es doch ein Fiſch mache, daß er im Waſſer, ſo oft er will, in die Höhe oder in die Tiefe fahren kann, da er doch einmal ſo ſchwer iſt, wie das andere Mal. Es iſt wahr, die Grätenfiſche haben eine Luftblaſe im Leibe, und zwar bald aus einer einfachen, bald gedoppelten Höhlung, bald länglicher und dünner, bald dicker und ſtumpfer, bald in dem untern bald in dem oberen Theile ihres Bauches; und zu dieſer Blaſe geht von ihrem Magen ein Ductus pneumaticus. Daraus ſuchet man denn nach den hydroſtatiſchen Regeln das Steigen und Sinken ſolcher Fiſche begreiflich zu machen. Nämlich, wenn anders dieſe Fiſche, es ſey in der Blaſe ſelbſt, oder in den Bauchmuskeln eine Kraft haben, ſich zuſammen zu ziehen, wie vermuthlich iſt, ſo wird der Umfang ihres Leibes kleiner: Da er nun alsdann einen klei-

19) Seba T. I. Tab. G. n. I.

kleineren Raum einnimmt: ſo überwiegt er jetzt mit der unveränderten Schwere ſeines Körpers die Menge des Waſſers, welches dem Umfange ſeines Leibes gleich kömmt, und ſinkt mithin zu Grunde. Wenn er aber en die Höhe will; ſo darf er nur der natürlichen Ausdehnung der Luft in der Blaſe und der Spannung ſeiner Bauchmuskeln den Willen laſſen. Dann dehnt ſich der Umfang ſeines Körpers weiter aus, und er wird gegen ſo viel Waſſer, als ſeinem Umfange gleich kömmt, leichter; folglich kömmt er in die Höhe. So erklärt Jo. Alphonſus Borellus de motu Animalium, ſo Willughby, ſo Ray und andere dieſe willkührliche Bewegung, 20) und der Beweis wird daher genommen, weil ein Fiſch, dem die Blaſe durchlöchert worden, oder unter der Luftpumpe zerplatzet iſt, nicht vom Grunde des Waſſers in die Höhe kommen kann; und weil umgekehrt diejenigen Fiſche, welche auf dem Grunde des Waſſers leben, keine Blaſe haben. Allein, die Platfiſche ſind es doch nicht allein, denen die Blaſe fehlt; ſondern alle Knorpelfiſche und Wallfiſcharten haben ebenfalls keine Blaſe (bloß den Stör ausgenommen); und doch bewegen ſie ſich im Waſſer nach allen Richtungen und manche darunter ſehr ſchnell. So folgt, daß, wenn gleich die Blaſe einigen Fiſchen zu Hülfe kommen mag, auf- und nieder zu fahren, oder ihnen gar dazu nothwendig

20) S. Borrellum P. I. propoſ. 209. ſqq. Willugby in Hiſtoria Piſcium Lib. I. c. 7. Rajum und andere in den Philoſ. Transactions nach Lowthorps Abridgment Tom. II. P. 845. ſqq.

wendig iſt, dieſelbe dennoch nicht bey allen das einzig nothwendige Mittel ſey, ſondern, der Bewegung unbeſchadet, entbehret werden könne. Nämlich, man ſtelle ſich nur vor, daß ein Fiſch auf dem Grunde ſeinem länglichen Körper, durch Bewegung der vorderſten Fittige, eine ſolche Richtung geben kann, welche ſeinen Kopf erhebt: ſo wird er ſich, durch das Wakeln ſeines Schwanzes, in derſelben Richtung fortſchieben und alſo in die Höhe kommen. Wir ſehen ſolche aufwärts geſtellte Richtung, und das ſtete Arbeiten der vordern Fittige, um ſich in der Richtung zu erhalten, an denen Fiſchen, die an die Oberfläche des Waſſers gekommen ſind, um Luft zu ſchöpfen. Daraus können wir auch begreifen, auf was Art ſie in die Höhe gekommen ſind, und begreifen, wenn die vordern Fittige nicht arbeiten, daß der ſchwerere Theil des Kopfes von ſelbſt nieder ſinken, und dem Fiſche eine gegenſeitige Richtung nach dem Grunde des Waſſers geben müſſe, darinn er durch Wackeln und Steuren ſeines Schwanzes nach Gefallen in die Tiefe ſchießt. Steckt denn nicht in beyderley Mitteln dieſer willkührlichen Bewegung die genauſte Kenntniß und Anwendung der hydroſtatiſchen und mechaniſchen Regel, und der Schnellkraft der Luft? In welchen Anfangsgründen der Mathematik und Naturlehre haben aber die Fiſche ſtudirt?

Einige Schneckenarten können entweder ihren Leib zuſammen ziehen, und Waſſer durch eine Oeffnung in ihre Schaale einlaſſen; daher ſie denn ſchwerer werden

den und unterſinken. Wenn ſie hergegen ihren Körper wieder ausdehnen und durch Heraustreibung des Waſſers ihr ganzes Gehäuſe füllen, ſo werden ſie leichter und kommen in die Höhe. Oder ſie verrichten eben daſſelbe, indem ſie die in ihrem Gehäuſe verſchloſſene Luft durch ihre Ausdehnung zuſammen dencken, oder dieſelbe ſich durch Hervorziehung ihres Körpers ausdehnen laſſen; da jene Bewegung ſie ſenket, dieſe erhebt. 21)

Wenn dieſe Schnecken in der Höhe ſind, ſo wenden ſich einige um, ſo daß ihr Gehäuſe einen Nachen vorſtellet. Alsdann breiten ſie den Saumen ihres Körpers übers Waſſer her, welches ſie oben hält; dabey aber bewegen ſie ſich durch Krümmungen ihres Saumens auf dem Waſſer langſam fort, wie andere auf dem Trockenen. 22) Es giebt auch eine Waſſerwanze, [Notonecta clauca] die eben daſſelbe Kunſtſtück, auf dem Rücken als ein Boot zu treiben übet, aber ſich alsdann mit den Füſſen fortrudert. 23) Die Nautili hingegen ſpannen eine Haut, ſtatt des Segels, auf,

21) Siehe vom Nautilus, das Spectacle de la Nature T. III. p. 231. ſq., von den Schildkröten, Mém. de l'Acad. des Sciences T. I. p. 414. von den Waſſerſchnecken, Swammerdam T. I. p. 165. nach der lateiniſchen Ausgabe. Ich bedaure, daß die Seiten dieſer Ausgabe, die ich vormals geleſen, nicht am Rande der deutſchen Ueberſetzung bemerkt ſind; ſonſt würde ich auch dieſe Ueberſetzung gerne anführen.

22) Swammerdam T. I. p. 168.

23) Roeſel III. Th. p. 134. 169. Supplem. Tab. XXVII.

auf, und werfen auf beyden Seiten Arme, ſtatt der Ruder, oder Schwerter, aus, und ſegeln ſo fort. 24)

Eine gewiſſe Wassermade [von der muſca chamæleon] holet durch den Hintern Luft, und muß deßfalls oft übers Waſſer kommen. Sie hat aber um den Hintern viele Härlein oder Fäſern; dieſe breitet ſie, mit hängendem Kopfe, über dem Waſſer aus, und ſo treibt und athmet ſie, ſtößt ſich auch mit einer Krümmung und Schnellung des Leibes weiter fort. Will ſie aber wieder hinunter fahren, ſo legt ſie ihre Fäſerlein am Hintern wieder zuſammen. 25) Andere Würmer, von den Waſſernymphen, ſchieben ſich ohne Fittige oder Drehung dadurch im Waſſer fort, daß ſie das Waſſer aus dem Hintern mit Gewalt ausſprützen, da denn der Widerſtand des äuſſern Waſſers ſie weiter ſtößt. 26)

Kurz! es iſt nicht allein eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit des organiſchen Baues in den Körpern der Thiere angebracht, ſondern auch eine eben ſo groſſe Mannichfaltigkeit der mechaniſchen Bewegungskunſt in die Seelen der Thiere gepflanzet, welche ſie nicht erſt lernen, oder erſinnen dürfen, ſondern ſogleich mit ſich auf die Welt bringen, und folglich einer

24) Spectacle de la Nature T. III. p. 231. aus dem Valisnieri.

25) Röſels Sammlung der Mücken und Schnecken, Tab. V. §. 2. p. 26. ſq.

26) Röſels Waſſerinſecten, II. Claſſe, n. II. §. 5. III. §. 4. V. §. 5. VI. §. 2.

einer höheren Vernunft und Weisheit ihres Schöpfers zu danken haben. Der organiſche Bau des Körpers giebt nur die Möglichkeit, daß der Körper ſo bewegt werden kann: gleichwie eine Marionette wegen ihrer Gelenke menſchliche Bewegung leidet, oder wie ein Schiff, das mit Rudern, Steuer und Segel verſehen iſt, nach einem beliebigen Orte gebracht werden kann. Aber die Kunſt und Fertigkeit, ſich der Werkzeuge zu einem willkührlichen Zwecke zu gebrauchen, iſt nichts körperliches, ſondern die Wirkung eines Verſtandes, und zwar eines ſolchen, der aller Mechanik Meiſter iſt.

Wenn unſerer Seele, nach aller ihrer Erfahrung, Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſie in der Welt erhalten kann, bald dieſer, bald jener organiſche Körper der Thiere zugeeignet würde, um ihn in einem gegebenen Elemente zu bewegen; oder wenn uns ein ſolch Thier jetzt vorkömmt, und wir ſollen nur die Art, wie ein ſolch Thier ſich bewegen muß, angeben und erklären; ſo werden wir überzeugt, daß dazu, auſſer den Werkzeugen, noch eine groſſe Kunſt und Wiſſenſchaft erfodert werde, dabey alle unſere aus der Natur ſchon erlernte Mechanik oft viel zu kurz kömmt. Und wie wollen wir dieſes erklären, daß dergleichen Fertigkeit der Kunſt einer unverſtändigen Seele eingeprägt und fortgepflanzet werden kann? Auch dieſes iſt unendliche Weisheit, die jedoch dem Schöpfer eben ſo leicht iſt, als wenn wir Menſchen ein Orgelwerk zu verſchiedenen Melodien einrichten, das hernach ein Junge, ein Bauer, ſtellen und umdrehen kann.

§. 16.

Was die Nahrungstriebe betrifft, ſo will ich hier nicht ausführen, wie dazu bey jedem Thiere Geſchmack, Geruch, Geſicht, Mund, Zähne, Rüſſel, Schnabel, Klauen, Magen, Eingeweide, und genugſamer Vorrath des beſchiedenen Futters, in der rechten Jahreszeit, Luft- und Himmelsgegend, vorausgeſetzt werden und mit einander übereinſtimmen müſſen. Sonſt lieſſe ſich dieſe Uebereinſtimmung in viele Aufgaben zergliedern, die nicht anders, als durch einen unendlichen Verſtand, nach einer allgemeinen Abſicht aufzulöſen ſind. Setzet nämlich als möglich: Zungen zu bereiten, denen nicht nur Kräuter, Wurzeln, Früchte, Fleiſch und Fiſch, ſondern auch Schlamm, Koth, Gras, Heu, Stroh, Wermuth, Gift, Knochen, Leder, Horn, Haare, Federn, Holz, Muſchelſchalen und Steine, wohl ſchmecken. Wie muß doch eine jede der Zungen innerlich beſchaffen ſeyn? und wie jedes Naſe, wenn ihr eine gewiſſe Speiſe wohl riechen, wie die Zähne oder Schnabel, wenn ſie dergleichen zermalmen, wie der Magen und die Säfte, wenn ſie dieſelbe zur Geſundheit verdauen ſollen? †) Wie

†) [Auch ſcharfe und ätzende Kräuter oder Inſecten. — So bemerkt Herr Prof. Pallas von den Igeln, daß er ſelbſt geſehen, wie ſie auf einmal über hundert ſpaniſche Fliegen, die ihnen eine ſehr angenehme Speiſe ſind, verſchluckt, ohne daß es ihnen im geringſten geſchadet hätte, da doch eine viel geringere Anzahl derſelben den Hunden und Katzen ſchreckliche Zuckungen, ja den Tod verurſachen. Nov. Comment. Petropol. T. XIV. P. 578.]

Wie muß das Werkzeug des Geſichts bey Adlern, Eulen, Nachtigallen, beym Löwen, Schaafe und Maulwurfe, beym Wallroſſe, Störe und Krebſe, bey der Schlange, den Spinnen, Mücken beſchaffen ſeyn, daß es ſich zu jedes Nahrung und Lebensart ſchicke? Millionen Aufgaben! die weder an ſich, ohne den größten Verſtand, als möglich zu gedenken, noch ohne die gütigſte Abſicht als wirklich zu ſetzen, noch ohne unendliche Weisheit durch die kürzeſten Mittel aufzulöſen und zur Uebereinſtimmung zu bringen waren.

Allein, mein Vorhaben iſt hier nicht, die göttliche Weisheit und Abſicht in der körperlichen Einrichtung, ſondern gleichſam unmittelbar in den Seelenkräften und Fertigkeiten, zu zeigen. Wenn wir alſo die Nahrung für jedes Thier, und die zum Eſſen nöthigen Werkzeuge, und Sinne, vorausſetzen: ſo iſt zwar wohl zu begreifen, daß ein jedes Thier ſein Futter, das ſich in der Nähe befindet, alſofort kenne, und zu ſich nehme, indem Augen und Naſe dem Munde gleichſam winken, daß er des Magens Verlangen an der vorgeſetzten Speiſe zu erfüllen ſuche. Allein, es iſt damit noch nicht allemal ausgemacht, ſondern, weil ihnen die Speiſe nicht zu aller Jahreszeit und an jedem Orte des Erdbodens vor dem Munde ſteht; oder, wenn ſie gleich vorhanden iſt, nicht ohne liſtige Erfindung erhalten und bezwungen werden kann; ſo mußten ſie auch eine Fähigkeit und Fertigkeit haben, ihre Handlungen darnach einzurichten. *)

*) [Beyſpiele vieler Art kann man in de Geers Rede, von der Nahrung der Inſecten, finden. S. deſſen Abhandl. II. B. I. Th. p. 42. u. f.]

§. 17.

Was nun die Umſtände von Zeit und Ort betrifft, ſo finde ich überhaupt vier bis fünf merkwürdige und kluge Arten, wie die Thiere nach dieſen Umſtänden ihre und ihres Geſchlechts Nahrung zu erhalten wiſſen.

Erſtlich ſind einige, die für ſich zwar keine weitere Nahrung brauchen, weil ihre Lebenszeit mit dem Sommer anfängt und aufhöret; deren Nachkommen aber nicht beſtehen könnten, wenn ihre Mütter nicht dafür geſorget hätten, daß die junge Brut, an dem Orte, wo ſie ihr Leben anfängt, ihre Speiſe zur rechten Zeit bereit finde. Das trifft bey vielen Inſecten ein, die ſich noch vor dem Ablaufe des Jahres verwandeln, paaren, Eyer legen, und oft bey dem Beſchluſſe dieſer letzten Handlung, gleich als wenn ſie nun alles in der Welt verrichtet hätten, wozu ſie beſtimmt waren, ganz entkräftet einſchlafen. Aber ehe ſie aus der Welt ſcheiden, legen ſie ihre Eyer nicht hin, wo ſie zukommen, um ihrer nur los zu werden: ſondern, wenn ſie ſelbſt aus dem Waſſer entſproſſen ſind, ins Waſſer; oder, wenn ſie vom Lande hergekommen, an eine gewiſſe Pflanze; und zwar nicht an die nahe, wovon ſie jetzt als Papilions ihren Nahrungsſaft geſogen, ſondern an eben die Pflanze, welche ſie längſt verlaſſen haben, und von welcher die künftige Raupenbrut leben ſoll; und da auch im Herbſte nicht an die Blätter ſelbſt, welche ihre eigentliche Speiſe ſeyn werden, aber bald abfallen müſſen, ſondern

dern an einen Zweig, oder an den Stamm, und auch dieſes noch ferner mit dem Unterſchiede, daß die Papilionmutter einer geſelligen Raupenart ihre Eyer beyſammen an Eine Pflanze in gewiſſer Ordnung klebet, hingegen die von einſamen Raupen ihre Eyer auf verſchiedene Pflanzen einer Art vertheilet. Da nun die Eyer jeglicher Art nicht eher ausſchliefen, bis diejenige Pflanze Blätter gewonnen, wovon die Brut leben ſoll; ſo ſteht ſolchen Thierchen, mit dem Anfange ihres Lebens, auch ihr Futter ſchon bereit.

Mit denen übrigen Inſecten, deren Maden ſich vom Miſte, Kothe, Holze, Wolle, Aaſe, Lebendigen, oder was es ſonſt iſt, nähren müſſen, verhält es ſich eben ſo: jedes ſchmeißt ſeinen Samen nirgend anders hin, als an und neben die Dinge, wovon die Brut ſich künftig nähren muß. Und manche haben zu dem Werke, ihre Eyer an den rechten Ort zu bringen, noch beſondere Werkzeuge und Kunſtſtücke von ihrem Schöpfer empfangen; davon die Schlupfweſpen mancher Art, wie auch die Heuſchrecken, Zeugen ſeyn können. Denn ſie bohren und ritzen mit ihrem Legeſtachel eine Oeffnung und Höhlung, wo ſie ihre Eyer nicht weniger zur Sicherheit, als zur Nahrung, hineinſchieben.

So oft ich etwa von dergleichen Thierlein bey mir ſelbſt vorwitzig gedacht habe: lieber Gott! wozu ſind doch dieſe in der Welt? ſo oft habe ich mich auch durch Betrachtung dieſer Triebe beſtrafet: Unwiſſender! du ſiehſt ja, daß ſie nicht von einem blin-

den Ungefähr entſtanden, ſondern, zu ihrem Daſeyn, und zu ihrer Fortpflanzung, mit der weiſeſten Vorſicht ausgerüſtet ſind, die ihnen niemand, als ein unendlicher Verſtand, mittheilen können! Unterwirf doch deine Unwiſſenheit der höchſten Einſicht; denke, daß alles gut iſt, und gut ſeyn muß, was mit ſo bedachtem Rathſchluſſe gebildet worden, du magſt es begreifſen oder nicht: gönne den Seelen neben dir auch das Leben, die ihr Seyn von eben der gütigen Hand empfangen haben, von welcher du das deine haſt!

§. 18.

Wenn man zweytens die Thiere betrachtet, welche einen oder etliche Winter hindurch, da nichts für ſie wächſt, leben; ſo findet man bey einigen derſelben den beſondern Trieb, daß ſie gegen die Zeit ſchlafen gehen, und ſich dazu eine Höhle ſuchen oder bereiten. Das thun denn auch nur diejenigen, deren Natur, nebſt der ſtrengen Kälte, ein halbjährig Faſten aushalten kann. Wenn ſie der Winter übereilete, daß ſie mitten in ihrem Bemühen nach der Nahrung, von Mangel und Kälte entkräftet und erſtarret, liegen bleiben: ſo möchte man ſagen, daß hierinn nichts, als die Dauerhaftigkeit ihres Körpers, zu bewundern ſey. Allein, da ſie ſich bey guter Zeit zu ihrem Schlafe, vorſichtig und zum Theil künſtlich, anſchicken, ſo muß ein jeder noch eine gröſſere Weisheit darinn erkennen. Unter den Raupen ſind zwar viele, welche, wenn ſie vor Winter nicht zu ihrer völligen Gröſſe gekommen ſind, nichts weiters thun, als daß ſie ſich gegen die

rauhe

rauhe Witterung irgendwo verkriechen, und, nachdem ſie den Winter unempfindlich überſtanden, ſobald das Laub wieder ausſchlägt, ihr übrig Theil in der Welt verzehren, und ihr Geſchlecht vermehren. Andere aber weben ſich irgend in einem Blatte oder Winkel ein künſtliches Bette,*) oder ſie graben ſich in die Erde, und bauen ſich daſelbſt ein Wintergemach, das ſie auch zuweilen, nach Nothdurft ihrer Natur, mit Tapeten und Bette bekleiden. Hier ſtehen ſie allen Froſt und Hunger, ohne zu hungern und zu frieren, aus, und kommen im Frühjahre nach ihrer Verwandlung, neu belebt, als ſchöne Papilions wieder hervor.

Auſſer den Raupen, bringen auch die Käfer, Ameiſen, Fliegen, Spinnen, Schnecken, Fröſche, Eidexen, Schlangen, den ganzen Winter ſo zu.27) Unter den Vögeln ſind gleichfalls viele, die ſich, wenn ihr Futter aufhöret, in die Erde, oder in irgend eine Höhle begeben, um den Winter über da zu ſchlafen. Wenigſtens wird von den Strandſchwalben geſagt, daß ſie ſich vor Winter zum Schlafe in die Erde, die Mauerſchwalben in Höhlungen alter Gebäude oder Bäume, ja daß ſich die gemeinen Schwalben an einem Schilfhalme koppelweiſe ins Waſſer begeben, und nachgehends durch die Frühjahrsluft wieder aufgeweckt werden.28) Auch ſind einige vierfüßige Thiere, die

 ſich

*) [S. unten §. 24. not. 47.]

27) Klein Prodromus Hiſtoriae avium, p. 217.

28) Klein ibid. p 195-219. hat inſonderheit durch geſchworne Zeugniſſe auſſer allem Zweifel zu ſetzen geſucht, daß die gemei-

ſich bey dem Ausgange des Sommers einſcharren und ſelbſt begraben; als die Schildkröte und das Murmelthier auf den Alpen. 29) Andere können ſich wenigſtens

gemeinen Schwalben gegen den Winter nicht in ein fremdes Land ziehen, ſondern ſich klumpenweiſe bey den Seen an ein Schilfrohr hängen, und mit dem davon gebogenen Rohre ins Waſſer ſenken. Allein, dieſen Nachrichten ſind viele Umſtände entgegen.

29) Von dem Murmelthiere [mus marmota] hat dieſes vorbelobter Hr. Klein p. 231. 233. ſeines Prodromi Hiſtoriae Avium, wider den gemeinen Irrthum, als ob ſie ſich Speiſe auf den Winter ſammleten, ſchön dargethan. Der Hr Joh. Georg Altmann in der Beſchreibung der helvetiſchen Eisberge p. 205 ſq. berichtet uns noch den artigen Umſtand, daß ſie ſich, kurz vor dem Winter, jedes ein Bündelchen Stroh zum Bette in ihre Höhle ſchleppen, und, nachdem ſie die Oeffnung der Höhle verſtopfet, darauf ſchlafen legen; da denn die Einwohner der Alpen, welche das Thierchen gern eſſen, nach etwa 14 Tagen die vorher bezeichnete Höhle öffnen, und ſie alle ordentlich bey einander, jeden auf ſeinem beſonderen Strohbette ſchlafend finden, und ohne ihre geringſte Empfindung davon tragen. Es iſt alſo eine Unwahrheit, damit uns Hr. Guer in ſeiner Hiſtoire Critique de l'Ame des Bêtes, Amſt 1749. 8. T. II. p. 56. gleichſam als aus ſeiner eigenen Erfahrung, beladen wollen, daß dieſe Thierchen Speiſe auf den Winter zuſammen führten; indem ſie eins ihrer Geſellſchaft, auf dem Rücken mit ausgeſtreckten Pfoten liegend, mit allem, was es halten könnte, bepackten, und daſſelbe ſodann bey dem Schwanze in ihre Höhle zögen. Dennoch heißt es: Moi même j'ai vû dans les montagnes de Savoye etc. Dergleichen falſche Nachrichten kommen in der Naturgeſchichte überhaupt,

und

nigſtens eine geraume Zeit des Winters, halb ſchlafend, in ihren Höhlen ohne Nahrung behelfen, als der Bär und Dachs; ſo wie auch der Chamäleon und Salamander ſich zu allen Zeiten auf das Faſten verſtehen.

Dieſe, und andere mehr, entwichen alſo dem Mangel ihrer Nahrung durch ſolchen beſondern Trieb, der ihrer Natur gemäß, und in der weiſen Vorſicht ihres Schöpfers gegründet iſt. Sie haben zuerſt keinen Winter erlebt, und beſitzen keinen Calender, der es ihnen anſagt: dennoch wiſſen ſie ihre Zeit, der Welt gute Nacht zu geben. Sie ſammlen ſich auch nicht einen Vorrath auf den Winter, wie andere thun; auch wandern ſie nicht in die Ferne, da beſſere Luft und Nahrung wäre; das wäre nur für ſie eine überflüßige und unnütze Arbeit: dennoch werden ſie eben ſo gut ſchlafend, als andere wachend, erhalten. Sie wiſſen demnach auch nicht, was Mangel, Hunger, Kälte und Winter ſey: denn ſie fühlen in ihrer ſichern Ruhe nichts davon. Für ſie iſt lauter Sommer in der Welt, welchen ſie denn auch nicht verſchlafen, ſondern

haupt, und beſonders bey den Trieben der Thiere, häufig vor. Ich habe mich daher in allen dieſen Nachrichten an ſolche Männer gehalten, deren Vorſicht in der Erfahrung bekannt iſt, oder die wenigſtens alles aus ſolchen Quellen haben. [Die verſchiedenen Arten der Mäuſe, welche den Winter über ſchlafen, hat der Herr Academicus Pallas, in ſeinem trefflichen Werke Novae ſpecies glirium, unter den Abtheilungen mures ſoporoſi und lethargici, genau beſchrieben.]

zu rechter Zeit wieder ans Licht kommen, und ihr verſchloſſenes Schlafgemach ſelber eröffnen. Dabey ſehr merkwürdig iſt, daß, wenn man ſolche Thiere vor dem Frühlinge hervor zieht, und erwärmet, ſie zwar auf eine kurze Zeit aufleben, aber bald darauf eben davon wirklich ſterben. Ein anders iſt, wenn einige von Menſchen das ganze Jahr über in leidlicher Luft mit Nahrung erhalten werden; da auch die ſonſt ſchlafenden nun den Winter nicht verſchlafen; wie man von den Murmelthieren weiß, welche zur Schau herumgetragen werden.

§. 19.

Drittens giebt es Thiere, die ſich gegen den Winter Vorrathskammern anlegen, und dieſelben, wenn die Zeit ihrer Aerndte iſt, mit Proviant für etliche Monate anfüllen; nicht anders, als wenn ſie vorher wüßten, daß hernach ein Winter komme, in welchem für ſie nichts werde zu haben ſeyn; und als wenn ſie aufs Künftige voraus dächten und berechneten, was und wie viel ſie in ſolcher Zeit Speiſe für ſich und ihre Familie nöthig hätten. Solche gute Haushalter finden wir, unter den Inſecten, an den Bienen und Weſpen: unter den vierfußigen Thieren, an den Hamſtern und allen Feldmäuſen:*) unter den Vögeln aber,

*) [Die meiſten ſolcher Thiere ſammlen ſich nun einen ſolchen Vorrath in ihren Hölen. Aber ein Paar Arten ungeſchwänzter Erdhaſen (Lepus alpinus und Ogotona) zeigen ein anderes Kunſtſtück. Gegen den Herbſt nagen ſie das ausgeſuchteſte ſaftigſte Gras und zarte dienliche Kräuter ab, breiten ſie erſt an ſonnigten Anhöhen zum Trocknen

aber, an der Aelſter, oder Holz- und Nußhäher, Pica glandaria und nucifraga. 30) So wenig, als eins von den Winterſchläfern ſich mit der Sammlung eines Vorrathes vergebliche Mühe machen wird: eben ſo wenig wird auch eins von dieſer Art in den Tag hineinleben, und mit der gegenwärtigen Sättigung zufrieden ſeyn. Alle wenden die Zeit des Ueberfluſſes zur Erleichterung der künftigen Nothdurft an; und man merkt nicht, daß ſie ihre Rechnung zu kurz machen, oder zu früh aufzehren, und dann bey den Nachbarn ihr Brod betteln oder ſtehlen.

Dieſe genaue haushälteriſche Sorgfalt kann wohl bey den Thieren unmöglich aus Ueberlegung entſtehen; denn die würde vieles Erkenntniß erfordern, was ihnen nicht zukömmt. Sie haben ja keine Erfahrung von

nen aus, und verfertigen daraus ſodann in der Nachbarſchaft ihrer Hölen ordentliche kegelförmige Heuhaufen, zu welchen ſie unter dem nachmals fallenden Schnee einen bedeckten Gang behalten, und ſich davon den Winter über nähren. Der vortreffliche Naturforſcher Pallas beſchreibt dieſes aus eigener Unterſuchung: Nov. ſpec. glirium p. 47. ſq. und p. 61. ſq.]

30) Siehe Hrn. Leſſers Inſecto-Theologie, p. 166. ſq. Klein Quadrupedum Hiſt. Nat. p. 56. Eben derſelbe ſchreibt von den Aelſtern in Avium Prodromo p. 61. ſq. „Pica glandaria gulam et ingluviem ſuffarcinat glandibus, quas pro penu in cavis arboribus deponit. it. Pica nucifraga, pars frangens, pars pertundens avellanas: nidificant in cavis arboribus, autumno nuces glandesque, prout pica glandaria, in arboribus recondunt.

von dem Wechſel der Jahreszeiten, und der Beſchaffenheit des Winters, noch einen Begriff vom Zeitmaaſſe, daraus ſie wüßten, wenn der Winter kommen und wie lange er dauren wird. Vernunftſchlüſſe, Vorſtellung des Zukünftigen, und eine Selbſterfindung der bequemſten Mittel zum Zwecke, kann man ihnen auch nicht beymeſſen, da ſie alle auf gleiche Art handeln. Woher hätten ſie ferner die Rechenkunſt, darnach ſie einen richtigen Ueberſchlag machten: einer verzehret des Tages ſo viel; wie viel verzehren mehrere in mehreren Tagen? Wo hätten die Bienen oder Weſpen ihre wunderswürdig kluge Baukunſt vom Wachſe oder abgekieftem alten Holze gelernet? Nein, ſie ſelbſt handeln ohne Abſicht und Ueberlegung, blindlings und halb maſchinenmäßig, dennoch aber nach den weiſeſten Regeln der Abſicht und Vorſehung; und ſo verweißt uns ihr Unverſtand auf einen höheren Verſtand, der für ſie voraus gedacht und geſorgt hat.

§. 20.

Die vierte Art der Erhaltung findet ſich bey den ziehenden oder wandernden Thieren, die ihrer Nahrung nachgehen, und ihr Brod in aller Welt zu finden wiſſen. Es ſind zwar einige darunter, denen der Trieb nicht blos gegeben iſt, daß ſie von einem Jahr zum andern leben ſollen, ſondern auch, ihr Geſchlecht weiter auszubreiten, und ſelbſt für das Jahr reichlicher Futter zu finden. Dahin muß man die Zugheuſchrecke rechnen, welche noch in demſelben Jahre ſtirbt. Andere

länger

länger lebende Thiere ziehen nur auſſerordentlich, wegen des Mangels, weiter, weil ihr ordentlich Futter da, wo ſie ſind, nicht alle Jahre gleich häufig zu finden iſt. Wir haben daher oftmals einen ungemeinen Beſuch von Feldmäuſen, die ihren Strich hernach weiter ziehen, und durch breite Ströme und Seen ſetzen. In ſtrengen Wintern laſſen ſich auch wohl ungewohnte Vögel ſehen, die vermuthlich durch allzu groſſe Kälte und Nahrungsmangel aus nordlichen Gegenden vertrieben ſeyn müſſen. Zu geſchweigen, was wilde Thiere, inſonderheit Wölfe, des Winters oft für Züge thun.

Allein, ich rede hier hauptſächlich von denen Thieren, welche jährlich zu gewiſſer Zeit kommen, und zur andern wieder weggehen; von welchem ich nur die Vögel und Fiſche zum bekannten Beyſpiele ſtellen will. Die wandernden Vögel ſind theils Strichvögel, die mit niedrigem Fluge, und zerſtreuet, allmälig weiter gegen Süden ihrer Aerndte nachfliegen, und dennoch ihren Kreislauf halten, daß ſie übers Jahr zu derſelben Zeit, wie in dem vorhergehenden, wieder kommen. Andere ſind Zugvögel, welche ich Hochflieger nennen möchte, weil ſie, nach geſchehener Aufforderung ihres Anführers, ſich ordentlich zu gewiſſer Jahreszeit verſammlen, und ſich bald darauf heerweiſe, unter einem Oberſten, über alle Wolken ſchwingen, um ſo über See und Land in entfernte Gegenden, die ihnen mildere Luft und Nahrung geben können, zu ziehen. Man ſieht ſie aber im nächſten Jahre zu gewiſſer Zeit

heerweiſe wieder kommen, da ſie ſich durchs Land vertheilen, ja wohl ihr voriges Neſt wieder beſuchen. 31) Eine wunderns würdige Veranſtaltung! welche theils die Nahrung von gewiſſen Inſecten, und allerley Ungezieſer, oder von einem gewiſſen Fruchtſamen, theils aber auch das Hecken und Brüten der Jungen zur Abſicht hat, wie wir an unſern Störchen erfahren. Sie enthält aber in ihrer Ausführung ſo viele Merkmale von einem höheren Erkenntniſſe, und fernen Vorſicht, die über alles Vermögen der unvernünftigen Thiere ſteigt, daß ich unmöglich alle und jede Umſtände beſonders ausführen kann, ſondern ſie dem Leſer zur genaueren Erwägung überlaſſen muß.

Mit der jährlichen Wanderung der Fiſche hat es gleiche Bewandniß, daß ſie zu einer geſetzten Zeit, die der Calender ihrer Natur anzeigt, eine Seefahrt um einen groſſen Theil der Welt thun, wo das Waſſer von Pflanzen, kleinen Inſekten oder Fiſchen, wimmelt, welche für ſie ſelbſt ſowohl, als ihre Jungen, die ſie da mit dem Laiche abſetzen, gerecht ſind. Die Heringe haben vermuthlich daher ihren Namen, weil ſie jährlich

31) Von dem Unterſchiede der Strich- und Zugvögel verdienet Hr. Klein in Prodromo Hiſtoriae Avium, Sect. III. p. 154. ff. geleſen zu werden; da er denn geneigt iſt, die mehreſten zu den Strichvögeln zu rechnen, oder wohl gar einige der davon fliegenden Vögel zu Schläfern zu machen. Sonſt kann man von der Wanderung der Vögel auch den Derham in ſeiner Phyſico-Theologie p. 887. und 929. nachſehen; anderer zu geſchweigen.

lich heerweiſe, aus den kålteſten Eisgegenden, faſt an alle Kůſten des Erdbodens, ſodann auch zu beyden Seiten von Schottland und England, in die Oſt- und Nordſee kommen, und, Gott weiß wenn und wie, die Alten mit den Jungen, wieder in ihren Winterhafen zurůck kehren. Denn da iſt eine unerſchöpfliche Quelle von Fiſchen, die ſich alle Jahre gleich reichlich über die Welt ergießt. 32)

Ich muß noch mit wenigem eine fünfte Art der Erhaltung anderer Thiere hinzufügen, welche beſtåndig in einer Gegend bleiben, und, wenn gleich der Winter ſo viele Nahrungsmittel nicht darbiethet, ſie dennoch aufzuſuchen und ſich mit Wenigem zu behelfen wiſſen. Hieher gehören die meiſten vierfüßigen wilden Thiere, und ein gut Theil Vögel, von welchen man in Wahrheit ſagen muß: ſie ſåen nicht, ſie årndten nicht, ſie ſammlen nicht in die Scheuren, ſie ziehen nicht in die Fremde, und der himmliſche Vater ernåhret ſie doch.

§. 21.

Es finden demnach ſo viele Millionen Thiere, von ſo viel tauſend Arten, durch die weiſeſte Vorſicht des Schöpfers, vermittelſt eingepflanzter Triebe, zu allen

32) Von den Zugfiſchen ſiehe Bradleys Works of Nature p. 58. beſonders aber, von den Heeringen, und den ſie verfolgenden Fiſchen, unſers Anderſons Nachrichten von Island, p. 51. ſqq.

allen Zeiten auf der Erdkugel ihre Nahrung. Jedoch war überdem noch bey gewiſſen Thieren, wenn ſie ſeyn und beſtehen ſollten, eine witzige Erfindung nöthig, wie ſie ihrer Speiſe habhaft werden könnten. Denn diejenigen, welche beſtimmt ſind, von dem Ueberfluſſe anderer Thierarten zu leben, können nicht mit ſolcher gelaſſenen Ruhe, als ein Rind und Schaaf, an ihr Futter gehen. Und wenn ſie gleich die benöthigten Werkzeuge von Zähnen und Klauen, von Schnäbeln, Stacheln, Fangzange u. d. gl. nebſt Geſchwindigkeit und Stärke, zu ihrem Raube bekommen hatten; ſo mußten ſie doch auch ein Gefühl ihrer Kräfte und Waffen, ja eine Wiſſenſchaft und Fertigkeit haben, ſich dieſer Werkzeuge zu ihrem Nutzen zu gebrauchen. Wenn aber ihr Wild ihnen zu flüchtig und geſchwind war, oder ſonſt durch ſeine Natur vor Anfällen geſichert zu ſeyn ſchien; ſo mußte zu der Stärke und Hurtigkeit noch eine behende Liſt oder eine Kunſt hinzugefügt werden, wodurch ſie ihre Beute ins Netz locken und berücken konnten. Manche ſind ſo ſchwach, langſam, und arm an Waffen, daß, wenn dieſer Mangel nicht durch eine gewiſſe Jägerkunſt erſetzt wäre, ſie nothwendig Hungers ſterben, und ihr ganz Geſchlecht vergehen würde. Wenn nun die Raubthiere dergleichen Künſte, nach Nothdurft, wirklich haben, welche weit über ihre und aller Menſchen Verſtandeskräfte gehen; ſo läßt ſich nicht anders urtheilen, als daß ſie dieſelbe von einem höchſtweiſen Urheber ihrer Natur in der Abſicht bekommen haben, daß ſie ſich und ihr Geſchlecht auf ſolche Weiſe

erhal-

erhalten, und die Anzahl der einzelnen Thiere in andern Arten vermindern, und in einem Gleichgewichte erhalten ſollten.

Laſſet uns erſtlich einige dieſer angebornen Künſte in beſondern Beyſpielen betrachten, um den darinn ausgeübten Verſtand klar und deutlich einzuſehen.

Einige Vögel, die ſonſt keine Waſſervögel ſind, haben dennoch Fiſche zu ihrer beſchiedenen Speiſe bekommen. Dergleichen ſind der Meerrabe, ſonſt Cormoran oder Scharbi genannt, die Meerſchwalbe, der Meer- oder Fiſchadler, Fiſchhabicht, Oſſifraga, Haliaetus, der Königsfiſcher, Iſpida. Da dieſe aber alle nicht auf dem Waſſer ſchwimmen können, ſondern in der Luft fliegend bleiben müſſen: ſo wird es ihnen ſchon weit ſchwerer, zu ihrer Koſt zu gelangen, als andern eigentlichen Waſſervögeln. Sie halten ſich aber am Strande dieſes fremden Elements in den Hügeln auf, und wenn die Fiſche in groſſen Heeren ſtreichen, welches ſie von weitem ſehen können, ſo verfolgen ſie dieſelben, und ſchweben über ihnen, biß ſie ihre Zeit wahrnehmen, ſchnell ins Waſſer fahren und einen Fiſch herausholen. 33) Wenn aber der Meerrabe einen Fiſch beym Schwanze, oder an der Seite gefaſſet hat, ſo weiß er ihn ſo geſchickt in die Luft zu werfen und zu fangen, daß er des Fiſches Kopf zuerſt in den Schnabel kriegt. 34) Eine Vorſicht

33) Siehe von dem Fiſchhabichte Catesby T. I. p. 2. und von dem Meerſchwalbe und andern p. 88.

34) Memoires de l'Acad. des Sciences T. I. p. 214.

ſicht und Fertigkeit, die nöthig war, daß die Fittige, Stacheln und Schuppen des Fiſches ſich nicht beym Hinunterſchlucken ſträubeten, und ihn ſtächen. Eben dieſe Vorſicht hat auch Swammerdam an andern Waſſervögeln bemerkt, denen man die Fiſche mit Fleiß verkehrt vorgelegt, welche ſie aber allezeit hurtig herum zu drehen gewußt. 35)

Eine gar beſondere Fiſchjagd hält der weißköpfige Adler in der Luft. Denn er lauret nur auf den Fiſchhabicht, wenn der einen Fiſch aus dem Waſſer geholet, und ſchießt auf ihn zu. Wenn nun der Habicht damit höher ſteigen will, ſo ſchwebt er ihm immer über dem Kopfe, und nöthiget ihn endlich, den Fiſch fallen zu laſſen; dem denn der Adler im Fallen nacheilet, und ihn mehrentheils noch in der Luft erhaſchet, ehe er das Waſſer erreichet hat. 36)

Der Biber oder Caſtoren geſellſchaftliche Baukunſt und Haushaltung iſt ſonſt bekannt genug, und dienet denen, welche ſie geſehen, zum Erſtaunen über ſolcher Thiere kühnes Unternehmen, ganze Bäume zu fällen und zu richten, und über die Ausführung im Baue ihrer

35) Swammerdam T. II. p. 448.

36) Catesby T. I. p. 2 & 87. Lowthorp's Abridgment T. III. p. 589. [Ein Aehnliches berichtet S. G. Gmelin von einer dem Nordvogel gleichenden Meven-Art, welche daher bey den Ruſſen der Räuber genannt worden, da ſie andere Meven verfolgt, bis dieſe die zu ſich genommenen kleinen Fiſche wieder von ſich geben, die dann von jener verſchlungen werden. Reiſe durch Rußland. I. Th. p. 72.]

ihrer Wohnung und Schlagung von Dämmen übers Waſſer. Eine Hauptabſicht ihrer Anſtalten iſt, daß ſie von den Dämmen, an und über dem Waſſer, auf die Fiſche lauren, und jähling auf ſie zuſpringen, um dieſelben zu erhaſchen; welches ſie denn auch meiſterlich auszurichten wiſſen.

Es ſind auch andere Thiere, die ſich ihres Raubes durch einen Sprung bemächtigen, wenn gleich die Thiere, worauf ſie lauren, vieles an geſchwinder Bewegung oder Stärke voraus haben. So iſt eine Art Spinnen, welche auch fliegende Inſecten durch einen Sprung überraſchet; eine Art Kröten, die ſogar Vögel im Sprunge fängt und verſchlingt: eine wilde Katze, welche den wilden Thieren in die Augen ſpringt und ſie auskratzet. 37)

Der Herr **Trembley** hat eine Art Polypen entdeckt, die um ihren Kopf bey ſechzig kleine Hörner oder Federn haben, welche ſie einziehen und auslaſſen können. Mit dieſen ausgelaſſenen Federhörnern machen ſie im Waſſer eine beſtändige Bewegung in die Runde, als mit einem Mühlenrade, und verurſachen dadurch im Waſſer einen Strom oder Lauf, welcher kleine Waſſerinſecten herbeyzieht, daß ſie dieſelben erreichen, und mit ihren vielen Armen fangen und zum Munde bringen können. 38)

37) Siehe von den ſpringenden Spinnen, Hoockii Micrographiam (in der Deſcription of CCC. Animals l. p. 64). von den Kröten, Klein Quadrup. Hiſt. Nat. p. 123. von der wilden Katze, Seba T. l. Tab. XXX. 2.

38) Henry Baker's natural Hiſt. of the Polype, Lond. 1743. 8. p. 22.

Wer ſollte glauben, daß ein Thier, welches keine Füſſe, Flügel, Hände oder dergleichen Werkzeuge hat, Vögel fangen kann? daß ein Thier, welches keine Zähne hat, ſich an ein Thier mit Schnabel, Beinen und Klauen, oder mit Schuppen und Fittigen, waget? daß ein Thier, welches einen dreymal engern Hals hat, als ſeine Beute dick iſt, dieſelbe dennoch fangen, verſchlingen und verdauen kann? Dennoch trifft alles dieſes bey denjenigen Schlangen ein, welche auf der Erde liegen, oder ſich auf die Bäume winden, und da als todt liegen oder hangen, bis ſie ihre Gelegenheit erſehen, einen Vogel, oder Fiſch aus dem darunter flieſſenden Waſſer, mit einem Sprunge zu erſchnappen, und ſo lange daran zu ſaugen, bis ſie ihre Kehle erweitert haben, und der groſſe Brocken hinein gleitet. 39)

Der Ameisrauber [Myrimelon formicarius] iſt ein Thierchen, das zu keiner Bewegung ſonderlich geſchickt iſt, als rückwärts zu kriechen, und ſich ſo in den Sand einzugraben; dennoch muß er von kleinen Inſecten leben. Wie? wartet er denn, bis ihm dieſe ins Maul fliegen? oder womit zieht er ſie herbey? Er gebraucht ſich einer ganz beſondern Erfindung. Er kriecht nämlich im Sande, nicht weit von einem Ameiſenneſte, rückwärts in einer Schneckenlinie herum, uud wirft ihn dabey beſtändig nach dem Umkreiſe,

39) Henry Jones Abridgm. of the Philiſoph. Tranſact. Vol. V. P. II. p. 179. ſqq. Seba T. II. Tab. LVI. 3. LXIV. 1. LXVIII. 4. LXXIII. 1. Catesby T. II. p. 43.

kreiſe, bis er in die Mitte kömmt. Dann ſchaufelt und ſprenget er den Sand mit ſeinem Kopfe und mit ſeiner Fangzange aus dem Mittelpunkte der Grube rund umher, bis die Grube einem Trichter ähnlich ſieht. Kömmt nun eine Ameiſe, oder ein anderes Inſect, innerhalb des Umkreiſes von ſeinem Trichter: ſo erregt der Ameisräuber, durch ſein Schaufeln und Sprengen, einen Sandregen, der das Inſect in die ohne das abſchüßige Grube und deren Mittelpunkt hinein treibt, bis er es mit ſeiner Fangzange erreichen, und ausſaugen, oder vielmehr auspumpen kann; da er denn die ledige Hülſe, durch eben ſolches Schaufeln, wieder aus ſeiner Grube hinaus wirft. 40) Ich frage einen jeden, wenn das Thierchen hätte zu ihm kommen, und ſich bey ihm Raths erholen können, wie es doch bey ſeiner Bildung am beſten zu ſeinem benöthigten Futter gelangen könnte, ob er ihm einen ſo geſchickten Rath und Anſchlag zu geben gewußt hätte?

§. 22.

Gewiß, es liegt auch in der Raubthiere ihren Trieben eine unverbeſſerliche Kunſt, und vollkommen kluge Anwendung der Mittel zu dem Zwecke, wozu dieſe Thiere beſtimmt ſind. Man darf nur den Zweck zur Aufgabe machen, und allen menſchlichen Witz, alle Erfahrung und Wiſſenſchaft zu Hülfe nehmen; ſo wird man finden, daß es nicht möglich ſey, etwas geſchickteres auszudenken.

40) Dieſes iſt wohl nirgend genauer beſchrieben, als bey dem unermüdeten Naturforſcher, Hrn. Röſel, im Supplement Tab. XVII-XXI. §. 4. 6.

Unterrichtet mir doch die Spinne, wie ſie der fliegenden Inſecte zu ihrer Nahrung bequemer habhaft werden könne, als durch ihr Gewebe, oder wie ſie ihr Gewebe ſelbſt vortheilhafter anlegen könne. Wiſſet ihr derſelben Rath zu geben, wie ſie die Fäden von einem Baume zum andern, von einer Spitze des Hauſes zur andern, von einer Höhe diſſeits des Waſſers zu einer andern jenſeits des Waſſers, hinüber bringen und anheften ſoll? Ich glaube, unterdeſſen, daß ihr nur ein leidlich Mittel erſinnen wolltet, wäre die Spinne ſchon zehnmal, wohin ſie ſeyn ſoll; ſie ſchießt ihre Strickleitern nur mit dem Winde aus, ſo haften ſie, wo ſie ſollen, wenigſtens an einem dienlichen Orte.

Soll das Gewebe etwa lieber horizontal ſeyn? das wäre vielleicht der Spinne leichter. Man findet dergleichen endlich wohl einmal, aber ſehr ſelten. Ein angeſehener Freund aus Dresden berichtet mir, daß er einſt ein horizontal-Spinnengewebe, über eine im Topf geſetzte Baſilicum-Pflanze, darunter ſich die Fliegen zu verbergen pflegen, beobachtet hätte. Ich kann nicht ſagen, von welcher Art dieſe Spinne geweſen ſeyn mag: aber die Nachricht machte mich doch aufmerkſamer. Und ich habe nachher ſelbſt auf dem Platze hinter meinem Hauſe, wo man Linien für die Wäſche geſchoren hatte, ein horizontales Gewebe einer gemeinen Spinne zwiſchen dieſen Linien beobachtet. Unterdeſſen glaube ich doch nicht, daß ſolches oft geſchehe. Die Inſeeten fliegen nicht ſo viel auf- und nieder-

niederwärts, als hin und her. Sie würden alſo gröſtentheils darüber hinfahren, oder unten wegfliegen, wenn das Gewebe horizontal wäre. Auch eine ſchiefe Lage wird ſo viel nicht ins Netz bringen, als die ſenkrechte, welche die Spinne erwählet. Soll das Netz dichter, ſoll es lockerer, ſoll es hie und da dicker oder dünner ſeyn? Ich fürchte, wenn die äuſſeren Fäden nicht vielmal dicker wären, als die innern, (wie es die Spinne zu machen pflegt) oder wenn es innwendig dichter wäre, als es iſt: jeder Wind würde das dichtere Gewebe beſſer faſſen, und von denen dünnen äuſſern Fäden, die das ganze Gewebe halten ſollen, abreiſſen; und ſo wäre alle Arbeit vergebens. Wäre es aber lockerer und dünner, ſo würde ſich nichts darinn verwickeln.

Wiſſet ihr ein beſſer und leichter Mittel anzugeben, wie die Spinne, ohne Hände und Werkzeuge, ihre Fäden zuſammen heften ſoll? Werdet ihr dieſelbe, bey jeder Verbindung, einen Knoten ſchlagen lehren, oder ihr einen Flohr zum Muſter weiſen, wie ſie den Einſchlag durchflechten muß? ſie wird euch auslachen: ſie braucht keinen Stuhl, keine Spuhle, keinen Kamm, keinen Durchſchuß des Fadens, keine Knoten: ihre hintern Füſſe können den Faden im Blinden heraus holen und dehnen, und ihr Hintrer denſelben in gebührendem Abſtande anheften. Soll die Spinne etwa nicht in der Mitte des Gewebes, ſondern in einer Ecke, im verborgenen Winkel, als auf der Laure ſitzen? Ihr rathet der Spinne übel: ſie iſt in der Mitte, nach

nach allen Seiten am nächſten zu ihrem Raube, und hat in dem Mittelpunkte das zarteſte Gefühl von aller Bewegung, die im Umkreiſe ihr Netz berühret. Soll ſie ihr Netz krauſer und verworrener machen? Jede Weberey, die von der regelmäßigen und kreißförmigen abgeht, wird der Spinne mehr Mühe, Zeit und Materie koſten, als dieſe ordentliche. Wenn aber ein Thierchen in ihr Netz gekommen iſt, wie wird es die Spinne machen, daß es ſich nicht wieder los reißt? Sehet ihr nur zu; ihr werdet euch verwundern: in einem Augenblicke ſprützet ſie ſo viele zähe Fäden über das Thier her, und drehet es mit den Füſſen darinn herum, daß es, als in einem weiſſen Sterbekittel eingekleidet und eingewickelt, ſich nicht weiter regen kann; und dann hängt ſie es auf, bis ihr der Hunger ankömmt.

§. 23.

Man ſieht zwar aus aller dieſer in die Raubthiere gepflanzten Klugheit, daß ſie von dem weiſeſten Urheber der Natur mit beſonderer Fähigkeit ausgerüſtet ſind, das zu thun, was ſie thun; aber man erkennet doch auch zugleich, daß ſie nicht da ſind, einige Arten von Thieren ganz auszurotten, ſondern nur ihren Ueberfluß zu tilgen, und ihre Anzahl in gewiſſe Schranken, und in ein bequemes Verhältnis ſetzen. Die Raubthiere mußten alſo auch da ſeyn, und konnten in der Naturkette nicht wegbleiben; ſie gehörten mit zur Mannichfaltigkeit und Vielheit des Lebens in der Welt. Aber da ſie auf Unkoſten andere

rer

rer Arten leben mußten, ſo ſind ihnen von dem weiſen Schöpfer enge Schranken geſetzet. Es iſt längſt bemerkt worden, daß die ſchädlichſten und ſtärkſten Raubthiere, als Löwen, Tieger u. d. gl., mit keiner beſondern Kunſt oder Liſt begabt ſind; daß ſie ſich nicht ſo ſtark vermehren, als andere; und daß ſie ſich unter einander ſelbſt aufreiben; oder daß wenigſtens ihre junge Brut andern häufig zur Speiſe dienen muß; wie die jungen Crocodile von Fiſchen häufig weggefangen werden. Manchen iſt auch ein beſonderer Zaum angelegt, der ſie nicht allzuviel Verwüſtung anrichten läßt: entweder, daß ſie den Winter hindurch ſchlafen, oder daß ſie ihre erhaſchte Beute langſam verdauen, und alſo lange daran zu zehren haben, wie die Schlangen und Crocodile, welche die Thiere ganz verſchlucken; oder daß ſie ſich ſehr auf das Hungern verſtehen, wie die Bären und Wölfe. Der Crocodil verſchluckt auch wohl groſſe Steine und Stücke Holz, wenn er ſonſt nichts hat, nur daß der Magen nicht zuſammen ſchrumpfe: er iſt dabey ſo ſteif und unbiegſam, daß er ſich nicht hurtig drehen und wenden kann, und daß ihm alſo die meiſten leicht entwiſchen. 41) Einige ſind auch, die ſich im Falle der Noth, ſtatt der Thiere, mit Kräutern, Wurzeln, oder ſonſt etwas, behelfen. Wenn dagegen einem gefräßigen Raubthiere alle Vortheile zuſammen, nämlich Gröſſe, Stärke, Werkzeuge, Geſchwindigkeit, Liſt, Kunſt, nebſt fruchtbarer Vermehrung, beygeleget wären; ſo würde ſolches

41) Siehe von dergleichen Einſchränkung der Raubthiere eine ſchöne Stelle beym Catesby T. II. p. 63.

zum größten Nachtheile anderer Thiere überhand genommen, und manche Arten wohl gar vertilget haben. Aber nun iſt alles dieſes vertheilet und gemäßiget, und daher bleiben alle Arten von Thieren in einem gleichen Verhältniß.

Zu dieſem Gleichgewichte im Thierreiche tragen auch die Mittel, welche den ſchwächern Thieren zu ihrem Schutze gegönnet ſind, vieles bey. Sie haben zum Theil auch ihre Waffen, ſich zu wehren, und wiſſen ſie von Natur zu ihrem Vortheile zu gebrauchen; ſie kennen die Blöſſe und Schwäche ihres Feindes; oder es kömmt ihnen die Schärfe ihrer Sinne, Geſchwindigkeit, Kunſt, Vorſicht und Klugheit, zu ihrer Rettung und Sicherheit zu Statten. Und von dieſen Vertheidigungsmitteln iſt jeder leidenden Art ſo viel beygelegt, daß es zureichet, aller Macht, Hurtigkeit und Liſt ihrer Feinde das Gegengewicht zu halten, und ihnen ſo viele zu entreiſſen, welche die Art beſtändig in gleichem Verhältniſſe der Vielheit fortpflanzen können. Dieſe Ordnung in der Natur verhält ſich, nach des Herrn Plüche artigen Vergleichung, wie die Verordnungen der Fiſcherey in einem weiſen Regimente, welche den Fiſchern zwar Netze zum Fange zugeſtehen, aber auch deren Weite beſtimmen, damit die kleinern oder mittlern Fiſche durch die lockeren Netze entwiſchen können, und allemal genug übrig bleiben. 42) Ich füge nur hinzu, daß zu ſolcher menſchlichen Vorſicht kein tieferes Erkenntniß nöthig iſt, als nur die Gröſſe der Fiſche zu wiſſen.

42) Siehe das Spectacle de la Nature T. I. P. I. p. 42.

wiſſen. Aber es erforderte eine vollkommen deutliche Vorſtellung aller Wirkungen, welche eine jede Beſchaffenheit, Kraft oder Fertigkeit der Thiere, in der Verknüpfung der Welt, zum Schaden oder zur Rettung hervorbringen würde; wenn anders darunter ein beſtändig gleiches Verhältniß getroffen werden ſollte. Darinn drücket ſich alſo ein göttlicher Verſtand des Schöpfers und Regierers der Welt aus.

Ich will hier von demjenigen Schutze der Thiere nicht ſagen, wenn ſie, ſelbſt durch ihre Farbe, von der benachbarten Erde, dem Graſe, Laube oder Aeſten, kaum zu unterſcheiden ſind; denn dazu thun die Thiere ſo ferne ſelbſt nichts. Aber manche Raupen finden dadurch Sicherheit, daß ſie ſich ſtets auf der unteren Seite des Blattes aufhalten; wie ich dergleichen weiſſe Raupen auf der untern Seite des Ellernlaubes oft bemerket habe, welche ſonſt wegen ihrer Farbe leicht ins Geſicht fallen würden, wenn ſie die obere Seite beſtiegen.

Die Blattwickler ſind ſobald nicht aus dem Eye gekrochen, ſo wickeln ſie mit ihrem Geſpinnſte ein Blatt zuſammen, darinn ſie verdeckt ſeyn können; nur daß ſie vorne und hinten, zum Ausgehen und zum Auswurfe, eine Oeffnung laſſen. Ihre Kunſt, das Blatt immer näher zuſammen zu ziehen, iſt merkwürdig. Denn indem ſie auf die erſten längſten Faden in der Mitte treten, ſo biegen ſie dieſelben durch ihre Laſt, und holen die Ränder des Blattes, woran die

die Enden der Fäden geheftet ſind, näher zuſammen. Da kann denn die Raupe ſchon einen kürzern Faden von einem Rande zum andern ziehen, und wieder darauf treten, bis ſich die Ränder ganz zuſammen rollen und heften laſſen. 43)

Andere geſellige Raupen arbeiten gemeinſchaftlich an einem Geſpinnſte, das verſchiedene Blätter zuſammen holet; woraus ſie zwar nach ihrem Futter zu andern Blättern kriechen, aber doch nicht ſo weit, daß ſie nicht bald in ihre Verſchanzung zurück ziehen können. 44)

Eine Kleider- und Pelzwerkmotte ſpinnet ſich alſobald ein enges Gewand, deſſen Oberzeug von demſelben wollenen oder haarnen Stoff genommen iſt, wovon ſie lebt. Daher iſt es denn von dem Zeuge ſelbſt nicht zu unterſcheiden, und vom grünen Tuche grün, vom blauen blau, vom rothen roth; daß es ſeinen Einwohner nicht verrathen kann. Das inwendige Futter aber machet die Motte von ihrer eigenen weißlichten Seide, worinn ſie denn auch deſto ſanfter wohnt. Wenn ihr aber das erſte Kleid zu enge werden will, ſo verfertiget ſie ſich bald ein neues, das wei-

43) Der Herr Réaumur hat davon ſchon eine artige Anmerkung gemacht in den Mémoires de l'Academie des Sciences 1730. p. 79. ſqq. und dieſe Kunſt der Thierlein in ſeiner Inſectenhiſtorie umſtändlich beſchrieben. Siehe auch Hrn. Röſel Nachtvögel, IV. Claſſe, n. I. §. 1. ſq.

44) Eleazar Albin. Tab. XIX. Röſels I. Claſſe, der Tagvögel n. IV. §. 2.

weiter iſt. 45) Sie bringen alſo die Kunſt, ihre Kleider zu weben, mit ſich auf die Welt; welche ihnen nicht allein zum Schutze wider die Luft, ſondern auch wider ihre Verfolger, nöthig war. Es giebt auch auf den Bäumen dergleichen mottenartige Würmer, die ſich in ein Gehäuſe oder eine Hülſe einnähen, und ſo an den Blättern hangen und nagen, auch damit weiter gehen können. Andere Maden laſſen einen Schaum von ſich, der ſie über und über bedeckt. Andere bauen ſich bald von zernagtem Graſe und Halmen, bald von länglichen Holzſpänen welche ſie abgekiefet, bald von Sandkörnerchen, bald von kleinen Schneckenhäuſerchen, eine cylindriſche Wohnung, die inwendig tapeziert iſt, und damit ſie weiter kriechen können. Dieſe ſind werth, daß man ſie in Cabinetten aufbehält: es kann ſie niemand ſehen, ohne die Kunſt, welche darinn bewieſen iſt, und den fertigen Trieb der verachteſten Thierlein zu ihrem Schutze, höchlich zu bewundern. 46)

§. 24.

Gleichwie aber dieſe ſich, während ihres Wachsthums und ihrer Nahrung, zu verwahren wiſſen, ſo ſchicken ſich faſt alle Inſectenarten, nach erhaltener völligen Gröſſe, zu ihrer Verwandelung mit beſonderer

45) Réaumur in den Mémoires de l'Academie des ſciences, Pag. 201 229. Swammerdam Tom. II. p. 780. ſq. Röſels Nachtvögel IV. Claſſe, n. XVII. §. 1. ſq.

46) Röſels Waſſerinſekten, II. Claſſe, Tab. XIV. §. 2. 3. Tab. XV. XVI. §. 1. XVII. §. 2. [Waſſereulchen: phryganeæ.]

rer Vorſicht an. Sie entledigen ſich alles Auswurfes, verlaſſen den Ort ihrer vollen Weide, und ſuchen ſich einen geheimen verborgenen Winkel, da ſie die Zeit ihrer Verwandelung in Sicherheit abwarten können. *) Ein Theil beſpinnt und bewickelt ſich in Blättern, welche ſie zugleich an den Aſt des Baumes heften, daß ſie im Herbſte nicht mit den andern Blättern zur Erde fallen können; gleich als wenn ſie müßten, was den Blättern ſonſt nach der Ordnung der Natur begegnen muß. 47) Andere verkriechen ſich nur in eine Ritze der Rinde, unter das Obdach eines Hauſes, unter das abgefallene Laub, unter die Wurzeln des Baumes, in das Holz oder gar tief in die Erde: und da hat eine jede Art ihr eigenes beſtändiges Modell, wie ſie ſich befeſtigt und ſchützet. Einige hängen ſich nur mit dem Hintertheile an ein wenig Geſpinnſte, und werden ſo hangend zu Puppen; andere ziehen und ſchnüren ſich einen vielfachen Faden um den Leib, daß ſie als Puppen nicht herunter fallen können; andere

*) [S. de Geers Rede von der Verwandlung der Inſecten: in ſeinen Abhandl. II. B. I. Th. p. 104. u. f.]

47) Röſels Tagvögel, II. Claſſe, n. III. §. 2. [Das daſelbſt beſchriebene Einſpinnen und Anheften der Blätter betrift bey dieſer Raupe des deutſchen Weißlings (papil. cratægi) nur ihre Anſtalt zum Winterſchlafe, ehe ſie völlig ausgewachſen iſt, davon oben §. 18. gehandelt worden. Zu ihrer Verwandelung aber heftet ſie ſich mit einem um den Leib angeſponnenen Faden an einem Zweige feſt, und dieß iſt alſo noch deſto mehr zu bewundern, da dieſelbe Raupe in verſchiedenem Alter ſich auf verſchiedene Weiſe in Sicherheit ſtellet.]

andere weben ſich bald ein lockeres, bald ein dichtes Geſpinnſt, welches gleichſam ihr Winterbette ſeyn ſoll: und dieſes Geſpinnſt iſt entweder aus bloſſen Fäden gemacht, oder ſie flechten ihre Haare, oder zernagte Stückchen Blätter, oder abgebiſſene Holzſpäne, oder Erd- und Sandkörnerchen mit hinein, welche die ganze Behauſung von auſſen bedecken; dagegen inwendig alles mit ſanfter Seide überzogen iſt. 48)

Alles hat, bey jeder Art der Thierchen, ſeine gewiſſe Figur, ſein Maaß und ſeine Zuſammenfügung; alles iſt aufs künſtlichſte gewebt und gewirket; und es iſt dafür geſorgt, daß ſie als Papilions bequem wieder heraus kommen können. Denn da ſie in dieſem letzteren Zuſtande keine Zähne oder andere Werkzeuge haben, ihr faſt ledernes Gewebe aufzutrennen, oder zu zerreiſſen: ſo pflegen einige daſſelbe an dem einen Ende, wo ihr Kopf liegt, viel dünner zu machen, daß der Papilion nur mit dem Kopfe andrängen darf

48) Man kann von dieſer lezten Art, wie die Raupen allerley mit in ihr äuſſeres Geſpinnſt flechten, und die Materie dazu vorher zernagen und zuſammen tragen, einige Beyſpiele beym Hrn. Röſel ſehen, Nachtigall, II. Claſſe, n. VI. §. 3. XV. §. 4. XVII. §. 6. XXII. §. 2. XXVI. §. 2. XXXIII. §. 3. XL. §. 2. IV. Claſſe, n. XII. §. 5. ſq. XIII. §. 5. &c. [Von dem mancherley künſtlichen Betragen, wie ſich die verſchiedenen Arten der Raupen, ehe ſie ſich zur Puppe verwandeln, eine ſichere Lage verſchaffen, giebt der berühmte Réaumur T. I. P. II. Mém. 10-13. die genaueſten Beobachtungen.]

darf, um es zu zertheilen. Wenn man daher ihr Gehäuſe an den Seiten aufſchneidet, und die Puppe umkehrt, daß der Kopf zu liegen kömmt, wo vorhin der Schwanz war, und vermacht hernach das Geſpinnſt wieder; ſo iſt der Papilion nicht fähig, heraus zu kommen. 49) Sie erweichen denn auch die Stelle, wo ſie heraus wollen, mit einem Safte, den der Papilion gleich nach abgeſtreifter Puppenhaut von ſich läßt, dadurch der Leimen des Gewebes aufgelöſet wird, daß der Papilion die Fäden deſto leichter mit dem Kopfe von einander trennen kann. 50) Manche beſchlieſſen ſich in ein Ey, das einen rechten Klappdeckel hat, welchen ſie hernach nur abſtoſſen. 51) Eine gewiſſe Art Raupen webt ſich ein flachenförmiges Gehäuſe, das mit einem künſtlichen Schloſſe an der Thüre verwahret iſt. Es erheben ſich nämlich von

49) Siehe, was ich oben §. 7. in der 5ten Anmerkung erwähnt habe.

50) Röſels Nachtvögel, II. Claſſe, n. 6. §. 5. n. XXXI. §. 10. Supplemnnt Tab. VII. VIII. §. 16. P. 53.

51) Röſels Nachtvögel, II. Claſſe, n. LXII. §. 4. [Phalaena b. laneſtris. — Ein ähnliches Kunſtſtück bey einem verſchiedenen Gehäuſe ſehen wir an einem Kornräupchen, welches die ganze Zeit bis zu ſeiner Verwandelung in einem Gerſtenkorne lebt. Dieſes Thierchen naget, ehe es ſich darinn beſpinnet, einen kleinen runden Deckel aus der harten Schale des Korns, ſo daß ſelbiger nur noch mit einer dünnen Faſer anhängt und auf ſeiner Stelle ſitzend bleibt, da ihn dann nochmals der ausſchlupfende Schmetterling, dem es an Zähnen gebricht, ſich durchzufreſſen, nur heraus zu ſtoſſen braucht. Réaumur T. II. P. II. Mém. 12. P. 314. ſqq.]

von der Ründe des übrigen Gewebes viele ſteife und mit einer Federkraft verſehene Fäden, und laufen in einer Spize zuſammen: da ſie ſich, als in einem Mittelpunkte, von ſelbſt feſt an einander ſchlieſſen, und alſo durch einen äuſſern Druck nur deſto feſter zuſammen halten, von innen aber leicht aufzudrängen ſind, daß ſie ſich aus einander geben, und dem Papillion einen Ausgang verſtatten; hernach aber, wenn der Vogel aus dem Neſte iſt, ſich von ſelbſt wieder in ihrem Mittelpunkte ſchlieſſen, daß man kaum begreifen kann, wie derſelbe herausgekommen iſt. 52)

Eine ſo mannichfaltige Kunſt, die dieſen Thierchen, zu ihrem nöthigen Schuze und zu ihrer Erhaltung, mit einer angebornen Fertigkeit eingepflanzt iſt, ohne daß ſie ſelbſt dabey Erfahrung, Abſicht, Ueberlegung, Erfindung oder Uebung nöthig haben, iſt kein Werk, das ſeinen erſten Urſprung in einer blinden Natur haben kann, ſondern das deſtomehr, in dieſer blinden Natur, den Verſtand, die Abſicht, Vorſehung und Weisheit des Schöpfers ausdrücket.

§. 25.

52) Röſels Nachtvögel, II. Claſſe, n. IV. ſ. 5-9. [Es iſt die Phalaena bombyx pavonia minor: die ähnliche gröſſere Art iſt in Röſels IV. Th. Tab. 15. 16. beſchrieben. Von dem Nutzen, welchen dieſe elaſtiſche Stacheln dem Schmetterlinge durch ihren Druck beym Ausſchlupfen leiſten, und daß ſolches ihm zur Entwickelung der Flügel nöthig ſey, wie auch von der künſtlichen Weiſe, wie die Raupe das Geſpinnſte verfertigt, ſehe man die Beobachtungen des Herrn Conrektor Meinekens, im Naturforſcher 8. St. p. 127. ſqq.]

§. 25.

Auſſer den Inſecten, wäre noch vieles von den Vögeln und vierfüßigen Thieren zu ſagen, ſofern ſie ihre Neſter und Gruben nicht allein zu ihrem Aufenthalte, ſondern auch zu ihrer Sicherheit, aufs vorſichtigſte und künſtlichſte anlegen. Aber das möchte mich zu weit in einen Theil der Naturgeſchichte führen, der ſich ſo leicht nicht beſchreiben läßt, und auch noch nicht umſtändlich und gewiß genug beobachtet iſt. Ich will mich alſo lieber zu denen Mitteln wenden, welche die Thiere gegen ihre wirkliche Verfolgung brauchen.

Da retten ſich nun manche hauptſächlich nur mit der Geſchwindigkeit ihrer natürlichen Bewegung; es ſey, daß ſie durch einen Sprung, Lauf, Flug, oder auf eine andere Weiſe, ihrem Feinde entfliehen. Jedoch bemerkt man auch bey manchen eine beſondere Liſt. Wenn der Haaſe ſpüret, daß die Hunde ihn beynahe eingeholet haben; ſo fällt er geſchwind nieder, daß der Hund in der Heftigkeit ſeines Laufes über ihn hinfährt; und dann läuft er rück- oder ſeitwärts; ja, er thut Sprünge hin und her, daß der Hund die Spur verlieren ſoll. Der graue Caſuar mit einem Strauſſenſchnabel läuft, wenn er gejaget wird, im Sickſack, daß die geſchoſſenen Pfeile deſto eher trügen. 53) Die Waſſervögel tauchen ſchnell unter Waſſer, wenn auf ſie geſchoſſen wird, und kommen

53) Klein Avium Prodromus p. 17. aus des Guil. Piſonis Indiæ utriusque re naturali & medica, P. 84.

men erſt weit von dem Orte wieder hervor. Der fliegende Fiſch rettet ſich vor dem jagenden Delphin in ein ander Element, und gebraucht ſich nun ſeiner langen Floßfedern nicht zum Schwimmen, ſondern zum Fliegen in der Luft; bis er ſich mit mehrerer Sicherheit wieder ins Waſſer begeben kann. Die Blackfiſche, Sepia officinalis und Loligo, führen ein Behältniß mit ſchwarzer Feuchtigkeit bey ſich; und laſſen dieſe Dinte oft ausflieſſen, entweder wenn ſie in Gefahr ſind, damit ſie der Feind in der finſtern Wolke verliere, und ſie unterdeſſen entwiſchen mögen; oder, wie andere meynen, damit ſie ſelbſt ihre Beute deſto unvermerkter berücken mögen. 54) Die Jungen der ſogenannten Buſchratte [Didelphis dorſigera] ſind von Natur belehrt, ſobald ſie fliehen ſollen, und dazu eine Warnungsſtimme bekommen haben, der Mutter auf den Rücken zu ſpringen, und ihre kleinen Schwänze um deren Schwanz, welchen ſie alsdann ſteif in die Höhe ſtreckt, herum zu ſchlängen, damit ſie ſich auf die Weiſe feſt an die Mutter halten können, wenn ſie mit ihnen davon läuft. 55)

Andere Thiere verlaſſen ſich, gegen den Angriff, auf ihren Panzer oder auf ihre Waffen. Der Armadillo iſt ein langſam Thier, aber er kennet ſeine Stärke und Biegſamkeit. Weil er mit einem Harniſche

 von

54) Needham Nouvelles obſervations Microſcopiques, p. 38.

55) Seba T. I. Tab. XXXI. 5. T. II. Tab. LXXXIV. 4. [Merian. Inſ. Surin. p. 66. Tab. 66. Schrebers Säugthiere, III. Th. p. 546. Tab. CL.]

von harten Knochen verſehen iſt, welcher jedoch, wegen ſeiner Gelenke, eine ſtarke Krümmung leidet; ſo wickelt er ſich mit eingebogenem Kopfe und Füſſen als eine Kugel zuſammen, und ſtellet ſich dadurch gegen Klau und Zahn in Sicherheit; und in ſolcher ſichern Rüſtung begiebt er ſich auch, auf alle etwanige Gefahr, zum Schlafe. 56) Das Stachelſchwein hat gleichfalls keine Geſchwindigkeit zu ſeiner Rettung bekommen: aber es ſtellet, durch eben ſolche Krümmung, alle ſeine Spieſe in die Ründe aufrecht zur Wehre, daß der beißige Feind mit blutigem Maule abgewieſen wird. Sonſt pflegt es auch wohl ſeine ſchwächern Theile, Kopf, Bauch und Füſſe, in einem hohlen Baum, oder in eine andere Erd- und Felshöhlung zu verſtecken, und den ſtachlichten Rücken und Hintern zum Beſten zu geben; da ihm denn nicht anzukommen iſt. 57)

Was ſoll ich viel von andern Thieren ſagen, deren Wehr und Waffen bekannter ſind? Ich will nur überhaupt dabey anmerken, daß ein jedes Thier von Natur ſeine Stärke fühlt, und ſich der verliehenen Werkzeuge, es ſeyn Stacheln oder Hörner, Zähne, Schnabel, Klauen, Huf, Scheeren, Zangen, oder ſonſt etwas, zu ſeiner Gegenwehre zu gebrauchen weis. Ein Pferd wird ſich nicht ſo leicht gegen den Wolf, wie das Schwein, mit den Zähnen vertheidigen wollen; ſondern es kehrt ihm den Hintern zu, ſieht rückwärts

56) Seba T. I. Tab. XXXVII. n. 2. 3. Tab. LIII. 5.

57) Mémoires de l'Acad. des Sciences 1727. p. 547. ſqq.

wårts oder durch die Beine durch, und ſchlågt mit den Hinterfüſſen aus, daß der Wolf zu Boden fållt. Ein Schwein hergegen giebt von hinten keine Blöſſe, ſondern drohet dem Wolfe oder Hunde mit ſeinen Hauern. Und ſo machen es ganze Heerden Pferde oder Schweine, daß iene ſich mit den Hinterbeinen, dieſe mit den Hauern, auswårts gekehrt, in einen Kreis ſtellen, und ihre Jungen in die Mitte nehmen, wenn ihnen ein reiſſend Thier etwas anhaben will. Der Hund weiſt ſeine Zåhne, die Katze hergegen ſtreckt ihre Klauen aus, und hacket dem Hunde damit nach der Schnauze und den Augen. Der Reiger hålt dem Falken, der über ihm ſchwebet, immer ſeinen ſpitzigen Schnabel entgegen, daß er ſich darinn ſpieſſen ſoll. Ja, der junge Stier und ein junger Bock will ſchon mit den Hörnern ſtoſſen, ehe ſie hervorgewachſen ſind. Sie lernen alſo den Gebrauch ihrer Waffen nicht hinten nach, wenn ſie dieſelben ſchon haben, ſondern ſie haben dieſe Wiſſenſchaft ſchon vor dem Beſitze der Waffen.

§. 26.

Es iſt noch eine Art von Trieben zu betrachten übrig, welche zur Paarung und Fortpflanzung des Geſchlechts dienet. Dieſen Trieb haben alle Thiere bekommen, bey welchen ſich ein zwiefaches Geſchlecht befindet; und es iſt umgekehrt ſicher: alle Thiere, die einen Trieb zur Paarung haben, finden auch ein ander Geſchlecht in der Welt, damit ſie ſich paaren und Junge erzeugen können; ſo daß alles zu dieſem Zwecke

übereinſtimmet. Dieſes Geſchäfte, welches die ganze Welt beſtändig belebt, und die Abſicht der Schöpfung unterhält, iſt in allen ſeinen Umſtänden ein Wunder der Natur, und voller Spuren einer göttlichen Weisheit. Ich will nur einige davon, welche meinem Vorhaben am gemäſſeſten ſind, berühren.

Erſtlich würde die Fortpflanzung der Thiere nicht erhalten ſeyn, wenn nicht das männliche und weibliche Geſchlecht einer jeden Art die Brunſt zu einer Zeit empfände. So aber ſucht und lockt eins das andere in einem gewiſſen Zeitmaaſſe, und ſie ſtillen ihre Begierden beyderſeits an einander mit gemeinſchaftlicher Luſt. Wie verſchieden iſt aber nicht dieſe Zeit in ſo vielen tauſend Arten der Thiere? und dennoch muß man geſtehen, daß keine einzige andere Zeit für jede Art bequemer ſeyn könnte; wenn man ſie nach der Lebensdauer der Alten, nach der Länge ihrer Trächtigkeit, und nach dem Verhältniſſe des Jahres zu dem Unterhalte der geborenen, ausgebrüteten, oder ausgekrochenen Jungen abgemeſſen will.

Wenn ſich denn die Natur bey jedem regt; ſo iſt dabey merkwürdig, daß ein jedes Thier den Gatten ſeiner Art kennet, und von allen andern unterſcheidet, ungeachtet eine ſolche Aehnlichkeit unter manchen Arten von vierfüßigen Thieren, noch mehr aber unter den Vögeln und Fiſchen, und am meiſten unter den Inſecten anzutreffen iſt, daß wir Menſchen, mit aller ſorgfältigen Beobachtung, Mühe haben, eine Art nicht mit der andern zu verwechſeln. Wenn

alſo die Thiere nicht von Natur ein klares Bild und Untrſcheidungszeichen ihrer Art, und des andern Geſchlechts in ihrer Art, hätten, und dieſes vor allen andern liebten; ſo würde eine wilde Vermiſchung unter den Thieren entſtehen, alles nach gerade ausarten, und viee Baſtarte und Misgeburten in die Welt geſetzt weren; welches der Vollkommenheit und Glückſeligkeit)er Lebendigen entgegen liefe. Daher denn auch ſoloer Verwirrung der Natur noch mehr durch die Unfuchtbarkeit der Baſtarte vorgebeugt worden. 58)

58) Ichwill zwar nicht ſchlechterdings läugnen, daß ein Baſtar fruchtbar ſeyn könne. Wenigſtens hat uns der Herr)althaſar Sprenger in ſeinen Opuſculis Phyſico-mathemicis, in der II. Abhandlung, aus eigenen unläugbarn Verſuchen, bezeugt, daß er von einem Weibchen au dem Geſchlechte der Canarienvögel und einem Hänflire Junge gezogen, die ſich ſchon ins vierte Glied vermehrtbaben. Allein, dieſe ſcheinen auch nur verſchiedene andesleute einer Art zu ſeyn. S. Joh. Leonh. FriſchensVorſtellung der Vögel, I. Claſſe, III. Abtheil. und das nmt mich eben ſo wenig Wunder, als wenn unter Merhen weiſſe und ſchwarze ſich paaren, und deren Kinr wiederum fruchtbar ſind. Der P. Bouvet ſchreib in den Memoires de Trevoux 1705. P. I. p. 121. von deMauleſeln, daß ſie nur, wie die Elephanten, alsdenunfruchtbar wären, wenn ſie ihre natürliche Freyheinicht hätten; hergegen in der Tartarey und in Sina vo ſie frey herum giengeu, auch ihr Geſchlecht fortpflzten. Allein, es iſt wohl gewiß, daß dieſes natürlic Thiere ſind, welche der Geſtalt der Mauleſel nahemmen, und daher zu dieſer Nachricht Anlaß gegeben ben: wie ich mich erinnere in Hrn. Gme-

Dieſe Kenntniß ſeiner Art iſt um ſo viel mehr an den Thieren zu bewundern, wo das Weibchen an der

Gmelins Reiſebeſchreibung und anderwärts geleſen zu haben. [S. Gmelins Reiſe durch Sibirien 1. Th. p. 107. Es iſt der Dſchickerai, equus hemionus, welchen Herr Prof. Pallas in den Nov. Comment. Petrop. T. XIX, p. 394. ſqq. ausführlich beſchreibt, und davon Tab 7. die Abbildung liefert.] Der berühmte Hr. Doctor Hebenſtreit, der die innere Beſchaffenheit der Mauleſel genauer zu unterſuchen Gelegenheit und Befehl gehabt, hat ſie in der Zergliederung zur Zeugung untüchtig befunden. [S. Schrebers neue Cameralſchriften 6 Th. p. 587 ſqq. — Sie ſind es doch nicht gänzlich. Unter andern führt der Graf von Buffon Hiſt. nat. Suppl. T. III. p. 16. ſqq wohl beſtätigte Zeugniſſe an, daß zu St. Domingo eine Mauleſelinn ein junges geworfen. Es ſahe den Eſeln gleicher als den Mauleſeln, war alſo vermuthlich von einem Eſel erzeugt. Herr v. B. zweifelt auch, daß Mauleſel, mit einander begattet Junge hervorbrächten.] Unter den vierfüßigen Thieren verſchiedener Arten ſoll es auch mehrere Vermiſchungen geben, als von einem Eſel und einer Kuh in der Barbarey, woraus ein ungehörntes Laſtthier, Kumrah genannt, entſteht, von welchem Shaw in ſeiner Voyage dans pluſieurs Provinces de la Barbarie & du Levant, welche aus dem Engl. überſetzt im Haag 1743. 4. herausgekommen iſt, in den Obſervations phiſiques ſur les royaumes d'Alger, T. I. Cap. II. p. 309. Nachricht giebt. Der Herr Hallen ſchreibt Tom. I. p. 306. von dem Ziegenbocksgeſchlechte: Dieſe Thiere ſcheinen eben ſo viele Aehnlichkeit mit den Schaafen zu haben, als der Eſel mit dem Pferde; und der Ziegenbock belegt das Schaaf eben ſo gerne, indem ſich der Widder unterdeſſen, wegen des Nachſehens, wieder von der Züge ſchadlos hal-

der Geſtalt und Farbe dem Männchen nicht ähnlich iſt, wie man inſonderheit bey vielen Vögeln, Fiſchen

halten läßt. Zuweilen erfolgen davon einige Ausartungen, die Geſchlechter aber bleiben dennoch immer unterſchieden. [Der Graf von Buffon hat aus der Vermiſchung eines Bocks mit einem Mutterſchaafe 8 Junge erhalten. Hiſt. Nat. Suppl. T. III. p. 3. — Herr Pallas hat einen Steinbock geſehen, welcher eine Heerde Haus-Ziegen führte, und mit ihnen viele Junge erzeugt hatte, die den Mütern am meiſten glichen. Dergleichen Vermiſchung, ſagt er, geſchehe auch oft bey den Kirgiſen. Spicil. faſc. XI. p. 33.] Meine Leſer werden dieſe Beyſpiele von Vermiſchungen zur weitern Unterſuchung annehmen: denn man kann in dergleichen Berichten von Baſtarten nicht vorſichtig genug ſeyn. Döbel in ſeiner Jäger-Practica I. Th. p. 35 a. bezeugt, daß er eine ſchwarze zahme Wölfinn in Deſſau mit einem Hetzhunde zugelaſſen, welche 6 todte Junge davon im Leibe gehabt, und bey dem Wölfen crepirt ſey. Dieſes beſtätiget auch Catesby von Carolina (nach der mir jezt in die Hände fallenden deutſchen Ueberſetzung, Bogen K, 1 a.), daß daſelbſt vorhin bey den Indianern die Wölfe, ſtatt der Hunde, Hausthiere geweſen: nachher hätten ſich dieſe Wölfe mit den europäiſchen Hunden vermiſcht und ſich vermehrt. Es iſt dabey doch merkwürdig, daß die europäiſchen Hunde, welche nicht von der Vermiſchung mit Wölfen herkamen, diejenigen, die davon entſproſſen, nicht wohl leiden konnten, und ſolche, wenn ſie ihnen aufſtieſſen, anfielen, da ſich denn die Wolfart nur bloß vertheidigte, und mit eingezogenem Schwanze des andern Wuth zu entgehen ſuchte. Obgenannter Döbel III Th. p. 177. a fin. ſagt auch, daß die Vermiſchung eines Fuchſes mit einer zahmen Katze angehe: aber dem Hrn. Buffon haben ſeine Verſuche mit

einem

und Inſecten wahrnimmt, wo man die beyden Geſchlechter leicht für ganz verſchiedene Arten halten möchte.

einem Hunde und einer Wölfinn ſo wenig als mit einem Fuchſe und einer Hündinn, und mit Haaſen und Kaninchen, gelingen wollen. S. III. Th. I. B. p. 116 ſq. II. B. p. 170 und p. 34 ſq. [Nachmals meldet er doch, daß der Marquis von Spontin-Beaufort, zu Namur, von einem Hunde und einer Wölfinn 4 Junge erhalten habe. Hiſt Nat. Suppl. T. VII. p. 9. Auch hat in England eine Hündinn, mit einem Wolfe begattet, zehn Junge geworfen, die den Wölfen ziemlich ähnlich waren, wie Pennant berichtet: Synopſ. of quadrup. p. 144.*] Wölfe und Hunde ſind alſo gewiß Thierarten, die einander ſo nahe kommen, als Hänflinge und Canarienvögel, und alſo ihr vermiſchtes Geſchlecht fortpflanzen. Jedoch wäre zu unterſuchen, ob auch dieß vermiſchte Geſchlecht etwa wieder in eine reine Art zurückſpringt, wenn ein Weibchen von der reinen Art ſich mit der gemiſchten begattete. Wenigſtens ſchreibt der Herr Archiater von Linné, Amœnitt. Tomo VI. p. 14. Hybridæ plantæ & animantes, propagatæ per plures generationes, ſenſim ad matris naturam redeunt. Und ſo unterhält man in Schweden die gute Schaaf- und Ziegenart durch friſche ſpaniſche Widder und friſche angoriſche Böcke. Wenn aber ſpaniſche Schaafe und angoriſche Ziegen mit ſchwediſchen Widdern und Böcken belegt werden; ſo bleibt Wolle und Haar ſo ſturre, wie der Väter. S. daſelbſt p. 13. Deswegen behauptet er in Diſſ. de Sexu Plantar. Petrop. 1760. 4. p. 9 ſq. von Pflanzen ſowohl als Thieren, die Subſtantia cordicalis ſey vom Vater, die medullaris aber von der Mutter. Was im Pflanzenreiche für Vermiſchungen und Baſtarterzeugungen möglich ſind, hat der Herr Köhlreuter noch mit mehrern ſchönen und künſtlichen Verſuchen bewieſen in der Nachricht

von

möchte. Ein beſonder Beyſpiel geben uns davon gewiſſe Papillione, deren Weibchen gar keine Flügel haben,

von einigen das Geſchlecht der Pflanzen betreffenden Verſuchen. Leipz. 1761. 8. und in der Fortſezung 1763. 8. Man ſieht aber aus allen: die Natur will von ſelbſt keine neue und ſich fortpflanzende Baſtartarten in der Welt haben. Die Thiere werden ſich in voller Freiheit nicht mit fremden Arten begatten; und wenn man Thiere und Pflanzen durch Zwang und Kunſt dahin bringt, ſo ſchlagen ſie endlich wieder ins mütterliche reine Geſchlecht hinein. Wenn dieß nicht wäre: ſo würden wir längſt die ächten Thiere und Pflanzen verloren haben, und lauter Baſtarte oder Misgeburten wahrnehmen. Siehe auch Röſels Gedanken davon, Tagvögel II. Claſſe n. V. §. 5. Die Verſuche der Menſchen an den Thieren ſind indeß nicht zu tadeln; nicht allein, weil ſie von einigen Baſtarten einen guten Gebrauch machen können, ſondern auch um dem Geheimniſſe der Erzeugung etwas näher zu kommen. Was aber aus der brüſſelſchen Paarung eines Kaninchens mit einer Henne, zweyer ganz verſchiedenen Thierarten, davon ich in der zwoten Ausgabe Erwähnung gethan, weiter heraus gekommen ſey, das habe ich noch nicht erfahren können, und will alſo lieber davon ſchweigen. [Gewiß iſt aus der Vermiſchung von Thieren, die ſo in ihrem ganzen Baue von einander abweichen, daß ſie ſogar zu verſchiedenen Klaſſen gerechnet werden müſſen, nichts zu erwarten. Ja auch von denen, die zwar zu einer Klaſſe gehören, aber doch an äuſſern und innern Theilen zu ſehr verſchieden ſind, können wir noch an der fruchtbaren Vermiſchung zweifeln. Der Baſtart von einem Eſel und einer Kuh, oder einem Stier und einer Stutte, iſt noch unerwieſen: wenigſtens hat man einige, die dafür ausgegeben worden, unter=

haben, und den Wanzen faſt ähnlich ſehen. 59) Andere Inſecten-Weibchen ſollte man gar kaum für ein Thier,

unterſucht, und gefunden, daß es nur die ungewöhnlichere Art Mauleſel geweſen, welche der Graf Buffon bardeau nennt, und Suppl. T. III. p. 2 ſq. Tab. 2 beſchreibt, die nämlich von einem Hengſt und einer Eſelin entſproſſen iſt. (Man könnte ſie Hengſteſel, ſo wie die gewöhnlichen Stuteſel benennen.) Der Herr Graf meldet daſelbſt auch p. 37. daß auf ſeinem Gute aus der wirklichen in verſchiedenen Jahren oft wiederholten Vermiſchung eines Stiers mit einer Stute nie eine Befruchtung erfolgt ſey. Ein anders iſt es mit Thieren einer Ordnung, die ſich ſo nahe kommen, daß man ſie nach der Aehnlichkeit ihres ganzen Baues zu einem Geſchlechte rechnen kann, als Wolf und Hund, imgleichen Schaaf, Ziege und Steinbock: ſo auch unter den Vögeln mit den verſchiedenen Arten der Finken, (Fringilla carduelis, canaria, cannabina) der Enten, der Hühner. (S. Pallas Spicil. faſc. XI. p. 36.) — In wie weit aber die Abkunft ſolcher Baſtarde, wenn ſie wieder unter ſich, und nicht mit ächten Arten begattet werden, fruchtbar, oder von den ächten verſchieden bleibe, iſt wohl noch nicht zuverläßig beobachtet worden, und verdiente daher die Aufmerkſamkeit genauer Naturforſcher. Endlich ſind unſere Beyſpiele der Baſtarde nur von gezähmten Thieren genommen: aber im wilden ungezwungenen Zuſtande ſuchen die verſchiedenen, obwohl ziemlich ähnlichen Thierarten, ihrer eigenen Triebe halben, ſich einander nicht, und ſchaffen alſo durch ſolche Vermiſchung keine Baſtarde, wie Herr Prof. Ge. Forſter mit verſchiedenen Beweiſen darthut. S. die Berliner Ausgabe von Buffons Naturgeſch. VI. B. p. 117-122.]

59) Röſels Nachtvögel, II. Claſſe, n. XXXIX. das Weibchen, und davon das Männchen Supplement Tab. XIII.

[Pha-

Thier, ſondern, nach ihrer Geſtalt und Unbeweglichkeit, viel eher für eine Art Galläpfel halten. Dennoch gehen die Männchen zu keinem der fliegenden, ihnen ſelbſt weit ähnlichern Inſecten-Weibchen auf die Freyte, ſondern gatten ſich allein mit einem ungeſtalten Wanzen- oder Gallen-ähnlichen Weiblein. *)

Ich habe mich auch oft darüber gewundert, wie die Thiere das andere Geſchlecht ihrer Art, ſchon von Ferne, an der bloſſen Stimme kennen. Nun lieſſe ſich dieſes noch wohl begreifen, wo beyde Geſchlechter ſtets beyſammen ſind, beyde eine ähnliche Stimme von ſich geben: aber unter den Vögeln, Heuſchrecken, Grillen u. ſ. w. locket mehrentheils nur ein Geſchlecht, und läßt den Laut nicht eher von ſich hören, als bis es zur Paarung rufen will. Wie kennet denn das junge Nachtigallweibchen, in dem Walde, unter dem mancherley Gezwitſcher von ſo vielen Vögeln, ſeines Bräutigams Stimme von weitem? und warum verführet dieſer liebliche Ton nicht hundert andere Vögel verſchiedener Art, daß ſie alle zu dieſem Sänger eilen,

und

[Phalæna bomb. antiqua.], ferner Nachtvög. II. Cl. n. XL. [Phalæna b. gonoſtigma], und Supplem. Tab. XlV. das Weibchen: Tab. XL. Fig. 6. das Männchen [phalæna geom. brumata — Herr von Réaumur beſchreibt auch dergleichen Schmetterlinge T. II. mém. 9. p. 51. und macht davon eine eigene Claſſe T. I. mém. 7. p. 411.]

*) [Es ſind die Cocci: Schildläuſe, Gallinſecten, Cochenille. S. Réaumur T. IV. mém. 1 & 2. Linné Naturſyſtem von Müller V. Th. p. 527 ſqq.]

und ſich um deſſen Verbindung bewerben? Bey den Grillen iſt es noch ſonderbarer, daß ſie die Stimme ihres Gatten von weitem kennen, da vorher jedes Geſchlecht einſam in einer eignen Höhle wohnet, und da ſie niemals dergleichen Getöſe gehört haben. Wer ſagt es ihnen denn, daß dieſes ein Ruf ihres Gleichen zur Paarung ſey, damit ſie ſich nach dem Orte hinbegeben?

§. 21.

Es iſt weiter bey der Paarung der Thiere zu bemerken, theils daß die Zeugungsglieder des zwiefachen Geſchlechtes einer Art ſowohl auf und in einander paſſen, daß ſie nicht anders, als mit Abſicht für einander gemacht ſeyn können; theils daß jedes Thier in der Paarung eine Fertigkeit beweißt, die Stellung anzunehmen, und die Bewegung zu verrichten, welche zu der Handlung die bequemſte iſt.

Von dem erſteren haben wir ausnehmende Beweiſe an gewiſſen Thieren, deren Zeugungsglieder auſſerordentlich geſtaltet ſind. Die weiblichen Krebſe haben unſtreitig eine gedoppelte Oeffnung, wodurch ſie den männlichen Saamen empfangen, und hernach die Eyer von ſich laſſen; und auf dieſe Oeffnungen paſſet auch ein gedoppelt Glied des männlichen Krebſes, welches der unermüdete Naturforſcher unſers Deutſchlandes, Herr Röſel, am zuverläßigſten angezeigt hat. 60) So verhält es ſich auch bey den Eidexen, imgleichen bey den Rochen, wie Herr Klein in

60) Röſels Supplement, p. 316. und 329. ſqq.

in den Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig I. Th. p. 123. gezeigt hat. Das Thier, Opoſſum [Didelphis Opoſſum], hat zwar nur ein einfaches Zeugungsglied, aber das männliche theilt ſich in einen Zwieſel, oder griechiſch Y. Und ſiehe, die Scheide des weiblichen theilt ſich gleichfalls im Leibe in zween Gänge zu verſchiedenen Bährmüttern. 61) Manche Schlangen haben gar ein vierfaches männliches Glied; jedoch beſtehen ſie eigentlich nur aus zweenen Stämmen, deren jeder ſich auf gleiche Weiſe in einen Zwieſel theilt; darnach ſind aber auch der weiblichen Schlangen ihre Geburtsglieder und Eyerſtöcke eingerichtet. 62)

Wer ſagt es aber den Thieren, wo ſie es ſuchen, und wie ſie ſich dabey gebärden ſollen, das Ziel zu treffen, und die Handlung zu verrichten? Denn die Zeugungsglieder ſitzen nicht bey allen an einem Orte, und die Bildung der Körper iſt auch ſehr verſchieden. Bey den vierfüßigen Thieren ſitzen die Zeugungsglieder unter dem Bauche, zwiſchen den Hinterbeinen, beym Schwanze, in der Nachbarſchaft der Oeffnung des Maſtdarmes; aber andere Thiere haben ſie auch unter der Bruſt, wie die Spinnen und Krebſe. Bey den Waſſerlibellen haben ſie gar eine verſchiedene Stelle:

61) Von dem Männchen handelt Cowper Philoſ. Transact. Vol. XXIII. n. 290. p. 1565. in des Motte Abridgment P. III. pag. 333; von dem Weibchen Tyſon Philoſ. Transact. Vol. XX. n. 239. pag. 105. in Lowthorps Abridgment, Vol. II. pag. 889.

62) Seba T. II. Tab. CIX. p. 121. Bradley's Works of Nature p. 72. editionis in 4.

ſe: in dem Männchen, unter der Bruſt, in dem Weibchen, unter dem Schwanze.

Wie? wenn wir aber jeder Art von Thieren Rath geben ſollten, in welcher Stellung ſie ſich am bequemſten begatten könnten; würden wir auch im Stande ſeyn, z. B. dem ſchweren und ungelenkigen Elephanten den Weg zu ſeinem Weibe anzuweiſen? Noch bisher iſt alles, was man davon geſchrieben, oder vielmehr gemuthmaaſſet hat, nicht allein ungewiß, ſondern auch ſehr unglaublich. Der Elephant weiß es, verräth aber dieſes Geheimniß der Natur den Menſchen nicht, weil er ſich in der Gefangenſchaft nicht gattet. Von den Kameelen könnten uns die Reiſebeſchreibungen eher Nachricht gegeben haben: ich weiß aber nicht, ob wir eine zuverläßige haben; wenigſtens widerſpricht ſich das ſehr, was ich davon geleſen. Aelianus ſagt H. A. VI. 60, der Kameel verrichte ſeine Begattung ohne Zeugen. Ein geehrter Freund in Dresden, dem ich mich desfalls hiedurch öffentlich ſehr verpflichtet zu ſeyn erkenne, hat ſich meinethalben die Mühe gegeben, und ſich die Paarung der Trampelthiere mit doppeltem Puckel in dem königlichen Stalle zeigen laſſen. Sie iſt ganz beſonders: das Weib muß auf allen vieren niederknien und das männliche Trampelthier rutſchet von hinten, in der Stellung, als wenn ein Hund ſich den Steiß auf dem Boden wiſchen will, heran, und verrichtet ſein Werk mit gekrümmtem Gliede. *)

Das

*) [Von den Kameelen beſtätiget dieſes Herr Niebuhr, in

Das männliche Stachelſchwein kann ſein Weibchen, wegen der Stacheln, ſchwerlich ohne Verletzung ſo beſteigen, wie ſonſt die meiſten vierfüßigen Thiere zu thun pflegen. Daher mir ſehr wahrſcheinlich iſt, was der Hr. Seba ſchreibt, 63) daß ſich das Weib auf den Rücken legt; bey welcher Stellung keines von des andern Stacheln verletzet wird. Eben dieſes berichtet er aus des Louis de Capine Itin. Amer. p. 11. von den Crocodilen, 64) welche in der That auch, wegen des langen, ſteifen und dicken Schwanzes, nicht wohl die gemeine Stellung der vierfüßigen Thiere beobachten können. Daß aber das Weiblein hernach nicht von ſelbſt wieder auf die Beine kommen könnte,

in der Beſchreibung von Arabien p. 164. — Von dem Elephanten meldet Herr Marcel Bles zu Moergeſtell, daß er ſelbſt in der Inſel Ceylan, wo ſich dieſe Thiere nicht ſo weit als an unbewohnteren Orten verſtecken können, geſehen habe, daß die Elephantinn ihre Vorderfüſſe, auf eine Baumwurzel geſtützt, nebſt dem Kopf und dem Vorderleibe zur Erde neige, die Hinterfüſſe aber aufrecht, und mithin den Hinterleib in die Höhe halte, und ſo den männlichen Elephanten nach der Weiſe anderer Thiere zulaſſe: welches den Naturforſchern, wegen der Lage der Theile, kaum möglich geſchienen hatte. Buffon Suppl. à l'Hiſt. Nat. Vol. III. p. 295 ſq. — Vom Naſehorn ſ. Sparrman Svenſka acad. handl. 1778. p. 310.]

63) Seba T. I. p. 81 ſq. Tab. LI. 2. Siehe auch die Mémoires de l'Acad. des Sciences. 1727. p. 554.

64) Seba T. I. Tab. CV. 4.

te, ſondern von dem Männlein wieder herum gewälzet werden müßte, das braucht wohl eines mehrern Beweiſes. Aelianus XV. 19. ſagt auch von der weiblichen Schildkröte, ſie lege ſich auf den Rücken: und Steller ſchreibt von den Meerottern im Hamb. Magaz. XI. B. p. 497. daß ſie ſich wie die Menſchen begatten: und eben das bezeugt er von der Seekuh, daſelbſt p. 156. ſq., daß ſie in der Brunſtzeit auf dem Rücken ſchwimme, und den herbeykommenden Gatten mit den Armen umfaſſe und wieder von ihm umfaſſet werde. S. die Commentarios Acad. Petrop. Tom. II. Von dem Wallfiſche ſchreiben viele, daß ſich beyde Geſchlechter gegen einander, bey der Paarung, in die Höhe richten, und mit den Floßfedern, oder ſogenannten Finnen, umfaſſen. Allein, ich wollte lieber glauben, was Paul Dudley Eſq. ſchreibt, 65) daß ſich das Weiblein auf den Rücken wirft, und den Schwanz ſinken läßt; da denn das Männlein hinauf rutſchet, und von dem Weiblein mit ihren Finnen umſchlungen wird. Eine gleiche Stellung hat Leeuwenhoek, unter den kleinen Inſecten, bey den Käfern bemerket; 66) da ſich ſonſt die Papilione von hintenzu paaren, wie wir bey unſern Seidenwürmern wiſſen, manche Papilione auch gar in ſolcher Verknüpfung mit einander herum fliegen.

Viele

65) Philoſoph. Tranſact. n. 387. pag. 256. Abridgment 1720 — 1732. P. 69. ſqq.

66) Leeuwenhoek in Arcanis naturæ detectis, p. 18.

Viele Männlein unter den Inſecten, als die Flie- ge, Waſſerwanze u. ſ. w., ſteigen dem Weiblein auf den Rücken. Aber es giebt auch andere, da das Männlein von hinten unter des Weibleins Leib kriecht, wie von den Flöhen bekannt iſt. Und dieſe Stellung erforderte auch die aufgerichtete Biegung des männ- lichen Zeugungsgliedes, und die hängende des weib- lichen. Bey den Heuſchrecken und Grillen beſteigt hingegen das Weib den Mann, wie Hr. Röſel an- gemerket. 67) Die Gebärdung der Waſſernymphen iſt gar beſonders. Das Männlein umfaſſet, mit ſei- ner Haltzange am Schwanze, des Weibleins Hals von oben zu, und das Weiblein ſelbſt drücket ſich dieſe Haltzange mit ihren Vorderfüſſen begierig an. Weil aber das männliche Glied unter der Bruſt, und das weibliche unter dem Schwanze ſitzt: ſo ſcheinen beyde Glieder nunmehr deſto weiter von einander entfernet zu ſeyn. Aber ſiehe, das Weiblein krümmet ihren langen Hinterleib ganz unterwärts, bis ſie die untere Bruſt des Männleins erreichet hat; und in ſolcher ringmäßigen Vereinigung flattern ſie eine gute Weile in der Luft herum. 68)

Von der männlichen Spinne habe ich ſelbſt be- merkt, daß ſie ihr Gewebe gern auf der Nachbarſchaft

67) Von den Flöhen ſiehe Leeuwenhoek p. 365 — 373. und Röſel II. Th. Von den Mücken p. 21, Tab. IV. Von den Heuſchrecken und Grillen. Röſels Heuſchr. und Gr., n. I. §. 6, n. II. §. 6. n. III. §. 9.

68) Röſels T. II. Waſſerinſecten, II. Claſſe, n. II. §. 16. n. VIII. §. 7. Tab. X. fig. 5. Swammerdam T. I. p. 225.

des Weibchens macht. Da verſucht jene dann erſt mit vieler Behutſamkeit und Furcht, ob das Weibchen Luſt hat. Wenn dieſes iſt, ſo nähern ſie ſich einander, hängen beyde an ihren Fäden, und, wie es mir vorgekommen iſt, drücken Bauch an Bauch; da ſie ſich denn bald darauf von einander abſtoſſen, und das Männchen wieder zu ſeinem Gewebe eilet. Ich ſchloß daraus, daß an dem Orte beyder Zeugungsglieder ſeyn müßten. Leeuwenhoek hat auch das weibliche Werkzeug zum Eyerlegen an eben der oberen Stelle des Bauches abgebildet. Allein, weil Herr Car. Clerk genauere und häufigere Beobachtungen der Spinnen angeſtellet hat, und behauptet, daß die Männlein ein gedoppeltes Glied in den Knoten ihrer Arme führen, womit ſie den Bauch der weiblichen Spinne wechſelsweiſe betaſten, ſtreicheln, und ſie auf ſolche Weiſe beſchwängern: ſo erkühne ich mich nicht, ihm zu widerſprechen. 69)

Bey

69) S. von der Begattung der Spinnen Leſſers Inſectotheologie p. 77. Leeuwenhoek in den Philoſ. Transact. Vol. XXII. n. 272. p. 882. Liſter de Araneis Lib. I. C. I. p. 2. [in der deutſchen Ueberſetzung p. 7.], welcher dem Hrn. Clerk muthmaaßlich vorgegangen iſt, daß die nodi antennarum vielleicht ein gedoppelter penis ſeyn könnten. Hrn. Clerk ſeine Aranei Suecici ſind zu Stockholm 1757. 4. mit illuminirten Kupfern zum Vorſcheine gekommen: man erwartet aber eine vermehrtere Ausgabe davon. [Lyonnet hat ſchon die Begattung der Spinnen mittelſt der Arme, oder Taſter, an dem Männchen, und des Bauches am Weibchen, aus eigener genauen

Beob-

Bey den meiſten Thieren wird das männliche Glied in das weibliche geſchoben: aber bey vielen Inſecten verhält es ſich verkehrt, daß das Weibchen ihr Glied in die Scheide des männlichen hinein laſſen muß. 70) Die Schnecken haben gar beyderley Geſchlechtsgliedmaaſſen an der Seite des Halſes ſitzen, welche ſie zur Zeit der Paarung, wie ihre Hörner, gegen einander auslaſſen, und um einander ſchlängen, und ſo zugleich einander ſchwängern und von einander geſchwängert werden. 71) Die Fiſche ſind, bekanntermaaſſen, als Milch- und Rogenfiſche, und folglich als Männchen und Weibchen, unterſchieden. Es iſt auch gewiß, daß ſie ſich um die Laichzeit paarweiſe zuſammen halten; ja, daß ſie ſich mit den Bäuchen ſtark an einander reiben, und mit den Schwänzen ſchlagen; da denn bald darauf das Weibchen den Rogen von ſich läßt, und hernach das Männchen ſeine Milch darüber herſtreuet, oder damit vermiſchet. Dieß iſt von den Strömlingen, Rothaugen, Karautſchen, Karpfen, Braxen, Barſen, Hechten, Gründlingen genug beobachtet worden, und man hat an den Ufern

Beobachtung beſchrieben, bey der Theol. des Inſectes de Mr. Leſſer T. I. p. 184. und de Geer bezeugt, daß er eben dieſes ſelbſt geſehen und bewundert habe: Abhandl. II. B. 1 Th. p. 27. in ſeiner Rede von Erzeugung der Inſecten, welche auch in mehrern Stücken nachgeleſen zu werden verdient.]

70) Swammerdam T. I. p. 629 und 719.

71) Davon handelt Swammerdam ausführlich T. I. p. 63. 126. 130. 133. 157.

und Buchten, wo die Fiſche in Menge ſtreichen, wahrgenommen, daß das Waſſer, von der ſtarken Vermiſchung des Rogens und der Milch, recht weißgrau geſchäumet hat. †) Ja, ich will noch mehr ſagen: es hat ein erfinderiſcher Mann, ein Lieutenant Jacobi, in der Grafſchaft Lippe, einen künſtlichen Verſuch an den Forellen gemacht, ſie auf ſolche Art zu vermehren. Er ſtellte einen zwölf Fuß langen Waſſertrog an ſolche Stelle, wo die Quelle einen Fall hatte, und in den Trog geleitet werden konnte. Der Trog war unten zween Zoll hoch mit grobem Kießſande gefüllet. Fünf Zolle vom Boden war ein vergittertes Loch zum Abzuge des Waſſers; oben eine Klappe mit dichten Drathgittern verſehen, daß keine Waſſermaus, aber wohl die Luft durchkommen konnte. Dann nahm er eine Rogenforelle, um die Zeit des Laichens, ſtreichelte ſie ſanft am Bauche, bis ſie ihren Rogen in den Trog fallen ließ. Wiederum nahm

†) S. Hrn. Nic. Giller in den Schwediſchen Abhandlungen Th. X. p. 109 ſqq. p. 116 ſqq. und Th. XIII. p. 177 ſqq. wie auch Willugbei Hiſt. piſcium Lib. I. Cap. 9. [S. insbeſondere vom Hecht: Schwed. Abh. XV. Th. p. 77. wo man doch der Stellung nach eine innere Vermiſchung muthmaaſſen möchte. — Bey den lebendiggebährenden Fiſchen muß dieſe gewiß Statt finden — Die knorpelichten Fiſche, welche eigentlich zu den Mittelthieren (Amphibien) gehören, begatten ſich auch wirklich mit einander, und zwar, wie die Schlangen, mittelſt gedoppelter Geburtsglieder — Die Handlung iſt wegen des Körperbaues dieſer ſchwimmenden Thiere, und der nöthigen Stellung in dem flüßigen Elemente, deſto merkwürdiger.]

nahm er einen Milch-Forellen, ſtreichelte ihn eben ſo, daß er auch ſeine Milch in den Trog ließ. Dieſes beydes, Rogen und Milch, rührte er wohl mit einander um, und ließ es ſeine Zeit ſtehen. Und ſiehe, die Befruchtung der Eyer war dadurch bewirkt; es kam eine groſſe Menge junger Forellen in ſeinem Troge zum Vorſcheine. †) Wenn dieſem Verſuche, wie es ſcheint, wohl zu trauen iſt; ſo weiß ich des Herrn D. Grants Vorgeben damit ſchwerlich zuſammen zu reimen, 72) daß die Eyer ſchon im Leibe der Fiſche, durch eine Paarung, die von der Paarung anderer Thiere nicht abweichet, befruchtet werden: indem die Milchner gewiß eine Ruthe hätten, ſo wie die Rögner eine Mutterſcheide, und beyderſeits Glieder zuſammengefügt würden, wenn ſich die Fiſche an einander rieben. Er beruft ſich darauf, daß er die männlichen Glieder verſchiedener Fiſcharten theils getrocknet, theils im Weingeiſte aufbehalten, und der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Edinburg gewieſen habe: und daß man in dem ſo befruchteten Rogen der Lächſe, welchen ſie in eine Grube verſcharret hinterlieſſen, ſchon kleine Lächſe ſähe, die man in den Eyern, ehe ſie von dem Rögner giengen, nicht ſehen könnte.

 Seine

†) S. die phyſicaliſch-öconomiſchen Auszüge, VI. B. 4 St. p. 552. ſq. da auch erwähnt wird, daß eben dieſe Probe an den Lächſen gemacht worden ſey.

72) D. W. Grants Schreiben an den Hrn. Hofrath von Haller von der Paarung und Fortpflanzung des Lachſes, in den Abhandlungen der Schwediſchen Academie, Th. XIV. p. 142 — 146.

Seine Beobachtung der Paarung betrifft denn auch eigentlich den Lachs: deſſen Rögner ſey allein gekommen, und habe ſich im Grunde eine Grube gewühlet; darauf wäre er wieder den Strom hinausgegangen, aber in einer halben Stunde mit dem Milchner wieder gekommen, und da hätten ſich beyde in der Vertiefung an einander gerieben, und zum Zeichen ihrer veneriſchen Arbeit Mund und Fiſchohren dabey ausgeſpannet: gleich hernach ſey der Milchner weggegangen, der Rögner aber ſey zurück geblieben, und habe die Vertiefung wieder zugewühlet; jedoch habe er, D. Grant, nicht bemerken können, daß ſie Eyer oder Milch ins Waſſer gelaſſen, weil dieſes von dem Wühlen triebe geworden wäre. In dieſer Beobachtung bleibt das Reiben beyder Geſchlechter an einander; und man ſollte wohl denken, daß ſolches nicht ohne Kützel geſchehen werde, wie denn auch Artedi in ſeiner Ichthyologia den Fiſchen desfalls eine rechte Begattung beymißt. Aber, weil Herr D. Grant von der Ausſchüttung weder des Rogens noch der Milch etwas geſehen, ſo bleibt die Befruchtung der Eyer im Mutterleibe unbewieſen; und es iſt eher wider ihn, was er geſteht, daß man in ſolchen Eyern, die noch nicht von dem Rögner gegangen, keine kleine Fiſche ſehen könne. Gewiſſer aber iſt es noch, daß des Herrn Jacobi künſtliche Fortpflanzung der Forellen die Befruchtung der Eyer im Mutterleibe gänzlich aufhebt. Eben ſo wenig kann damit beſtehen, was Herr Joh. Guſt. Wahlbom in einer Diſſ. de Sponſalibus Plantarum unter dem Herrn Linnäo 1751. §. 12.

aus

aus einigen Beobachtungen wiſſen will, daß die Milchner ihre Milch zuerſt ausſchütteten, welche die ihnen folgenden Rögner begierig einſchluckten; und alſo ihren Rogen durch den Mund befruchteten. Eine Meynung, die zwar nicht neu iſt, aber vermuthlich durch einen voreiligen Schlüß gefaſſet zu ſeyn ſcheint. Wenn ich alle ſichere Erfahrungen zuſammen halte; ſo kann ich nichts anders daraus ſchlieſſen, als daß die Befruchtung der Fiſcheyer eine groſſe Aehnlichkeit mit der Befruchtung des Froſchlaichs hat. Das Reiben der Fiſche mit ihren Geburtsgliedern an einander mag eine Paarung heiſſen, ſoferne es einen Kützel und einen ſinnlichen Reiz zur Beywohnung erregt, der die Ausgieſſung der Milch und des Rogens hervorlocken ſoll: aber die eigentliche Befruchtung der ausgegoſſenen Eyer ſcheint doch erſt auſſer dem Leibe beyder Eltern durch die Ueberſchüttung mit der männlichen Milch zu geſchehen. So verhält es ſich mit den Fröſchen, nach der zuverläßigſten Beſchreibung unſers unvergeßlichen Röſels. Die Fröſche ſitzen einige Tage lang auf einander, und drücken ſich mit aller Macht. Reißt man ſie gewaltſam von einander, ſo hüpfet der Froſch alſobald begierigſt wieder auf; bis dem Weibchen die Wehen ankommen, und ſie ihren Laich wie einen Strom aus dem Geburtsgliede ſchieſſen läßt; da denn der Froſch zu gleicher Zeit als mit einer Convulſion den männlichen Saamen über die Eyer ſprützet. Und dann iſt alles befruchtet und belebt. Trifft ſichs aber, wie es dem ſel. Röſel ein paarmal widerfahren, daß dem Männchen ſein Saame eher entgangen iſt; ſo iſt aus

dem nachher heraustretenden Froſchlaiche nichts geworden, ſondern alles verdorben und verfaulet.

Iſt dieſes nicht eine wundernswürdige Mannichfaltigkeit von gleich weiſen Anſtalten, welche alle zu dem einen groſſen Zwecke dienen, die Geſchlechter der Lebendigen fortzupflanzen und zu verewigen? In welcher Schule der Liebe haben doch die Thiere ſo vielerley künſtliche Stellungen und Bewegungen gelernt? oder wie hat ein jedes die ihm bequemſte gewählet, und zur Fertigkeit gebracht? Sagt doch nicht: die Natur hat es ſie gelehret. Eine Rede, die keinen Verſtand hat, wo ihr bey der Natur hängen bleibt! Nehmet ihr auch in eurer Natur Eigenſchaften an, woraus man den erſten Urſprung und zureichenden Grund von ſo mancherley witziger Erfindung und kunſtmäßiger Fertigkeit verſtändlich begreifen kann? Oder macht ihn nicht vielmehr die Natur zum unverſtändigen Abgotte, und wollet doch in der verborgenen Eigenſchaft ſeines Unverſtandes die Quelle der klügſten Handlungen gefunden haben? Kann dieſes einem vernünftigen und Wahrheit liebenden Gemüthe Genügen thun?

§. 28.

Ich würde zu weitläuftig ſeyn müſſen, wenn ich alle mit der Fortpflanzung verknüpfte Triebe berühren wollte: wie künſtlich und behutſam die Vögel den zukünftigen Eyern und Jungen Neſter bauen: wie vorſichtig die Inſecten ihre Eyer, bald in einem Klumpen, wenn die Jungen geſellig ſind, bald, wigrigen

Falles,

Falles, zerſtreuet, da ankleben, und hinein ſchieben, oder fallen laſſen, wo die junge Brut ihr natürliches Element und ihre Nahrung findet, wenn die Mütter gleich ſelbſt dieſes Element und dieſe Nahrung nicht mehr, ſondern ganz andere, zu ihrem jezigen Leben gebrauchen, und ſich auch hernach um ihre Eyer nicht weiter bekümmern: wie die Fiſche, um zu laichen, die ſüſſen und ſeichten Waſſer hinan ſchwimmen, und ihren Rogen am Ufer beym Schilfe oder in Gruben auf dem Grunde, abſezen: wie einige Waſſerthiere oder Vögel ihre Eyer bloß in den Sand verſcharren, daß ſie von der Sonnenwärme ausgebrütet werden, andere dieſelben in Neſtern ſelbſt ämſig wärmen und ausbrüten, und darnach ihre Jungen mit liebreicher Pflege aus ihrem Kropfe füttern, oder ihnen zarte Speiſe zuſchleppen: wie die vierfüßigen Thiere ihren geworfenen Jungen die Nabelſchnur abnagen: ſie belecken, ihnen die Milch reichen: wie die Vögel und vierfüßigen Thiere, auch ein Theil der Waſſereinwohner, ihre Jungen locken, warnen, vertheidigen, endlich aber entwöhnen und von ſich ſtoſſen; wie bey den Bienen, Weſpen, Ameiſen, weder Väter noch Mütter, ſondern die Unfruchtbaren ſich mit der Nahrung und Wartung der Jungen aufs ämſigſte beſchäftigen: viele andere Triebe, Fertigkeiten, Künſte und Verrichtungen der Thiere zu geſchweigen, welche zu ihrer und ihres Geſchlechtes Erhaltung, Schuze, Luſt und Glückſeligkeit dienen.

Man müßte ſehr eigenſinnig ſeyn, wenn man nicht bekennen wollte, daß dieſe Handlungen zu einer weiſen

weiſen Abſicht aufs klügſte eingerichtet ſind: und daß dieſelben ihren erſten Grund zu einem ſehr vollkommenen Verſtande und Willen haben müſſen. Wir würden aber die Thiere und ihre Natur gar nicht kennen, wenn wir ihnen ein Vermögen zu ſolcher Einſicht und Erfindung zuſchreiben wollten; da ganz offenbar iſt, daß ſie ohne alle eigene Erfahrung und ohne alles Nachſinnen, ohne alle Exempel und Unterweiſung, ohne allgemeine Wiſſenſchaft und beſondere Uebung, ſogleich mit der Geburt, und durch eine eingepflanzte Fertigkeit, Meiſterſtücke der Kunſt ablegen, und ihre Handlungen nicht nach eigener Phantaſie, ſondern alle auf einerley Weiſe, und nach einerley Vorſicht, wie ihre Voraltern, verrichten. Wie, wenn wir einen einfältigen Jungen ſehen, der durch bloſſes Drehen der Walze im Kaſten eine angenehme tackt- und tonmäßige Melodie hervorbringet; ſuchen wir den erſten Grund davon in deſſen Fähigkeit? oder bleiben wir bey der Materie und Natur ſeines Kaſtens ſtehen? oder fallen wir endlich auf ein blindes Ungefähr, oder eine blinde Nothwendigkeit, vermöge welcher das ſo übereinſtimme, und nicht anders ſeyn könne? Das hieße ja wohl, auf alle Weiſe, nichts ſagen; oder vielmehr unverſtändig ſprechen. Ein jeder vernünftiger Menſch wird es einem ton- und bewegungskündigen Werkmeiſter zuſchreiben, der die Handlung einem Unerfahrnen ſo leicht gemachet, daß er im Blinden muſiciren kann. Dieſes iſt ein wahres, obwohl ſchwaches Bild der thieriſchen Triebe und Fertigkeiten; in welchen ſich ſo viel Verſtand, Einſicht,

ſicht, Kunſt, Weisheit, Abſicht offenbaret, daß ſie alles Vermögen der lebendigen und lebloſen Natur überſteigen, und niemanden, als dem einen unendlich weiſen Werkmeiſter der ganzen Natur, zugeſchrieben werden können.

Die ſechste Abhandlung.

Von dem Menſchen an ſich, inſonderheit nach der Seele betrachtet.

§. 1.

Es wird alſo nunmehro Zeit ſeyn, daß wir Menſchen auch an uns ſelbſt denken, und unſere Natur nach ihrer wahren Beſtimmung kennen lernen. Wir pflegen uns zum Theil in den Mittelpunkt der Welt zu ſtellen, und alle Abſichten der ganzen Schöpfung auf uns allein zu ziehen. Dieſe vornehme Einbildung ſchränket die Vollkommenheiten Gottes und ſeiner Werke viel zu enge ein. Sie verurſachet, daß wir die Welt und Natur aus einem verkehrten Geſichtspunkte betrachten, nnd alsdann vierley Unordnung, die doch nicht iſt, darinn zu ſehen vermeynen. Uns ſelbſt aber machen wir nur unglücklich und mißvergnügt dadurch, in ſoferne wir über und wider unſere Beſtimmung hinaus wollen, und des eigentlichen Zweckes verfehlen. Die Welt iſt um der Lebendigen willen, und darunter ſind wir auch; die ganze Natur arbeitet mit zu unſerer Erhaltung. Aber die Welt

iſt

iſt nicht für uns allein, ſie iſt für alle mögliche Lebendigen aller Arten und Stufen. Ein jedes hat, nach ſeiner Art des Lebens, die übereinſtimmende Einrichtung leiblicher Gliedmaaſſen und Seelenkräfte empfangen, dadurch es zu einer gewiſſen, ihm gemäſſen Glückſeligkeit geführet wird. Was iſt denn unſer beſchieden Theil? auf welcher Stufe der Naturleiter ſtehen wir? worauf haben wir unſer Bemühen zu richten? wie weit dürfen wir unſer Verlangen erſtrecken?

So leicht wir uns mit unſern Gedanken zu hoch verſteigen können, ſo möchten wir uns doch auch vielleicht zu weit herunter ſetzen, wenn wir uns nicht nach unſerer eigenen weſentlichen Beſchaffenheit kennen, und unſerer Natur nachgehen. Wir ſind auf dem Erdboden mit lauter Thieren umgeben: wollen wir uns gänzlich in deren Claſſe ſtellen, und ihren Handlungen blindlings nachahmen? Sie haben ihre natürlichen Triebe und angebornen Fertigkeiten, wir nicht. So würden wir ja wider unſere Natur handeln, wenn wir ihre Triebe zu einer Regel unſrer Lebensart machten. Dazu hat ein jedes Thier ſeine beſonderen Triebe, und, ſo zu reden, ſein eigenes Naturgeſetz: welchem von allen wollten wir folgen? So wenig uns ihre Speiſe ſchmecken und bekommen würde, eben ſo wenig würden wir überhaupt unſerm natürlichen Bemühen, durch eine fremde Lebensart, Genüge thun.

Es iſt wahr, wir haben vieles mit den Thieren gemein, und ich werde die Vergleichung zwiſchen uns

und ihnen nicht vergeſſen. Aber wir ſind auch in ſehr wichtigen Dingen weit von ihnen unterſchieden; und es wäre ſehr verkehrt, wenn wir unſer Selbſterkenntniß von der Aehnlichkeit mit den Thieren anfiengen, oder dabey ſtehen blieben. Wir dürfen uns nicht auſſer uns ſuchen, und dann zu willkührlichen Hypotheſen ſchreiten, um zu wiſſen, was wir ſind, wozu wir Vermögen haben, und worinn unſere Natur, Lebensart und Glückſeligkeit beſteht. Die innere klare Empfindung, und das Bewußtſeyn deſſen, was in uns vorgeht, giebt uns das ſicherſte und untrüglichſte Licht, worinn wir uns ſelbſt beſchauen können.

§. 2.

Ein jeder unterſcheidet ſein Ich, von fremden Dingen auſſer ſich, durch ein Gefühl in einem gewiſſen Körper. So weit dieſe Empfindung zu jeder Zeit geht, ſo weit rechnet er das Wirkliche zu ſich ſelbſt und ſeinem einzelnen Weſen. Das aber, worinn er nichts fühlet, nicht Schmerz noch Luſt hat, iſt von ſeinem Ich unterſchieden, und auſſer ihm. Ich nehme Gefühl im allgemeinen Verſtande, für alle Empfindung und Sinne; da es folglich auch das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, nebſt dem beſonders ſogenannten Gefühle, unter ſich begreift. Und ich betrachte alle ſolche Empfindungen als ein Bewußtſeyn unſers einzelnen Weſens in einem gegenwärtigen Zuſtande. Denn wenn wir uns deſſen nicht bewußt ſind, was in uns vorgegangen; ſo ſagen wir auch, daß wir es nicht gefühlet, geſehen, gehöret, gerochen, ge-

ſchmecket haben. Weil wir uns demnach, durch die Empfindung, welche man auch überhaupt das Gefühl nennet, in vielen Theilen eines gewiſſen Körpers auf mancherley Weiſe bewußt ſind, ſo erkennen wir ſoferne den ganzen Körper, bis an die äuſſerſte Haut, gegenwärtig, für unſer Ich, für uns ſelbſt.

Unterdeſſen iſt doch in den Theilen unſers Körpers ein Unterſchied, daß einige derſelben nicht für ſich ſelbſt, ſondern nur wegen der Verbindung mit andern, empfindlich ſind, und daher auch nur deswegen für Theile von uns ſelbſt angeſehen werden, weil ſie mit andern empfindlichen Theilen in einer genauen Verknüpfung ſtehen. Die Nerven ſind allein das eigentlich Empfindlichſte in unſerm Körper: aber Haare, Nägel, Knochen, Knorpel und alle Säfte ſind uns an ſich unempfindlich, und werden alſo nur dadurch für unſer erkannt, daß ſie mit den Nerven zuſammenhängen, und darinn eine Veränderung nach ſich ziehen, deren wir uns bewußt ſind. Sonſt können wir ein gut Theil Blut aus unſern Adern weglaufen laſſen, ohne daß wir es fühlen und merken; Haare und Nägel beſchneidrn, ohne daß es uns ſchmerzet. Die Zähne thun uns an ſich nicht wehe, ſondern die Nerven, welche in ihnen vertheilt ſind; und wenn auch von den übrigen Knochen nur einmal die Nervenhaut getrennet iſt, ſo laſſen ſie ſich, ohne Schmerz des Menſchen, als fremde Theile, durchſägen. Es folget alſo daraus, daß uns nicht alle Theile unſers Körpers gleich nahe angehen, und daß das Gewebe

der

der Nerven das hauptſächlichſte ſey, worinn der Menſch, wenn er körperlich betrachtet wird, beſteht.

Wir wiſſen aber, daß unſer jetziges körperliches Ich vor Zeiten nicht aus eben ſo vielen und eben denſelben Theilen beſtanden, und bald hernach auch nicht mehr beſtehen wird. Es war ein ſehr kleiner Körper, den wir anfangs im Mutterleibe hatten, er war ſchon viel gröſſer, wie wir ans Licht kamen, und ſeitdem iſt er noch fünfzehn = bis zwanzigmal ſchwerer geworden: folglich ſind fremdes Blut, Fleiſch, Fiſch, Milch, Käſe, Brod, Kräuter, Früchte, Wurzeln, Waſſer, Bier, Wein, die vorhin nicht zu unſerem Ich gehörten, und die wir ohne Empfindung ſchneiden, käuen, kochen, braten konnten, zu unſerm Ich getreten, und Theile von uns ſelbſt geworden, darinn wir nunmehro empfinden und uns bewußt ſind, und die wir, als uns ſelbſt, lieben, ſchützen, nähren, pflegen.

Hergegen beweißt auch die Nothdurft täglicher Nahrung, daß ein beſtändiger Abgang unſerer Theile ſeyn muß, der eine ſolche Erſetzung erfordert. Demnach verdunſten, reiſſen und reiben ſich beſtändig, unvermerkt, Theile von unſerm Ich los, denen unſer Gefühl nicht mit folgt, und die wir hernach für fremde halten. Des Sanctorius Erfahrung, die er an ſich ſelbſt zwanzig Jahre herdurch mit genauem Abwägen ſeines Körpers gemacht, beweißt unwidertreiblich, daß in zehn Jahren wenig mehr von unſerm

vorigern Körper übrig bleibe. 1) Ja, wenn unſer Körper durch Krankheit abnimmt, wenn durch Unglück,

1) Den beſtändigen Ab- und Zufluß, oder Wechſel unſerer körperlichen Theile, weiß ich nicht genauer und überzeuglicher zu beſtimmen, als nach des berühmten Medici und Mathematici Johannes Bernoulli Berechnung in ſeiner Diſp. Medico-Phyſica de Nutritione, Opp. T. I. pag. 275 ſqq. §. XVI — XX. Sie lautet ſo: Aus des Sanctorius zwanzigjährigen Beobachtungen erhellet, daß ein geſunder Menſch täglich von acht Pfund Nahrung den fünfzigſten Theil, das iſt, $5\frac{3}{25}$ Loth in ſeine Subſtanz verwandele, dagegen alles übrige durch die Ausdünſtung und den Auswurf wieder weggeht. Wenn nun, ſtatt dieſes Anwachſes, täglich auch $5\frac{3}{25}$ Loth von der alten Materie des Körpers abgiengen: ſo würde ein Menſch, von hundert und fünfzig Pfund ſchwer, in zweyen Jahren, und zweyhundert und ſieben und einem halben Tage, einen ganz neuen Körper haben. Allein, ſo verhält ſich die Sache nicht. Denn was täglich abgeht, geht nicht allein von der alten Materie unſers Leibes, ſondern auch von der neuen ab. Man ſtelle ſich ein Gefäß mit hundert und fünfzig Pfund Waſſer vor, davon den erſten Tag $5\frac{3}{25}$ Loth Waſſer abgezapft, aber ſtatt deſſen auch $5\frac{3}{25}$ Loth Wein wieder zugegoſſen werden. Da wird denn, was in den zweyten, dritten, vierten, und folgenden Tagen in gleichem Gewichte abgenommen wird, nicht mehr reines Waſſer, ſondern immer mehr und mehr mit Weine vermiſcht ſeyn. Nach einem Jahre aber wird von hundert und fünfzig Pfund, das iſt, viertauſend achthundert Loth Waſſer, wie die logarithmiſche Berechnung weiſt, nur dreytauſend zweyhundert und ein und fünfzig

glück, oder durch eines Wundarztes Hand, Finger, Hände, Arme, Beine von uns ſollten abgetrennet

 werden,

zig und ein Fünftheil Loth Waſſer übrig ſeyn, das übrige, was an vier tauſend achthundert Loth mangelt, nämlich ein tauſend fünfhundert und acht und vierzig und vier Fünftheil Loth, muß Wein ſeyn.

Man ſetze denn ſtatt des Waſſers die alte Materie unſers Körpers, und ſtatt des Weines die neue Materie deſſelben: ſo wird nach einem Jahre von den hundert und fünfzig Pfunden oder viertauſend achthundert Lothen eines menſchlichen Körpers die alte Materie auf dreytauſend zweyhundert und ein und fünfzig und Fünftheil Loth, oder ein hundert und ein Pfund neunzehn und ein Fünftheil Loth verſchmolzen ſeyn: das übrige, nämlich eintauſend fünfhundert acht und vierzig und vier Fünftheil Loth oder acht und vierzig Pfund, zwölf und vier Fünftheil Loth, das iſt, faſt ein Drittheil, wird eine neue Subſtanz ſeyn. Demnach wird, über zwey Jahre, ein wenig mehr als zwey Drittheile von den zwey Drittheilen, etwa vier Neuntel, nachbleiben. Weil nun ein Halbes etwas mehr iſt, als vier Neuntel, ſo kann man lieber ſagen, daß die alte Materie unſers Leibes in zweyen Jahren beynahe halb verflogen, die andere Hälfte neu ſey. Im dritten Jahre werden von der Hälfte, wenn ich wieder ein Drittheil der Hälfte, das iſt, ein Sechstheil davon abrechne, nur zwey Sechstheile oder ein Drittheil des Ganzen mehr da ſeyn, und nach zehn Jahren kaum der fünzigſte Theil des alten Körpers. Will man den Abgang auf die verſchiedene Materie unſers Körpers auch verſchieden berechnet haben; ſo nehme man an, flüßige Theile zwanzig Pfund, weiche ſiebenzig Pfund, Knochen ſechzig Pfund. Laß denn das Flüßige zweymal ſo geſchwind ver-

werden, ſo würden dieſe Theile dadurch, daß die Empfindung darinn aufhöret, dermaaſſen auſſer uns geſetzt, daß wir ſie ſelbſt ohne Schmerz zerſchneiden, ſieden, brennen könnten, ohne daß es uns weiter angienge.

Es

verfliegen, als das Weiche, und das Weiche zehnmal ſo geſchwind, als die Knochen: ſo kann man die Materie zwanzig, ſiebzig, ſechzig, oder zwey, ſieben, ſechſe, mit der Geſchwindigkeit, zwanzig, zehne, eins verbinden, daraus das Verhältniß vierzig, ſiebzig, ſechſe, oder zwanzig, fünf und dreyßig, drey, entſteht. Wenn alſo von unſerer flüßigen Materie zwanzig Loth abgehen, ſo würde die weiche fünf und dreyßig Loth, und die Knochen drey Loth verlieren. Alſo wären die in einem Jahre abgehenden $1548\frac{4}{5}$ Loth nach folgendem Verhältniſſe zu vertheilen, $534\frac{2}{29}$ Loth flüßige Materie, $934\frac{18}{29}$ Loth weiche, $80\frac{16}{145}$ Loth Knochen. Setzet nun das Gegentheil daß ſtatt des täglichen Anwachſes nichts abgeht, ſo wird der tägliche Zuwachs von $5\frac{3}{25}$ Loth bey einem Manne von achtzig Jahren einen Körper von dreytauſend ſechshundert und fünfzig Pfund bringen und folglich die vorige Maſſe von einhundert und fünfzig Pfund auf vier und zwanzig und ein Drittel mal vermehret ſeyn müſſen; welches höchſt ungereimt iſt.

Sollte des Sanctorius angegebenes Verhältniß der Ab- und Zunahme unſers Körpers, wie man heutiges Tages meynet, nicht ganz genau ſeyn, wenigſtens ſich nicht für alle Länder und Alter gleich ſchicken: (S. Phil. Transact. Vol. LII. not. 470. p. 491 ſqq.) ſo hindert das doch die Hauptſache nicht.

Es iſt alſo keine gewiſſe einzelne Materie, welche unſer beſonderes Ich ausmachet; ſondern alle und jede iſt uns gleichgültig. Sie tritt in die Gemeinſchaft mit uns, ſobald ſie mit in die Verknüpfung unſerer Empfindung und unſers Bewußtſeyns getreten iſt. Was vorher ein Theil eines Krautes, einer Wurzel oder Frucht, eines Fiſches oder Fleiſches war, das wird hernach ein Theil von uns ſelbſt. Hergegen bleibt auch nichts unſer, als ſo lange wir gegenwärtige Empfindung darinn haben. Sobald es auſſer den Schranken unſers Gefühles iſt, und wir uns darinn nicht mehr bewußt ſind, ſobald hört es auf, ein Theil von uns ſelbſt zu ſeyn; wir wiſſen und bekümmern uns nicht, wo es hin kömmt, und was demſelben auch begegnet, das iſt uns ſo gleichgültig, als ob es nimmer unſer geweſen wäre.

Wir kennen daher auch keines von unſern eigenen körperlichen Theilen an ſich durch irgend ein Merkmal, dadurch einzelne Dinge von andern zu unterſcheiden ſind; bloß, ſo lange wir darinn empfinden, ſo wiſſen wir daran, daß es Theile von uns ſind; folglich iſt allein unſere Empfindung oder Bewußtſeyn ein gegenwärtiges Merkmal der einzelnen Theile des Körpers, der unſer Ich ausmachet. Aber, wenn die Theile erſt verdunſtet, abgerieben, und von uns getrennet ſind, ſo wiſſen wir dieſelben, für ſich, nicht mehr von denen, die uns nimmer angehöret haben, zu unterſcheiden. Ein Menſch könnte ſein Bein verlieren, und, weil er es nimmer genau betrachtet, ſo

würde er hernach unter mehr abgenommenen Beinen eben ſo wenig wiſſen, welches das ſeine war, als er ſeinen Stiefel unter vielen andern heraus kennen möchte. Ja, wenn wir unſern ganzen jetzigen Körper durchgehen, ſo wiſſen wir von keinem einzigen Stäubchen zu ſagen, ob es noch daſſelbe ſey, das wir mit auf die Welt gebracht haben, oder woher, wenn und wie lange ſolches durch die Nahrung zu uns gekommen ſey.

Auch iſt es keine gewiſſe Menge und Vielheit der Materie, oder Anzahl der Gliedmaaſſen, die nothwendig zu unſerm Ich gehöret. Der Körper kann klein, mager, ſchmächtig, zwergmäßig ſeyn; er kann wachſen, groß, ſtark, ſchwer und rieſenmäßig werden: die Empfindung, die Luſt, der Schmerz, kurz, das Bewußtſeyn iſt im kleinen Körper eben daſſelbe, wie im groſſen; in jenem nicht geringer, in dieſem nichts vermehret oder verdoppelt; der eine iſt ſowohl ein einzelner ganzer Menſch, als der andere. Und wenn wir auch einen verſtümmelten Körper bekämen, daß uns Arme und Beine abgelöſet würden: ſo würden uns zwar nützliche Werkzeuge gebrechen, aber unſer Ich würde dadurch nicht verſtümmelt, getheilet, oder vervielfältiget; unſer Bewußtſeyn bliebe darum einzeln, ganz und ungeſchmälert. Ja, wäre es möglich, daß der Menſch ohne Augen ſehen, ohne Ohren hören, ohne Zunge ſchmecken, ohne Naſe riechen, ohne Hand und übrige Gliedmaaſſen fühlen, und ſich ſein ſelbſt folglich auf ſolche Art bewußt ſeyn könnte: ſo würde

er dieſe körperlichen Theile für unnütz und überflüßig halten, wenigſtens zu ſeinem Ich nicht als weſentlich, ſondern bloß als Zierrathen, rechnen.

Wenn wir uns demnach nicht darum für uns ſelbſt halten, oder uns als einzelne Menſchen kennen, und von andern Dingen unterſcheiden, weil wir einen gewiſſen Körper, in gewiſſer Gröſſe, mit gewiſſen Gliedmaaſſen haben; ſondern weil wir uns unſer ſelbſt und anderer Dinge auſſer uns bewußt ſind, es ſey auch in welchem Körper und von welcher Gröſſe es wolle; ſo iſt offenbar, daß eigentlich nicht der Körper, ſondern das Weſen, welches ſich im Körper bewußt iſt, den Menſchen, und unſer einzelnes Ich, ausmache.

§. 3.

Dieſes erhellet noch deutlicher, wenn wir uns in unſerer Dauer betrachten; da ein jeder Menſch, in dem Verlaufe vieler Jahre, ſich für einen und eben denſelben Menſchen hält. Gewiß nicht nach ſeinen körperlichen Theilen. Denn die kennet er nicht an ſich ſelbſt, aus inneren dauerhaften Merkmalen, als die ſeinen; ſondern nur allezeit gegenwärtig, ſo lange er darinn Empfindung hat. Er kann von keinem einzigen Stäubchen ſeines ganzen Körpers ſagen, ob es noch eben daſſelbe ſey, was vor Zeiten ein Theil von ihm ſelbſt war, oder ob es neu ſey. Sein ganzer jetziger Körper mag neu ſeyn, und ſich ſchon vielmal, als ein Kleid, verändert haben, und in ſtetem Ab- und Zufluſſe bleiben; er mag noch wenig oder

viel, oder alles von den alten Theilen an ſich haben; die Empfindung giebt ihm nicht das geringſte Merkmal, weder vom Ganzen, noch von den Theilen, ob es eins, und eben daſſelbe geblieben ſey, oder nicht. Er kann nur jetzo ſagen, das bin ich, das iſt meine Hand, mein Fuß, mein Kopf, weil ich jetzo darinn Gefühl habe; aber ob alles, oder weniges, oder nichts von ſeinem Körper noch das alte ſey, das entdecket ihm ſein Gefühl nicht.

Niemand kennet und hält ſich alſo in ſeiner Dauer für einen und denſelben Menſchen, der er vorhin war, nach ſeinem Körper, ſondern wegen des Weſens, das ſich in ihm bewußt iſt: weil er, der jetzo dieſes fühlt, ſieht, höret, denkt, begreift, erfindet, will und wünſchet, ſich zugleich bewußt iſt, eben derjenige zu ſeyn, der geſtern, der vor Monaten, vor zehn zwanzig, vierzig, ſechzig Jahren das und das, nach einander, geſehen, erfahren, verſucht, erſonnen, überlegt, beſchloſſen, verlangt hat. Und daraus iſt auch offenbar, daß dasjenige Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt, bey aller übrigen Ebbe und Fluth des Körpers, oder bey allen abwechſelnden Begebenheiten, fortdaure.

Wenn man ſich auch nur deutlich vorſtellet, was das Bewußtſeyn heiſſe und in ſich halte, ſo kann man leicht erkennen, daß das Bewußtſeyn nicht Statt finde, als in einem fortdaurenden einzelnen Weſen, welches unter mancherley Veränderungen eins und daſſelbe bleibt. Denn wir ſind uns nicht eher eines Dinges bewußt, als wenn die Vorſtellung ſo klar iſt, daß wir

das

das Ding kennen und von andern unterſcheiden. So bin ich mir bewußt, daß das Papier weiß, die Dinte ſchwarz ſey; daß es donnert und blitzet, daß dort Kühe weiden, dort ein Hund bellet. Wir kennen und unterſcheiden aber ein Ding nicht eher, als wenn wir es zu ſeiner eigenen Art oder Gattung hinrechnen, das iſt, zu den ähnlichen Dingen, deren wir uns vormals in unſerm Leben bewußt geweſen ſind, und die wir mit einem gemeinen Namen zu bezeichnen und zu unterſcheiden gelernt haben. Ich könnte nämlich die weiſſe und ſchwarze Farbe, den Bliz und Donner, die Kühe, das Hundebellen, nicht als ſolche erkennen, und von andern unterſcheiden, wenn ich mich nicht beſönne, dergleichen Farben, Licht, Schall oder Thiere öfters in meinem Leben geſehen und gehört zu haben, welche den gegenwärtigen ähnlich waren; und wenn ich mich nicht des Namens erinnerte, womit ich ein jedes ſeiner Art anzudeuten gelernet habe. Hierinn ſteckt die Urſache, daß wir uns nicht alſofort bewußt ſeyn können, ſobald wir auf die Welt kommen.

Es iſt alſo kein einziges gegenwärtiges Bewußtſeyn möglich, als in einem Weſen, das ſchon unter verſchiedenen Veränderungen und Zuſtande fortgedauret hat, und auch weiß, daß es eben daſſelbe ſey, welches vorhin mehrmals in einem ähnlichen Zuſtande geweſen. Es iſt nur der Unterſchied dabey, daß wir uns unſers vorigen Zuſtandes zuweilen nur undeutlich, zuweilen aber auch deutlich, mit Zeit, Ort, Begebenheit und allen Umſtänden bewußt ſind, wenn wir ein gegenwärtiges

tiges Ding kennen und von andern unterſcheiden. Die gegebenen Exempel erfordern nur eine undeutliche Erinnerung unſerer vorigen vielfachen Erfahrung, um ſich ihrer bewußt zu ſeyn; wiewohl wir ſie mehrentheils, wenn es nöthig wäre, in eine deutliche verwandeln können, als daß die jezige Farbe, die wir weiß nennen, eben dieſelbe ſey, welche wir am Schnee, am Schwane, an der Leinewand, oder am Kalke geſehen haben. Aber wenn uns etwas ſeltenes vorkäme, davon wir nur ein und das andermal eine ähnliche Erfahrung gehabt, z. B. ein Naſehornthier, eine blühende Aloe, eine Afterſonne, ein Komet, u. d. gl. ſo wird man ſich auch deutlich bewußt ſeyn, daß es eben der Art Dinge ſind, die man zu gewiſſer Zeit, an einem gewiſſen Orte, mit gewiſſen Umſtänden geſehen hat. *)

Setzet hingegen, daß ein einzeln Ding nicht fortdauret, oder in verſchiedenen Zeiten und Umſtänden eins

*) Eine ſchon vorhergegangene ähnliche Empfindung wird zwar eigentlich nur zur Wiedererkennung, und nicht zum Bewußtſeyn überhaupt, erfodert. Allein dieſes kann doch gar nicht anders, als durch eine Vergleichung mit andern ähnlichen oder unähnlichen Empfindungen, entſtehen: denn nur dadurch ſind wir uns erſt unſer ſelbſt, und hernach anderer Empfindungen bewußt, weil wir durch Vergleichung eine von der andern unterſcheiden. (Reimarus Vernunftlehre, 1. Ausgabe §. 26 ſq. 2. Ausg. §. 13.) Die Folgerung bleibt alſo einerley: nämlich, es muß nothwendig ein und daſſelbe Weſen ſeyn, welches die eine und die andere Empfindung erhalten hat, um ſie mit einander vergleichen zu können.]

eins und daſſelbe bleibt, ſondern daß nach und nach andere einzelne ähnliche Dinge in deſſelben Stelle treten; ſo geht die Begebenheit der vorhergehenden das jezige nichts an. Wenn dieſem alſo was begegnet, das nicht ihm ſelbſt vormals, ſondern nur andern vor ihm, begegnet iſt; ſo kann es ſich aus ſeiner eigenen Erfahrung keiner ähnlichen Fälle beſinnen, alſo auch das vorkommende nicht kennen, noch von andern unterſcheiden; folglich weiß es auch nicht, was es ſieht, oder es iſt ſich deſſen nicht bewußt. Wenn alſo dasjenige Weſen, welches jezt in uns mit einem Bewußtſeyn empfindet, denkt, will, nicht eins und daſſelbe Theil von uns wäre, was vor Zeiten ähnliche Dinge empfunden, gedacht und gewollt hat, ſondern die ähnliche Empfindungen, Gedanken und Begierden wären in ganz andern einzelnen Theilen entſtanden; ſo könnte das jezige ſich auch keines Dinges bewußt ſeyn. Ja, wenn wir auch ein und daſſelbe Theil in uns unter verſchiedenen ähnlichen Begebenheiten fortdaurend ſetzten; wir geſtünden ihm auch jedesmal eine Vorſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes zu; aber wir wollten alle die vorigen ähnlichen Begebenheiten wieder aus der Vorſtellung dieſes Theils auslöſchen, d. i. wir wollten ihm die Erinnerung ſeiner vorigen Begebenheiten abſprechen; ſo würde einem ſolchen Theile von uns jede Vorſtellung der Sinne allemal, als einem Kinde, das erſt auf die Welt kömmt, gleich neu und fremd ſeyn; es würde die gegenwärtigen mit den vorigen ähnlichen oder unähnlichen nicht vergleichen können, und alſo nimmer weder die äuſſern

Dinge, noch ſich ſelbſt, kennen lernen, ſich alſo ſein ſelbſt und ſeines jetzigen Zuſtandes ſo wenig, als der Dinge auſſer ſich, bewußt ſeyn.

Es iſt uns aber keine Wahrheit auf der Welt klärer, offenbarer und gewiſſer, als daß wir uns unſer ſelbſt, und anderer Dinge auſſer uns, bewußt ſind. Kein Zweifler iſt noch ſo weit gekommen, daß er ſein eigen Bewußtſeyn, ſeine Empfindung, ſein Gefühl verläugnet hätte. Es müßte auch alle übrige Wahrheit und Gewißheit wegfallen, wenn wir dieſe aufhöben; weil wir von nichts weder Begriff noch Ueberzeugung zu haben fähig ſind, als indem wir uns unſerer Vorſtellungen und deren Uebereinſtimmung bewußt ſind. Da nun niemand ſich gegenwärtig bewußt ſeyn kann, ohne ſich ſeines Seyns in mancherley vergangenen Umſtänden deutlich oder undeutlich zu erinnern: ſo iſt gleich klar und offenbar, daß dasjenige Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt, unter verſchiedenen Veränderungen fortgedauret habe, und eben daſſelbe ſey, welches vor Zeiten in uns empfunden, gedacht und gewollt hat. Es mag übrigens mit unſerm Körper beſchaffen ſeyn, wie es will, ob er ganz, zum Theil, oder gar nicht mehr derſelbe iſt, der er anfangs war; das rühret unſere Dauer nicht, das macht uns nicht zu andern Menſchen. Wenn gleich alles bey uns in ſtetem Fluſſe und Wechſel ſchwebt, ſo bleibt doch unter allen Veränderungen und Begebenheiten ein Weſen, das ſich ſelbſt durch ſein jeziges Bewußtſeyn überzeuget, es ſey eben daſſelbe, welches in vorigen

gen Zeiten unter andern Umſtänden geweſen; und darnach rechnet ſich ein jeder, in ſeinem ganzen Leben, für einen und denſelben Menſchen.

§. 4.

Wir eignen uns eine Seele zu, ſo ferne wir empfinden, denken, wollen, oder mit einem Worte, uns bewußt ſind. Weil nun unſer einzelnes beſonderes Weſen, oder unſer Ich, hauptſächlich auf den Theil ankömmt, der ſich in uns bewußt iſt, ſo macht die Seele auch vornehmlich den Menſchen aus. Und da der Theil in uns, welcher ſich bewußt iſt, ungeachtet aller übrigen Veränderungen, fortdauret, und derſelbe bleibt, ſo dauret auch eine und dieſelbe Seele, bey allem übrigen Wechſel des Körpers, unſer ganzes Leben hindurch fort; und ein jeder achtet ſich wegen ſeiner fortdaurenden Seele, ſo lange er lebet, für einen und denſelben Menſchen.

Wenn ein Ding unter verſchiedenen Veränderungen fortdauret, und, ungeachtet derſelben, eins und daſſelbe bleibt, ſo nennen wir es eine Subſtanz, oder für ſich beſtehend Ding. Dagegen, wenn ein Ding, bey geſchehener Veränderung, aufhöret zu ſeyn, ſo nennen wir es eine Beſchaffenheit des Dinges (modum oder accidens). Ein Wachs z. B. mag hart oder weich, kalt oder warm; ſtehend oder flieſſend ſeyn, mag dieſe oder jene Figur oder Farbe haben, ruhen oder bewegt werden; ſo iſt und bleibt es, unter allen dieſen Veränderungen, eins und daſſelbe Wachs. Das Wachs iſt folglich eine Subſtanz. Hergegen

Härte,

Härte, Kälte, Figur, Farbe, Ruhe ſind nur Beſchaffenheiten dieſer Subſtanz, weil ſie durch eine jede Veränderung aufhören zu ſeyn. Die Härte höret auf ſobald das Wachs weich wird; die kugelförmige Figur verliert ſich, wenn eine andere in ihre Stelle tritt: und wenn eine Bewegung entſteht, ſo iſt es unmöglich, daß die Ruhe noch fortdauren ſollte.

Hätten die Menſchen gleich deutliche Begriffe, und gleich beſtimmte Wörter, oder hätten ſie nur ihr inneres Gefühl gefragt: ſo würden ſie wegen ihrer Seele nicht haben ſtreitig ſeyn können, ob ſie zu den Subſtanzen zu rechnen, oder nur als eine gewiſſe Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers anzuſehen ſey. Denn niemand kann ſein Bewußtſeyn verläugnen, aber ſich auch nimmer bewußt ſeyn, ohne ſeiner vorigen Dauer eingedenk zu werden, und ſich alſo als einen und denſelben unter verſchiedenen Umſtänden zu betrachten. Er kann ſich aber nicht, dem Körper nach, für einen und denſelben halten: denn er kennet kein einzig Stäubchen ſeines ganzen Körpers, ob es geblieben, oder verwechſelt ſey. Allein, die Seele, das Weſen in uns, das ſich bewußt iſt, kennet ſich innerlich, als eins und daſſelbe in verſchiedener Beſchaffenheit und Zuſtande, und hat durch ſolch Bewußtſeyn einen Begriff und eine Ueberführung von ſeinem Daſeyn, ſeiner Dauer, und von der Zeit derſelben. Wird nun das, welches unter verſchiedenen Veränderungen fortdauret, und nicht aufhöret, eins und daſſelbe zu ſeyn, eine Subſtanz genannt; ſo iſt ja auch

ſo offenbar, als was ſeyn kann, daß unſere Seele, die durch ihr eigen Bewußtſeyn überführet iſt, daß ſie noch eben dieſenige iſt, welche vormals mancherley erfahren, gedacht und gewollt hat, für eine Subſtanz gehalten werden müſſe, und unter die bloſſen Beſchaffenheiten eines andern Dinges nicht könne gerechnet werden.

§. 5.

Ich muß mich wundern, daß Weltweiſe dieſen ſo leichten und ſicheren Weg zum Selbſterkenntniſſe nicht gegangen ſind, und daher auch zum Theile nicht gewußt haben, was ſie aus ſich ſelbſt, oder aus ihrer Seele, machen ſollten. Sie haben ſich auſſer ſich ſelbſt geſucht; und da ſie den Körper doch nicht für ihre Seele halten konnten, ſo ſind ſie auf den irrigen Wahn gerathen, der noch bis in die neuern Zeiten fortgepflanzet iſt, daß die Seele nichts, als eine gewiſſe Beſchaffenheit des organiſchen Körpers, ſeyn könne. Sie drükten ſich dabey auf mancherley Art, jedoch alle ſehr dunkel, unbeſtimmt und zweydeutig, aus. Die Seele ſoll in einer übereinſtimmenden Bildung der leiblichen Theile, in einer gewiſſen Temperatur des Körpers, in einer Harmonie oder harmoniſchen Bewegung, in einer Lebenskraft u. ſ. w. beſtehen.

Allein, ſie mögen eine Beſchaffenheit des Körpers annehmen, welche ſie wollen, ſo werden ſie ſich nicht darinn als ein Weſen erkennen, das ſich bey ſeinen Veränderungen bewußt iſt, eins und daſſelbe zu ſeyn.

Soll es eine ruhende, bleibende Beſchaffenheit, eine übereinſtimmende Bildung, Proportion und gewiſſe Zuſammenfügung ſeyn: ſo kann ja dieſes mit den Veränderungen in unſerer Seele, mit den Empfindungen, Gedanken, Neigungen und Begierden, deren wir uns innerlich bewußt ſind, nicht beſtehen. Wenn aber Veränderungen in der Bildung und Zuſammenfügung entſtehen ſollen, ſo höret ja die vorige Beſchaffenheit der Bildung und Zuſammenfügung gänzlich auf, und dauret unter der folgenden nicht fort; ſo wie eine Bildung von einem Würfel nicht mehr die Eigenſchaften einer Kugel behalten kann. Wie kann denn die veränderliche Bildung und Zuſammenfügung etwas fortdaurendes ſeyn, und ſich als ein ſolches bewußt ſeyn? Die jezige war ja noch nicht bey der vorigen, und die vorige iſt nicht mehr bey der jezigen. Wollte man ſetzen, daß ſogar andere körperliche Theile in dieſelbe Bildung und Verknüpfung träten, wie in einem Strale des Waſſers und Lichtes geſchieht: ſo hätten doch die jezigen körperlichen Theile, die in der vorigen Stelle getreten ſind, ihr fortdaurendes einzelnes Weſen mit den andern nicht gemein; ſondern, wenn das die Seele ausmachen ſollte, ſo wäre das jezige höchſtens eine Seele, die der vorigen ähnlich, und, ſo zu reden, in dieſelbe Form gegoſſen wäre; es wären doch verſchiedene einzelne Seelen, davon die folgenden nicht wüßten, was den vorigen begegnet wäre.

Will man den andern Begriff von einer wirkſamen Beſchaffenheit, als von einer Bewegung, für unſere

ſere Seele annehmen: ſo iſt wieder offenbar, daß eine jede Bewegung, es ſey Handlung oder Leidenſchaft, durch eine Veränderung aufhöret, das zu ſeyn, was ſie war. Der veränderte Ton iſt nicht mehr der vorige. Und wenn wir den Ton ſowohl, als Geruch, Geſchmack, Geſicht, Gefühl, für eine innere Veränderung in unſern körperlichen Theilen, inſonderheit des Gehirns, nehmen wollen; ſo iſt doch gewiß, daß unter viel tauſend Arten von Tone, Schalle, Geruche, Geſchmacke, Gefühle und Geſichte, ein jedes ſich in unſern Werkzeugen der Sinne auf ſeine eigene beſondere und verſchiedene Weiſe ausdrücke. Wenn alſo eine Veränderung in dieſer Bewegung entſtehen ſoll, ſo kann man ohne Widerſpruch nicht ſetzen, daß die neue Bewegung mit der vorigen eine und eben dieſelbe ſey, oder daß die vorige in der jetziges fortdaure, noch, daß ſie alle mit einander eins ſind. Die Süßigkeit dauret nicht fort, wenn eine Bitterkeit in die Stelle tritt: auch ein aus beyden vermiſchter Geſchmack iſt nicht mehr der reine. Vielweniger iſt eine folgende Muſik annoch ein Geſchmack; oder ein folgender Geruch die Muſik, dann eine folgende Ausſicht aus dem Fenſter eine Uebereinſtimmung der Töne; eine darauf folgende Kälte vom hereinblaſenden Winde die Ausſicht u. ſ. w. Setzet endlich, daß zum öftern Veränderungen in uns entſtehen, die den vorigen ganz und gar ähnlich ſind: ſo iſt doch keine auch der ähnlichſten Veränderungen mit den vorigen eine und dieſelbe, welche fortgedauret hätte, ſondern es ſind lauter verſchiedene einzelne Veränderungen,

deren jede für ſich zu ihrer Zeit entſteht, vergeht, und durch andere unähnliche abgewechſelt wird. Was iſt denn in ſolcher Reihe von Veränderungen das eine und daſſelbe, welches unter allen dieſen Veränderungen fortdauret?

Die Seele aber iſt ſich ſelbſt bewußt, daß ſie *ein* fortdaurendes Weſen ſey, welche alle dieſe Veränderungen von tauſenderley Geſchmacke, Geruche, Tönen und Bildern, nach und nach, allein, in ihrem einzelnen Weſen angenommen, und welche in dem gegenwärtigen Zuſtande ihre vergangenen ſieht; mithin ſelbſt in den Veränderungen erkennet, annoch eine und dieſelbe zu ſeyn, die ſie in verſchiedenen vorigen Zeiten war. Die Seele iſt alſo keine bloſſe veränderliche Beſchaffenheit eines andern Dinges, ſondern eine Subſtanz, die ein Vermögen des Bewußtſeyns von ihrem verſchiedenem Zuſtande hat.

§. 6.

Dergleichen Subſtanz oder Seele, die ein Bewußtſeyn beſitzt, iſt in jeglichem einzelnen Menſchen nur eine. Alles, was ein Bewußtſeyn in ſich ſchließt, nämlich alle äuſſere und innere Empfindung, alle Luſt und aller Schmerz, alle Einbildungen, Gedanken, Neigungen, Begierden, Affecten, das geht alles in einem einzigen Weſen vor. Es iſt eben daſſelbe Weſen, welches die Schmerzen im Kopfe empfindet, das auch in der Hand, in den Gedärmen, im Fuſſe fühlet, das mit der Naſe riecht, mit der Zunge ſchmekket, mit den Augen ſieht, mit den Ohren höret.

Die Werkzeuge dieſer theils ähnlichen, theils verſchiedenen Empfindungen ſind zwar räumlich auſſer einander und an verſchiedenen Orten, und laſſen ſich von einander trennen: aber das empfindende Weſen iſt doch nur eins und eben daſſelbe. Wenn denn auch Millionen verſchiedene Punkte oder Stellen unſerer Haut und unſers innern Körpers durch Anſetzung einer Nadelſpitze empfindlich ſind: ſo iſt doch nur ein einzig Weſen, das alles allein allenthalben empfindet. Aber eben das Weſen, welches ſich der gegenwärtigen Dinge, nach der Empfindung, bewußt iſt, iſt auch dasjenige, welches ſich durch ſeine Einbildungskraft und durch ſein Gedächtniß, die vergangenen und abweſenden Dinge empfunden zu haben, erinnert. Eben das, was denket, iſt auch das, was empfunden hat: eben das, was da will, iſt auch das, was da denket, das Ding ſey ihm gut.

Es iſt alſo eine unnatürliche und wider unſer Bewußtſeyn laufende Einbildung, wenn einige ſich ſelbſt in ihrer Vorſtellung getheilt haben; ich will ſagen, daß ſie ſich überredet, es wären in ihnen Seele und Geiſt, oder, nach anderer Meynung, Verſtand und Wille, als zwo Subſtanzen, unterſchieden. Denn, wenn nur ein Weſen ſich alles deſſen, was in uns geſchieht, innerlich bewußt iſt, ſo kann das, was in einem Bewußtſeyn beſteht, nicht in verſchiedenen Subſtanzen vorgehen. Oder, wenn eine jede Subſtanz ihr beſonderes Bewußtſeyn hätte, ſo müßten wir auch zwo Seelen haben, und gedoppelte Menſchen ſeyn;

wie diejenigen ſind, da zween Leiber an einander gewachſen, oder theils mehr, theils weniger (nur die Köpfe ausgenommen) in eins geſchmolzen ſind; in welchen Leibern in der That zwo Seelen, oder zween Menſchen wohnen.

Es iſt der Mühe werth, daß man dieſe beſondere und ſeltene Begebenheit mit ihren Umſtänden betrachte, weil ſie nicht wenig zur Erläuterung, was der Menſch und die menſchliche Seele ſey, beyträgt. Es giebt Geburten von Zwillingen, die nicht allein, jedes mit vollkommenen Gliedmaaſſen, an einander gewachſen ſind; ſondern da auch dem einen wenigere oder mehrere, äuſſere oder innere, Gliedmaaſſen mangeln, oder mit den Gliedmaaſſen der vollkommenern Geburt in eins geſchmolzen ſind. Von den vollkommenen Zwillingen, die an einander gewachſen, weiß ich mich eines Beyſpieles zweyer Mägdchen zu beſinnen, die im Anfange dieſes Jahrhunderts allerwärts herumgeführet wurden, und nur am Kreuze zuſammen gewachſen waren. 2) Von den verſtümmelt Zuſam-

2) Dieſe zwey Mägdchen, Helena und Judith genannt, ſind 1701, den 26. des Weinmonats, in der Grafſchaft Comorrn, in Ungarn, in dem Dorfe Szony, auf des Grafen Zichi Gütern zur Welt gekommen, und haben alle Gliedmaaſſen vollkommen gehabt, nur daß ſie am unterſten Theile des Rückgrades bey dem Kreuze zuſammen gewachſen, und gemeinſchaftliche Oeffnungen des Ausganges von Speiſe und Getränke gehabt; jedoch ſo, daß eine jede ſich beſonders ihres Ueberfluſſes, nach Nothdurft, entledigen können, auch die monatliche Reinigung

ſammengewachſenen aber iſt ein merkwürdig Beyſpiel, unter dem Könige Jacob IV. in Schottland, einer

nigung zu verſchiedener Zeit verſpüret. Ein ungariſcher Arzt, Namens Cſuſzi, hatte ſie von den armen Aeltern auf eine Zeitlang gedungen, und ließ ſie durch ganz Europa für Geld ſehen; bis ſie der Cardinal Auguſt von Sachſen=Zeiz, und Erzbiſchof zu Gran, in ihrem neunten Jahre dem Arzte wieder abgenommen, und den Urſelinern zu Presburg ins Kloſter gegeben. Sie haben von ihrem Herumreiſen, auſſer dem Ungariſchen, auch deutſch und franzöſiſch zu reden gewußt, und im Kloſter, auſſer ihrer Religion, leſen, ſchreiben, ſticken, Spitzen klöppeln, u. ſ. w. gelernet. Dieſe Umſtände ſind von dem Gerhard Cornelius von den Drieſch, Secretarius und Hiſtoriographus des Hrn. Grafen Damian Hugo von Virmondt, welcher die Mägdchen im Jahre 1722. in gedachtem Kloſter geſehen, in ſeiner hiſtoriſchen Nachricht von der Römiſch=Kayſerlichen Großbothſchaft nach Conſtantinopel, Nürnb. 1723. 4. p. 19. ſqq. beſchrieben, und ihre Gemüthsbeſchaffenheit mit folgenden Worten ausgedrückt: **Es kömmt wohl, daß, wenn eine ſchläft, die andere wachet: und wenn dieſe arbeitet, die andere ruhet. Es ißt wohl eine, wann die andere trinkt, oder was anderes vor hat. Hingegen ſitzen, ſtehen, gehen und liegen ſie allezeit zuſammen mit groſſer Beſchwerniß, weil die Zuſammenfügung der Körper es nicht anders zuläßt. Wann ſie mit einander reden, wenden ſie einander mit gebogenen Hälſen das Geſicht zu: ſie küſſen ſich zuſammen aus Liebe, ſchlagen ſich aber auch tapfer mit Fäuſten, wann ſie bös ſind. Wann ein Streit zu der Zeit, da ſie beyderſeits noch bey guten Kräften geweſen, zwiſchen ihnen entſtanden, hat diejenige,**

männlichen Geburt, da vom Nabel aufwärts alles

welche ſich ſtärker zu ſeyn glaubte, die andere über die Achſel genommen, und davon getragen. Jedoch ſind ſie vielmehr eines ſtillen und ſanftmüthigen Weſens, als daß ſie ſich oft erzürnen ſollten. Die jüngere, Judith, iſt vor ungefähr drey Jahren mit einem Schlagfluſſe gerühret worden, wodurch ſie an der Sprache und Vernunft Schaden gelitten, und daher anjetzo etwas einfältig ſcheint. So oft ſich eine nicht wohl befunden, hat auch die andere ebenermaaſſen, ob ſie ſchon mit gleicher Krankheit, nicht behaftet war, einige Unruhe in dem Gemüthe, Schwachheit der Sinnen, und unordentliche Bewegung der innern Theile des Leibes verſpüret. Doch ſchreibt Mich. Ernſt Ettmüller in Diſp. de Monſtro Hungarico, (Reſp. Georg Chr. Werther) Lipſ. 1707. §. XIII. von dieſen allzuſehr verſchwiſterten Mägdchen, daß, da ſie in Leipzig geweſen, die jüngere, Judith, mit Erbrechen geplagt worden, wovon aber die ältere, Helena, nichts gewußt; daß ſie aber doch beyde zugleich an den Pocken danieder gelegen. Sie ſind 1723. im Febr. faſt in demſelben Augenblicke geſtorben S. Philoſ. Transact. Vol. I. P. I. p. 311 - 322. wo auch eine anatomiſche Beſchreibung von einem Doctore Medicinæ, Juſt Joh. Torkos gefunden wird, welcher meynet, die ſchwangere Mutter hätte ſich an Hunden, die zuſammen hiengen, verſehen. [Wir lernen daraus, daß die Kreuzbeine am untern Ende in eins verwachſen geweſen. Inwendig waren die groſſen Arterien dieſer zwey Körper, wie auch die groſſen Venen, unterhalb der Nieren, in einfache Kanäle zuſammengefloſſen: die beyden Maſtdärme machten am Ende einen Kanal aus, und die Mutterſcheiden, nicht aber die Harngänge, hatten eine gemeinſchaftliche

Oeff-

alles gedoppelt, niederwärts aber alles einfach geweſen. 3)

Ll 4 Bey

Oeffnung — Des Gefühl war nur in den verwachſenen einfachen Theilen beyden gemein.]

3) Der glaubwürdige Zeuge hievon iſt eigentlich Buchananus, in Rerum Scoticarum hiſtoria, Lib. XIII. p. 411. deſſen Worte ich anführen will. „Circa hæc tempora“ (1490. ſub Jacobo IV Rege) „monſtrum novi generis in Scotica natum eſt, inferiore quidem corporis parte ſpecie maris, nec quicquam a communi hominum forma diſcrepans: umbilicum vero ſupra, trunco corporis, ac reliquis omnibus membris geminis, & ad uſum & ſpeciem diſcretis. Id Rex diligenter & educandum & erudiendum curavit, ac maxime in muſicis, qua in re mirabiliter profecit. Quin & varias linguas edidicit, & variis voluntatibus duo corpora ſecum diſcordia diſcutiebant, ac interim litigabant, cum aliud alii placeret: interim velut in commune conſultabant. Illud etiam in eo memorabile fuit, quod, cum inferne crura lumbive offenderentur, utrumque corpus communiter dolorem ſentiret: cum vero ſuperne pungeretur, aut alioqui læderetur, ad alterum corpus tantum doloris ſenſus perveniret. Quod diſcrimen etiam in morte fuit magis perſpicuum: nam cum alterum corpus complures ante alterum dies exſtinctum fuiſſet, quod ſuperſtes fuit, dimidio ſui computreſcente, paulatim contabuit. Vixit id monſtrum annos viginti octo, ac deceſſit adminiſtrante rem Scoticam Joanne Prorege. Hac de re ſcribimus eo confidentius, quod adhuc ſuperſunt homines honeſti complures, qui hæc viderint.“ Siehe auch hievon Camerarium in Horis ſubſecivis Cent. II. c. 67. p. 275. [Es zeigte ſich alſo auch hier, obgleich die Körper nur halb getrennt waren, verſchiedener Verſtand und Wille. In den zwiefachen Theilen hatte auch nur jeder

Bey allen ſolchen Misgeburten finden ſich in der That zwo Seelen in einem Leibe, deren jede ſich beſon-

jeder Körper ſein eigenes Gefühl: in den gemeinſchaftlichen aber fühlten beyde zugleich. Ohne Zweifel nämlich giengen dahin gedoppelte Nerven, von jedem Kopfe die ſeinigen. Daß der eine Körper einige Tage vor dem andern geſtorben ſeyn ſoll, iſt bey ſo genauer Verbindung zu bewundern. Denn es müßten hier die Blutgefäſſe doppelt geblieben, und nicht in einfache Kanäle zuſammengelaufen ſeyn, welches doch bey der oben beſchriebenen, ſo wenig verwachſenen Misgeburt gefunden ward, und noch mehr bey den einleibigten zweyfüßigen beobachtet wird. S. Haller Opp. anat. min. T. III. de monſtris L. I. C. 22. 25. 27. Der Bericht iſt auch wohl nicht in allen Stücken genau abgefaßt. Eine Vorſtellung von der Beſchaffenheit der Nerven in ſolchem Falle kann man ſich aus des Herrn Profeſſors Prochaska anatomiſchen Beſchreibung einer 1778. zu Wien beobachteten Zweyköpfigten, aber, wie viele dieſer Art, nur zweyarmigten, Misgeburt machen, welche in deſſen Adnotat. academ. faſcic. (Pragæ 1780. 8.) p. 49. enthalten iſt. Aus dem Laufe der Nerven zu urtheilen, hatten zwar hier die mittlern Theile, und diejenigen Eingeweide des Unterleibes welche einfach waren, eine gemeinſchaftliche Empfindung: die Arme aber hatten jeder von ſeinem Rückenmarke eigene Nerven, und mußten alſo der eine von dem rechten, der andere von dem linken Kopfe regieret werden. Unten war das Rückenmark vereiniget, daher es zweifelhaft iſt, ob die Beine, wiewohl zu jedem von ſeiner Seite her Nerven ausgiengen, doch nicht von beyden Gehirnen her einige Faſern erhalten haben. In dieſer Misgeburt waren zwar

ſonders bewußt iſt. Wenn ſie gleich mehrere oder wenigere gemeinſchaftliche Theile des Körpers haben, worinn ſie beyde empfinden, ſo ſind doch die Seelen, welche die Veränderung in einem und demſelben Punkte des Körpers empfinden, und ſich deſſen bewußt ſind, eben ſowohl verſchieden, als zween geſunde Menſchen verſchieden ſind, welche von einem und demſelben Punkte des äuſſern Körpers ein Bild in den Augen und Gedanken faſſen, oder beyde einen Ton hören. Uebrigens iſt zwiſchen beyden Seelen, ſowohl in der Vorſtellung dieſer einen Veränderung im gemeinſchaftlichen Theile, als deren Folgen, vielmehr aber noch in andern Empfindungen, Gedanken und Gemüthsbewegungen, ein gewaltiger Unterſchied. Das eine ſchläft, wenn das andere wachet. Das eine empfindet und bemerkt, was das andere nicht bemerkt.

zwar zwey Herzen, deren Adern aber doch mannichfaltige Gemeinſchaft mit einander hatten.]

Ich bedaure nur, daß diejenigen, welche dergleichen ſeltene Zufälle zu beobachten Gelegenheit gehabt, nicht mehr Nutzen daraus gezogen, und inſonderheit vieles, was die Seele betrifft, unbeobachtet gelaſſen haben. Ich würde wenigſtens ſolchen zween eingefleiſchten Menſchen noch unterſchiedliche Fragen gethan haben, wie ihnen in dieſem und jenem Falle oder Theile zu Muthe ſey. Nun möchte ich aber doch gerne von einem Harmoniſten wiſſen, ob dergleichen Maſchine, als oben beſchrieben iſt, halb nach einzelnen Seelen, halb nach beyden Seelen, harmoniſch eingerichtet ſey? und wie die Harmonie beſtehe, wenn ihre Meynung und Wille gegen einander gelaufen?

Das eine ſtellet ſich bey dem Gegenwärtigen, in ſeiner Einbildungskraft, ganz andere abweſende und vergangene Dinge vor, als das andere. Das eine urtheilet und ſchließt anders, als das andere, und ein Kopf könnte, ſeiner Einſicht nach, einer ganz andern philoſophiſchen oder chriſtlichen Meynung und Secte zugethan ſeyn, als der andere; der eine ein Zweifler, der andere ein Dogmaticus, der eine ein Epicurer, der andere ein Stoiker, der eine ein Proteſtant, der andere ein Papiſt ſeyn. Man ſieht, daß auch die Gemüthsneigungen und Bewegungen ſolcher Seelen in einem Leibe ganz wider einander laufen. Das eine iſt luſtig, das andere traurig; das eine fürchtet, das andere hoffet; das eine liebet Geld, das andere Ehre. Zu geſchweigen, daß das eine krank ſeyn und ſterben kann, wenn das andere noch geſund iſt und lebet.

Kurz, wo zwey Weſen oder Subſtanzen auſſer einander ſind, deren jede für ſich und auf verſchiedene Weiſe empfindet, denket, will, und ſich alles deſſen bewußt iſt, da ſind zwo Seelen, da ſind zween Menſchen; ſie mögen nun ganz beſondere, oder auch gemeinſchaftliche Werkzeuge haben. Daher ſind dergleichen zweyköpfige Misgeburten auch, in der Chriſtenheit, allemal als zween beſondere Menſchen getaufet, und mit verſchiedenen Namen benannt worden; welches zugleich ein Beweis iſt, daß man die einzelnen Menſchen nicht nach dem Körper, ſondern nach der Seele, rechnet und zählet.

Wenn demnach in jedem Menſchen ordentlicher Weiſe zwo Subſtanzen auſſer einander wären, als die vorgegebene Seele und Geiſt, oder die verſtändige und wollende Subſtanz ſeyn ſollen, deren jede für ſich empfände oder ſich bewußt wäre; ſo würden in jedes Menſchen Körper auch zwo Seelen wohnen, oder zween Menſchen ſtecken; welches ungereimt, und wider alle innere Erfahrung iſt. Der Grund des Irrthums liegt bloß darinn, daß man aus der verſchiedenen Vorſtellung und Neigung der Seele, dadurch ſie mit ſich ſelbſt in einen Kampf geräth, verſchiedene Subſtanzen gemacht. Allein, eben das Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt, daß ihm ein Ding, nach ſinnlicher Vorſtellung, reizend und gut laſſe, iſt auch dasjenige, welches ſich bewußt iſt, daß es eben daſſelbe Ding, nach der reinen Vorſtellung der Vernunft, für böſe anſehen und verabſcheuen müſſe: ſo wie es eine Seele iſt, welche den halb im Waſſer ſtehenden Stock, nach dem Geſichte, für gebrochen, nach dem Gefühl, für gerade hält.

§. 7.

Da denn, ordentlicher Weiſe, nur eine Seele im menſchlichen Leibe wohnet, und dieſe eine Subſtanz allein alles aus allen räumlichen Punkten des ganzen Leibes empfindet, und ſich allein alles deſſen, was darinn geſchieht, bewußt iſt; ſo iſt dieſes Empfinden und Bewußtſeyn eigentlich nicht in vielen Theilen, die auſſer einander ſind, nicht im Zuſammengeſetzten oder Ausgedehnten; ſo ſind die vielen Theile auſſer der einen

einen Seele, die in allen Theilen allein alles empfindet; ſo unterſcheidet ſich dieſe eine Subſtanz von allen räumlichen Punkten des ganzen ausgedehnten und zuſammengeſetzten Körpers, als ein einfaches Weſen, das der einzige untheilbare Mittelpunkt iſt, worinn alle Veränderungen in dem ganzen Umfange des Leibes zur einzelnen Empfindung und zum Bewußtſeyn gedeyen.

Es können nicht viele verſchiedene Theile, die auſſer einander ſind, gemeinſchaftlich empfinden und ſich bewußt ſeyn, oder ein jedes Theil würde auch für ſich empfinden, und eine Seele ſeyn, und alſo in jedem Menſchen ſo viel Seelen wohnen, als verſchiedene empfindliche Theile auſſer einander wären. Unſer Leib aber, und ſelbſt der Kopf, beſteht, wie alle ausgedehnte Körper, aus vielen Theilen, die auſſer einander und von einander unterſchieden ſind. Eins iſt folglich nicht das andere. Wie der Kopf nicht der Fuß, und dieſer nicht die Hand iſt, ſo iſt auch ein jedes Pünktchen oder Stäubchen des Leibes, und ſelbſt des Kopfes, nicht ſein Nachbar. Die Veränderung in dem einen Theile iſt alſo auch nicht die Veränderung in dem andern. Demnach, wenn ein jedes in ſich ſelbſt Empfindung hätte, ſo würde auch die Empfindung des einen Theiles nicht die Empfindung des andern ſeyn. Wenn auch die Empfindung in allen Theilen ähnlich wäre, ſo würde ſie doch in vielen verſchiedenen Theilen ſeyn, deren jedes für ſich empfindet. Sobald man alſo die Empfindung und das

Bewußtſeyn in unſerm Körper ſelbſt, und in deſſen ausgedehnter und zuſammengeſetzter Materie ſuchet, und ſie vielen Theilen gemein machet; ſo werden dadurch in einem Körper ſo viel Seelen geſetzt, als nur empfindliche Stäubchen ſind.

Man ſtelle ſich die Sache im Groſſen vor. Wenn viele Menſchen ſich angefaſſet haben, und einer durchs Electriſiren erſchüttert wird; ſo theilet ſich dieſe Erſchütterung allen mit, welche ſich angefaſſet haben. Hier geſchieht demnach in vielen Körpern, die ſich berühren, faſt zugleich, eine ähnliche Veränderung. Dennoch hat ein jeder für ſich ſeine eigene einzelne Empfindung, die nicht des andern iſt; und daher ſind es auch verſchiedene Menſchen mit verſchiedenen Seelen. Wenn nun die Stäubchen unſers Körpers, die ſich einander berühren, von dem Eindrucke der Sinne, auch jedes für ſich, ſeine eigene einzelne Empfindung hätte; ſo würde ja eben daſſelbe müſſen geſagt werden, daß jedes für ſich eine Seele ſey. Allein, der Fuß empfindet nicht für ſich, noch die Hand, noch der Kopf, noch irgend ein kleineres Theil des Körpers: die eine Seele empfindet allein alles in allen. Das Auge ſieht nicht beſonders, das Ohr höret nicht beſonders, u. ſ. w. es iſt eine und dieſelbe Seele, die im Auge ſieht, im Ohre höret, in der Naſe riecht, in der Zunge ſchmecket, in Millionen Punkten des ganzen Körpers, wo nur eine Nadelſpitze hingeſezt wird, allein alles fühlt; folglich auch von allen den vielen Theilen, darinn ſie allein alles fühlt, unterſchieden

iſt.

iſt. Die Seele iſt demnach eine einfache Subſtanz, nicht aber ausgedehnt, zuſammengeſetzt, oder theilbar; ſie iſt alſo von unſerm Körper gänzlich unterſchieden.

Wenn nun ein jeder Menſch dieſes ohne groſſes Kopfbrechen bey ſich ſpüren und fühlen kann, daß ſeiner körperlichen Theile unzählig viel ſind, darinn er Empfindung hat, und daß doch das Weſen, welches in allen empfindet und ſich bewußt iſt, nur eins ſey; ſo muß auch einem jeden leicht ſeyn, ſeine Seele von allen körperlichen Theilen zu unterſcheiden, und ſein wahres Ich mit dem Körper, worinn er ſich jezt bewußt iſt, nicht zu vermengen. Wenn aber einer durch ſein eigen Gefühl nicht klug werden wollte; ſo möchte ich ihn auf die obbeſchriebene Misgeburt verweiſen. Darinn ſind offenbarlich zwey verſchiedene empfindende Weſen, zwo Seelen, die ſich virſchiedentlich bewußt ſind, verſchiedentlich denken und wollen. Nun haben die beyden Seelen in den unteren einfachen Theilen gemeinſchaftliche Empfindung, und folglich rechnet ſie eine jede Seele zu ihrem Ich: jede ſagt von dem einen Beine: es iſt mein Bein; jede klagt, wenn nur eine Nadelſpize daran geſezt wird: ich werde geſtochen, es thut mir wehe. Wäre nun der empfindliche Theil ſelbſt dasjenige Weſen, das da empfindet; ſo müßten aus einem Beine zwey, aus jedem empfindlichen Theilchen deſſelben ein gedoppeltes werden; welches ungereimt iſt. Es müſſen alſo dieſe empfindlichen gemeinſchaftlichen Theile auſſer beyden Seelen, und von beyden unterſchieden ſeyn. Da nun in ſolchen Misgebur-

geburten die Geſeze der Empfindung und Vorſtellung nicht anders ſind, als bey andern einfachen Seelen: ſo ſind bey allen Menſchen die körperlichen Theile, worinn ſie empfinden, auſſer ihrer einen Seele, und von derſelben unterſchieden.

§. 8.

Die Verſchiedenheit der Seele von allen körperlichen Theilen erhellet auch daher, daß die Seele, wie ich oben gezeiget, ſich der Dauer nach bewußt iſt, eben dieſelbe zu ſeyn, welche vormals ſo mancherley empfunden, gedacht und gewollt hat, und ſich folglich innerlich, an der Reihe ihrer verſchiedenen Veränderungen, als ein einzeln fortdaurendes Weſen, kennet. Nun ſind wir uns aber von keinem einzigen Stäubchen unſers ganzen Körpers bewußt, ob es noch eben daſſelbe ſey, welches wir vormals gehabt haben, oder ob ein anderes an deſſen Stelle getretten ſey. Folglich iſt die Seele, ihrem innern Bewußtſeyn nach, von allen Theilen des Körpers unterſchieden.

Der Körper iſt nämlich der Seele gleichſam zum Spiegel gegeben, worinn ſie ſich ſelbſt, die Welt und den Schöpfer erkennen kann. Auf den Spiegel an ſich iſt ſie nicht gewieſen; ob der unverrückt derſelbe bleibt, oder ob ſie die Dinge hernach in einem andern untergeſchobenen ſieht, daran liegt ihr nichts; genug, daß ſie ſich ſelbſt und andere Dinge allemal darinn auf eine kennbare Weiſe erblicket, und ſich demnach durch Erinnerung des vorigen Zuſtandes immer zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit ſchwingen

kann.

kann. Der Körper verhält ſich alſo wie ein ſanftflieſſendes Waſſer, darinn ſich einer ſieht. Das Waſſer verändert ſich unvermerkt, und wir ſehen uns doch darinn unverändert, und auf einer Stelle.

§. 9.

Ich dürfte faſt noch ein Paar Merkmale des Unterſchiedes von Seele und Leib hinzufügen, die mir ſehr klar und fühlbar ſcheinen. Wir beobachten nämlich bey uns ſelbſt zweyerley Empfindungen, die wir in äuſſere und innere, oder in ſinnliche und Gemüthsempfindungen theilen. Die Verſchiedenheit läßt ſich am klärſten ſehen, wann wir heftige und ſcharfe Empfindungen beyder Arten gegen einander halten; als etwa eine ſchmerzhafte Verletzung leiblicher Theile, und einen empfindlichen Verdruß verletzter Ehre. Bey jener wiſſen wir allemal Ort und Stelle genau anzuzeigen, wo es uns wehe thut; bey dieſem aber nichts räumliches. Wir können nicht über Kopfſchmerzen, nicht über Herzklopfen, nicht über Bauchgrimmen, nicht über Stiche in irgend einem empfindlichen Theile des Leibes klagen.

Die Urſache iſt offenbar. Denn, wenn der Schmerz von unſerm Körper den Urſprung nimmt, ſo ſind die verletzten Theile auſſer einander, und räumlich unterſchieden; und die Seele, welche ſich den gegenwärtigen Zuſtand ihres Körpers genau vorſtellet, weiß die Theile anzugeben, wo die widernatürliche Veränderung geſchehen iſt. Aber der Verdruß von einem Schimpfe entſteht in der Seele nicht aus der

Vorſtellung irgend einer körperlichen, ſondern ihrer eigenen Unvollkommenheit und Verletzung. Und da ſind keine verſchiedene Theile, weder auſſer noch in der Seele, anzugeben, wo ein Schade verurſachet wäre. Nicht auſſer der Seele: denn es war nur ein Wort, eine Gebärde, welche den Verdruß erweckten, ohne unſern Ohren oder Augen Leid zu thun. Nicht in der Seele, weil da keine Theile ſind, die einen Raum ausmachen, und deren jedes einen gewiſſen Ort einnimmt.

Wäre die Seele körperlich, oder ein Theil unſers Körpers, und der ſogenannte Gemüthsverdruß eine Verletzung dieſes Körpers, oder dieſer Materie; ſo müßte man, inſonderheit in einer ſcharfen und heftigen Leidenſchaft, den Ort anzeigen können, wo die feſten Theile zerriſſen, oder zu ſtark gedehnet, oder gedrückt worden, und wo es folglich ſo heftig wehe thäte. Denn da hat die Ausflucht nicht Statt, welche man bey ſchwachen und langſamen Gemüthsempfindungen, als Schwermuth, Sehnſucht und dergleichen, machen könnte. In ſolchem Falle könnte man etwa ſagen, daß dieſe dennoch körperliche Leidenſchaften wären, welche viele Theile des Körpers zugleich auf eine dunkele Weiſe beſchwerten; daß man daher einen gewiſſen Theil, darinn es wehe thue, anzugeben nicht im Stande ſey: es ſey uns oft im Körper nicht recht, wenn etwa eine Krankheit ſchleichend kömmt; und wir könnten doch keine gewiſſe Stelle des Körpers bemerken, da der Schmerz vor andern

ſeinen Sitz hätte. Allein dieſe Ausflucht läßt ſich bey ſcharfen und heftigen Gemüthsempfindungen nicht machen.

Man muß aber die körperlichen Folgen ſolches Verdruſſes mit dem Verdruſſe an ſich nicht vermengen. Es kann nach dem Aergerniſſe das Blut wallen, ein Erbrechen, Podagra, Steinſchmerz, Zittern, Herzklopfen, u. ſ. w. erfolgen. Aber ein jeder fühlt wohl, in welchem Gliede dieſe Schmerzen ſitzen, und iſt ſich doch bewußt, daß ſein empfundener Gemüthsverdruß nicht im Fuſſe, nicht in den Nieren, nicht im Magen, nicht im Herzen wohne.

Ich will nicht ſagen, daß die Art der Empfindung ſelbſt in beyden Fällen ſehr unterſchieden ſey. Das läßt ſich fühlen, aber nicht beſchreiben. Jedoch kann man dieſes nicht allein bey beyderley heftigen, ſondern auch gelinden Empfindungen in ſich ſelbſt ſpüren. Denn, wenn ſich das menſchliche Auge an eine Unordnung, Schiefigkeit, übele Proportion und Bildung, oder ungereimte Wahl von Farben, ſtößt; ſo weiß ein jeder bey ſich ſelbſt, daß hier nicht ſowohl das Auge einen Eindruck bekömmt, welchen es nicht vertragen könnte; denn was kann eine ſchiefe oder kürzere Linie das Auge mehr beleidigen, als eine gerade, oder längere? ſondern das Gemüth leidet eine Unluſt von ſeiner eigenen Einſicht der Unvollkommenheit; gleichwie es ſonſt an der Einſicht der Ordnung, Proportion und Uebereinſtimmung, Luſt genießt. Es ſuchet ſich natürlicher Weiſe zur Vollkommenheit zu

bilden,

bilden, und liebt daher die Muſter derſelben, wodurch Verſtand und Neigung gebeſſert und beruhiget werden. Die gegenſeitigen Vorſtellungen verderben den Geſchmack der Seele, und gewöhnen ſie nach und nach zur Unvollkommenheit.

Noch ein ander Merkmal des Unterſchiedes zwiſchen Seele und Leib läßt ſich aus der willkührlichen Beachtung nehmen. Wenn wir uns nämlich, vermöge der Sinne, tauſenderley gegenwärtige Dinge zugleich vorſtellen; ſo beachten wir nicht allein eins unter allen andern unwillkührlich, was uns den ſtärkſten Eindruck giebt, ſondern wir können auch willkührlich beachten, was einen weit ſchwächern Eindruck macht, als andere.

Die Vorſtellung abweſender Dinge iſt an ſich allezeit ſchwächer, als der gegenwärtigen: wir können ſie aber willkührlich und klärer machen, als alle Vorſtellung gegenwärtiger Dinge, ſo daß wir Hören und Sehen darüber vergeſſen. Unter den gegenwärtigen Dingen, die uns rühren, kann der Schall, der ins Ohr fällt, leiſer und ſchwächer ſeyn, als das Licht, welches die Körper im Auge bildet: aber wir haben es in unſerer Macht, dem dunkeln Schalle nachzulauſchen, ohne auf die Gegenſtände des Geſichtes zu achten. In dem Auge malen ſich die Dinge am klärſten und deutlichſten ab, welche der Augenaxe gegenüber ſtehen; die andern deſto dunkeler und undeutlicher, je weiter ſie von dem Mittelpunkte des Auges zur Seite abweichen. Dennoch kann uns eins zur

Seite reizen, daß wir die Augenaxen willkührlich nach dieſem Gegenſtande drehen, um es vor andern zu beobachten. Ja, ich habe es oft verſucht, die Augenaxen unverwandt auf einem Gegenſtande zu laſſen, und dabey dennoch nicht dieſen, ſondern etwas, das ganz zur Seite ſtund, und mich gar nicht angieng, willkührlich zu beachten.

Die Seele hat demnach ein Vermögen, einem Theile ihrer ganzen Vorſtellung, der an ſich von dem ſchwächſten Eindrucke entſtanden, willkührlich eine überwiegende Klarheit und Stärke zu geben, wodurch alle übrige an ſich klärere Vorſtellungen verdunkelt werden. Es iſt auch kein Zweifel, daß die Uebung darinn vieles thue, da einer die ausſchweifenden Gedanken, wenn ſie ſich etwa durch die Sinne ſtören laſſen, ſo oft und lange wieder zurück ruft, bis er ſie ganz in ſeine Macht bekömmt. Ich könnte mich auf namhafte Männer berufen, da einer, bey allem Toben und Lärmen ſeiner Kinder um ihn herum, ſchwere Berechnungen und Entwürfe zu Stande brachte; ein anderer noch jezt zuweilen, vor dem offenen Fenſter am Markte, wichtige Aufſäze und Deductiones verfertiget. Aber, ein jeder hat bey ſich, obwohl die meiſten in weit geringer Maaſſe, die tägliche Erfahrung davon.

Wäre die Vorſtellung nicht als eine Reactio, oder der Gegendruck des Gehirnes gegen den ſinnlichen Eindruck; und wäre die ausnehmende Beachtung eines Theils der ganzen Vorſtellung nichts, als die ſtärkſte

Re-

Reactio, oder der ſtärkſte Gegendruck des Gehirns gegen einen gewiſſen Theil des ſinnlichen Eindrucks; ſo müßte, nach den Geſetzen der körperlichen Bewegung, die ſtärkſte Reactio allemal der ſtärkſten Action gleich ſeyn, und mit derſelben übereintreffen; folglich würde die Beachtung allezeit nothwendig auf den Gegenſtand fallen, welcher den ſtärkſten ſinnlichen Eindruck gegeben. Weil nun dieſes durch die tägliche Erfahrung widerlegt wird; ſo iſt auch unwiderſprechlich, daß die Seele nicht körperlich ſeyn könne, da ſie, in der willkührlichen Beachtung, den Geſetzen der Bewegung nicht unterworfen iſt, und anders handelt, als ein Körper, nach ſeiner Natur, thun müßte.

§. 10.

Ich habe mit Fleiß Gründe erwählt, die den Unterſchied zwiſchen Seele und Leib, auf eine klare und fühlbare Art, durch innere Erfahrung zeigen. Denn ſolche Gründe ſind nicht allein faßlicher und kürzer, ſondern auch überzeuglicher und unläugbarer, als ſcharfſinnige Beweiſe, welche aus der weſentlichen Beſchaffenheit der Materie und des Geiſtes, durch weitläuftige Vernunftſchlüſſe, gezogen werden.

Ich will dieſen aber dadurch ihre Stärke nicht abſprechen. Ich glaube allerdings, man hat Recht zu behaupten, daß aus der Materie, und allem, was von ihr bekannt iſt, nichts von dem, was der Seele eigentlich zukömmt, erkläret werden mag. Denn wer kann ſich wohl erdreiſten, daß er aus unſers Körpers zuſammengeſetztem Weſen, und deſſen Bewegungskräf-

ten, begreiflich machen wollte, daß wir etwas auſſer uns vorſtellen, allgemeine Begriffe haben, uns bewußt ſind, die Dinge in unſern Gedanken vergleichen, und deren Uebereinſtimmung einſehen? Wer wird nicht geſtehen müſſen, daß die Regeln, wornach ſich die Kräfte der Körper in ihrer Bewegung richten, ganz anderer Art ſind, als die Regeln, wornach ſich unſer Verſtand und Wille natürlicher Weiſe betragen? Laſſen ſich Begriffe, Urtheile, Schlüſſe durch Punkte, Linien, Winkel, Grade, Figuren; laſſen ſich Luſt und Schmerz, Liebe und Haß, aus den Geſetzen der Schwere, der Federkraft, ja der ganzen Mechanik begreiflich machen? Daraus folgt denn auch, daß diejenigen, welche die Seele für etwas Materielles halten, ſolches ohne vernünftigen Grund und Wahrſcheinlichkeit vorgeben.

Geſetzt auch, daß man noch nicht ſo weit gekommen wäre, einen Widerſpruch zwiſchen der Materie und dem Denken zu zeigen; ſo hätten doch die Gegner darum wenig Ehre zu ſprechen. Man betrachte nur die ſeichte und flatterhafte Vernünfteley des Mannes, der in neuerer Zeit die Seele zu einem Nichts, und den ganzen Menſchen zu einer bloſſen körperlichen Maſchine machen wollen. Sollte man nicht vermuthen, wer einen ſolchen Satz zu beweiſen unternimmt, der würde doch den Hauptbegriff einer Maſchine, worauf alles ankömmt, erkläret, und ſeinen Beweis darnach eingerichtet haben? Denn da eine Maſchine ein zuſammengeſetzter Körper iſt, deſſen Veränderungen durch gewiſſe Bewegungskräfte, nach Art

der Zuſammenſetzung, und nach den Regeln der Bewegung, erfolgen; ſo erwartete man von ihm, daß er die Veränderungen, welche der Seele zugeſchrieben werden, das Empfinden, Denken, Bewußtſeyn, Wollen, als eine räumliche Bewegung gewiſſer Theile unſers Körpers, darſtellen, und ſelbige aus bekannten Kräften und Regeln der Bewegung, nach Beſchaffenheit der Zuſammenſetzung unſers Körpers, verſtändlich machen würde. Aber **Demetrius** hat uns weder einen Begriff von einer Maſchine gegeben, noch die Hauptfrage durch ſolchen Begriff beſtimmt, noch in der Ausführung jemals daran gedacht, zu zeigen, daß die Verrichtungen der Seele eben dieſelben ſind, und auf eben dieſelbe Art, und nach eben denſelben Regeln geſchehen, wie die Verrichtungen in einer Maſchine.

Das einzige, worauf **Demetrius** hauptſächlich in dem ganzen Werkchen dringt, iſt, was wir längſt gewußt haben, und was niemand läugnet: daß die Seele in ihren Verrichtungen und Leidenſchaften vom Leibe abhänge. Aber er hat dabey nimmer bedacht, daß er aus dieſer Erfahrung ſeinen Satz durch einen falſchen Schluß erſchliche. Müßte er nicht eingeſehen haben, daß er heimlich voraus ſetzte: Was vom Körper oder von der Materie abhängt, das iſt körperlich oder materiell? Was von einer Maſchine abhängt, das gehöret mit zur Maſchine? Müßte er nicht dieſen Satz, worauf er in der That alles bauet, ausdrücklich erwähnt, und deutlich erwieſen haben, wenn er was or-

ordentliches und gründliches hätte ſchreiben wollen? Davon aber iſt keine Spur bey ihm zu finden; und dennoch iſt der Satz grundfalſch. Das Leben hängt von lebloſen Dingen ab: das Erkenntniß von den Werkzeugen: das Sehen vom Spiegel und Lichte: die Tugend vom Geblüte: Iſt denn darum das Leben nichts mehr und nichts anders, als das Lebloſe? iſt das Erkenntniß einerley mit den Werkzeugen? kann der Spiegel und das Licht, ſo wie das Auge, ſehen? ſteckt die Tugend im Blute?

Selbſt die Abhängigkeit der Seele vom Körper iſt nicht abſolut, ſondern leidet viele Einſchränkungen; und es iſt die gegenſeitige Abhängigkeit des Körpers von der Seele damit billig auf die Wagſchaale zu legen. Es iſt 1. überhaupt wahr: die Seele könnte nicht zur Ausübung ihrer geiſtigen Verrichtungen gelangen, wenn ſie nicht einen organiſchen Körper mit geſunden äuſſerlichen und innerlichen Werkzeugen hätte, deren Bau und mechaniſche Wirkſamkeit ihr Leben unterſtützte, und zu ihrer Empfindung, Vorſtellung und Neigung beförderlich wäre. Sie iſt in der Stufenleiter der Weſen in einen ſolchen Rang geſtellet, daß ſie von einer ſehr niedrigen ſinnlichen Vollkommenheit, allmäglich zum Wachsthume einer geiſtigen ſteigen ſoll, die keine Gränzen kennet. Aber es iſt im Gegentheile auch wahr, daß der geſundeſte Körper ohne Seele eine zwar körperliche, aber doch todte lebloſe Maſchine ſeyn würde. Er würde die klärſten Augen haben, und doch nichts ſehen; die ſchärfeſten

Oh=

Ohren, und doch nichts hören; die zarteſten Nerven, und doch nichts empfinden; die geſchlankigſten Füſſe und Hände, und doch nicht gehen noch arbeiten; das richtigſte Gehirn, und doch nichts denken, wollen und beſchlieſſen. Nun aber belebt ſie den Körper, und regieret alle Augenblicke die zu ihrer eigenthümlichen Lebensart anerſchaffenen Werkzeuge nach eigenem Winke und Gefallen; und ſiehe, ſie gehorchen ihr mit einer zunehmenden Fertigkeit, die von den Stufen der Seelenfertigkeit abhängt.

Es iſt 2. wahr, daß die Gemüthskräfte mit dem Körper von der Kindheit an ordentlicher Weiſe wachſen, auch oft mit dem hohen Alter wieder abnehmen. Aber jenes iſt nicht ſowohl dem Wachsthume des Körpers an ſich, ſondern der Natur der Seele, die nur ſtufenweiſe in ihrem Erkenntniſſe und in ihren Fertigkeiten zunehmen kann, zuzuſchreiben. Dieſes aber iſt an ſich keine nothwendige Folge der abnehmenden Leibes- und Lebenskräfte, ſondern eine zufällige Schwachheit, welche auch das blühende Alter treffen kann, wenn deſſen Krankheit aufs Gehirn fällt. An ſich, wenn nur das Gehirn verſchont bleibt, (wie es ja in vielen Krankheiten des Alters verſchont bleiben kann,) folgt vielmehr natürlicher, daß die Vollkommenheit des Geiſtes gröſſer ſeyn und immer gröſſer werden müſſe: weil eine lange Erfahrung, öftere Uebung im Denken, und mancherley erworbenes Erkenntniß von Wahrheiten, da ein Tag den andern gelehret, und eine Einſicht zur andern das Licht gegeben hat, noth-

wendig das Urtheil richtiger und gewiſſer machen muß. Zu geſchweigen, wenn der ſinnliche Reiz matter geworden, und das Feuer der Einbildungskraft und Affecten verrauchet iſt, daß alsdenn viele Vorurtheile, Uebereilungen und Thorheiten wegfallen, und die Rathſchlüſſe weiſer, klüger, vorſichtiger, die Gemüths- und Lebensart geſetzter, ordentlicher, ruhiger und zufriedener ſeyn kann. Es iſt alſo an ſich falſch, daß die Seele mit dem abnehmenden Leibe, der ſich dem Tode nähert, nothwendig unvermögender werden müſſe; und dieſes iſt genug, den Einwurf, welcher die Materialität der Seele auf eine gänzliche Dependenz von den Lebenskräften der körperlichen Maſchine bauet, abzuweiſen. Die Dependenz der Seele in ihren eigenthümlichen Verrichtungen, von gewiſſen Theilen des Gehirns, wird zwar dadurch nicht aufgehoben: aber man kann auch nicht läugnen, daß wiederum das Gehirn, als ein Werkzeug beliebiger Vorſtellungen und körperlichen Handlungen, im Gebrauche von der Willkühr der Seele abhänge, und zwar ſo, daß ſie an die Regeln eines mechaniſchen Eindrucks und Gegendrucks nicht gebunden iſt. Auch iſt nicht zu läugnen, daß die Actiones vitales und animales der ganzen körperlichen Maſchine ihrem Ende nahe ſeyn können, wenn diejenigen actiones, worinn das eigenthümliche Leben der Seele beſteht, in voller Kraſt fortgehen.

3. Es iſt wahr, daß die Veränderungen und Verrichtungen der Seele von den Werkzeugen der Sinne ab-

abhängen. Wenn Augen und Ohren ganz verdorben ſind, ſo können wir nichts ſehen noch hören; wenn es ihnen an Vollkommenheit und Schärfe fehlt, ſo ſehen und hören wir nur dunkel und verworren. Wenn hergegen in geſunden Augen und Ohren ein klares Bild und heller Schall entſteht, der andere Eindrücke überwiegt, ſo müſſen wir es ſehen und hören, und haben es auch nicht in unſerer Macht, daß wir ſchwarz für weiß, roth für blau anſehen, noch daß wir eben die Wörter der Farben eins fürs andere hören: und wenn eine Verletzung geſunder Nerven geſchieht, ſo müſſen wir Schmerzen empfinden. Allein, es iſt wiederum auch wahr, daß wir doch noch indirecte freye Gewalt über unſere Sinne behalten: theils, ſoferne die willkührliche Beachtung auf tauſenderley Gegenſtände, und ſogar auf den ſchwächern Eindruck gewandt, und von dem ſtärkern abgewandt werden kann; theils, ſoferne wir Augen, Ohren, Naſe, für den Eindruck verſtopfen und verſchlieſſen können, oder uns den Gegenſtänden bald nähern, bald davon entfernen, oder auch Hülfsmittel der Brillen, Vergröſſerungsgläſer und Fernröhren gebrauchen, den Staar ſtechen laſſen, oder einen Sinn in die Stelle des andern ſezen. Ja, wir ſind auch vermögend, die Dinge anders, als ſonſt, zu empfinden, wenn wir unſere Werkzeuge dazu vorbereiten und gewöhnen. So verhält ſichs mit dem Geſchmacke an Speiſen, am Tobacke, am Weine auf Käſe oder Zucker; und mit dem Gefühle in der Gewohnheit an Arbeit oder Ruhe, an Kälte oder Wärme; und ſelbſt den ſinnlichen Schmerz

ſind

ſind wir fähig durch Vorſtellung zu verdunkeln, und die ſinnliche Luſt zu erhöhen. Und eben dergleichen Gewalt haben wir guten Theils auch über die ſinnliche Einbildungskraft.

4. Es iſt wahr: wenn dem Leibe wohl iſt, ſo iſt dem Gemüthe gemeiniglich auch wohl, und wenn jener mit Krankheit und Schmerzen behaftet iſt, ſo ſpüren wir auch im Gemüthe eine Unzufriedenheit. Allein, man ſollte doch auch nicht vergeſſen, daß die Heiterkeit und Tugend des Gemüthes vielen Einfluß in die Geſundheit und Munterkeit des Körpers, ja in ein langes Leben hat; wenigſtens, daß ſie die widrigen Zufälle erträglich macht: ſo wie hergegen das Verderben des Gemüthes, durch Affecten und Laſter der Geſundheit und dem Leben gefährlich wird, die Widerwärtigkeiten vergröſſert, und durch Verzweifelung endlich die Entſchlieſſung des Selbſtmordes mit ſich bringen kann.

Ich bin hierinn aufrichtig, und verhele die Dependenz der Seele vom Leibe in keinem Stücke: aber ich verlange auch, daß man eben ſowohl auf die Dependenz des Leibes von der Seele achten, und ſich daher im Schlieſſen nicht übereilen ſolle. So wenig wir aus der Abhängigkeit des Körpers von der Seele ſchlieſſen können, daß die Maſchine des Leibes oder deren Materie eine Seele ſey: eben ſo wenig können wir aus der gegenſeitigen Abhängigkeit der Seele von ihren körperlichen materiellen Werkzeugen richtig ſchlieſſen, daß ſie eines Weſens mit denſelben und gleichfalls

materiell ſey. So lange man nicht beweiſen kann, daß ſie beyde einerley weſentliche Eigenſchaften haben, ſich in eigenthümlichen Kräften und Handlungen ähnlich ſind, und ſich nach einerley und eben denſelben Regeln richten; ſo iſt aller Einwurf von der Dependenz eitel und umſonſt.

Wenn Demetrius ja zuweilen eine mechaniſche Erklärung der Verrichtungen der Seele waget; ſo iſt ſie mehr des Belachens, als einer Antwort, würdig. Er vergleicht z. B. die Vorſtellung der Dinge als auſſer uns, mit der Verrichtung einer Laterna Magica, welche das Bild auſſer ſich an die Wand wirft. Die Begriffe ſind bey ihm nichts als Wörter, oder ein Schall, der ſich im Gehirne ausdrückt: das Urtheilen und Schlieſſen nichts, als eine Verknüpfung und Folge ſolcher Bewegungen im Gehirne, die einen Schall vorſtellen. Daher ſtellet er ſichs, nach ſeinen leeren Tönen, auch als möglich und leicht vor, einen Affen zu unterweiſen, daß er eben, wie die Menſchen, von Jugend auf, zu ſolchen Begriffen und deren Folge gewöhnet würde, und eben ſo vernünftig und gut, wie ein Menſch, denken, urtheilen, ſchlieſſen und ſprechen könnte.

Es wäre eine groſſe Frage, ob in ſolcher Vernunftſchule, und nach ſolcher Anweiſung zum Denken, die Affen zu Menſchen, oder vielmehr die Menſchen zu Affen werden möchten? Niemand wird ſich und ſeine edleren Verrichtungen, die der Seele beygeleget wer-

werden, in dieſer mechaniſchen Beſchreibung kennen; oder deswegen ſeine Seele, die er ſo klar und deutlich von ſeinem Körper unterſcheidet, in ſeinen eigenen Gedanken vernichten. Ein jeder, dem die üblichen Beweiſe von dem einfachen und geiſtigen Weſen unſerer Seele bekannt ſind, wird leicht einſehen, daß dieſelbe durch des Demetrius Gegengründe und Erklärung nicht umgeſtoſſen oder wankend gemacht werden. Ich getraue mir aber zu ſagen, wenn ſich einer auch in die deutlichen Begriffe und verketteten Schlüſſe der Schulen von dieſer Wahrheit nicht ſo vollkommen finden könnte, daß ihm doch ſein eigenes klares Bewußtſeyn, wenn er darauf achten will, allen Zweifel benehmen werde. Unſer organiſcher Körper iſt zwar allerdings eine Maſchine: aber der Menſch iſt was *mehr*, als eine Maſchine. Die Seele, als das Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt, macht eigentlich den Menſchen aus: dieſe wird durch ihr inneres Bewußtſeyn überführt, daß ſie, bey aller Ebbe und Fluth ihres Körpers, als eine und dieſelbe Subſtanz fortgedauret habe: und da ſie ſich von keinem einzigen Stäubchen des ganzen Körpers bewußt iſt, ob es noch daſſelbe ſey, daß ſie ſelbſt von allen und jeden Stäubchen des ganzen Körpers unterſchieden ſey. Sie iſt ſich bewußt, daß ſie im ganzen Menſchen einzig ſey, die alles allein in allen verſchiedenen Punkten, auch des gegenwärtigen ganzen Körpers, empfindet: und da alle dieſe Punkte des zuſammengeſetzten Körpers auſſer einander und verſchieden ſind, daß ſie ſelbſt der einfache Mittelpunkt aller dieſer Veränderungen in den

empfindlichen auſſer ſich ſey. 4) Sie iſt ſich bewußt, daß ſie nicht allein auſſer ſich in räumlich unterſchiedenen

4) Der Herr de la Mettrie in ſeinem Traité de l'Ame C. X. §. 7. 8. 9. merket an, daß die Nerven im Gehirne an ganz verſchiedenen Orten aus dem Marke deſſelben (ſubſtantia medullari) entſprüngen. Und das hat ſeine Richtigkeit, ſo ferne, als das menſchliche Auge, und die Zergliederungskunſt, dem Urſprunge derſelben nachſpüren kann. Allein, er hatte darum nicht Urſache, zu ſchlieſſen, daß die Seele ausgedehnt und materiell ſey. Denn die Erſchütterung der Nerven höret da nicht auf, wo ſie das Auge zuerſt hervorkommen ſieht, ſondern geht ferner in das Mark des Gehirnes hinein: gleichwie umgekehrt die Reizung des Hirnmarkes grauſame Zuckungen durch den ganzen Körper verurſachet. Demnach iſt uns der erſte Urſprung der Nerven, und folglich der Empfindung und Bewegung, nicht ſichtbar; und es hindert nichts, daß nicht irgend in dem Hirnmarke ein wirklicher untheilbarer Mittelpunkt (ſo, wie in einem Körper ein wirklicher Mittelpunkt der Schwere iſt) ſeyn ſollte, wo, als in einem communi ſenſorio, alle Erſchütterungen aller Nerven ſich vereinen, und von der Seele empfunden und vorgeſtellt werden können. Wenn das nicht wäre, ſo könnte nicht ein und daſſelbe Weſen alles in allen Punkten des ganzen Körpers und Nervenſyſtems empfinden, und mit einander vergleichen. Vielmehr, weil der erſte Urſprung der Nerven und aller Empfindung auſſer einander, und verſchieden wäre; ſo würde ein anderes Weſen ſeyn, das ſich im Anfange des Sehenervens der Bilder, ein anderes, das ſich im Anfange des Gehörnervens der Töne, u. ſ. w. bewußt wäre; keines aber, das alle Empfindungen zuſammen faſſete, und alle in ſeinem einzelnen Weſen allein vorſtellete, und mit einander vergliche.

denen Theilen des Leibes empfinde, ſondern auch in ſich die ſchärfſte Empfindung des Verdruſſes habe, da ſie keine Stelle des ganzen Leibes angeben kann, wo es

che. Da nun aber die innere klare Empfindung uns vollkommen überzeuget, daß dieſes geſchieht, ſo giebt uns dieſelbe ein mehreres Licht von unſerer Seele, als die äuſſere Zergliederung des Körpers gewähren kann. Die beſten Zergliederer müſſen geſtehen, daß ſie in dem Gehirne fremd ſind, und daß ſie von auſſen den Weg zum Sitze der Seele nicht finden können. Aber ihr ſinnliches Unvermögen kann uns die innere klare Erfahrung eben ſo wenig verdunkeln, als wenn uns jemand wollte ſtreitig machen, daß wir in einem, dem Anſehen nach, ganz verſchloſſenen Zimmer die äuſſere Muſik hören könnten; ſondern behauptete, daß unſer Ohr eine Ausdehnung bis rund um die Wand des Zimmers haben müßte. [Die Beobachtunaen zeigen keinen Anſchein der Vereinigung, oder des gemeinſchaftlichen Urſprunges in den Anfangsfaſern der Nerven. Das deutliche unterſchiedene Gefühl in jeder Stelle ſcheint auch ſolche Faſern zu erfodern, die vom Anfange bis zu Ende von einander abgeſondert ſind. Und wie könnten verſchiedene Theile von allen Seiten her ein Untheilbares berühren, in welchem ſodann die Seele ſitzen oder welches vielmehr die Seele ſelbſt ſeyn müßte? Aber, eben dieſe einfache Vorſtellung der Veränderungen, die in verſchiedenen abgeſonderten Theilen vorgehen, oder des gemeinſchaftlichen Verhältniſſes aller zuſammen auf ein Ich, zeigt klärlich, daß die Seele nicht mechaniſch berührt oder bewegt werde, daß das einfache Bewußtſeyn nicht in den verſchiedenen abgeſonderten Werkzeugen des körperlichen Gefühls ſtecke, und daß alſo vielmehr Ausdehnung, Ort und Bewegung nur Erſcheinungen unſerer eingeſchränkten Vorſtellungskraft ſeyn müſſen.]

es ihr wehe thut; und daß ſie folglich ſowohl von dem zuſammengeſetzten Körper unterſchieden, als in ſich untheilbar ſey. Sie iſt ſich bewußt, daß ſie einem ſchwächern Theile der Vorſtellung eine willkührliche Stärke und Klarheit geben kann, die alle Stärke und Klarheit des ſinnlichen Eindrucks verdunkelt; und daß ſie folglich in dem Stücke den Geſezen der körperlichen Bewegung nicht unterworfen ſey, noch ſo handele, wie ein Körper nothwendig thun müßte.

§. 11.

Die Abhängigkeit der Seele von ihrem Körper kann ihr inneres klares Bewußtſeyn von ſich ſelbſt keineswegs umſtoſſen. Wie alles lebloſe Körperliche um der Lebendigen willen iſt: ſo iſt auch der menſchliche an ſich lebloſe Körper um der Seele willen, als welcher das Leben eigentlich zukömmt. Unſer Leib wird daher billig organiſch genannt, weil alle ſeine Glieder Werkzeuge der Seele und ihrer Lebensverrichtungen ſind; die Augen des Sehens, die Ohren des Hörens, das Gehirn aller Empfindung und Vorſtellung. Da nun alle unſere Gedanken von der Empfindung den Anfang nehmen, und alle unſere Neigungen und Begierden auf eine künftige vorausgeſehene Empfindung zielen: ſo dienet der zu jeder Zeit gegenwärtige organiſche Körper unſerer Seele zum Spiegel, worinn ſie alles ſieht, und ſich aller Dinge bewußt iſt. Die ganze groſſe Welt bildet ſich, nach ihren Theilen, Veränderungen und Eigenſchaften, in unſerer kleinen Welt, dem Körper, ab. Wir kennen

die körperliche Welt nicht unmittelbar, ſondern bloß nach den Veränderungen, welche wir in den Werkzeugen der Sinne, durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, empfangen: und wenn uns eines dieſer Werkzeuge fehlte, ſo würde ein Theil dieſes Spiegels, worinn wir alles ſehen ſollen, blind ſeyn; wir würden bey dem Mangel der Augen nichts von Farben, bey dem Mangel der Ohren nichts vom Schalle wiſſen.

Was aber von der äuſſern körperlichen Welt geſagt iſt, gilt auch von unſerm eigenen Körper. Denn die Theile unſers Körpers bilden ſich in andern Theilen unſers Körpers ab; wir ſehen alle unſere Gliedmaaſſen vermittelſt der Augen, wir taſten dieſelben mit den Händen, wir hören unſere Bewegung und Sprechen mit den Ohren, und endlich drückt ſich alle übrige Veränderung im ganzen Körper in dem allgemeinen erſten Werkzeuge der Empfindung, dem Gehirne, aus. Wie man alſo im Spiegel nicht allein die äuſſern und vom Spiegel verſchiedenen Dinge, ſondern auch zugleich den Spiegel ſelbſt ſieht; ſo ſtellen wir uns auch in unſerm Körper nicht allein die äuſſere körperliche Welt, ſondern auch unſern eigenen Körper vor.

Allein, die Seele, als das Auge, welches alles auſſer ſich in dieſem Spiegel ſieht, ſieht ſich darinn auch ſelbſt; ſoferne ſie ſich, als das einzige, alles empfindende, denkende, wollende Weſen, ſowohl von den äuſſern empfundenen Dingen, als auch von ihren eigenen Werkzeugen der Empfindung, unterſcheidet.

Endlich wird unſerer Seele auch der Körper, und durch denſelben die körperliche Welt, zum Spiegel der Gottheit, weil ſie nun mit ihrem Verſtande in den ſichtbaren lebloſen Dingen die erſte lebendige Urſache; in der Mannichfaltigkeit, Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge, den unendlichen Verſtand und die Weisheit derſelben; in dem Nutzen der lebloſen Dinge, zur Luſt und Glückſeligkeit der Lebendigen, die beſte und gütigſte Abſicht dieſes höchſten Weſens erblicket. Auf ſolche Weiſe dient auch der Leib unſerer Selee zum Werkzeuge, nicht allein der ſinnlichen Luſt, ſondern auch eines vernünftigen höhern Vergnügens, das ſein Verlangen auch ins Geiſtliche und Unendliche erſtrecket. Und dieſes iſt es, deſſen uns der wahrhaftig edle Geiſt unſers **Brockes** mit ſeinem **irrdiſchen Vergnügen in Gott**, nach den Kräften der Vernunft, theilhaftig machen wollen.

§. 12.

Wenn alſo der Leib ein ſolches Werkzeug der Seele iſt; was dürfen wir uns denn wundern, daß ſie von dieſem Werkzeuge wiederum abhängt? daß ſie in dieſem Spiegel vieles gar nicht ſieht, anderes klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich, langſam oder hurtig, ordentlich oder unordentlich, richtig oder verwirret und falſch vorſtellet? daß ſie nach ſolcher Vorſtellung Luſt oder Unluſt, Neigung oder Abneigung ſpüret? Wenn ein Spiegel nicht darnach ſteht, daß er die Bilder gewiſſer Körper, nach den optiſchen Regeln, in unſer Auge zurück werfen kann, oder

dunkele blinde Flecken hat: ſo iſt auch dem geſundeſten Auge nicht möglich, daß es die Dinge darinn ſehen kann. Wenn der Spiegel mit Hauche oder Schmutze an gewiſſen Stellen, oder überall, angelaufen iſt; ſo werden wir die Dinge ſo ferne nur dunkel und unvollkommen darinn wahrnehmen. Wenn der Spiegel nicht flach und glatt, ſondern voller Höcker, Rillen oder Beulen wäre, oder das Glas keine reine Klarheit, ſondern einen Strich von einer Farbe, hätte; ſo würden ſich alle Dinge darinn verſtellen, und nichts, wie es iſt, geſehen werden. Wenn alſo, durch ſolche Vorſtellung und Färbung der Dinge, ihre wahre Beſchaffenheit, Proportion, Ordnung und Schönheit in eine trügliche Ungeſtaltheit verkehret wäre; ſo könnte auch das Auge an der Beſchauung derſelben keine Luſt, ſondern müßte lauter Unluſt daran empfinden. Das Auge hätte unterdeſſen, bey aller dieſer zufälligen Beſchaffenheit des Spiegels, nicht allein ſein eigen Weſen, und ſeine innere Kraft und Vollkommenheit, ſondern es bliebe auch bey ſolchen Unvollkommenheiten des Spiegels in ſich unverletzt. Ja, wenn der Spiegel ganz zerbrochen würde: ſo folgte nicht daraus, daß auch das Auge zernichtet würde, oder ſeine Kraft verlöre, oder daß auch die Bilder, welche das Auge einmal durch den Spiegel empfangen, zugleich in der Vorſtellung gänzlich mit ausgelöſcht wären. Es folgt nicht, wenn die Vorſtellung der Bilder ja allewege eines Spiegels benöthigt wäre, daß dem Auge ſtatt des zerbrochenen Spiegels nicht ein anderer gewährt werden könne.

Ich werde nicht nöthig haben, obiges nach allen Stücken ausführlich auf unſere Seele und deren Abhängigkeit von ihrem Körper zu deuten. Das Gleichniß iſt an ſich klar und völlig der Sache gemäß. Daher wird ein jeder von ſelbſt leicht erkennen, wie ſich die angezeigten Fälle auf den Mangel dieſes oder jenes Sinnes, oder auf den Mangel der Erfahrung und die daraus entſtehende Unwiſſenheit; wie auf die Schwäche und Blödigkeit des Verſtandes; wie auf die Dunkelheit und Undeutlichkeit der Begriffe; wie auf den Schlaf, die Ohnmacht, den Schlag; wie auf den Irrthum, die Einbildungen und Unſinnigkeit; wie auf die Begierden, Affecten und Laſter, ſo ferne alles dieſes mit vom Körper abhängt, ja ſogar auf den Tod ſelbſt ſchicke. Und man verſteht nun bey allen dieſen Fällen gar leicht, wie die groſſe Abhängigkeit der Seele vom Leibe im geringſten nicht hindere, daß die Seele ein vom Leibe unterſchiedenes, für ſich beſtehendes, und bey allen innern und äuſſern Veränderungen fortdaurendes Weſen ſey. Da nun dieſes ſich auf eine ſichere Erfahrung und inneres Bewußtſeyn gründet, und die Abhängigkeit der Seele vom Leibe damit beſtehen kann: ſo erhellet, daß dieſe keinen erheblichen Einwurf gegen die klärſte Erfahrung gebe; gleichwie es überhaupt eine ſchlechte Folgerung iſt, wenn man von der Abhängigkeit eines Dinges von dem andern auf die beſondere Aehnlichkeit ihres Weſens, oder vielmehr auf die Einheit deſſelben, ſchließt.

§. 13.

Aber man macht ſich eben daher einen neuen Einwurf, daß man auf keine Weiſe begreifen könne, wie ein einfaches Weſen von einem zuſammengeſetzten, und dieſes wiederum von jenem, abhängen könne; dagegen leicht zu begreifen ſey, daß, wenn Dinge einer Natur und eines Weſens ſind, folglich, wenn die Seele auch was körperliches iſt, beyde in einander wirken, und von einander abhängen können.

Der Einwurf iſt bekannt und alt, und er hat manchen ſo wichtig gedünkt, daß ſie die Verbindung einer einfachen Seele mit einem zuſammengeſetzten Körper nicht allein für unbegreiflich, ſondern auch für widerſprechend und unmöglich gehalten; dagegen ſich andere auf mancherley Weiſe bemühet, die Sache als möglich und begreiflich vorzuſtellen.

Ich ſetze feſt: Wenn die Wirklichkeit eines Dinges durch klare Erfahrung bewährt iſt, ſo muß die bloſſe Unbegreiflichkeit der Art und Weiſe, wie es zugeht oder möglich iſt, unſere Gewisheit nicht ſtören. Es iſt aber eine klare Erfahrung, erſtlich, daß der Leib, deſſen wir uns als des unſern bewußt ſind, zuſammengeſetzt ſey; zweytens, daß die Seele, als das einzige Weſen, welches ſich allein in dem ganzen Leibe aller Veränderungen in allen Theilen, bewußt iſt, von allen und jeden räumlichen und veränderlichen Theilen ihres Körpers, als eine und dieſelbe fortdaurende untheilbare Subſtanz unterſchieden ſey; drittens aber, daß ſich die Veränderungen in der Seele, nämlich

lich das Empfinden, Denken, Wollen, nach den Veränderungen der Bewegung in ihrem organiſchen Körper, und wiederum dieſe Bewegungen nach dem Denken und Wollen der Seele richten. Wenn alſo gleich die Art und Weiſe, wie es zugeht oder möglich iſt, nicht könnte erforſchet und begriffen werden: ſo bleibt doch das, deſſen wir uns äuſſerlich und innerlich ſo klar bewußt ſind, in ſeiner Gewißheit.

Selbſt in den Körpern ſind uns die erſten Kräfte, und die Art und Weiſe, wie die Bewegung ſich von einen zum andern fortpflanzet, wie eins ins andere wirket, oder von dem andern abhängt, eben ſo unbegreiflich, als wie Seele und Leib in ihren Veränderungen von einander abhängen. Wer wird aber deßfalls die Wirklichkeit deſſen, was er ſo klar ſieht und fühlt, nämlich die Bewegung der Körper ſelbſt, oder die Abhängigkeit eines Körpers von dem andern in ſolcher Bewegung, läugnen oder in Zweifel ziehen? Es iſt aber auf beyden Seiten die Erfahrung gleich klar; nur mit dem Unterſchiede, daß zur Beobachtung des zuſammengeſetzten Körpers, und der Wirkungen eines Körpers in den andern, eine äuſſere ſinnliche Erfahrung genug iſt; aber zur Beobachtung der Seele und ihres Unterſchiedes vom Körper eine innere Erfahrung angewandt werden muß. Da uns aber ohne das Bewußtſeyn unſers einzelnen fortdaurenden Weſens gar nichts klar werden kann; ſo kömmt es bloß darauf an, daß wir auf den Unterſchied dieſes einzelnen Weſens, welches ſich alles bewußt iſt,

von den vielen Theilen des Körpers, worinn es ſich bewußt iſt, achten; welches keine groſſe Schärfe des Verſtandes erfodert, ſondern durch lebhafte Empfindungen bald zu erkennen iſt. Denn was kann klärer ſeyn, als daß das einzige Weſen, was ſich alles in allen bewußt iſt, nicht das vielfache ſey, worinn es ſich bewußt iſt? und daß dieſes einzige Weſen, welches ſich bewußt iſt, als ein und daſſelbe Weſen fortgedauret zu haben, von allen und jeden Urſtoffen unſers ganzen Körpers, von deren keinem uns bewißt iſt, ob es noch daſſelbe ſey, unterſchieden ſeyn müſſe? Was kann alſo unſere Unwiſſenheit von der Art und Weiſe der Verbindung dieſes einfachen ſich bewußtſeyenden und fortdaurenden Weſens mit dem Körper, gegen ſolche Klarheit, für Zweifel erregen?

§. 14.

Wer eine Unmöglichkeit oder einen Widerſpruch in ſolcher Verbindung zu zeigen unternimmt, der ſcheint nicht zu wiſſen, was zu ſolchem Beweiſe für Einſicht gehöre. Ein ſolch deutlich Erkenntniß, woraus dieſes herzuleiten wäre, haben wir Menſchen weder vom Körper noch von der Seele, weder von dem Zuſammengeſetzten noch von dem Einfachen; und es läuft alles auf eine bloſſe Unbegreiflichkeit und Unwiſſenheit hinaus. Vielmehr läßt ſich die Möglichkeit eben ſo gut, als die Verbindung der körperlichen Theile mit einander, zeigen.

Ich will jetzt nicht ſo ſehr auf die Leibnitziſche vorbeſtimmte Harmonie dringen, weil ich ſelbſt nicht

davon

davon überführt bin. Unterdeſſen iſt ſie eine der ſcharfſinnigſten Hypotheſen, welche nichts als lauter Mögliches anzunehmen ſcheint. Ich geſtehe es aber, eine wirkſame Vereinigung von Leib und Seele ſcheint mir, aus vielen Gründen, die ich hier übergehen kann, der Wahrheit gemäſſer. Dabey nehme ich von jedem Körper an, daß derſelbe aus einfachen Theilen zuſammengeſetzt ſey, darinn diejenige Kraft liegen muß, welche in dem zuſammengeſetzten Körper als eine Bewegung in die Sinne fällt. Denn ohne einfache Theile läßt ſich von dem Zuſammengeſetzten eben ſo wenig zureichender Grund geben, als von der Zahl ohne Einheiten. Wer das Zuſammengeſetzte nur aus andern kleinen zuſammengeſetzten Theilen zuſammen ſetzet, der erkläret nicht, wie etwas Zuſammengeſetztes möglich iſt, ſondern nur, wenn es iſt, wie es gröſſer wird. Zudem, ſo läßt ſich nicht die geringſte Kraft des Körpers aus dem Zuſammengeſetzten verſtändlich machen; man muß ſelbige nothwendig in den einfachen Theilen ſuchen. Wenn viele unkräftige Dinge räumlich zuſammengebracht und vereiniget werden, ſo verſteht man aus dieſer Vereinigung nicht, daß nun das Zuſammengeſetzte dadurch eine Kraft gewonnen hätte, die keines der Theile vorhin hatte; ſondern, wo nicht ein jeglich Theil ſein Maaß der Kräfte mitbringet, ſo wird auch das Ganze unkräftig bleiben. Hundert tauſend Nullen, die zuſammen gerechnet werden, geben doch nur eine Nulle zum Facit: und hundert tauſend unkräftige Dinge zuſammengeſetzt, bringen doch alle mit einander Nullkraft. Wenn man alſo z. B. die

Feſtigkeit oder den Zuſammenhang der Körper erklä- ren will, ſo hilft es nichts, daß man die Körper aus lauter kleinen in einander greifenden Haken zuſammen- ſetzet. Denn da die Haken auch noch zuſammenge- ſetzt ſind, ſo bleibt dieſelbe Frage, woher die Theile der Haken zuſammen hängen? Wollte man abermal die groſſen Haken aus kleinern Haken zuſammenhän- gen; ſo ſinds doch immer Häkchen, die aus vielen zuſammenhängenden Theilen beſtehen. Man findet den zureichenden Grund des Zuſammenhanges nicht eher, als in einfachen Theilen.

Dieſes nun vorausgeſetzt: ſo folget, daß im Kör- per ſelbſt, bey deſſen Zuſammenhange und Verände- rungen, die einfachen Theile in einfache, einfache *in* zuſammengeſetzte, und wiederum zuſammengeſetzte *in* einfache, durch ihre Kraft wirken müſſen. Es folgt alſo auch, daß es überhaupt möglich ſey, daß einfa- che Dinge mit zuſammengeſetzten, das iſt, mit meh- rern einfachen, in einer wirkſamen Verbindung ſtehen. Wenn alſo die Seele einfach, der Körper zuſammen- geſetzt iſt, ſo hindert dieſes an ihrer wirkſamen Ver- bindung nichts: es kömmt nur ferner auf die weſent- lichen Kräfte und Natur der Seele an, welche ſie vom Körper unterſcheidet, und dennoch eine Gemein- ſchaft mit dem Körper verſtattet. *)

Daß

*) [Wenn wir auch das Weſen aller Grundſtoffe oder wirklichen Subſtanzen, ſowohl als unſerer Seele, in einer Art von Vorſtellungskraft ſetzen; warum ſollte denn nicht eine Beziehung unter ihnen Statt finden, ſo daß

Daß ſich die Seele allein, durch ihr Leben, Empfinden, Bewußtſeyn, Denken, Wollen, von allen

ein⸗

daß die Veränderungen des einen durch die Veränderungen des andern wechſelsweiſe beſtimmt werden? Könnte nicht dieſe Kraft eine urſprüngliche Richtung haben, ſich dieſe Veränderungen eher als jene vorzuſtellen? Diejenigen Weſen nun, welche ihre wechſelſeitigen Veränderungen und unſere Vorſtellungen am nächſten beſtimmen, machen unſern Körper aus. Was hindert uns denn, dieſes einen Einfluß oder Wirkung des einen Weſens auf das andere zu nennen? Die Seele unterſcheidet doch klar die Veränderungen, welche ſie auſſer ſich ſelbſt in andern Weſen wahrnimmt, von denen, welche aus ihr ſelbſt entſpringen, ob ſie gleich auch durch jene zu eigenen Wirkungen beſtimmt wird. Wäre hier nicht eine wirkliche Beſtimmung der Vorſtellungen durch die äuſſern Gegenſtände vorhanden, ſondern nur eine von innen erfolgende Entwickelung; wäre kein Einfluß eines Weſens in der Welt auf das andere, ſondern jedes ſpekulirte nur für ſich und aus ſich ſelbſt; ſo hätten wir ja nicht wirkliche Vorſtellungen, ſondern eigentlich nur Träume von der auſſer uns befindlichen Welt, (non repræſentationem univerſi, ſed ſomnia de univerſo). — Eine tiefſinnigere Erörterung dieſer Beziehung äuſſerer Weſen auf unſere Vorſtellungskraft, und mithin des Einfluſſes von Körper und Seele auf einander, kann man in *Fagaras* Diſſ. de vi ſuſtantiali p. 43 - 53. nachſehen. So ſagt er p. 50. Admittatur, animam ita verſus ea, quæ corporis ſui phænomenon exhibent, percipienda directam eſſe, ut, ſi in iis novæ mutationes contingant, easdem tunc velut a ſerie ſuarum perceptionum diverſas, non ex illa elicitas, percipere debeat: cumque nulla in ea perceptio eſſe poſſit, quæ non rationem

aliquam

einfachen Beſtandtheilen und Urſtoffen unſers ganzen Körpers unterſcheide, iſt ſchon genugſam gezeigt worden. Wenn ſie aber jedoch auch von dem Körper leiden, und wider in den Körper wirken ſoll: ſo muß auch wenigſtens eine allgemeine Aehnlichkeit und Gemeinſchaft der Natur zwiſchen der Seele und den Beſtandtheilen des Körpers ſeyn, dadurch beyde in eine ſo genaue Verbindung treten können.

Die Seele hat nämlich dieſes mit allen Urſtoffen des ganzen Körpers gemein, daß ſie eine einfache Subſtanz iſt, daß ſie mit andern einfachen Subſtanzen in gewiſſer Ordnung zugleich da iſt, darinn jedes ſeinen beſondern Ort hat, aber auch ſeinen Ort verändern und bewegt werden, oder ſich bewegen kann. Denn, wer

aliquam determinationis in ſe habeat, etiam illarum mutationum perceptioni conformiter ſe determinet. Ita videt mens, ſe continuo ab iis, ad quæ percipienda directa eſt, dependere, limitari, quo ita ſuæ „paſſivitatis“ format ideam. Cumque eodem modo videat, tales in iis quoque ſubinde mutationes oriri, quæ haud aliam rationem præter ſuas perceptiones habere poſſint, videt etiam, ea a ſe in quibusdam dependere, limitari, quo ita ſuæ in eas „actionis“ admonetur. Und p. 52. Nec ſine tali directione mutua videtur intelligi poſſe, cur anima, licet nihil in ſe præter ſuas perceptiones percipiat, ab iis tamen earundem „objecta“ tam conſtanter diſtinguat, nec de rerum externarum exiſtentia (quicquid nonnulli ſibi velle videantur) dubitare poſſit — eoque ſuarum perceptionum ab iis dependentiam intelligat. At talis dependentiæ ſenſus videtur oſtendere, eam non e fundo veluti ſuo perceptiones rerum externarum evolvere — Von dem Unterſchiede der lebendigen und lebloſen Weſen ſ. oben III. Abh. §. 9. not.]

wer kann nach ſeinem eigenen Gefühl und Bewußtſeyn läugnen, daß die Seele im Körper auch ihren gewiſſen Ort habe? daß ſie nicht in den Füſſen oder Händen, nicht im Bauche oder in der Bruſt, ſondern im Kopfe, wohne? daß wir nicht in allen Theilen des Körpers, auch ſelbſt nicht in allen Theilen des Kopfes, in der Zunge, Naſe, Augen oder Ohren, ſondern im Gehirne, denken? Wer kann läugnen, daß die Seele ihren Ort verändern könne, da ſie ſich im Leben mit dem Körper bewegt, und nach dem Tode von den Urſtoffen des Körpers getrennet werden kann; auch überhaupt kein Ding nothwendig an einem gewiſſen Orte iſt? Wenn aber dieſes iſt, ſo muß ſie auch, wie die körperlichen Urſtoffe ſelbſt, von anderer benachbarten Elemente ihrer Bewegung leiden, und wiederum in die benachbarte, und durch dieſelbe in den ganzen Körper wirken, und denſelben in Bewegung ſetzen können. Folglich muß ſie die thätige und leidende Natur der Elemente mit ihnen gemein haben, und ſich nach eben denſelben Regeln richten, woraus bey den Elementen, im Zuſammengeſetzten, die Bewegung und der Mechaniſmus erwachſen.

Die Seele wohnt demnach in der Maſchine eines gewiſſen organiſchen Körpers, an einem gewiſſen Orte, und hat ein natürliches Bemühen, gleich anderen Urſtoffen, mit den benachbarten Urſtöffen zuſammen zu hängen, und in ſolchem Zuſammenhange zu verbleiben. Sie empfängt, in dieſer Maſchine, eben denſelben Eindruck von auſſen, welcher dem ganzen Leibe widerfährt, und leidet alle innere Veränderungen mit,

welche

welche von der Maſchine ſelbſt, als einem Automato, entſtehen. Da aber kein einziges Element unſers Körpers ſich ſeiner innern leidenden oder thätigen Veränderungen bewußt iſt; ſo unterſcheidet ſich die Seele allein von allen körperlichen Urſtoffen des ganzen Körpers, durch ihre geiſtige Kraft, daß ſie ſich ihre empfangenen Veränderungen durch eine ihr gemäſſe Handlung vorſtellet, und ſich deren durch die Reflexion bewußt wird. Die Seele wirket aber auch, gleich andern Elementen, mit zu dem Zuſammenhange des Körpers, und zu mechaniſchen Bewegungen und actionibus vitalibus. Wie ſie aber ſolches, nebſt allen Urſtoffen des Körpers, nur blindlings und unwiſſend thut, ſo hat ſie auſſerdem, wegen ihrer vernünftigen Vorſtellung, ein Vermögen, dieſe natürliche Bewegungskraft, in gewiſſen Gliedmaaſſen, nach ihrem Gutdünken willkührlich zu beſtimmen; und ſie iſt in dieſer Maſchine an einen ſolchen vortheilhaften Ort geſtellet, daß nur wenig mechaniſche Kraft dazu erfordert wird, die ganze Maſchine in Bewegung zu ſetzen. Kurz zu ſagen, ſie iſt der Steuermann in einem Schiffe, der eines Theils in der Bewegung und Erſchütterung des Schiffes mit leidet, aber allein ſich deſſen, was er und das Schiff leidet, bewußt iſt; andern Theils zur Schwerkraft des Schiffes unwillkührlich, zur Lenkung deſſelben aber, durch ein geringes Drehen des Steuers, willkührlich mit beyträgt.

Die

Die ſiebente Abhandlung.

Vergleichung der Menſchen mit den Thieren, nach ihrer Lebensart, wozu ſie beſtimmt ſind.

§. 1.

Wenn wir nun ferner die Art des Lebens, wozu wir Menſchen von dem Schöpfer beſtimmt ſind, in Betrachtung nehmen wollen; ſo können wir nicht beſſer thun, als daß wir zwiſchen uns und den Thieren eine Vergleichung anſtellen. Dieſer Weg zum Erkenntniſſe iſt bey der Zergliederung der Körper mit Nutzen gebraucht worden, da man die Theile und Gefäſſe in unſerm Körper mit andern thieriſchen Körpern, ja mit Pflanzen zuſammen gehalten; und daraus vieles, was den Gebrauch und Nutzen der Theile betrifft, gelernt hat. Die Art des Lebens iſt das erſte, was ſich von jedem Lebendigen gedenken läßt, die macht ihren weſentlichen Unterſchied aus, und ſo viele verſchiedene Lebendige ſind möglich, als Arten des Lebens möglich ſind. Eines jeden Lebensart iſt auch der Zweck, wozu es beſtimmt iſt, und ſie enthält die Regel, wornach alles übrige, inſonderheit die Kräfte, eingerichtet worden. Wie könnten wir alſo diejenige Art des Lebens, wozu wir Menſchen beſchieden ſind, beſſer kennen und unterſcheiden lernen, als aus der Vergleichung mit den Kräften und der Lebensart der Thiere?

Dieſe

Dieſe Vergleichung wird um ſo viel nöthiger ſeyn, je mehr darinn viele Menſchen leichtſinnig, und nach einer viehiſchen Neigung, verfahren. Denn ſie ſchildern bloß das Aehnliche zwiſchen Menſchen und Thieren, oder auch dieſer Vorzüge vor den Menſchen, lebhaft ab; unſere Vorzüge aber werden übergangen und verkleinert. Die Abſicht verhehlen ſie dabey auch nicht ſonderlich: ſie ſuchen ſich und andere, gleichſam nach Anleitung der Natur ſelbſt, viehiſch zu machen: nicht aber die Menſchlichkeit in uns aufzuwecken, und ſie zu einem höheren Grad der Vollkommenheit und Glückſeligkeit, der unſerer Natur ſo möglich als eigenthümlich iſt, zu führen.

Es kann ja wohl niemanden unbekannt ſeyn, was z. B. Herr J. J. Rouſſeau vor einiger Zeit von der natürlichen Beſtimmung des Menſchen geſchrieben hat, als die Academie zu Dijon die Frage aufwarf: Quelle eſt l'origine de l'inégalité parmi les hommes, & ſi elle eſt autoriſée par la Loy naturelle? Sein Diſcours ſur l'origine & les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, Amſt. 1755. 8. enthält die Antwort auf die Frage; und ſie geht dahin, daß wir Menſchen ganz von unſerm natürlichen Zuſtande abgerathen wären, und durch alle die Erfindungen, welche von der Reflexion abſtammen, durch die Sprache, Geſellſchaft, Künſte, Wiſſenſchaften, durch den Landbau, die Handlung, und das Eigenthum, durch Stiftung einer bürgerlichen Herrſchaft und Ungleichheit der Stände, alles mögliche Elend eingeführt hätten.

Der

Der urſprüngliche Menſch ſey nach ſeiner natürlichen Beſtimmung ein zweyfüßiges Thier, welches unter andern Thieren, in den dicken Wäldern des Erdbodens, zerſtreut und einzeln, ſeine Nahrung reichlich finde, ſein Leben mit der Flucht oder Gegenwart zu ſchützen wiſſe, ſein Geſchlecht mit einer jeden, die ihm etwa aufſtößt, fortpflanze, und dabey geſund, ſtark, hurtig ſey, übrigens aber, wenn es dieſe Begierden geſtillet, nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten habe, ſich weiter um nichts bekümmere, ſondern völlig zufrieden ruhe und ſchlafe. Dergleichen widerſinnige Sätze wahrſcheinlich und beliebt zu machen, erforderte gewiß einen Rouſſeau, der mit ſeiner vorzüglichen Lebhaftigkeit des Witzes und der Einbildungskraft, mit dem Glanze ſeiner Schilderungen, und mit dem angenehmen Reize ſeiner Schreibart, alles zu ſchmücken im Stande war, und die hie und da hervorleuchtenden Wahrheiten vortheilhaft zu ſeinem Zwecke anzuwenden wußte.

§. 2.

Laßt uns zuvörderſt eine Beſchreibung des urſprünglichen Thiermenſchen umſtändlicher hören. 1) Der

1) Des Herrn Rouſſeau eigene Worte kann ich ohne groſſe Weitläuftigkeit nicht in den Noten anführen. Ich verſichere aber öffentlich, daß ich ihm wiſſentlich nichts angedichtet, noch mit Fleiß etwas Weſentliches ausgelaſſen habe: wiewohl ich es aus vielen Ecken habe zuſammen ſuchen müſſen, um alles unter einen Geſichtspunkt zu bringen.

Der natürliche Zuſtand, ſagt Herr Roſſeau, iſt jetzt nirgend wirklich, vielleicht iſt er auch nimmer geweſen, und vermuthlich wird er auch künftig nimmer entſtehen. Daher hat es groſſe Schwierigkeit, auszuforſchen, wie der Menſch vor aller Stiftung nach der bloſſen Natur müßte beſchaffen geweſen ſeyn. Denn die übernatürliche Anweiſung Gottes, welche uns die heilige Schrift lehret, können wir hier nicht einmiſchen. Und ſelbſt **Hobbes** und **Puffendorf** haben es darinn verſehen, daß ſie in dem Statu naturali des Menſchen noch vieles annehmen, was erſt unſer jetziger Zuſtand mit ſich gebracht hat, und was ſchon eine Empfindung und Einwilligung der Menſchen voraus ſetzet. Herr R. ſetzet ſeine erſten Menſchen, *nackt*, unbewaffnet, ohne Sprache, ja ohne Reflexion, *einzeln* und zerſtreut, unter mancherley andern Thieren, jedoch aufrecht und auf zween Füſſen gehend, *in* den dickſten Wald, der an Erd- und Baumfrüchten in einem ſanften Clima Ueberfluß hat. Sie ſind von Natur nicht, wie andere Thiere, mit beſondern Trieben und angebornen Fertigkeiten verſehen, ſondern ſie erheben ſich bloß durch Nachahmung zu ihren Trieben, und machen ſich dadurch vielerley Triebe von verſchiedenen Arten der Thiere zu Nutze. Unterdeſſen hat ein jeder dieß mit allen Thieren gemein (quod natura omnia animalia docuit), daß er ſein Leben mit Nahrung zu unterhalten ſuchet, alle Gefahr aufs möglichſte abwendet, durch einen Reiz zur Begattung ſein Geſchlecht fortpflanzet, und, wenn er Hunger und Brunſt geſtillet hat, in Sicherheit ſich zur Ruhe und zum Schlafe

begiebt. Dieß koſtet ihm alles wenig Nachdenken und Mühe. Die Erde iſt ſein Pölſter, der Baum ſein Obdach, ſein Futter findet er allenthalben in den Wurzeln, Kräutern und Baumfrüchten; für das Fleiſcheſſen ſcheint er nicht gemacht zu ſeyn. Die erſte weiblichen Geſchlechts, welche dem Manne in der Wildniß aufſtößt, entzündet ihn; von Schönheit hat er keine Empfindung, und wenn ſie beyde ihre Luſt gebüſſet haben, geht ein jedes ſeinen Weg, und ſie ſehen ſich vielleicht nimmer wieder. Die Mutter ſelbſt, wenn ſie ihr Kind ſo weit gebracht hat, daß es ſein Futter finden kann, läßt es in alle Welt laufen, und bekümmert ſich weiter um daſſelbe nicht. Geräth ein ſolcher Thiermenſch in Gefahr; ſo lehrt ihn die Noth ſchnell zu laufen, oder die Bäume hinan zu klettern, oder nach Befinden muthig zu kämpfen. Weil ihm aber die Natur keine Waffen mitgegeben; ſo bricht er einen Aſt vom Baume zu ſeiner Wehre, oder er ergreift Steine, damit zu werfen. Gegen die Luft darf er ſeine Blöſſe in warmen Ländern nicht ſchützen; und wenn er ja in kältere Gegenden geräth, ſo hat ihn das Kämpfen mit andern Thieren in den Stand geſetzt, daß er eins erlegen und ihm den Balg, etwa durch Hülfe eines ſcharfen Steines, abziehen kann, um ſich darein zu hüllen. Wohnungen und Höhlen braucht er ſodann nicht, weil er zu aller Witterung erhärtet worden. Das Feuer kennet er nicht; und wenn ja eins durch Blitz entſtünde, ſo wird er es, ohne Nachdenken ausbrennen laſſen, und nicht zu unterhalten ſuchen. Durch die Gewohnheit zu freyer Luft, durch das Laufen, Klettern, Käm-

pfen wird er geſund, ſtark, hurtig, und von Krankheiten befreyet, und kann der Arzeneyen entbehren oder die Natur rathen laſſen. Wenn die Natur (ſagt Herr R. von der Arzneywiſſenſchaft) uns beſtimmt hat, geſund zu ſeyn; ſo möchte ich faſt behaupten, daß der Zuſtand der Reflexion ein Zuſtand wider die Natur ſey, und daß ein Menſch, der nachdenkt, ſchon ein verdorbenes Thier ſey. Der Thiermenſch weiß auch von keiner Furcht vor dem Tode, weil er keinen Begriff davon hat; ſondern der überraſchet ihn, ehe er denſelben voraus geſehen. Sonſt iſt er bey der gegenwärtigen Gefahr nicht allein für ſich herzhaft, ſondern auch für andere mitleidig, wenn er etwa dabey ſeyn ſollte; und er iſt ſo ferne nicht böſer Art, noch geneigt, jemanden, zumal ſeines gleichen, Schaden zu *thun*. Den Acker durch Mühe zu bauen, hat er keine Urſache, die Natur biethet ihm ſeine Nothdurft von *ſelbſt* an; und daher iſt in dieſem unſchuldigen Stande der Natur weder Eigenthum, noch Neid und Streit darüber. Die Liebe zu einer gewiſſen Perſon kann ihn nicht zum Sclaven machen, und er iſt auch gegen Nebenbuhler eben ſo wenig eiferſüchtig, als ein Caraibe. Denn er kennet und ſuchet keine Schönheiten, ſondern nur dem Triebe der Natur Genüge zu thun; und das kann er mit einer jeden beſtellen. Uebrigens liebt er die Freyheit, lebt für ſich nach eigenem Gefallen, und trachtet nach keiner Geſellſchaft: hat daher auch keiner Sprache nöthig. Weil er denn allein allen ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen weiß, und nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten hat; ſo iſt nicht zu begreifen, warum er

ſich

ſich die unnöthige Mühe geben ſollte, worüber nachzudenken, zu reflectiren, zu meditiren. Statt deſſen ruhet und ſchläft er lieber, wie es die Muſſe mit ſich bringt. Auch der Schauplaz der Natur iſt für ihn ohne Reiz, weil er deſſen gewohnt iſt. Er lebt unbeſorgt in den Tag hinein, und denkt nicht voraus: ſo wie ein Caraibe, der des Morgens ſeine Hangmatte verkaufet, und des Abends jammert, daß er eine wieder kauffen ſoll; weil er nicht voraus geſehen, daß er ſie in der folgenden Nacht wieder nöthig haben würde.

§. 3.

So weit iſt noch der urſprüngliche Menſch, welchen ſich Herr R. ausgedacht, ein wahres Viehe, oder vielmehr noch viehiſcher, als ein Vieh (plus bête que les bétes), ſo ferne er ihm die Reflexion, d. i. in der That, die Vernunft, nimmt, und ihm doch ſtatt derſelben keine blinde Triebe oder angeborene Fertigkeiten einräumet, ſondern ihn auf die Nachahmung der Triebe verweißt, welche andern Thieren gegeben ſind, daß er ſich dieſelbe zu Nutze machen könnte. Wie wird er ſich aber die fremden und ſo ſehr verſchiedenen Triebe anderer Thiere zu Nutze machen können, wenn er nicht reflectiret, was ſich zu ſeiner eigenen Natur ſchicke? Hier iſt eine gewaltige Lücke, oder vielmehr ein ſtarker Widerſpruch in dem Syſtem des Herrn R. Will er den Menſchen blindlings fremde Triebe nachahmen laſſen; ſo wird er ſeinen Thiermenſchen mit ſich ſelbſt in einen Streit ſetzen. Bald wird er als ein Raubthier andere anfallen und freſſen, bald als ein fried-

fertiges ſich mit Kräutern, Wurzeln und Baumfrüchten begnügen. Bald wird er ſich, nach Art der Füchſe, Kaninchen und Biber, eine Höhle graben und bauen, bald im dickſten Gebüſche, bald auf hohen Felſen, bald auf belaubten Bäumen, eine ſichere Lagerſtätte ſuchen. Bald wird er geſellig werden, wie viele Thiere, zumal die ſchwächern, ſind, die ſich zu ihres gleichen halten; bald wird er wiederum ein Miſanthrop werden, und ſich an ſich ſelbſt begnügen. Bald wird er mit ſeiner Gattin eine Art von Ehe führen, und ſich der Kinder gemeinſchaftlich annehmen, bald die Gattin nach geſtillter Brunſt laufen laſſen, und ſich auch um ihre Jungen nicht bekümmern. Ich möchte aber wiſſen, welchem Thiere es der Menſch nachmachen könnte, zu ſeiner Wehre einen Aſt vom Baume zu brechen, oder mit Steinen zu werfen, oder zu ſeiner Decke ſich in einen Balg anderer Thiere einzuhüllen; wenn er ſelbſt keine Reflexion hat, und dieſelbe zur eigenen Erfindung nöthiger Hülfsmittel braucht. So weiß ich auch nicht, warum Herr R. ſeinen urſprünglichen Menſchen, unter den übrigen vierfüßigen Thieren, allein aufrecht und auf zweenen Füſſen gehen läßt. Denn er führt ſelbſt die Begebenheiten an, da wilde Menſchen, die unter den Thieren groß geworden, auf allen vieren laufen gelernet, ſo daß man ſie hernach mit Gewalt an einen Baum oder ein Brett binden müſſen, um ſie zu einer aufrechten Stellung und Gange zu gewöhnen. Wie? wäre dann einmal einem Thiermenſchen ein Ourang Outang, eine Art auf zween Füſſen gehender Affen, begegnet, davon er den Gang

geler=

gelernet hätte? Aber, dann würde es zu ſpät geweſen ſeyn, wenn er ſich einmal zum vierfüßigen Gange gewöhnt hätte: und er würde ſich ja wohl nicht ſelbſt an einen Baum gebunden haben, um es wieder zu verlernen. Herr R. mag mir es nicht übel nehmen, wenn ich ſage, daß er den Satz des Widerſpruchs und zureichenden Grundes bey ſeiner Erdichtung nicht genug zu Rathe gezogen habe. Vielleicht hätte er alsdann gefunden, daß dieſe nicht ſo leere und unfruchtbare Grundſätze ſind, als viele jetzt vorgeben wollen, die ihrer Einbildungskraft alles ohne Regeln zu denken erlauben. In der That ſieht man auch keinen zureichenden Grund, warum Herr R. bey ſeiner Hypotheſe von der Nachahmung fremder thieriſcher Triebe, die ſich der Menſch zu Nutze machen ſollte, denſelben nicht lieber geſellig, als ungeſellig, macht; nicht lieber eine Art von fortwährender Ehe und gemeinſchaftlicher Pflege der Jungen führen läßt, als daß er das Band der Liebe ſofort wieder auf ewig zerreißt; ihn nicht lieber ſchüchtern bildet, und ihm eine Höhle zur Zuflucht anweißt, als daß er ihn kühn dichtet, und frey unter den Bäumen ſchlafen läßt. Alles iſt willkührlich in ſolchem Syſtem, und ich ſollte meynen, daß jenes einer unbewaffneten nackten Creatur weit natürlicher und zuträglicher ſeyn würde, als das Gegentheil; wenigſtens, daß wirklich alle von Natur ſchwächere friedfertige Thiere ſich entweder verkriechen, oder zu ihres gleichen verſammlen, und ſich mit ihren Jungen gemeinſchaftlich, ſo gut ſie können, vertheidigen. Daraus wird gewiß bey dem Menſchen, nach

deſſen natürlichen Vorzügen, ein ganz anderes Syſtem erwachſen, als was uns Herr R. entworfen hat.

Man wird nun aber fragen: Giebt denn Herr R. ſeinem urſprünglichen Thiermenſchen nicht auch einige vorzügliche Naturgaben vor den übrigen Thieren? Ja: er macht ihn erſtlich zu einem frey handelnden Weſen, das in zweyen möglichen Fällen wählt, und ſich ſelbſt determinirt. Die übrigen Thiere wählen und verabſcheuen nach dem Inſtincte, und können von dieſer eingepflanzten Regel nicht abweichen, wenn es ihnen gleich zuweilen vortheilhaft wäre: der Menſch aber wählt, als eine freye Creatur, und iſt ſich ſeiner Freyheit bewußt, entfernet ſich aber auch daher zuweilen von dem Guten zu ſeinem Nachtheil. Unterdeſſen beweißt doch ſolches die geiſtige Natur ſeiner Seelen, indem ſich freye Handlungen durch keine *Regeln* der Mechanik erklären laſſen. Aber der *hauptſächlichſte* Vorzug des Menſchen beſteht in der Perfectibilité, oder dem Vermögen, daß ſowohl ieder einzelner Menſch, als das ganze Geſchlecht, vollkommener werden kann. Das iſt der caractere ſpecifique de l'eſpece humaine. Denn die übrigen Theile bleiben ſowohl einzeln, als in ihrer ganzen Art, in gewiſſen unwandelbaren Schranken. Aber die Erfahrung nöthiget uns auch das traurige Geſtändniß ab, daß eben dieſe unterſcheidende Eigenſchaft, welche faſt keine Schranken kennet, die Quelle alles Unglücks der Menſchen ſey. Dieß ſind alſo, nach dem Herrn R., die Vorzüge des urſprünglichen Menſchen vor den übrigen Thieren. Ich merke

nur

nur vorläufig dabey an, daß hier abermal eine Lücke in dem Lehrgebäude des Herrn R. ſey. Wenn der Thiermenſch in ſeinem natürlichen Zuſtande nicht reflectirt: wie kann er denn aus zweyen möglichen Fällen wählen, was ihm am beſten dünkt? Soll er aber dieſes thun, und ſich gar dieſes Vermögens bewußt ſeyn; ſo muß er ſeine Natur einigermaaſſen kennen, und die vorkommenden Dinge mit ſeiner Natur vergleichen, ob ſie damit übereinſtimmen oder nicht. Und was iſt das anders, als Reflectiren? Es haben daher alle Weltweiſen, bey dem Begriffe freyer Handlungen, die wirkliche Reflexion und den Gebrauch der Vernunft vorausgeſetzet. Dieß aber ſetzet wiederum die Sprache, und die Sprache ferner die Geſellſchaft der Menſchen voraus. Wie hängt denn des Herrn R. ſein Gebäude zuſammen? Und warum gedenket er der Freyheit ſowohl, als der Perfectibilité, wenn es anders natürliche Vorzüge ſeyn ſollen, nur als der Quelle alles menſchlichen Elendes? Sie können es freylich durch Misbrauch werden: aber ich dächte, wenn man von den Naturkräften redet, ſo müßte man darauf hauptſächlich ſehen, wozu die Regeln jeder Kraft an ſich durch ordentliche Anwendung führen. Denn ſonſt kann alles gemisbraucht werden, und dann werden alle Kräfte des Menſchen, ſelbſt das Sehen, Eſſen, Trinken, Gehen, zufälliger Weiſe Quellen ſeines Verderbens. Warum hätte denn die Natur dem Menſchen ſolche Gaben verliehen, wenn ſie ihm bloß zum Fallſtricke dienen und dienen können? Was ſoll ihm das Vermögen, ſich vollkommener zu machen,

wenn er eben dadurch nothwendig unvollkommener wird?

Aber Herr R. läßt hier ſeiner maleriſchen Beredſamkeit, mit Verhehlung dieſes Kunſtgriffes, vollen Lauf, und man lieſt ihn ſoferne mit Vergnügen; ja man muß ihm in dieſer Betrachtung Recht geben, daß vielen ihre vorzüglichen Naturgaben durch den verkehrten Gebrauch nur zum Verderben gereichen. Er ſagt z. B., daß ein gewiſſer berühmter Mann das Gute und Böſe des menſchlichen Lebens gegen einander berechnet, und von dieſem ein groſſes Uebergewicht gefunden habe. Er habe auch recht geurtheilet, ſoferne er den Menſchen in ſeinem bürgerlichen Zuſtande betrachtete: wenn er aber auf deſſen erſten Zuſtand hätte zurück gehen wollen, ſo würde er erkannt haben, daß der Menſch kein Elend litte, als was er ſich ſelbſt verurſachet, und daß die Natur unſchuldig ſey. Es wäre nicht ohne Mühe geſchehen, daß wir uns ſo unglücklich gemacht hätten. Wenn man von der einen Seite die unendliche Arbeit der Menſchen betrachte, ſo viele Wiſſenſchaften zu ergründen, ſo viele Künſten zu erfinden, ſo viele Macht anzuwenden, um Tiefen auszufüllen, Berge eben zu machen, Felſen zu ſprengen, Ströme fahrbar zu machen, friſches Land anzubauen, Waſſerbehältniſſe auszugraben, Moräſte auszutrocknen, ungeheure Gebäude auf der Erde zu errichten, das Meer mit Schiffen und Seeleuten zu bedecken; und wenn man auf der andern Seite die wahren Vortheile davon für die wahre Glückſeligkeit des menſchlichen Ge-

ſchlechts erforſchte, ſo müßte man über das ungleiche Verhältniß erſtaunen, und die Blindheit des Menſchen bedauren, der, um ſeinen thörichten Ehrgeiz zu nähren, nach allem möglichen Elende rennte, welches die wohlthätige Natur ſorgfältig hätte von ihm entfernen wollen. — Der Menſch, ſagt er, iſt jezt bösartig; das zeigt die Erfahrung; und doch von Natur gutartig. Was hat ihn denn ſo weit verderben können, als die Aenderungen ſeines Zuſtandes, der Fortgang, welchen er darinn gemacht, und das Erkenntniß, was er ſich erworben hat. Man mag die bürgerliche Geſellſchaft ſo viel bewundern als man will, ſo bleibt es doch wahr, daß ſie die Menſchen nothwendig treibe, ſich unter einander zu haſſen, nach dem Maaſſe, wie ihre beſondern Vortheile einander entgegen ſind. ꝛc. ꝛc. Da ſucht denn Hr. R. alles Unglück und alles moraliſche Verderben der Menſchen auf die Abweichen von dem erſten natürlichen Zuſtande zu werfen. Nämlich das erworbene Erkenntniß macht uns nicht beſſer, ſondern aufgeblaſen, liſtig und boshaft. Die Künſte machen durch die viele Bequemlichkeit Leib und Seele weichlich: und da wir einmal daran gewöhnt ſind, ſo können wir wohl unglücklich werden, wenn wir dieſe Bequemlichkeit verlieren, aber wir ſind deswegen nicht glücklich, wenn wir ſie beſitzen. Das Eigenthum, welches von dem Ackerbaue und der Viehzucht angefangen, hat hauptſächlich Betrug und Unterdrückung eingeführt. Daraus iſt der Unterſchied der Reichen und Armen, der Mächtigern und Schwächern, und endlich die bürgerliche

Herrſchaft entſtanden, welche mit allen Geſetzen und Verordnungen bloß auf dem Rechte des Mächtigern beruhet, und auf willkührliche Gewalt und Tyranney hinaus läuft, wo die Schwächern zu Sclaven gemacht ſind, und ihre Freyheit, Güter und Leben, dem Eigenwillen des Gebiethers aufopfern müſſen. Aus der bürgerlichen Geſellſchaft, und der Ueppigkeit, welche daraus quillt, ſtammen die freyen und mechaniſchen Künſte, die Handlung, die Gelehrſamkeit, und alle ſolche unnütze Bemühungen, welche den Fleiß blühend machen, und den Staat zwar bereichern, aber zugleich ins Verderben ſtürzen. Tugend, Ehre, Freundſchaft, Höflichkeit iſt nichts, als ein geſtiftetes angenommenes Weſen (factice & joué). Ich weiß nicht, wohin Herr R. die Religion zieht: wenigſtens könnte er ſie nach ſeiner Schlußart vornehmlich zu dem größten Elende des menſchlichen Geſchlechts gerechnet haben. Quid non Religio potuit ſuadere malorum? Wo iſt denn aber ſonſt der Zuſtand, wo ſind die Mittel ſonſt, da der Menſch, vermöge eines wirklichen Gebrauches ſeiner Freyheit, zu einer mehrern Vollkommenheit gelangen, und ſich von den Thieren unterſcheiden könnte, wenn es nicht der geſellige und geſprächige Zuſtand iſt, wo er ſeine weſentliche Kraft der Vernunft üben kann? Sind denn nicht Freyheit und Perfectibilität in dem Syſtem des Herrn R. unbrauchbare Naturgaben für den einſamen, wilden, dummen, und mit lauter viehiſchen Dingen ſich begnügenden Thiermenſchen? Und worinn könnte deſſen mehrere

Voll-

Vollkommenheit in ſolchem Statu naturali beſte- hen?

§. 4.

Wir wollen dem Herrn R. nicht zutrauen, daß er in einer ſo ernſtlichen Materie bloß ſeinen Witz habe wollen ſehen laſſen, wie er auch den widerſinnigſten Sätzen einen Schein der Wahrheit zu geben wiſſe. Wir wollen vielmehr glauben, daß ſein Humeur ihn wirklich auf die Meynung gebracht: der Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft habe ſoviel Verderben und Unglück eingeführt, daß ein viehiſcher Zuſtand in Vergleichung deſſen weit erträglicher und beſſer würde geweſen ſeyn.

So iſt dann meine erſte Frage: Macht uns wohl ſolche Vergleichung und Beurtheilung des zwiefachen Zuſtandes zufriedener, glücklicher, beſſer? Gewiß nicht. Denn, wenn wir unſern geſelligen Zuſtand, dem wir nicht leicht entlaufen können, mit ſolchen Augen anſehen; ſo können wir nicht anders als misvergnügt ſeyn, für alle Kunſt, Wiſſenſchaft, Tugend und Religion eine Verachtung bekommen, den Umgang mit Menſchen und ſogar mit Freunden, als lauter Heucheley, verabſcheuen, die Reichern und Vornehmern beneiden, gegen die Obrigkeiten und Regenten, als Unterdrücker unſerer Freyheit und Gleichheit, einen beſtändigen Haß und Widerwillen hegen, mit einem Worte, unſer ganzes Leben als ein unheilbares Elend anſehen. Sollen wir denn Einſiedler werden, oder zu den Caraiben und Hottentotten, oder gar zu den

den wilden Thieren, als unſern natürlichen Gefährten, fliehen, um uns zu beruhigen? Nein, das iſt nunmehr unmöglich, das will Herr R. auch nicht. Er lenckt alſo wieder ein, und will, da jetzt dieſer Zuſtand einmal iſt, und nicht geändert werden kann, daß wir uns nach allen Stiftungen der menſchlichen Geſellſchaft bequemen ſollen. Was hat er denn mit ſeiner Vorſtellung anders ausgerichtet, als daß er die Menſchen in ihrer Zufriedenheit geſtöret, ihre Neigung zu Künſten, Wiſſenſchaften und allem Guten wankend gemacht, und Leute von böſem Herzen berechtiget, Tugend und Pflicht nur für unnatürliche Gaukeley zu achten; und ihr ganzes Vergnügen in viehiſchen Lüſten zu ſuchen?

Das Beſte für uns iſt, daß Herr R. gleich anfangs, bey der Erdichtung ſeines urſprünglichen Zuſtandes, ſich ſelbſt und der Natur der Dinge vielfältig widerſpricht, und dadurch den Ungrund ſeines Lehrgebäudes augenſcheinlich zu erkennen giebt: und daß er hernach, in der Vergleichung deſſelben mit dem Geſelligen, die zufälligen Misbräuche aller guten Erfindung und Ordnung, dem geſelligen Zuſtande als weſentlich, nothwendig und allgemein anrechnet: welches ein ziemlich offenbarer und bekannter Paralogiſmus iſt. So ſehr alſo ſeine Schilderung, wegen der Colorite, das Auge reizet; ſo entdeckt man doch bald die weſentlichen Fehler, welche in der Zeichnung und in den Grundſtrichen begangen ſind.

Den mannichfaltigen innern Widerſpruch und das Willkührliche des Syſtems habe ich ſchon beyläufig ange-

angemerkt. Herr R. nimmt 1. dem Thiermenſchen alle Inſtincte, und giebt ihm doch ſtatt derſelben keine andere Kräfte: gleich als ob er allein keine eigenthümliche Natur hätte. Er verweißt ihn 2. auf die Nachahmung fremder thieriſcher Triebe, daß er ſich dieſelben zu Nutze machen ſoll: und nimmt ihm doch die Reflexion, wodurch er überlegen könnte, was zu ſeinem Nutzen ſey. Er verweißt 3. ſeine Nachahmung auf alle Thiere ohne Unterſchied, da doch die verſchiedenen Arten ganz entgegengeſetzte Triebe und Sitten haben: und ſetzt alſo ſeinen Thiermenſchen mit ſich ſelbſt in Streit, welchen Trieben er nachahmen ſolle. Er läßt ihn 4. ohne allen Grund und wider ſeine Natur die Lebensart der ungeſelligſten frechſten Thiere ergreifen, daß er einzeln, ohne ſeines gleichen, ohne beſtändige Gattinn, ohne Höhle; frey unter wilden Thieren herum irret: da doch eine unbewaffnete nackte Creatur nothwendig ſchüchtern ſeyn, und ſich gerne verkriechen, und zu ſeines gleichen halten mußte; und da beſonders die das ganze Jahr herdurch fortwährende Luſt zur Gattung eine fortgeſetzte Ehe und Beywohnung verurſachen würde. 5. Er giebt ihm willkührlich Gewohnheiten und Erfindungen, die er nicht aus Nachahmung haben konnte. Denn welch Thier geht beſtändig aufrecht? welches bedienet ſich eines abgebrochenen Aſtes oder Steines zur Wehre? welches kleidet ſich mit einem fremden Balge? Noch mehr: 6. der urſprüngliche Menſch ſoll vor allen andern Thieren eine Freyheit haben: und hat doch keine Vernunft oder Reflexion, welche der Grund einer freyen

iſt. 7. Er ſoll ſich vollkommener zu machen ſuchen: und iſt doch in ſolchem Zuſtande, da er ſich durch nichts vollkommener machen kann. 8. Seine vorzüglichen Naturgaben ſollen in Freyheit und Perfectibilität beſtehen: und eben dieſe Vorzüge dienen doch, ſeiner Meynung nach, zu nichts anderm, als einen jeden und das ganze Geſchlecht unglücklich zu machen. Welche Widerſprüche!

Auch die Natur der Dinge iſt dem erdichteten Zuſtande des erſten Thiermenſchen entgegen. Würde nicht ein einſamer, unbewaffneter, nackter Menſch, ohne Feuer oder Schlupfwinkel, ohne Inſtinct und Reflexion, ohne Erkenntniß, Kunſt und Werkzeuge, unter ſo vielen reiſſenden Thieren tauſendmal umkommen? oder würde er in ſeiner Einſamkeit ruhig, ſicher und zufrieden ſeyn können? Man ſetze eine Mutter mit drey Kindern von einem, drey und fünf Jahren, in einem ſonſt warmen Lande, das voller Früchte iſt. Sie kann doch keins allein für ſich laufen laſſen. Dem einen hat ſie die Bruſt zu geben, für die andern und für ſich muß ſie dienſame Nahrung ſuchen. Indem ſie nun das jüngſte ſtillet und auf den Armen trägt, ſo ſuchet ſie die Früchte, Kräuter und Wurzeln in Geſellſchaft der übrigen herumlaufenden Kinder. Und ſiehe! das eine wird in dem Gebüſche von einer Schlange oder Natter gebiſſen, das andere von einem Scorpione geſtochen; oder beyde haben für Hunger giftige Früchte gegeſſen. Sie ſchreyen: die Mutter hat zwar Mitleiden mit ihnen; aber keine Reflexion, was ihnen fehle,

fehle, viel weniger Kenntniß von Mitteln, ihnen zu helfen; ſie ſterben alle beyde. Es kömmt ein Tieger oder Leopard: ſie will ſich mit dem letzten Kinde auf einen Baum retten; kann aber mit dem Kinde zugleich nicht klettern. So ſind entweder beydes Mutter und Kind, oder wenigſtens das Kind verloren. Denn Prügel und Steine wollen gegen ſolche Thiere, ſo wie gegen Schlangen, Nattern und Scorpionen, nichts ausrichten. Laß ſie aber mit allen ihren Kindern geſättiget und unbeſchädigt die Nacht erreichen. Iſt ſie denn von der Natur dazu gemacht, auf Bäumen zu ſchlafen? oder kann ſie ihren Kindern daſelbſt ein Neſt oder Lager bereiten? Das iſt nicht möglich. Auf der Erde aber wird vielleicht die erſte Nacht ihr ſelbſt und ihren Kindern die letzte werden, wenn die Raubthiere ihrer Gewohnheit nach im Finſtern auf ihre Beute ausgehen. Die Finſterniß verſagt ihr alsdann allen Rath und alle Zuflucht. Und wenn ihr auch kein lebendiger Feind den Tod drohet; ſo ſind allein die Nachtfröſte in den wärmſten Ländern deſto empfindlicher und tödtlicher für die nackten Würmchen, welche ſie mit nichts zu decken weiß. Aber laſſet uns eben dieſe Mutter mit ihren drey Kindern in einen mittlern Erdſtrich ſetzen: ſo möchte ſie zwar vielleicht von reiſſenden Thieren weniger Gefahr haben, aber weit gröſſere Noth von Hunger und Kälte leiden. Denn, weil ſie nicht vorausdenket, ſo ſieht ſie auch den künftigen Mangel im Winter nicht vorher; folglich ſammlet ſie keine Nahrung auf den Winter. Wenn alſo der Winter kömmt, und aller Vorrath

aufhöret, oder verdorben, erfroren oder mit Schnee und Eiſe bedeckt iſt; ſo muß ſie mit ihren Jungen vor Hunger umkommen. Und dazu kömmt denn die ſtrenge Kälte, welche ſie in freyer Luft, ohne Behauſung und Feuer, von ſich und ihren Kindern mit einem Paar Lämmerfellen nicht genug wird abwehren können. *) Wie? wenn die Mutter durch einen Zufall krank würde, und ſtürbe, welches ja menſchlich iſt, oder, wenn ſie von einem wilden Thiere getödtet würde, welches möglich iſt: wer wird ſich alsdann der Kinder annehmen, die ſich ſelbſt noch nicht zu helfen wiſſen? Kann denn ein ſolcher Zuſtand dem Menſchen natürlich ſeyn, worinn das ganze Geſchlecht in kurzem vergehen müßte, und worinn, wenn er auch leben könnte, alle ſeine edlern Naturkräfte erſtickt werden müßten?

§. 5.

Die Natur giebt nichts umſonſt; ſie hat uns ohne Zweifel zur Ausübung unſerer Kräfte beſtimmt. Der-

*) [Und auch dieſe hätte ſie gewiß nicht zur Hand: denn das Schaaf iſt in ſeinem natürlichen Zuſtande, ſowohl als die Ziege, ein ſchnelles Thier, das gleich dem Steinbocke fertig auf Bergen und Felſen umherſpringt. (S. Pallas Spicileg. faſcic. XI.) Es mußte erſt durch Kunſt und Liſt gefangen, lange gezähmt, und als Hausthier bey den Menſchen gehalten ſeyn, ehe es ein ſo ſanftes dummes Thier ward, als wir es jetzt in unſern Gegenden kennen. An den Fang anderer Thiere; die ihre Felle darreichen könnten, Bären, Stiere, Robben, u. ſ. w. iſt eben ſo wenig, oder noch weniger, ohne Erfindung und Künſte, folglich auch ohne Geſellſchaft der Menſchen, zu gedenken.]

Derjenige Zuſtand kann allein dem Menſchen natürlich und menſchlich ſeyn, worinn ſeine eigenthümlichen Kräfte wenigſtens ſo weit wirkſam ſind, daß er fürs erſte den Bedürfniſſen ſeines Lebens und ſeines Geſchlechts Genüge leiſten kann, und daß er hiernächſt eine ſolche Lebensart führe, welche ſeine beſondere Art von allen übrigen Thieren unterſcheide. Der Zuſtand hingegen iſt unnatürlich und unmenſchlich, darinn er mit ſeinem ganzen Geſchlechte tauſendmal umkommen müßte, und der ihn des Gebrauchs aller eigenthümlichen Kräfte und Vortheile beraubt, und ihn zum dummen und ſtummen Viehe machet, welches ſein Leben ohne alles Denken in einem ſteten Schlummer zubrächte. Nun kann der Menſch ohne Geſelligkeit, und ohne den Gebrauch der Vernunft und Sprache, nicht einmal den Bedürfniſſen ſeines Lebens und ſeines Geſchlechts Genüge leiſten, geſchweige eine Lebensart führen, die mit ſeinen eigenthümlichen Naturkräften übereinſtimmet, und ſeine beſondere Art von den übrigen Thieren unterſcheidet. Alſo iſt allein der Zuſtand der Menſchen natürlich, welcher geſellig iſt, und den Gebrauch der Vernunft und Sprache mit ſich bringet; und des Herrn R. erſonnener Zuſtand, welcher allen Gebrauch dieſer eigenthümlichen Naturkräfte des Menſchen erſticket, iſt ganz unnatürlich.

Der Grundirrthum (das πρῶτον ψεῦδος) des Herrn R. iſt, daß die Geſelligkeit dem Menſchen nicht natürlich ſey, ſondern daß ein jeder von Natur einzeln und einſam lebe, und wenn ihn auch die Brunſt

zu einer Gattin geführet, er dieſelbe doch alſobald nach gekühlter Hitze wieder verlaſſe. Ich will die Beweiſe des Gegentheils, welche ich beyläufig einflieſſen laſſen, hier aus einander ſetzen. Der Menſch, ſage ich, iſt nicht zum ungeſelligen Zuſtande gemacht: 1) weil eine nackte waffenloſe Creatur, welche viel ſchwächer iſt, als viele andere bösartigen Thiere, nothwendig ſchüchtern iſt, und ſich aus Furcht zu ihres Gleichen hält: 2) weil wir die natürliche Geſelligkeit an vielen andern Thieren, die dem Menſchen an Friedfertigkeit und Schwäche ähnlich ſind, wirklich wahrnehmen, daß ſie ſich und ihre Jungen auf ſolche Art zu ſchützen ſuchen: 3) weil nicht der geringſte Grund vorhanden iſt, warum der Menſch, vermöge ſeiner eigenen Natur, lieber allein, als bey *ſeines* Gleichen ſeyn wollte, da er von dieſen nichts zu fürchten, und hergegen wegen des Mitleids, welches ihnen Herr R. ſelbſt als natürlich beyleget, allen Beyſtand zu gewarten hat. 4) So iſt auch nicht der geringſte Grund vorhanden, daß Herr R. den Menſchen auf die Nachahmung der Triebe anderer Thiere verweißt, warum derſelbe nicht den Trieb der geſelligen und friedfertigen Thiere vielmehr nachahmen ſollte, als der ſchädlichen reiſſenden Thiere, die ſich allein auf ihre Kräfte verlaſſen können, und ihre Beute nicht gerne mit andern theilen mögen. 5) Herr R. muß ſelbſt wenigſtens die Geſellſchaft zwiſchen Mutter und Kind auf eine Zeitlang annehmen; und ich habe gezeigt, daß dieſe Geſellſchaft gar leicht bis auf drey oder mehrere Kinder anwachſen kann, weil ſie ſchwerlich

vor ſieben ja vor zehen Jahren ganz allein ſich zu helfen und zu ſchützen im Stande ſind. Und warum ſollten ſie nicht lieber fortan in Geſellſchaft der Mutter bleiben, da ſie die Proben ihrer Liebe und Vorſorge ſo vielfältig geſchmeckt haben? 6) Warum wollen wir aber den Mann von dieſer Geſellſchaft ausſchlieſſen, da doch ſogar Löwen und Tiger, da Wölfe und Bären paarweiſe in Höhlen beyſammen wohnen, und gemeinſchaftlich ihre Brut ſchützen, nähren und zur Jagd anführen? Der Menſch hat vor andern einen Reiz dazu, weil er nicht wie einige Thiere bloß zu einer gewiſſen Zeit im Jahre in Brunſt geräth, ſondern das ganze Jahr hindurch zur Beywohnung einer Gattin Kräfte und Luſt hat. Warum ſoll denn der Menſch vor andern in ſolchem Grade ein Miſanthrop ſeyn, daß er ſogar eine Gattin flöhe, die ſeinen natürlichen Begierden den angenehmſten Dienſt erwieſen hat, und dazu ferner bereitwillig iſt? Hat er keine Empfindung von beſonderer Schönheit; ſo folgt vielmehr daraus, daß er auch ſeine Gattin, die ihm das Glück zugewieſen, nicht verlaſſen noch mit einer ſchönern vertauſchen wird. Und wenn er einige Empfindung von Mitleiden hat; ſo wird er ſich gleichfalls der hülfsbedürftigen Kinder annehmen. Der ungeſellige Zuſtand iſt alſo für den Menſchen ein höchſt unnatürlicher Zuſtand: und wir müſſen nothwendig ſchon in dem urſprünglichen Zuſtande des menſchlichen Geſchlechts eine Familiengeſellſchaft annehmen. *)

*) [Wenn man gegen dieſe Gründe einwirft — von Natur ſey der Menſch eigentlich gleichgültig, und nur die hin-

Da Herr R. aber ſeinen urſprünglichen Menſchen einmal aus ſeiner natürlichen Stellung und Lebens-art

hinzukommenden Bedürfniſſe, nebſt der nöthigen Befriedigung des allgemeinen Triebes zur Glückſeligkeit, gäben ihm die Neigung zur Geſelligkeit: die Sympathie oder das Mitleid ſey nur eine Abänderung der Selbſtliebe, u. ſ. w. — ſo iſt dieß doch wohl eigentlich nur ein Wortſtreit. Denn natürlich muß doch wohl alles dasjenige heiſſen, was aus den eigenen Kräften, und den Verhältniſſen gegen andere Weſen, darinn wir von Natur geſetzt ſind, erfolget (ſ. unten §. 6.): alſo auch die Abänderung natürlicher und urſprünglicher Triebe, oder jeder Trieb, der ſich auf Eräugnung des Umſtandes zeigt, welcher ſeine Entwickelung veranlaſſet, und dieſes um ſo viel mehr, weil man die Triebe, welche wir als verſchieden betrachten, doch wirklich nur für ſo viele Beſtimmungen eines Grundtriebes halten muß. Sonſt wären dem Menſchen keine Handlungen natürlich, als die wir bey neugebohrnen Kindern wahrnehmen, und nicht einmal dieſe: ſonſt wäre auch das Beiſſen oder Stoſſen der Thiere kein natürlicher Trieb, weil ſie es nur dann äuſſern, wenn ſie etwas zu beiſſen oder zu ſtoſſen vorfinden. Die Bedürfniſſe entſtehen doch aus unſerer und der uns umgebender Weſen Natur, und der zu befriedigende Trieb zur Glückſeligkeit wird doch für natürlich erkannt. Es fragt ſich alſo nur, wie wir in beſonderer Hinſicht ihn zu befriedigen ſuchen? und der klare Inhalt dieſer Frage iſt — ob der Menſch durch ſeine natürlichen Kräfte und deren Entwickelung, wie auch durch die äuſſern Umſtände, in welche er von der Natur geſetzt iſt, und welche dieſe Entwickelung hervorbringen, getrieben werde, einſam, gleich dem Dachſe, oder geſellig, gleich dem Bieber, zu leben? — Daß der Menſch

durch

art geſetzt hatte; ſo war es nicht zu verwundern, daß er die erſte vorzügliche Naturkraft des Menſchen, die Vernunft, in ſolchem Viehe nicht erblicket, und

durch die mütterliche Pflege zur Geſellſchaft gewöhnt ſey, iſt kein zureichender Grund, um darinn zu bleiben. Der Dachs iſt ſowohl als der Bieber zu dieſer Geſellſchaft gewöhnt: es muß alſo ein beſonderer Hang ſeyn, welcher nachmals jenen zur Einſamkeit, dieſen zur Geſellſchaft treibet. Was man als Folgen der erkünſtelten Politur angiebt, die doch ſchon eine geſtiftete Geſellſchaft vorausſetzt, ſind auch im Grunde die Folgen der Vermehrung des Menſchen, daher es unnatürlich iſt, ihn als allein laufend vorſtellen. Kann der Vorrath von Früchten und Wildpret ohne Viehzucht oder Kultur lange zureichen, wo ſich die Menſchen vermehren? Werden dieſe ſich dann nicht zu nahe tretten, fürchterlich werden, und Schutz in Verbindungen ſuchen? — Doch genug, und ſchon zu viel von einem Satze, den die ſtete Erfahrung ſchon zureichend beweiſet: denn, wie wäre es möglich, daß von dem Zuſtande, welcher dem Menſchen natürlich ſeyn ſollte, in keinem Lande, weder bey dem nackten Neuholländer, noch dem in Thierfelle gehüllten Feuerländer, weder bey den milden harmloſen Südinſulanern, noch den wilden menſchenfreſſenden Neuſeeländern, weder im fruchtbarſten Indien, noch auf der magerſten Neujahrsinſel, weder bey den trägen Amerikanern, noch bey den arbeitſamen Sineſern, weder bey den dummen Californiern, noch den klugen Europäern u. ſ. w. irgend Beyſpiele gefunden werden; und ſich hingegen allenthalben, an ſo viel abgeſonderten und verſchiedenen Orten der unnatürliche Zuſtand der Geſellſchaft eingeſchlichen hätte, da doch der Menſch ſonſt in ſeiner Lebensart ſo mancherley verſchiedener Beſtimmungen fähig iſt?]

und daher die Entwickelung der Vernunft zu des Menſchen ſeinem geänderten Zuſtande rechnet. Ich will auf dem Wort Vernunft oder Raiſon, eben nicht beſtehen, welches ich mich kaum beſinne in dem ganzen Werke des Herrn R. geleſen zu haben. Ich nehme ſeine Reflexion, und den Zuſtand der Reflexion, für eben daſſelbe an, was wir mit dem Worte Vernunft oder Gebrauch der Vernunft ſagen. Dieſen Zuſtand der Reflexion hält er aber nicht allein für einen ſchon verdorbenen unnatürlichen Zuſtand, der die Quelle alles menſchlichen Elendes ſey; ſondern leitet ihn auch von ganz zufälligen Umſtänden her, vor welchen vielleicht unendliche Tauſende von Jahren hergegangen, ehe ſie zuſammen getroffen, und welche auch fortan in Ewigkeit hätten ausbleiben können. Wir *ſuchen* das Erkenntniß, ſagt Herr R. bloß um etwas zu genieſſen, und es iſt unmöglich zu begreifen, warum einer, der weder etwas verlanget noch fürchtet, ſich die Mühe geben ſollte, zu raiſonniren. Das Verlangen des wilden Menſchen geht nicht über die phyſiſchen Nothwendigkeiten. Die einzigen Güter, die er in der Welt kennet, ſind Nahrung, Beyſchlaf und Ruhe: die einzigen Uebel, die er fürchtet, ſind Schmerz und Hunger: denn vom Tode hat er keine Vorſtellung. Die Perfectibilität, die geſelligen Tugenden, und die andern Geſchicklichkeiten, welche der natürliche Menſch in potentia (en puiſſance) bekommen hatte, konnten ſich nimmer von ſelbſt entwickeln, ſondern hatten dazu einen ungefähren Zuſammenlauf vieler fremden Urſachen nöthig, welche auch nimmer hätten

ent-

entſtehen können, und ohne welche der Menſch ewig in ſeinem urſprünglichen Zuſtande geblieben wäre. Er wirft viele faſt unauflösliche Schwierigkeiten in den Weg, ehe die Menſchen auf den Einfall hätten kommen können, ſich einander ihre Begierden durch gewiſſe Worte anzudeuten, oder ſich ſelbſt abſtrakte und allgemeine Begriffe zu machen. Er iſt daher unwillig, daß man die Waldaffen nicht für wirkliche wilde Menſchen, von eben der weſentlichen Art hält. Denn, daß ſie nicht ſprächen, ſey ein ſchlechter Beweis, weil das Reden uns auch nicht natürlich ſey, ungeachtet die Werkzeuge zum Sprechen uns natürlich wären. Daß ſie aber das Nachtfeuer der Negern, dabey ſie ſich gewärmet hatten, nicht unterhalten hätten, ſey nicht ſowohl eine bêtiſe oder viehiſche Dummheit, als ein Mangel des Willens: ſie hätten in dem heiſſen Clima von Loango der Wärme ſo nöthig nicht, die Zeit wäre ihnen endlich an einer Stelle zu lang geworden, und ſie wären mit dem Tage zu einer wichtigen Sache geeilt, ihre Nahrung zu ſuchen.

§. 6.

Es wäre, dünkt mich, dem Zwecke des Herrn R. wohl gemäß geweſen, da er uns belehren will, welcher Zuſtand dem Menſchen natürlich ſey oder nicht ſey, daß er zuvor deutlich und genau erkläret hätte, was er unter den Worten, Natur, Natürlich, Natürlicher Zuſtand, Recht der Natur, eigentlich verſtehe. Weil er aber das nicht gethan, ſo ſcheint er in ſeinen Begriffen ſehr zu ſchwanken; wo er nicht

gar unrichtig davon denkt. Ich will mich üßer jedes erklären, und dann des Herrn R. Begriffe, ſo viel ich ſie errathen kann, dagegen halten.

Natur des Menſchen nenne ich ſeine weſentlichen Leibes- und Gemüthskräfte, und ſeine angebornen Beſchaffenheiten. Die weſentlichen Leibeskräfte ſind zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit wirkſam, und bekannt genug. Die weſentlichen Seelenkräfte ſind, auſſer den Sinnen, ſinnlichen Vorſtellungen und Neigungen, welche wir mit den Thieren gemein haben, die Vernunft, Freyheit und Perfectibilität. Die angeborne Beſchaffenheit, welche hier in Betrachtung kömmt, iſt, daß wir nackt, unbewaffnet und hülflos auf die Welt kommen, und ſo ferne zur Pflege *und* Erziehung der Eltern in einer Familiengeſellſchaft angewieſen ſind. Hergegen iſt der Begriff des Herrn R. von der Natur des Menſchen theils mangelhaft, theils irrig: indem er die eigenthümliche Seelenkraft des Menſchen, welche ihn von allen übrigen Thieren weſentlich unterſcheidet, nämlich die Vernunft oder Kraft zu reflectiren, nicht zu ſeiner Natur, ſondern zu ſeinem zufälligen, und wohl gar verdorbenen Zuſtande rechnet; ihn an die Nachahmung thieriſcher Triebe verweißt; folglich ihm gar keine eigenthümliche Natur beylegt. Eben der Fehler äuſſert ſich auch darinn, daß er Vernunft, Freyheit und Perfectibilität nicht als geſchäftige, wirkſame Seelenkräfte, ſondern als ein bloſſes entferntes Vermögen (potentiam remotam) anſieht, welches vielleicht nimmer hätte zur Wirkſam-

keit

keit kommen können, indem dieſes von einem ungefähren Zuſammenſtoſſe vieler zufälligen Urſachen dependirte, welche alle hätten wegbleiben können. Demnach ſind ſeine Reflexion, Freyheit und Perfectibilität Werkſtücke, die nicht in ſein Naturgebäude gehören, ſondern in ſtatu Naturæ ungebraucht liegen bleiben. Unrichtig iſt auch des Herrn Roſſeau Vorſtellung von der angebornen Beſchaffenheit des Menſchen, ſo ferne er ihn ungeſellig machet, und die Geſellſchaft der Gattung und Erziehung, welche er nicht läugnen konnte, gleich nach dem Beyſchlafe und der Entwöhnung wieder aufhebt: wovon ich ſchon ausführlich geredt habe.

Natürlich nenne ich dasjenige, was ſich zu ſeiner Zeit aus der Natur, d. i. weſentlichen Kräften und angebornen Beſchaffenheiten, entwickelt, wenn nur keine Hinderniß da iſt, und die Umſtände übereinſtimmen. Ich ſage, zu ſeiner Zeit u. ſ. w. denn (daß ich erſt ein Gleichniß gebe) an einem Baume kann man nicht zugleich mit den Knoſpen auch Blätter, Blumen und Früchte verlangen; und doch iſt alles dieſes dem Baume natürlich, weil es ſich in gewiſſer Ordnung aus ſeinen vegetabiliſchen Naturkräften und Beſchaffenheiten entwickelt. Ich ſage ferner, wenn kein Hinderniß da iſt, und die Umſtände übereinſtimmen. Denn, wenn der Baum keine Wurzeln hätte, oder die Witterung entgegen wäre; ſo würde alles dieſes nicht zur Wirklichkeit kommen, und deswegen bliebe es doch dem Baume an ſich natürlich. So iſt es auch mit Thieren beſchaffen. Es iſt natürlich,

daß eine Raupe ſich einſpinnet und in einen Schmetterling verwandelt: aber man warte, bis ſie alle Häute abgeworfen, ſtöre ſie nicht in ihrer Arbeit, und ſetze ſie nicht in widrige Umſtände. Es iſt natürlich, daß Bienen ihren Wachs- und Honigbau verrichten: aber erſt müſſen ſie aus Würmern Fliegen geworden ſeyn, ſie müſſen keine ungebethenen Gäſte im Stocke bekommen, und in Geſellſchaft einer Mutterbiene oder Königinn ſeyn; ſonſt arbeiten ſie nicht. So werde ich denn auch nicht unrecht ſagen, dem Menſchen ſey der Hunger, der Auswurf, der Schlaf, das Gehen auf zweyen Füſſen, die Mannheit und Fortpflanzung des Geſchlechts natürlich; nämlich alles zu ſeiner Zeit. Ich ſage auch nicht unrecht, das Sprechen überhaupt, und das Abſtrahiren ſey ihm natürlich; nämlich ſoferne ſich die Vernunft in der Sprachfähigkeit und den allgemeinen Begriffen ſchon in der Kindheit ohne alle Anweiſung und Regeln zeigt, wenn der Menſch nur nicht taub zur Welt gekommen, und nicht in einer unnatürlichen Geſellſchaft von ſtummen und dummen Viehe, ſondern unter ſeinen Aeltern, groß geworden iſt, wie ſeine angeborne Beſchaffenheit erfordert.

Und daraus kann man denn auch urtheilen, was ein natürlicher Zuſtand des Menſchen ſey: nämlich, wenn er in die Umſtände geſetzt iſt, die ſeine eigenthümliche Natur nothwendig zur Wirkſamkeit vorausſetzet. Wenn man den Statum mere naturalem des Menſchen dem Statui civili entgegen ſetzet, ſo muß man freylich die Stiftungen der bürgerlichen Geſellſchaft davon abſondern: aber der Menſch ſoll doch

auch in ſeinem ſtatu naturali ſchon ein Menſch ſeyn, und wir müſſen ihm diejenigen Umſtände nicht benehmen, welche der Ausbruch ſeiner eigenthümlichen Naturkräfte vorausſetzet, und die vor aller bürgerlichen Verordnung und Herrſchaft angenommen werden können und müſſen. Herr R. macht ſich einen falſchen Begriff von dem natürlichen, und unnatürlichen Zuſtande. Er meynt, was wir nicht wirklich mit auf die Welt brächten, das ſey nicht natürlich. Denn er ſagt, das Sprechen ſey dem Menſchen nicht natürlich, ſondern das Schreyen. Ja, mit Schreyen kömmt er allerdings zuerſt auf die Welt: aber hernach lallet er, dann verſteht er die Sprache, dann ſpricht er ſie. Aber Herr R. ſagt, er ſpricht gar nicht, wenn er unter Thieren erwachſen iſt. Nämlich er ſetzt den Menſchen erſt in einen unnatürlichen Zuſtand, und dann läugnet er, daß ihm das natürlich ſey, was doch zu ſeiner Zeit in dem natürlichen Zuſtande mütterlicher oder älterlicher Geſellſchaft unausbleiblich hervorbrechen würde. Nach des Herrn R. Schlußart wollte ich eine oder mehr Bienen, ohne Mutterbiene, in die Geſellſchaft von Käfern und Raupen ſetzen, und weil ſie dann ihren Trieb nicht äuſſern, ſagen, die Bereitung des Wachſes und Honigs ſey den Bienen nicht natürlich; wie ungereimt wäre das nicht geurtheilet! Wir Menſchen lernen ja nicht deswegen ſprechen, weil wir in ſtatu civili unter bürgerlichen Herrſchaft ſtehen, ſondern weil wir in einer Familiengeſellſchaft erzogen ſind, welches unſer Status naturalis, auch ohne und vor aller bürgerlichen Geſellſchaft iſt. Eben ſo

wie

wie Herr R. das Gehen auf zweyen Füſſen, welches doch offenbar von der mütterlichen Geſellſchaft und Erziehung entſpringt, zu dem Statu naturali des Menſchen rechnet, eben ſo und mit gleichem Rechte müſſen wir die Sprache des Menſchen zu ſeinem Statu naturali rechnen. Es iſt ſo wenig ein Volk in der Welt, wenn es auch noch ſo wild wäre, das gar keine Sprache hätte, ſondern bloß blökte oder brummte, als eins gefunden wird, daß auf allen vieren kröche, oder da keine fortgeſetzte Ehe und gemeinſchaftliche Erziehung der Kinder im Gebrauche wäre. Man darf deswegen nicht ſagen, daß dieſer oder jener Schall beſonders ein natürlich Zeichen gewiſſer Gedanken und Begierden ſey. Das erfordert freylich eine heimliche Einwilligung oder vielmehr bloß eine Nachahmung anderer Menſchen; aber doch auch keine ſolche, die ex ſtatu civili und obrigkeitlicher Verordnung fließt, ſondern die vielmehr vor dem Statu civili zu ſetzen iſt. Die Natur hingegen hat doch überhaupt dem Menſchen vor andern Thieren Werkzeuge zum deutlichen Schalle und zur vernehmlichen Sprache gegeben. Da nun andere Thiere ſich einander ihre Leidenſchaften und Begierden durch einen confuſen Schall, Stimme und Ton zu verſtehen geben: warum ſollte der Menſch nicht auch ſeine Stimme brauchen, und ſeine Gedanken andern in einer Familiengeſellſchaft und in einem Umgange durch einen ihm eigenthümlichen deutlichen Schall entdecken? Warum ſollte er alſo ſeine natürliche Sprachfähigkeit nicht äuſſern, da tauſend Gelegenheiten kommen, wo Mutter und

Kin=

Kinder es nöthig haben, ſich einander ihre Gedanken kund zu machen? Welchen beſondern Schall der erſte Erfinder eines Wortes zu einer jeden Sache brauchte, das war gleichgültig; die erſte Sylbe, die ihm einfiel, war die beſte. Andere Menſchen ſind froh, wenn ein Ding nur ſeinen unterſcheidenden Namen hat, und nehmen ihn willigſt an. Die Thiere haben in jeder Art nur einen einzigen beſtimmten undeutlichen Schall, oder doch nur geringe Abwechſelung deſſelben: weil ſie ihre Art an dieſem Schalle kennen ſollen, und ſich in individuo einander nur wenige Leidenſchaften zu entdecken haben, auch von Natur unfähig ſind, mit Worten, verſtändliche Begriffe zu verbinden. Der Menſch aber mußte deutliche Begriffe durch einen deutlichen Schall ausdrucken; um ſo mehr, da er ſo viele Begriffe von Dingen nöthig hat, dazu die unendliche Mannichfaltigkeit der möglichen Wörter das geſchickteſte Mittel war. Daher konnte er auch nicht von der Natur zu einem einzigen gewiſſen Schalle angewieſen ſeyn: ſondern die Wahl aus ſo unzählig vielen möglichen Sylben und Wörtern mußte ſeiner Willkühr überlaſſen werden. Es iſt alſo dem Menſchen zwar nicht dieſe oder jene Sprache, aber doch überhaupt das Sprechen natürlich; die Sprachfähigkeit iſt dem Menſchen allein und eigenthümlich gegeben, und zur Unterhaltuug der Geſellſchaft mit ſeines Gleichen nothwendig.

§. 7.

Es iſt demnach grundfalſch, daß die Natur uns Menſchen gebildet habe, einſam, ungeſellig, ſtumm

und

und dumm, kurz, ein wahres Vieh zu ſeyn. Es iſt grundfalſch, daß wir in ſolchem Zuſtande ſeyn, oder glücklich und zufrieden ſeyn könnten; grundfalſch, daß Geſelligkeit, Sprache, allgemeine Begriffe, Reflexion und Gebrauch der Vernunft den Menſchen unnatürlich, oder erſt nach vielen Tauſenden von Jahren unter ihnen entſtanden wären; grundfalſch, daß die Reflexion, Freyheit und Perfectibilität, daß Wiſſenſchaften und Künſte, welche aus jenen entſpringen, an ſich und nach ihren weſentlichen Regeln, die Quelle alles menſchlichen Elendes wären.

So viel kann und muß man dem Herrn R. gerne zuſtehen, wie es auch aus ſeiner Perfectibilität von ſelbſt folget, daß in den Künſten, Wiſſenſchaften und allen Vorzügen der Menſchen, Stufen und Wachsthum Statt finden, welche ſich erſt mit der Zeit, und nach Umſtänden, mehr und mehr entwickelt häben. Die Nothwendigkeiten des Lebens, Nahrung, Sicherheit, Kleidung, Wohnung, gehen allem übrigen Bemühen der Menſchen vor, und wenn ſie Kinder haben, ſo ſorgen ſie für deren Nothwendigkeiten eben ſo, wie für ihre eigene. Aber auch dieſen erſten Bedürfniſſen können Menſchen, die mit keinen blinden Trieben verſehen ſind, ſchon nicht ohne mancherley Kenntniß der Dinge, ohne Nachdenken, ohne Erfindung, ohne einige rohe Künſte, abhelfen. Nun könnte man wohl annehmen, daß der Schöpfer ſelbſt den erſten Menſchen, die ganz neu in der Welt waren, die unentbehrlichſten Hülfsmittel angewieſen habe.

Dazu giebt die heilige Schrift Anleitung, und viele der heidniſchen Weltweiſen haben gleichfalls die nothwendigſten Künſte den Göttern zugeeignet. Allein, Herr R. will wohl einen übernatürlichen Lehrmeiſter nicht gerne in ſeinen ſtatum naturæ eingemiſcht haben. Wir wollen uns alſo lieber auf die natürlichen Geſchicklichkeiten berufen, die er ſelbſt den urſprünglichen Menſchen zuſchreibt. Sie gehen aufrecht, und wiſſen auf ihren zweyen Füſſen das Gleichgewicht zu halten; ja ſie laufen, ſie klettern auf die Bäume. Das konnten ſie nicht aus der Nachahmung der Thiere gelernt haben. Denn die hätte ſie vielmehr zum vierfüßigen Gange geführt. Sie müſſen alſo bey Zeiten, ſchon als Kinder, verſucht haben, ſich aufzurichten, und müſſen wenigſtens aus der Empfindung gemerkt haben, daß dieſe Stellung ihrem Körper angemeſſener ſey, als die thieriſche, und daß ſie dabey auch das Vergnügen hätten, weiter umher zu ſehen. Folglich hat ſchon anfangs die Bequemlichkeit, und der Reiz der ſinnlichen Gegenſtände, ihre Naturkräfte zu einer gewiſſen Art der Handlung determinirt, welche ſie von den Thieren unterſchied. Sie wehren ſich mit einem abgebrochenen Aſte und mit Steinen. Das iſt abermal nicht aus der Schule der Thiere, und alſo aus eigener menſchlicher Reflexion, was ihnen bey der angebornen Waffenloſigkeit ſtatt der Waffen dienen könnte. Sie fühlen ihre Blöſſe bey der Kälte, und denken auf ein Mittel, ſich dagegen zu ſchützen: finden, daß ſie ſich wohl in den warmen Pelz eines Thiers einhüllen könnten.

Demnach ſchlagen ſie es mit ihrer Keule todt, und ziehen ihm das Fell ab. Womit? hatten ſie doch noch kein Eiſen oder Meſſer. Mit einem ſcharfen Steine. Gar recht; den Gebrauch der Steine beſtätiget auch die alte Geſchichte, ſo wie die Kleidung in Thierfellen. Alſo hat ſie ja die Noth zum Nachdenken getrieben und erfinderiſch gemacht. Sollten Menſchen, die ſchon ſo viel Nachdenken und Erfindung haben, nicht auch Höhlen ſowohl für die Kälte, als zum Schutze gegen wilde Thiere, ſuchen? Das iſt ganz natürlich. Und ich weiß nicht, warum Herr R. ihnen das abſpricht, da ſie es doch ſelbſt an wilden Thieren ſehen konnten, deren Nachahmung er ihnen ſtatt eigener Triebe und ſtatt der Reflexion zur Regel der Lebensart giebt. Ich dächte *auch*, ſie hätten auf ſolche Art den Thieren abgeſehen, welche Früchte ihnen zur Nahrung dienlich ſeyn könnten: wie es wirklich unſere Europäer in der neuen Welt machen mußten. Die unentbehrliche Verknüpfung unter einander, beſonders in einer Familiengeſellſchaft, trieb ſie zur Bezeichnung ihrer Gedanken und Begierden vermittelſt eines Schalles; folglich machten ſie auch Gebrauch von den natürlichen Werkzeugen einer deutlichen Stimme und Sprache. Ich will ſetzen: ſie hätten ſich anfangs noch viel mit der Fingerſprache beholfen: ſo konnte dieſe doch bey weitem nicht alle ihre Gedanken oder ihr Verlangen ausdrücken. Sie werden dabey etwas gelallet, und bald deutliche Wörter hervorgebracht haben. Denn der Menſch iſt geneigt, wenn er auch

den

den Schall der Thiere nachahmen will, ſolchen in einen deutlichen Schall, in Wörter zu verwandeln.

Wo denn nur ein Anfang iſt vom Nachdenken, von Erfindungen, von Künſten, vom Sprechen, da geht die Bemühung bald weiter, von der äuſſerſten Nothdurft, und rohen Hülfsmitteln derſelben, zu beſſern, zu mehrern, zur Bequemlichkeit, zur Abwechſelung, zur Luſt, zum Zeitvertreibe und Vergnügen. Selbſt die wildeſten Nationen in America, [oder auf dem Feuerlande, in Neuſeeland, in Neuholland u. ſ. w.] welche dem thieriſchen Zuſtande am nächſten kommen, ſind doch nicht ohne Geſelligkeit, Sprache, und Künſte, und Herr R. thut ihnen offenbar Unrecht, wenn er z. B. einen Caraiben dichtet, daß er ſeine Hangmatte verkaufte, ohne auf den Abend zu denken, und daß er ſein Weib ohne Eiferſucht andern Preis gäbe. Eben die geflochtene Hangmatte zeigt ihre Kunſt, Erfindung und Nachdenken, ſich eine bequeme und ſichere Schlafſtelle zu bereiten. Ihr Jagen, Fiſchen, Schiffen, Schwimmen, Tauchen, ihre Bogen, Pfeile und Waffen, ihre Kenntniß giftiger ſowohl als heilſamer Pflanzen, ihre Muſik, Geſänge, Tänze und andere Uebungen, ſind Beweiſe, daß ſie mit des Herrn R. ſeiner Beſchreibung, die er von ihnen macht, nicht übereinſtimmen, und überhaupt, daß ſie ſich mit ſolchem urſprünglichen Zuſtande, als er ſich einbildet, nicht begnügt haben. Sie leben nicht zerſtreut und einſam in Wäldern, ungeachtet ſie die dickſte Wildniß um

ſich haben. Sie halten ſich zuſammen in Familien und Völkerſchaften: ſie führen ihre fortdaurenden Ehen: ſie erziehen ihre Kinder nach ihrer Lebensart: ſie erkennen das Unrecht, das man ihnen anthut, ihr Land einzunehmen; ſie erwählen einen Heerführer im Kriege, und wehren ſich tapfer, ſo viel ſie können.

Daß die meiſten Amerikaner nicht weiter gekommen ſind in Künſten, Wiſſenſchaften, Sitten, daß ſie faul und träge ſind, und Ruhe und Schlaf allen weitern Stufen möglicher Vollkommenheit vorziehen: entſteht bloß daher, weil ſie ſich in Betrachtung des groſſen Landes noch ſehr wenig vermehrt haben, und in den wüſten Wäldern, Wild die Menge, Baumfrüchte und Erdgewächſe, kurz, einen Ueberfluß von Lebensmitteln vor ſich finden, welcher für alle zureicht, ohne daß ſie nöthig haben, der ergiebigen Natur durch ihren Fleiß zu Hülfe zu kommen. Daher blieb alles allen zum Gebrauche gemein: man bekümmerte ſich nicht groß darum, weder Vieh zu zähmen, das die Küche verſorgen, noch eine Art Korn oder Früchte zu bauen, welche die Scheuren füllen könnten. Aber ſobald die Menſchen ſich in einem Lande ſo vermehren, daß der von ſelbſt ſich anbiethende Vorrath der Natur nicht mehr für ſolche Menge zureicht, oder wenn auch die Art des Landes an Früchten ſo ergiebig nicht iſt, ſobald höret die Gemeinſchaft der Güter auf. Derjenige, welcher eine Art eßbaren Viehes zu ſeinem Gebrauche fängt, zähmet, weidet, der ein Feld bearbeitet, und mit nahrhaften Gewächſen beſäet, der hat

Recht,

Recht, andere von deſſen Nutzung auszuſchlieſſen, und ſich die Frucht ſeines Fleiſſes und ſeiner Geſchicklichkeit zuzueignen. Siehe! ſo iſt denn das Eigenthum unter Menſchen, die ſich in einem Lande mehren, unentbehrlich: und dieſes wekt den Fleiß und die Geſchicklichkeit unter ihnen auf, und eben daher entſteht der erſte Unterſchied des äuſſerlichen Zuſtandes, wie Herr R. gar wohl eingeſehen hat. Der Faule, der Nachläßige, Unachtſame, Unordentliche, Dumme, Einfältige, darbet, und kann in ſo guten häuslichen Umſtänden unmöglich ſeyn, als der Emſige, Ordentliche und Witzige. Das giebt denn Reiche und Arme, das giebt Herren und Bediente, das giebt endlich, bey weiterer Vermehrung der Menſchen, Regenten und Unterthanen; welches auszuführen mein Zweck nicht mit ſich bringet. Herr R. könnte alſo auch wohl eingeſehen haben, daß ſolcher Unterſchied der Stände mit der Natur der Menſchen eine nothwendige Verknüpfung habe, und daß Fleiß und Geſchicklichkeit an und für ſich den Menſchen und deſſen Zuſtand vollkommener machen. Die Ungleichheit des Standes hebt die Gleichheit des Rechts, ja ich mag auch ſagen der Freyheit, Vollkommenheit und Glückſeligkeit, nicht auf. Billige Regenten laſſen ſich in ihrem eigenen Lande von den geſetzten Obergerichten die Rechtsſachen mit den Unterthanen ab- und den Unterthanen zu ſprechen. Der Contractus Societatis civilis iſt, wegen der Unordnungen im Statu naturali, zu beſſerer Handhabung menſchlicher Rechte, zur Wohlfahrt und Sicherheit der Gemeinen, zur Pflanzung der Künſte, Wiſſenſchaften, Tugenden

 und

und guten Sitten, geſtiftet und eingeführt, und bey jetziger Vielheit der Menſchen unentbehrlich. Ein jeder kann dabey in jedem Stande, nicht allein geſund ſeyn, und zureichende Lebensmittel haben, ſondern auch alle menſchliche Vollkommenheiten des Leibes und Gemüthes erwerben, geſchäfftig, weiſe, klug, beliebt und geachtet ſeyn, ja, wenn er will, auch im mittelmäßigen Stande eben ſo vergnügt ſeyn, als ein König. 2) Misbrauchet einer im Statu civili des Vorzuges, welchen ihm ſein Stand giebt, durch Gewalt, Liſt und Betrug; ſo iſt es dem Statui civili an ſich nicht zuzuſchreiben. Und gewiß, die Wilden in America, und anderwärts, haben bey ihrer wüſten und dummen Lebensart unläugbar weniger Vergnügen, und ſind doch theils eben demſelben, theils anderm Ungemache unterworfen, führen auch unter ſich ſelbſt mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit Kriege.

Wir, die wir in bürgerlicher Geſellſchaft unter Obrigkeiten und Geſetzen leben, haben nicht Urſache, wegen der hie und da zufällig eingeriſſenen Misbräuche, wegen der Unterdrückungen von den Mächtigern, und

2) Ich habe den Satz, omnes homines æque felices eſſe, in einer beſondern Rede ausgeführt, welche in meinen Primitiis Wismarienſibus 1723. 4. gedrukt iſt. Mancher möchte den Satz als paradox verwerfen; aber vernünftige Leute werden leicht einſehen, was ich damit ſagen will, und in ſeinem eigentlichen Verſtande halte ich ihn für eine groſſe und zur Zufriedenheit des Menſchen höchſt wichtige Wahrheit, die ich dem Herrn Rouſſeau, bey ſeiner Klage ſur l'inegalité des hommes, wohl empfehlen möchte.

und des daraus entſtehenden Elendes aus der Welt zu laufen, Miſanthropen zu werden, uns lieber wild, ungeſellig, nackt, einſam, ſtumm und dumm zu wünſchen, die menſchliche Natur ſelbſt aller ihrer Vorzüge zu berauben, und weit unter das Vieh herunter zu ſetzen. 3) Es ſind noch immer Länder, da, unter einer ſanften Regierung, die Freyheit der Religion, der Lebensart, der willkührlichen Handlungen, ungekränkt bleibt, da Künſte, Wiſſenſchaften und Handlung blühen, da Geſchicklichkeit, Fleiß, Ehrlichkeit und Tugend geachtet und belohnt wird, und da Menſchenliebe immer Gegenliebe findet. Wenn ein jeder Stand wegen der äuſſerlichen Ungleichheit, oder wegen der Misbräuche zu verwerfen wäre; ſo müßten wir auch denn allernatürlichſten Stand, welchen die Natur ſelbſt zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Aeltern

3) In der Bibliotheque des Sciences & des Beaux Arts, T. IV. P. II. Artic. 7. p. 407 ſqq. iſt eine ſehr artige Beurtheilung obgedachter Schrift deß Herrn R. Der Beſchluß davon iſt folgender: „Qui l'auroit crû que, pour conſtater, que nous étions naturellement egaux, il fallut prouver, qu'originairement nous étions au deſſous de la bête; raiſonnables ſans raiſonner; ſuſceptibles de vertu ſans aucune idée de devoir; acceſſibles aux paſſions, ſans aucun deſir dans le cœur: libres, ſans faire aucun choix; comblé de bienfaits de notre Createur, ſans penſer jamais à lui, ſociables, ſans liaiſon; pères & époux, ſans tendreſſe; freres ſans amitié; capables de parler, ſans daigner l'apprendre; induſtrieux, ſans induſtrie; perfectibl à une infinité d'égards, ſans eſſayer de nous perfectioner à aucun; immortels, ſans le ſavoir; nés en un mot uniquement pour manger, pour multiplier, pour dormir, pour mourir?

tern und Kinder geſtiftet hat, nämlich die Ehe, für unnatürlich erklären, ihr alles Verderben der Menſchen aufbürden, und ſie lieber ganz verabſcheuen, oder ſtatt deſſen eine wilde Kühlung der Geilheit einführen, und die Kinder umkommen laſſen, oder, welches einerley iſt, in den Wald unter das Vieh laufen laſſen? Das wäre ja wohl ſehr unnatürlich geſchloſſen. Es iſt demnach des Herrn R. Status naturæ primitivus, welcher die menſchliche Natur aller angebornen eigenthümlichen Vorzüge und Vollkommenheiten, aller Geſellſchaft, Sprache und Uebung der Vernunft, aller Künſte, Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeit, aller Bequemlichkeit, Ergötzung, Freundſchaft, Gefälligkeit, Menſchenliebe, ja Tugend und Religion, beraubet, und uns noch dazu weit unempfindlicher, dümmer, wilder und elender macht, als irgend ein Thier auf der Welt ſeyn mag, ein höchſt unnatürlicher und in ſich ſelbſt widerſprechender Zuſtand.

§. 8.

Ich will die Vergleichung der Menſchen mit den Thieren ganz aufrichtig anſtellen. Ich will nicht allein anzeigen, was wir mit den Thieren gemein, ſondern auch worinn dieſe vor uns; und warinn wir vor ihnen etwas voraus haben. Wir müſſen aber überhaupt voraus ſetzen, daß wir ſowohl, als die Thiere, zu einer gewiſſen Art der Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit, von dem Schöpfer fähig gemacht und beſtimmt ſind. Das Vorzügliche auf beyden Seiten muß uns belehren, zu welcher beſondern Art der Glückſeligkeit uns unſere Natur leiten ſoll.

Das=

Dasjenige, was wir Menſchen mit den Thieren gemein haben, beſteht hauptſächlich in dem Sinnlichen. Ein Leben in einem organiſchen Körper, welches wir durch Zeugung und Geburt empfangen, und durch Nahrung unterhalten, und wiederum durch Zeugung fortpflanzen, ehe wir ſterben. Wir haben beyderſeits innere Lebenskräfte, die das Ihrige, ohne unſer Denken und unſern Rathſchluß, verrichten; eine willkührliche Bewegung einiger Gliedmaaſſen, um uns ſelbſt von einem Orte zum andern zu bringen, oder äuſſerliche Dinge zu unſerm Gebrauche zu handhaben, Gefahr von uns abzuwenden, oder unſerm eigenen Körper Handreichung zu thun. Wir haben beyderſeits Sinne und ſinnliche Vorſtellung des Gegenwärtigen, im Fühlen, Schmecken, Riechen, Sehen, Hören; welche auch mit einer Einbildungskraft und einem Gedächtniß, oder einer Vorſtellung und Erinnerung des Vergangenen vergeſellſchaftet iſt. 4) Wir em-

4) Indem ich den Thieren ſowohl, als uns Menſchen, Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß zuſchreibe, ſo ſehe ich nur auf eine allgemeine Aehnlichkeit oder Analogie, welche den beſondern Unterſchied nicht aufhebt. In der That ſind wohl alle dieſe Kräfte nicht allein unter den Thieren ſelbſt annoch verſchiedener Art, ſondern ſie ſind auch bey den Menſchen darinn ausnehmend, daß ſie ſich mit einem deutlichen Bewußtſeyn äuſſern. Es ſcheint aber, daß ſich die Thiere weder des Gegenwärtigen, noch Vergangenen, weder ihr ſelbſt, noch anderer Dinge, auf eine ſolche Art bewußt iſt, als wir. Denn unſer Bewußtſeyn entſteht aus allgemeinen und deutlichen Begriffen durch Hülfe der Wörter: die Thiere aber haben zu allen dieſen keine Fähigkeit.

empfinden beyderſeits, durch die Sinne, Luſt und Schmerz, und werden daher zu ſinnlichen Begierden oder Abneigungen, das iſt, zu gewiſſen Affecten, gereizet. Daher ſind wir einer ſinnlichen Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit fähig, und, jene durch unſere Affecten zu befördern, dieſe abzukehren, geſchäfftig. Wir haben einen natürlichen Trieb, uns zu nähren, und unſer Geſchlecht mit einem Gatten unſerer Art fortzupflanzen, und die Jungen zu lieben, zu nähren und zu vertheidigen. Wir ſind endlich denen allgemeimeinen körperlichen Zufällen, welche die Verknüpfung der Dinge, die Geſetze der Bewegung, und die Maſchinen unſerer Körper mit ſich bringen, unterworfen. Speiſe und Trank, Wetter, Gewitter, Elemente, haben über unſere Körper Macht; wir können von dem Stoſſe härterer Körper verletzt werden; es ſind bey allen Misgeburten möglich; Schmerz, Krankheiten und Tod warten unſer ſowohl, als der Thiere.

Hieraus iſt eines Theils zu ſchlieſſen, daß dergleichen Handlungen, die wir Menſchen, durch die Aehnlichkeit der Natur, mit allen Thieren gemein haben, an und für ſich betrachtet, auch der menſchlichen Natur, und folglich der göttlichen Abſichten mit uns, gemäß ſind. Darinn beſteht das allgemeine Recht der Natur, welches die alten Rechtsgelehrten eben dadurch erklärten, daß es die Natur alle Lebendige gelehrt habe: als z. B. ſich ſelbſt lieben, alles Böſe, alle Gefahr von ſich abzuwenden ſuchen, ſein Geſchlecht fortpflanzen, die Jungen nähren und ſchützen ꝛc.

Wir

Wir ſehen beſonders daraus, daß uns Gott alle ſinnliche Luſt, welche die Thiere genieſſen können, gleichfalls gegönnet habe: weil er dieſe ſüſſe Empfindung mit dem natürlichen Gebrauche der körperlichen Kräfte und Werkzeuge ſtets verknüpft hat. Folglich iſt es auch Gottes Abſicht gemäß, daß wir in der ſinnlichen Luſt einen Theil unſerer Glückſeligkeit ſuchen und finden ſollen. Handeln denn diejenigen nicht wider die Abſicht ihres Schöpfers, und wider das allgemeine Naturrecht, welche ſich, bey dem natürlichen und nothwendigen Gebrauche körperlichen Theile und Kräfte, der damit verknüpften ſinnlichen Luſt, aus eingebildeter Heiligkeit, entſchlagen und entäuſſern; oder ſich wohl gar unnöthig und vorſetzlich allerley ſinnlichen Schmerz anthun, und bey aller Gelegenheit darnach ringen? Dennoch finden ſich in der alten und neuen Geſchichte, bey Heyden und Chriſten, dergleichen thörichte Selbſtmärtyrer nicht wenig; gleichſam, als wenn es uns an widrigen Zufällen in der Welt fehlte, oder als wenn ein gutes Herz des Selbſthaſſes fähig wäre, oder, als wenn ein böſes Herz nicht auch darunter Hochmuth und Bosheit verbergen könnte.

§. 9.

Die Thiere haben aber in dieſer Art der Glückſeligkeit, die aus ſinnlicher Luſt entſteht, noch manche Vorzüge vor den Menſchen. Einer der vornehmſten beſteht darinn, daß ſie weder ſo viel Kleidung, Waffen, Häuſung und Wartung brauchen, als wir, noch die dazu benöthigten Handlungen ſelbſt erdenken,

oder

oder lernen und üben dürfen. Sie bringen Kleidung, Waffen, und andere Nothwendigkeiten, mit auf die Welt; und wenn ihnen noch was fehlt, ſo iſt auch einer jeden Gattung ein dienlicher Trieb mit einer Fertigkeit angeboren, dem ſie nur blindlings folgen dürfen. Dann verrichten ſie gleich alles ohne Fehl, was zu ihrem beſtimmten Zwecke erforderlich iſt. Brauchen ſie Wohnungen; ſie wiſſen ſich ſolche von ſelbſt künſtlich zu graben und zu bauen. Haben ſie Betten, Kleidungen und deren Wechſel nöthig; ſo iſt ihnen eine unerlernte Kunſt, zu weben, zu ſpinnen, und die veraltete Decke abzuwerfen, eingeprägt. Müſſen ſie ihr Futter etwas weitläuftig ſuchen, oder zu ihrem Gebrauche bereiten, oder zur künftigen Nothdurft ſparen; ſo wiſſen ſie auch ſchon von Natur eine Kunſt, mit welcher ſie ihr Brod verdienen, oder ihre Nahrung erjagen können; wie ſie dieſelbe ſich zu Nutzen machen, oder auf den Winter ſammlen, und in verborgenen Kammern aufſchütten ſollen. Haben ſie Feinde auf der Welt, oder ſind ſie Krankheiten und Verletzungen unterworfen; ſo haben ſie auch Waffen und Genesmittel dagegen, welche ſie ohne alle Anweiſung zu ihrem Beſten anzuwenden wiſſen. Sollen ſie ſich paaren, und ihren Jungen Bequemlichkeit und Unterhalt verſchaffen; ſo braucht man ihnen nicht die Eheſtandespflicht zu erklären; ſie ſuchen ſich zu der bequemſten Zeit einen Gatten, ſie bauen ihren Jungen, wenn es nöthig thut, zum voraus ſanfte Neſter; ſie wärmen, füttern, ſäugen und vertheidigen dieſelben emſig und herzhaft. Können ſie nicht anders, als ge-

gemeinſchaftlich, zu Rechte kommen; ſo ſind ihnen ſchon die Grundgeſetze der beſten Republik ins Herz geſchrieben; und ein jeder thut darinn ſeine Pflicht ohne Zwang.

Wie nackt und bloß, wie vieler Dinge bedürftig, wie roh und unwiſſend aber kommen wir nicht auf die Welt! Was hat es nicht dem menſchlichen Geſchlechte für Zeit und Mühe gekoſtet, die zu ihrer Nothdurft, Bequemlichkeit und Luſt dienſamen Künſte und Wiſſenſchaften zu erfinden, und zu der Vollkommenheit zu bringen, in welcher ſie jetzo ſind? Die Natur hat uns mit keinen wirklichen Künſten und Fertigkeiten verſehen; ſie hat uns bloß das Vermögen der Vernunft, zur Erwerbung mancherley Geſchicklichkeit, verliehen. Und dennoch ſind die anfangs dadurch erfundenen Künſte und Wiſſenſchaften nicht gleich vollkommen, ſondern erſt ſehr roh und mangelhaft geweſen; ihr Wachsthum hat Tauſende von Jahren erfodert, und ſie ſind noch nicht zu ihrer völligen Reife gekommen. Sie ſind und werden aber auch, ſelbſt in den Geſchlechtern der Künſtler, nimmer erblich; ſondern ſie müſſen durch Unterricht fortgepflanzt, und von einem iedem erlernet werden. Das gedeyet aber nicht ſogleich zur Fertigkeit; ſondern eine anhaltende Uebung muß uns erſt, unter manchem Irrthum, Fehl und Brudeley, den Weg dazu bahnen. Sobald die Menſchen in einem Weltalter aufhören, die Künſte und Wiſſenſchaften noch höher zu treiben, oder die Beſitzer und Erfinder derſelben zu ehren und zu belohnen,

nen, ſo kommen ſie ſchon zurück; ſie verderben ihren Geſchmack, ſie verfallen in eine Barbarey, und manche Erfindung geht gar darüber verloren. Es iſt demnach nimmer geſchehene Arbeit bey uns Menſchen. Das Vermögen der Vernunft, welches wir allein, zur Erwerbung der Glückſeligkeit haben, wird immer geſchäftig erhalten. Wir Menſchen werden ſelbſt durch die ſinnlichen Bedürfniſſe, und durch den Mangel der angebornen Triebe, auf den Gebrauch unſerer Vernunft, und auf das Erkenntniß unſerer ſelbſt und der Welt, ja zum anhaltenden Fleiſſe in denſelben, verwieſen, wenn wir Mangel, Schmerz und Verdruß vermeiden, und einigermaaſſen Luſt genieſſen wollen. Zu geſchweigen, daß der Gebrauch der Vernunft zugleich *ein* nothwendiges Mittel iſt, unſere ſonſt ausſchweifenden ſinnlichen Begierden im Zaume halten, und ſich der möglichen Luſt nicht zu ſeinem Schaden zu misbrauchen.

§. 10.

Vielleicht wird mancher Reicher oder Vornehmer gedenken: Mit den Uebungen des Verſtandes mögen ſich andere placken, denen Armuth und Mühe zum Schickſale beſtimmt iſt; ich darf mir den Kopf nicht zerbrechen, noch mir es ſo ſauer in der Welt werden laſſen; für meine Glückſeligkeit hat der Himmel, haben meine Aeltern und Voraltern ſchon überflüßig geſorget: für mein Geld ſind mir alle Krämer, Künſtler und Gelehrte zu Dienſte, wenn ich ihrer brauche. Ich will mir nur gütlich thun, und mir mein Leben durch allerley beliebige Luſt vergnügt machen.

Allein,

Allein, nicht zu ſagen, daß es ohne Uebung des Verſtandes unmöglich ſeyn wird, ſich in den Ergözlichkeiten der Sinne zu mäßigen; ſo würde auch ein Menſch, der ſo dächte, ſich ſelbſt nicht kennen; und indem er ſeine Natur nach viehiſcher Art zufrieden ſtellen wollte, des Weges zur menſchlichen Glückſeligkeit gänzlich verfehlen. Die ſinnliche Luſt iſt nicht das einzige, noch äuſſerſte Ziel der menſchlichen Natur. Darinn beſteht der zweyte groſſe Unterſchid zwiſchen uns und den Thieren. Wenn dieſe die körperliche Nothdurft geſtillet, ſich ſatt gegeſſen und getrunken, oder auch zu gewiſſer Zeit ihre Brunſt gefühlt haben; wenn ſie bey allen dieſen nach ihrer angebornen Fertigkeit verfahren ſind; ſo ſind ſie, nach ihrer Art, vollkommen vergnügt; ihre Vorſtellung und ihr Verlangen erſtreckt ſich nicht weiter, ihnen fehlt nichts mehr. In der That, die Zeit wird ihnen nimmer lang, ſie wiſſen von keinem mehrern oder höhern Vergnügen, und haben auch weder Fähigkeit noch Kräfte, noch Reiz und Geſchmack dazu. Uebertriebene Wolluſt ſuchen ſie nicht, um überflüßiger Nahrungsmittel willen machen ſie ſich keine vergebliche Mühe oder Sorge; der eitle Ehrgeiz läßt ihnen vollkommen Ruhe. Kurz, ſie können, nach ihrer Art, viel eher und wohlfeiler zufrieden und glücklich werden, als wir.

Wenn aber ein Menſch alle die Luſt, welche er mit dem Viehe gemein hat, ohne die geringſte Mühe und Kunſt erhalten, ja auch ohne Verſtand mäßig treiben könnte; würde er dabey glückſelig ſeyn, und

thäte

thäte er ſeiner Natur damit völlig Genüge? würde er nicht weitere Ergötzungen ſuchen? läßt ſich die menſchliche Seele mit ſolchen Träbern ſättigen? Mit grober Wolluſt kann er ſich nicht beſtändig unterhalten. Die Nothdurft iſt mit wenigem zufrieden. Hals und Magen ſind bald gefüllt; und der Beyſchlaf giebt nur kurze Freude. Wenn auch ſelbſt die gemäßigte ſinnliche Luſt bey uns nicht mit Witze, Geſchmack, Verſtande, Einſicht, Geſpräche, Freundſchaft, Vertraulichlichkeit, gewürzet und erhöhet wird, ſo iſt ſie für uns faſt unempfindlich und abgeſchmackt. Will einer ſie weiter dehnen, als die Natur zu ihrer Nothdurft erfordert; ſo höret das Angenehme gar auf: er überladet und ſchwächet ſeine Kräfte; er macht ſich ſelbſt zur künftigen Luſt unfähig, und erweckt ſich, ſtatt deſſen, Schmerz und Krankheiten. Meynt er ſich auf eine feinere Art, mit unſchuldigern Ergözlichkeiten des Geſichts und Gehöres, mit Geſellſchaften, Gärten, Comödien, Muſik, u. d. gl. beſtändiger zu vergnügen; ſo verliert dieſer Zucker eben dadurch, daß er zum täglichen Brodte gebraucht wird, ſeine Süſſigkeit; er wird ihm ſauer, widerlich und ekelhaft, und giebt doch der Seele keine Nahrung. Der Menſch iſt nicht zur beſtändigen ſinnlichen Luſt gemacht, und kann dabey nicht einmal ſo vergnügt ſeyn, als das Vieh iſt. Wer ſie bloß zur Nothdurft, oder nach nützlichen Beſchäfftigungen zur Erquickung braucht, und ſie dann mit Verſtande zu würzen, und mit einem guten Herzen anzuwenden weiß, der genießt mehrere, höhere und ſchärfere ſinnliche Luſt, als der daraus

ein

ein Handwerk machen will, ſeine Sinne, es ſey grö-
ber oder feiner, jedoch beſtändig, zu kützeln?

Wie aber? ſoll der übrige Raum des Lebens eine faule Muße ſeyn? Dabey würden wir uns ſelbſt zur Laſt werden. Wir brauchen, wir ſuchen was mehreres zu unſerm Vergnügen. Fällt denn unſer geſchäftiges Bemühen, es ſey aus Noth oder Affect, auf Geld- oder Ruhmbegierde: ſo beweißt doch eines Theiles die Nothdurft, daß wir nicht ſo leicht glücklich und zufrieden werden können, als die Thiere; andern Theiles der Affect, daß unſere Begierden ſich über alle leibliche und äuſſerliche Nothdurft erſtrecken. Werden dieſe denn mit Geld und Ehre geſättiget? Gewiß nicht, ſo lange es ein Affect iſt: wir kommen in der Zufriedenheit nichts weiter. Ueberflüßige Schätze vermehren nur mit ihrem Anwachſe unſere Mühe, Sorgen und Begierden; und eitele Ehre iſt ein flüchtiger Schatten, dem wir ängſtlich nachjagen, ohne ihn in unſere Gewalt zu bekommen. Die innere Zufriedenheit entſteht bey Menſchen nicht von Geld und Ehre an ſich, ſondern von dem Bewußtſeyn der Weisheit und Tugend, womit ſie beydes erworben haben und gebrauchen.

Es erhellet alſo auf alle Weiſe, daß der Menſch, nach ſeiner Natur, viel mehreres zu ſeiner Glückſeligkeit brauche, als dasjenige, was die Thiere, nach ihrer Art, völlig glücklich macht. Es erhellet, daß er, zur Erhaltung menſchlicher Glückſeligkeit, auch diejenigen Kräfte anwenden müſſe, die ihn von den Thie-

ren unterſcheiden. Hat er nicht höhere und gleich rege Kräfte des Verſtandes, des Witzes und der Vernunft? Hat er nicht Empfindung von Ordnung, Proportion, Vollkommenheit, Schönheit, Abſicht der Natur und Kunſt? Fühlt er nicht einen wißbegierigen Drang, die Beſchaffenheit, das Weſen, die Eigenſchaften, die Urſachen und Wirkungen der Dinge zu erforſchen? Merkt er nicht einen Reiz, ſich ſelbſt, ſeine Natur, ſein denkendes Weſen, ſeine Gemüthskräfte und Leidenſchaften, ſeinen Urſprung, und den Grund ſeiner Zufriedenheit, Zuverſicht und Hoffnung, kennen zu lernen? Findet er nicht Luſt an anderer Menſchen Weisheit, Klugheit, Kunſt, Vorſicht, Arbeitſamkeit, Dienſtfertigkeit, Billigkeit, Liebe, Freundſchaft, Treue, Güte, Großmuth und allen Tugenden? Treibt ihn nicht Bewunderung, nicht Eiferſucht, nicht Eigenliebe, nicht ſelbſt die Muße, daß er, zur Erhaltung einer menſchlichen Vollkommenheit und Zufriedenheit, und zu der Beförderung des gemeinen Beſten, Luſt hat, ſich mit nützlichen Verrichtungen und Uebungen zu beſchäfftigen? Gewiß, wer ſich dieſe edlere Empfindung verſagt, oder deren Geſchmack erſtickt und verderbet; wer das rege Bemühen der menſchlichen Naturkräfte mit bloſſer Sinnlichkeit übertäuben und unterdrücken will, der muß nothwendig den Mangel der eigenthümlichen Vollkommenheit und Glückſeligkeit und das unruhige Verlangen ſeines unterdrückten Adels, in verdrießlicher langer Weile, in Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, in Scham, Reue und Furcht über ſeine Unwiſſenheit, Ungewißheit, Niederträchtigkeit und Unart, oft und

bit-

bitter empfinden. Es ſind ſelbſt gewiſſe Beſchäfftigungen des Geiſtes für uns nicht männlich genug, ſondern als bloſſe kindiſche Tändeleyen anzuſehen, damit wir uns nur um unſere Zeit bringen, und unſer Leben für Nichts verſchleiſſen. *) Was uns und andern nicht wahren Nutzen ſchafft, was zur Nothdurft, zum Wohlſtande, und zur Bequemlichkeit nichts hilft, was den Verſtand nicht mit Erkenntniß wichtiger Wahrheiten, den Willen nicht mit Tugend, Liebe, Zuverſicht und Hoffnung erfüllet, das thut alles der menſchlichen Natur kein Genüge. Der Menſch kann alſo nicht ſo leicht, noch auf dieſelbe Weiſe, als die Thiere, zufrieden und glücklich werden.

§. 11.

Ich will nur noch den dritten Vortheil der Thiere, in Abſicht auf die ihnen beſtimmte Glückſeligkeit, hinzufügen, daß ſie wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert ſind; dagegen der Menſch, wenn er gleich gegenwärtig alles hat, was er verlangen kann, durch ſein Vorausdenken oft beunruhigt wird, und darüber auch den Genuß des Gegenwärtigen verliert.

Es ſcheint nämlich aus allen Umſtänden der Thiere, daß ſie keine Fähigkeit haben, ſich ihren und anderer Dinge zukünftigen Zuſtand vorzuſtellen. Eine gegenwärtige Empfindung erinnert ſie der Nothdurft ihrer Natur, und die angeborne Fertigkeit weißt ſie zurecht, was ſie dabey zu thun haben. Sie thun das

*) [Als da ſind: Romanzen, Rittergeſchichte, Feenmärchen; u. ſ. w.]

mit Luſt, erhalten, was ſie nöthig haben, genieſſen es mit Vergnügen, und ſind zufrieden. Der morgende Tag kömmt nicht in ihre Gedanken, ſie wiſſen von keinem Kummer, Sorgen und Furcht, wegen ihres entfernten Schickſales. Selbſt der Tod überraſchet ſie, ohne daß ſie ihn vorher geſehen, und ſich über das bevorſtehende Ende ihres Lebens jemals betrübt haben.

Der Menſch aber kann ſeine Vorſtellung nicht bloß mit dem Gegenwärtigen beſchränken: er muß, er ſoll voraus denken. Seine Vernunft weiſt ihm, in der Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwartigen, das Zukünftige, wenigſtens als möglich. Er überlegt die Schickſale, die ihm auf ſeiner fernern Lebensbahn bevorſtehen oder begegnen können: er macht Anſchläge auf ſein künftiges Glück, ſinnt auf Mittel, und wendet alle Vorſicht an, die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Dennoch kann er den Lauf der Dinge nicht klar überſehen: ſein Weg iſt ihm in der Ferne mit einem undurchſichtigen Nebel verhüllet. Hoffnung und Furcht begleiten ihn zu beyden Seiten: Freude und Leid ſcheinen ſeiner zum voraus zu warten. Wenn er auch ſeinen vorgeſetzten Zweck nach Wunſch erreicht hat, ſo gehen ſchon ſeine Begierden weiter voraus, und erſtrecken ſich ins Unendliche. Bey allem dieſem unerſättlichen Bemühen, nach einer ungewiſſen Glückſeligkeit, die erſt kommen ſoll, eilet er einem unvermeidlichen Tode wiſſentlich entgegen.

Kurz, es iſt eines Theils wider der Menſchen Natur, nicht voraus zu denken, andern Theils aber, die

mög-

möglichen Unfälle ohne Sorgen, und den gewiſſen Tod ohne Gemüthsbewegung zu erwarten. Daraus folgt, daß wir, mit aller unſerer weit ſehenden Vernunft, viel unglücklicher ſeyn würden, als das Vieh, wenn wir nicht Weisheit und Tugend damit erwerben, welche allein unſer bleiben, und ein beſtändiges Vergnügen verſprechen können; und wenn wir nicht ſo weit damit kommen, daß wir einen weiſen, gütigen, mächtigen Schöpfer und Regierer der Welt erkennen, in deſſen Vorſehung und Obhut wir gut verwahrt ſind, und der uns eben durch dieſe natürliche Vorſtellung und Begierde des zukünftigen Guten zu der Hoffnung und zum Beſtreben nach einer dauerhaftern und höhern Glückſeligkeit hat ermuntern wollen.

§. 12.

Wir ſehen vornehmlich aus obigem, daß die Menſchen durch den Mangel derjenigen Vorzüge, welche den Thieren zugeſtanden ſind, zum Gebrauche ihrer Vernunft genöthigt werden. Wenn nun im Gegentheile erweislich iſt, daß ſie alle ihre Vorzüge vor den Thieren dem Gebrauche der Vernunft zu danken haben; ſo iſt auch offenbar, daß ſelbſt ihr Mangel zu einem Mittel gröſſerer Vorzüge angewandt ſey. Da aber aller Nutzen, der durch die Natur bey den Lebendigen entſteht, oder entſtehen kann, und beſonders alles Ziel der Naturkräfte, als eine göttliche Abſicht betrachtet werden muß; ſo iſt es auch die göttliche Abſicht, daß die Menſchen ihre Vernunft gebrauchen, und dadurch zu ihren eigenthümlichen Vorzügen gelangen ſollen.

Weil nämlich die Menſchen von Natur nicht allein in gleicher Nothdurft des Leiblichen, ſondern noch in einer weit gröſſern, als die Thiere, ſtehen; dabey aber, nicht wie jene, mit angebornen Fertigkeiten, ſondern ganz roh und unwiſſend auf die Welt kommen: ſo ſind ſie durch die höchſte Bedürfniß gezwungen worden, ihre vorzügliche Kraft der Vernunft zur Abhelfung ihres Mangels anzuwenden. Sie haben ſich alſo aus Trieb zur Fortpflanzung, aus Bedürfniß, Furcht und Mitleid zuſammen geſellet, und eine willkührliche Zeichenkunſt der Wörter, oder eine Sprache erſonnen, damit ſie einander ihre Gedanken und ihr Anliegen kund thun möchten. Sie haben den Erdboden und die Natur durchforſcht, was zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung, und Werkzeugen dienen konnte. Sie haben eine Handwerkskunſt nach der andern, zu mehrerer Bequemlichkeit, aufgebracht und verbeſſert. Sie mußten auf den Lauf der Sterne achten, um den Landbau nach den Jahreszeiten, und ihre Reiſen nach der Weltgegend einzurichten. Zur Erfindung der Rechen- und Meßkunſt ſind ſie durch die Haushaltung, Handlung und Austheilung der Aecker getrieben worden. Die Zufälle des menſchlichen Körpers hieſſen ſie auf allerley Genesmittel denken. Man ſtiftete zur Sicherheit gegen Raub und Gewalt, und zum genugſamen Vorrathe der Mittel eines bequemern Lebens, eine ordentliche Geſellſchaft; man bauete Städte, ſetzte Regenten, ordnete Geſetze. Je mehr nun die Menſchen ihre leibliche Nothdurft geſtillet, und ihre Vernunft dabey geübet hatten, deſto

mehr

mehr fiengen ſie an, ihre ausnehmende Verſtandeskraft zu fühlen, und die vorzügliche Glückſeligkeit, welche ihnen dadurch offen ſtund, einzuſehen. Wäre ihnen die höchſtnöthige Fertigkeit und Kunſt natürlich und erblich geweſen, wie bey den Thieren, ſo hätten ſie zu einer mehrern und höhern Vollkommenheit weder Fähigkeit noch Reiz gehabt. So aber dringt uns unſer natürlicher Mangel an niedrigern Vollkommenheiten, daß wir dieſem durch eigenes Vermögen abhelfen müſſen; und da dieſes nicht anders, als durch Uebung der Vernunft, Erkenntniß, Wiſſenſchaft und Sittlichkeit, geſchehen kann; ſo werden wir eben durch unſere Unvollkommenheit auf den Weg einer weit höhern Vollkommenheit geführet. Laſſet uns denn auch die hauptſächlichſten Vorzüge vor den Thieren betrachten, welche uns, ſoferne wir dem Winke der Natur folgen, und menſchlich ſeyn wollen, angeboten werden.

§. 13.

Erſtlich bekommen wir, durch den Gebrauch der Vernunft, ſelbſt in dem Sinnlichen, ungemeine Vorzüge vor den Thieren: indem wir uns theils eine größere Mannichfaltigkeit des ſinnlichen Vergnügens ſchaffen, theils daſſelbe in ſich, auf eine unſchädliche Weiſe, ſchärfen und erhöhen können. Es iſt wahr, die Thiere kennen ihr dienliches Futter von Natur, und zwar die meiſten, wie es ſcheint, durch den bloſſen Geruch. Allein, daraus folgt auch, daß ihnen gemeiniglich nur eins gut riecht, gut ſchmecket, und angenehm zu ſehen iſt, alles übrige aber entweder

gleichgültig, oder wohl gar zuwider ſeyn muß. Sie verſuchen auch nichts neues zu koſten, oder es durch eine Bereitung zu verändern. So iſt auch ihre übrige Luſt ſehr eingeſchränkt. Ihr Gehör wird in ihrer natürlichen Wildheit, uur durch einen Ton oder eine Melodie, welche ſie ſelbſt, oder welche ihre Gatten machen, ergötzet. Man ſieht nicht leicht, daß ſie einem fremden Geſange, ſelten auch, daß ſie der menſchlichen Muſik, Gehör geben oder nachlaufen. Eine Sprache zu verſtehen, ſind ſie vollends ungeſchickt, und ihr natürliches Geſpräch mit einander beſteht bloß darinn, daß ſie ſich ein paar Leidenſchaften undeutlich kund machen. Ihr Geſicht hat keine Empfindung von Mannichfaltigkeit, Figur, Aehnlichkeit, Proportion, Miſchung der Farben, Ordnung, Uebereinſtimmung, Schönheit. Sie ſehen ohne Nachdenken, düſter und wild in die Welt hinein. Ihre Bequemlichkeit, welche ſie ſich zu bereiten wiſſen, iſt auch nur für die höchſte Nothdurft.

Der Menſch hingegen ſpüret eine mannichfaltige Annehmlichkeit im Geruche, auch von Dingen, die ſeine Nahrung nicht ſind; und ſeine Geſchicklichkeit weiß die wohlriechenden Kräuter, Blumen, Gewürze, Pflanzen, aus Feldern und fernen Landen, in den engen Umkreis ſeines Gartens, ſeines Hauſes und ſeiner Stube zu bringen, ja ſelbſt den Winter ſich in ſeinen vier Mauern zum blühenden Frühlinge zu machen. Unſer Geſchmack iſt nicht an eines oder wenige Speiſen und Getränke gebunden. Ich brauche faſt nie-

niemanden zu ſagen, welchen ungemeinen Wechſel an Speiſen und Getränke aus allen Elementen und Gegenden des Erdbodens unſere Tiſche darbieten, und wie ſchmackhaft ſie durch witzige Bereitung gemacht werden. Eben ſo wenig iſt es nöthig, zu zeigen, zu welcher Bequemlichkeit endlich unſere Wohnungen, Hausgeräthe, Werkzeuge, Kleidung und Fuhrwerke, durch Kunſt gebracht ſind. 5) Ich muß vielmehr erinnern, daß dieſe mannichfaltige Ergötzung unedlerer Sinne nur den geringſten Theil der menſchlichen Vorzüge vor den Thieren ausmacht.

Ein gleiches iſt auch alsdann von den vielerley Ergötzungen edlerer Sinne, des Gehörs, mit allerley Muſik und Reden, des Geſichts, mit tauſend veränderten Gegenſtänden der Natur und Kunſt, zu ſagen, wenn dieſe Dinge ohne Verſtand empfunden werden, und nur dienen, unſere lange Weile zu vertreiben; oder vielmehr unſer Leben zu vertändeln. Ein Unverſtändiger empfindet alles nur mit ſtumpfen und betäubten Sinnen, und genießt des menſchlichen Vorzuges in der Mannichfaltigkeit um ſo weniger, als er es, durch beſtändigen Genuß, bis zur gähnenden Unempfindlichkeit treibt. Die Vernunft muß den Genuß, nach der Nothdurft und nach der Erſchöpfung unſerer Leibes = und Gemüthskräfte, einſchränken,

5) Siehe auch eine artige Stelle des Herrn Linnäus, aus ſeinen Amœnitatibus, Vol. II. p. 51. in dem allgemeinen Magazin II. Th. p. 333. ſq. wie die Vernunft den Mangel unſerer körperlichen Beſchaffenheit überſchwenglich erſetze.

wenn er ſoll ans Herz kommen; und der Geiſt muß zugleich aus dieſen ſinnlichen Dingen durch ſein Denken Nahrung zu ziehen wiſſen, wenn die Luſt geſtärket und erhöhet werden ſoll.

Wer beydes kann, der wird ohne den gehäuften und beſtändigen Ueberfluß ſinnlicher Annehmlichkeiten, und des dazu gehörigen Reichthums, nicht allein mehrere, ſondern auch weit höhere, zärtere, feinere Luſt, auf eine wohlfeile Art, genieſſen, als ein Wollüſtiger bey unverſtändiger Unmäßigkeit. Ein Armer hat oft an einem einzigen Roſenſtöckchen, das er nach ſeinen Geſchäfften ſelber pflegt, und jedes Blatt und jeden Knoſpen, mit voller Erwartung, und Achtſamkeit auf Bildung, Farbe und Geruch, aufbrechen ſieht, mehr Freude, als ein Reicher an ſeinem ganzen Garten, deſſen Blumen er täglich überhin ſieht, und mit Füſſen tritt. Ein Paar mäßige Gerichte, mit Hunger und Wohlſchmack, unter einem vernünftigen, witzigen und vertraulichem Geſpräche weniger guten Freunde, gegeſſen, ſchmecken beſſer, als einem Könige viele koſt-Leckereyen, bey einer einſamen, oder mit Schmeichlern beſetzten Tafel, ſchmecken können. Ein verſtändiges Ohr höret in der Muſik ganz was anders, als ein ungeſchliffenes, das die Reinigkeit, Zärtlichkeit, Fertigkeit, Abwechſelung und Uebereinſtimmung der Töne, die reiche Erfindung des verſchiedenen Ganges und der Melodie, den natürlich rührenden Ausdruck des Gedichts durch den Geſang, nicht unterſcheiden und beurtheilen kann. Setzet einen vornehmen jungen

Herrn

Herrn mit ledigem Kopfe und vollem Beutel, der nebſt einem Hofmeiſter von feinem Geſchmacke und wahrer Menſchlichkeit, auf Reiſen geht. Sie ſehen beyde einerley Gegenden, Städte, Flecken, Flüſſe, Seen, Berge und Thäler, Thiere und Kräuter; ſie beſchauen Gärten, Tempel, Palläſte, Bildſäulen, Gemälde: ſie beſuchen Natur- und Kunſtkabinette, Bibliotheken, Opern, Comödien, Höfe, Geſellſchaften, Bälle, Maſkeraden, Jagden. Sie ſehen und hören dennoch beyde nicht einerley, noch mit gleicher Luſt, Reiz, Zärtlichkeit oder Geſchmack: das wahre Schöne iſt allein dem vernünftigen Auge ſichtbar.

§. 14.

Der zweyte Vorzug der Menſchen beſteht in dem Vergnügen des Verſtandes an den Schönheiten der Natur und Kunſt, an Wahrheit und Wiſſenſchaft, an Einſicht und Ueberführung, an Geſchichten und Erfahrungen, an Geſpräche und Witze. Wir Menſchen ſind es allein auf dem Erdboden, welche Fähigkeit und Begierde haben, die Beſchaffenheit und die Urſachen der Dinge zu erforſchen, und von uns ſelbſt und der lebendigen und lebloſen Natur, bis zu der erſten unſichtbaren Urſache, bis zu dem vollkommenſten unendlichen Weſen, von welchem alles abhängt, zu dringen, und von dieſem Erkenntniſſe Luſt zu ſchöpfen. Dieſes Vergnügen iſt den Thieren völlig unbewußt. Der ſinnliche Kützel hat gar keinen Antheil daran. Dennoch hat es viele ungemeine Vorzüge vor aller ſinnlichen Luſt, und giebt dem menſchlichen Geiſte

theils

theils rechte Nahrung und Stärke, theils edlere un⸗ſchuldige Wolluſt. Wir können es aus der Verglei⸗chung ſehen.

Der Genuß ſinnlicher Dinge hat ein enges Maaß, und weiter begleitet ihn die Luſt nicht. Die Süßig⸗keit und Begierde nimmt ab, höret auf; die Nerven wollen nicht weiter angeſtrengt ſeyn; die Natur erfor⸗dert nichts weiter; man wird ſatt und unempfindlich. Erkenntniß aber kann die Seele immer mehr vertra⸗gen; und je mehr ſie erhalten hat, zu deſto mehrern wird ſie fähig und begierig; die Luſt daran nimmt nicht ab, ſondern wächßt ohne Aufhören.

Man kann auch der ſinnlichen Luſt leicht unver⸗merkt zu viel thun, und ſich durch ihren Reiz, zu unſerm Schaden, auf mehrerley Arten verleiten laſſen, die Geſundheit und Kräfte ſchwächen, Wohlſtand und Ehre kränken, Schmerz, Unluſt, Reue und Scham auf ſich laden. Aber wer kann vom wahren Erkennt⸗niſſe ſagen, es iſt zu viel, es iſt unmäßig, es ſchadet? Vielmehr macht es uns immer vollkommener, und gereuet uns nimmer.

Die Sinne und Kräfte des Leibes werden natür⸗licher Weiſe mit dem Alter matt und ſtumpf, die Luſt verläßt uns, wenn wir ſie gleich nicht verlaſſen; wir werden alsdann des Lebens müde, und die ganze kör⸗perliche Welt kann uns nicht mehr erfreuen. Wenn aber nur die Werkzeuge des Denkens ungekränkt blei⸗ben, ſo wird der Geiſt immer ſtärker an Erfahrung, Einſicht, Wiſſenſchaft, Weisheit; das Vergnügen an

Wahr⸗

Wahrheiten, und das Verlangen nach Erkenntniß begleitet uns bis an den Tod, ja es erſtreckt ſich weit über das Ziel unſers Lebens und jetzigen Vermögens. *)

Die

*) [Es iſt nicht zu läugnen, daß zu unſerm Nachdenken auch körperliche Werkzeuge nöthig ſind, und daß auch dieſe durch unmäßigen Gebrauch geſchwächet werden können. Unſere Vervollkommenung erfodert auch, daß wir weder das Empfindungs- noch das Erkenntnißvermögen unſerer Seele, als welche eigentlich nur aus einer einfachen Kraft entſpringen, verabſäumen, ſondern beyde verhältnißmäßig üben. (S. Campe von der Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menſchlichen Seele, und Eberhard Theorie des Denkens und Empfindens.) Die Maaſſe iſt alſo in beyden zu beobachten, und Abwechſelung zu empfehlen: aber das Erkenntnißvermögen iſt doch immer eines gröſſern Wachsthums fähig, als die Empfindung, und dient folglich mehr zur Befriedigung des Grundtriebes unſerer Seele, unſere Vorſtellungen zu erweitern. „Die Anſtrengung des Verſtandes hat auch (wie Herr Prof. Eberhard daſ. p. 180. bemerkt) ſchon ihre heilſame Folgen, wenn wir gleich nicht allemal die Wahrheit finden: ſo wie die Beſchäftigung der Jagd nützlich iſt, auch wenn wir kein Wildpret erlegen, inſoferne nämlich die Leibesübung Geſundheit und Stärke zur Folge hat. Dieſelbe Bewandniß hat es mit allen Seelenkräften.“ Unſer Fortgang wird alſo deſto gröſſer und ſchneller ſeyn, je mehr wir auch für die Empfindung ſolche Gegenſtände wählen, welche nicht allein dieſes Vermögen an und für ſich nicht ſchwächen, und den Körper nicht entnerven; ſondern auch zugleich das Erkenntniß mit erweitern und beleben helfen, oder doch unmittelbar, durch Aufheiterung und durch Stärkung der körperlichen Werkzeuge, dazu be-

för-

Die ſinnliche Luſt iſt mit dem Augenblicke des Genuſſes vorüber, die Erinnerung derſelben iſt ein bloſſer Schatten und Traum; die Stärkung, welche der Körper davon bekommen hatte, verſchwindet wieder. Allein, Erkenntniß und Wiſſenſchaft bleiben, ſo lange wir leben, in uns und in unſerer Macht; ſie werden zum Eigenthum, und zur dauerhaften Beſchaffenheit und Vollkommenheit der Seele: wir können ſie, ſo oft wir wollen, überdenken, und das Vergnügen daran iſt bey der Erinnerung ſo lebhaft, als da wirs zuerſt empfunden; zumal weil wir nicht leicht unſern Vorrath von Wahrheiten überſehen können, daß er nicht mit neuer Einſicht fruchtbar ſeyn ſollte.

Die ſinnliche Luſt erfodert viele äuſſerliche Dinge: Ort, Zeit, Gegenſtand, Gelegenheit, Geſellſchaft, Geld; und innerlich will ſie entweder durch die Bedürfniß einer geſunden Natur, oder durch eine Ermüdung von

Ge-

förderlich ſind. — Was entziehen ſich denn nicht diejenigen, welche, von dem Gedanken betäubt, daß ſie nicht mehr als ihr Brodgewerbe zu lernen nöthig hätten, vor anderer Nachforſchung unempfindlich bleiben; fragen — wozu es nütze? und darunter nur verſtehen — ob es die Schüſſeln zu füllen nütze? die alſo immer leere Stunden auszufüllen haben, und dieſe, wo nicht mit bloß thieriſcher Empfindung, doch mit dem elendeſten Zeitverderbe ausfüllen! Wie ſehr gewinnt nicht hingegen derjenige, welcher ſein ſinnliches Vergnügen in nützlichen Beſchäfftigungen, in Anſchauung des Schönen und Mannichfaltigen der Natur, in geſellſchaftlichem Geſpräche, oder in geſunden Leibesübungen ſuchet!]

Geſchäfften, ſchmackhaft gemacht ſeyn. Das Vergnügen des Gemüthes aber, welches von dem Erkenntniſſe entſteht, kann ſich die Seele allezeit ſelbſt, mit Nachdenken und Erſinden, oder mit Betrachtung der Natur, oder mit Leſung eines guten Buches, allein, und ohne Unkoſten, machen; und, wenn nur des Leibes Schwachheit nicht hinderlich iſt, ſo hat ſie auch allemal Begierde dazu.

Wenn wir beſonders das Erkenntniß von Gott und ſeinen weiſeſten und gütigſten Abſichten in dem Zuſammenhange der Welt, und deſſen Einfluß in unſere Zufriedenheit und Beruhigung, mit den ſinnlichen Lüſten in Vergleichung ſtellen wollten; ſo würden wir dem Vergnügen des menſchlichen Verſtandes, das aus der Quelle aller Vollkommenheit entſpringt, das allergrößte Uebergewicht, gegen alle Empfindung, die wir mit den Thieren gemein haben, geben können. Allein, dieſe Betrachtung iſt zu weitläuftig, als daß ſie in wenig Worten, nach Würden, ſollte können erkläret werden. Ich habe etwas davon im Vorberichte erwähnt; und muß mir eine weitere Abhandlung dieſer Materie zum Beſchluſſe dieſes Buches vorbehalten.

Ich weiß übrigens wohl, daß nicht alle Menſchen Gelehrte ſeyn können, noch daß alle Gelehrte zu höhern Wiſſenſchaften oder Erfindungen aufgelegt ſind. Aber wir können doch, als Menſchen, alle empfinden, beobachten, reflectiren, denken, und, was andere erfahren, bemerkt, gethan, gedacht und erfunden haben, leſen. Es giebt nützliche und dabey ſehr angenehme

Betrachtungen, die ſich jedem, ohne Wiſſenſchaft, anbieten; es ſey im Umgange mit andern Menſchen, oder in der Geſchichte aller Zeiten, in Reiſebeſchreibungen, in Werken des Witzes, in der Gottesgelahrtheit, Sittenlehre, Staatskunſt, Policey, in Beſchauung der Handwerker, Fabriken, Künſtler, Kabinette, in Verbeſſerung des Ackerbaues, der Viehzucht und Gärtnerey, in Beobachtung von ſo mancherley Thieren und Pflanzen, ja der ganzen Natur, und der darinn hervorleuchtenden Weisheit, Abſicht und Güte des Schöpfers. Daher kann es keinem Menſchen leicht an Fähigkeit oder Gelegenheit fehlen, daß er ſich des Vergnügens theilhaftig mache, womit wir Menſchen uns über die viehiſche und bloß ſinnliche Luſt erheben können.

Billig ſollte unſere Erziehung und Anführung in den Schulen darnach eingerichtet werden, daß jeder, bey ſeiner erwählten Lebensart, doch einen Geſchmack an irgend einer Beſchäfftigung des Verſtandes bekäme, wodurch er vor den niederträchtigen Ausſchweifungen der Wolluſt, und der eiteln Vertändeley des Lebens, ſo, wie vor der mühſeligen Sclaverey des Geld- und Ehrgeizes, bewahret werden, ſich auf eine edlere menſchliche Weiſe vergnügen, und zweifelsohne auch andern, ſo wie ſich ſelbſt, nützlich ſeyn könnte. Alle Menſchen machen ja nach ihrer Art Verſuche und Vernunftſchlüſſe; ſie ſind Beobachter und Erfinder; nur daß ſie es auf gemeine Dinge anwenden, und nicht wiſſen, daß ihre Fähigkeit zu was mehrerem aufge-

legt

legt ſey, und ſich, gleichſam ſpielend, ein viel gröſſeres und reineres Vergnügen an betrachtungswürdigen Dingen erwerben könnte. Wir haben ſehr viele ſchöne Beobachtungen und Erfindungen in der Natur und Kunſt den Ungelehrten zu danken; ich kenne unterſchiedliche derſelben, die ihren Zeitvertreib müßiger Stunden mit der größten Luſt in einer Sammlung oder Unterſuchung einer gewiſſen Art von Dingen finden. Andere, und ſelbſt das Frauenzimmer, nehmen doch, wider die lange Weile, ein gutes Buch zur Hand, dadurch ſie ihren Verſtand und Witz ſchärfen, und ihr Erkenntniß vermehren können. Nichts aber iſt für alle und jede begreiflicher, nützlicher und angenehmer, als was zur Betrachtung der Weisheit und Güte des Schöpfers in ſeinen Werken, und zu unſerer Sittlichkeit und Glückſeligkeit gehöret. Wie viele ſind nicht, denen ihr Stand und Reichthum einen ſo leeren Raum des Lebens läßt, daß ſie ihn unmöglich auf eine angenehme Weiſe mit lauter gewöhnten Kleinigkeiten ausfüllen können, ſondern ſich ſelbſt zur Laſt werden, weil ſie nichts gröſſers vorzunehmen, oder etwas zu denken und zu leſen Luſt haben? Die fühlen alsdenn, zu ihrem Verdruſſe, daß ſie dem Bemühen ihrer regen Naturkräfte entgegen handeln, und ſich des wahren menſchlichen Vergnügens berauben.

Die Gelehrten haben vor andern an der Beluſtigung des Verſtandes und Witzes Anſpruch, und finden darinn eine innere eigenthümliche Belohnung ihrer Beſchäfftigung. Aber man muß von ihnen nicht nach derer

Beyſpiele urtheilen, die ihre Wiſſenſchaft, ohne Geſchmack und Nutzanwendung, handwerksmäßig, und nur um des Brodtes willen, treiben, oder ſich bloß am Rande derſelben aufhalten, und nichts, als die Hülſen, koſten. Ich rede von ſolchen, die ins Innere gedrungen ſind, und das wahre Schöne und Nahrhafte derſelben ſchmecken, das den wißbegierigen Verſtand nicht minder ſättigt als vergnüget, und das Gemüth durch Einſicht der Vollkommenheit der Dinge zu ſeiner eigenen Vollkommenheit bildet. Dieſe, ſage ich, haben des erwähnten Vorzuges vor den Thieren, und vor deren bloß ſinnlichen Luſt, vorzüglich zu genieſſen. Gewiß, wenn nicht das Vergnügen an der Einſicht nützlicher Wahrheiten, in ſich ſelbſt ſtärker und erquickender wäre, als alle ſinnliche Ergözlichkeiten ſeyn können; ſo würden nicht Leute, die beydes geprüft und erfahren, und eines ſowohl als das andere zu wählen, Fähigkeit, Mittel und Gelegenheit genug haben, freywillig der Unterſuchung von Wahrheiten nachhängen, und alle andere ſogenannte Luſtbarkeiten des gemeinen Haufens dagegen geringe achten.

§. 15.

Der dritte Vorzug der Menſchen entſpringt aus dem vorigen. Das vernünftige Erkenntniß Gottes, der Welt, und unſerer eigenen Natur, giebt ein vernünftiges Vergnügen des Willens, an fremder Vollkommenheit ſowohl, als unſerer eigenen.

Ein Thier genießt zwar, nach ſeiner Art, des Nutzens, der ihm von innern und äuſſeren Vollkommen-

menheiten ſich angedeyet; aber der Vollkommenheiten ſelbſt genießt es nicht, weil es gar keine Einſicht oder Empfindung davon hat. Ein jedes iſt für ſich in ſeinen körperlichen Theilen, die zum Leben, zur Empfindung, Bewegung und Fortpflanzung gehören, aufs künſtlichſte gebildet, und dabey mit nöthigen Trieben und Fertigkeiten verſehen: aber keines iſt fähig, ſeine eigene Vollkommenheit, die im Baue des Körpers oder in den Kräften der Seele liegt, zu erkennen, oder daran Luſt zu haben. Die Mannichfaltigkeit, Ordnung und Uebereinſtimmung der äuſſern Dinge iſt gleichfalls für die Thiere was unſichtbares, und dringt ihnen daher auch nicht ans Herz. Alle Schönheit, Kunſt und Abſicht in der Natur rühret ſie nicht; geſchweige, daß ſie ſich zu dem Urbilde und zu der Quelle aller Vollkommenheiten erheben könnten, oder von dem Reize der Tugend etwas wüßten.

Der Menſch allein ſieht und empfindet das Geiſtige in dem Irdiſchen. Es iſt nicht der Kützel unſerer ſinnlichen Gliedmaaſſen von einer lebloſen Materie, ſondern eine eigenthümliche Fähigkeit der höhern Seelenkräfte, durch welche wir die Schönheit, Kunſt, Vollkommenheit und Abſicht in den Dingen wahrnehmen, bewundern, abbilden, und in dem anſchauenden Erkenntniſſe derſelben Luſt genieſſen. Unſer Verſtand iſt es, der den Verſtand und die gute Meynung in den Buchſtaben der Natur einſieht, der darinn die Regeln aller Wiſſenſchaft, Weisheit und Glückſeligkeit lieſt, und in den Ausdrücken der höchſten

Vernunft und Liebe der vollkommenſten Urheber erkennet. Dieſe Einſicht aber reizet, rühret und ergötzet das Gemüth, auf eine Weiſe, die allen groben Kitzel der Sinne überſteigt. Dieſe nähret, ſtärket und erquicket den Geiſt, ſo ferne er ſich von dem Körper unterſcheidet. Dieſe allein beruhiget die menſchliche Seele, und thut dem edleren Verlangen unſerer Natur Genüge.

Wenn uns auch andere Menſchen ein Bild der Vollkommenheit werden, ſo empfinden wir an ihrer Bekanntſchaft und ihrem Umgange ein Vergnügen, davon die Thiere nichts wiſſen. Ihre Erfahrung, Wiſſenſchaft, Kunſt, ihre Gemüthsgaben, ihr guter Geſchmack und ihre Geſchicklichkeit, ihre Klugheit, Vorſicht, Mäßigkeit, ihre Ehrlichkeit, Treue, Liebe, Freundſchaft, Dienſtfertigkeit, Dankbarkeit, Sanftmuth, Billigkeit, Gerechtigkeit, und übrige Tugenden, nehmen uns das Herz durch einen ſüſſen Zug der Liebe ein; und der Laſterhafte ſelbſt kann ſich der Hochachtung und Ehrfurcht gegen ſolche Gemüthsvollkommenheiten nicht erwehren.

Nichts aber iſt uns näher, als wir uns ſelbſt ſind. Und wenn wir menſchlich handeln, ſo werden wir unſern Verſtand und Willen, nicht allein nach den Vollkommenheiten anderer Menſchen, ſondern hauptſächlich nach dem göttlichen Urbilde, und nach den Regeln und Abſichten, die Gott in der Natur ausgedrückt hat, bilden; damit wir zu einem Beſitze wahrer Vollkommenheit gelangen, und mithin gegrün-

dete Urſache haben, uns an unſerer eigenen Vollkommenheit zu vergnügen. Keine Vorſtellung kann uns angenehmer ſeyn, als die uns ſelbſt in unſern Augen ſchön abmalet, und keine Luſt iſt dauerhafter, als welche nicht aus der Einbildung, ſondern aus der unwandelbaren Empfindung wirklicher Vorzüge, inſonderheit der Seele, und die wir uns ſelbſt erworben haben, entſteht.

Zwar ſind uns auch unſere Natur- und Glücksgaben angenehm. Wir freuen uns über die gute Bildung, Geſundheit, Stärke, Hurtigkeit des Körpers; über die Fähigkeit und Schärfe der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtniſſes, des Witzes und der Vernunft; über unſer Geſchlecht, Stand, Verwandſchaft, Mittel, Bequemlichkeit, Ehre. Aber nichts ſchmeichelt uns auf eine ſüſſere Weiſe, als was wir zugleich unſerm eigenen Bemühen zu danken haben, und was wir dadurch vornehmlich unſerm Verſtande und Willen zu eigen gemacht. Wenn wir uns durch fleißiges Geſpräch, Beobachtung, Verſuche, Leſen, Nachdenken, Erfinden, eine ausnehmende Einſicht, Kunſt, Wiſſenſchaft und Klugheit erworben; wenn wir unſere Neigung zu liebreichen, reinen, edlen Abſichten gelencket und gewöhnt haben; wenn wir uns der Vollziehung unſerer Pflichten, nützlicher Bemühungen, und rühmlicher Verrichtungen bewußt ſind; wenn wir unſer Gemüth durch eine heitere Zufriedenheit, getroſten Muth, und zuverſichtige Hoffnung aufgeklärt haben; dann genieſſen wir einen höhern

und überwiegenden Luſt, die uns Menſchen vorzüglich glücklich macht.

Ich muß aber hierbey noch eine Vergleichung anſtellen, welche die tägliche Erfahrung nöthig macht. Die Geſchicklichkeit, welche wir in unſerm Verſtande wahrnehmen, iſt allerdings ein angenehmer Gegenſtand unſerer Betrachtung: und dennoch wird der ſchärfſte Verſtand und das weiteſte Erkenntniß dem Menſchen oft ein Fallſtrick zum Misvergnügen, wenn ſein Wille nicht in die göttliche Abſichten tritt. Er thut ſich ſelbſt nimmer genug, und iſt mit dem Reichthume der Natur- und Glücksgaben noch nicht zufrieden: er erblickt Leibes- Gemüths- und Glücksvorzüge bey andern, und das quälet ihn mit Unruhe und Neid: oder er ſieht an andern viele Einfalt, Unwiſſenheit, Irrthümer, Thorheit, Bosheit, und das erfüllet ſein Herz mit Verachtung und Haß; er wird nimmer genug geehret, geachtet, geliebt, erhoben, und das ängſtet ihn mit Verdruſſe, Zorne und Rache. Er bemühet ſich wohl gar, mit allem ſeinem Witze und Erkenntniſſe, Unvollkommenheiten in der Natur zu entdecken, die Vorſehung zu meiſtern, Gott aus der Welt hinauszudenken, uud ſich einem blinden Schickſale, oder einem blinden Ungefähr, ohne Zuverſicht und Hoffnung, zu ubergeben. Kurz, alle ſeine Geſchicklichkeit dient ihm nur, ſich misvergnügt und unglücklich zu machen: wie dem Geizigen ſein Geld, nur es deſto weniger zu gebrauchen, und deſto ärmer zu leben. Die Vollkommenheit des Willens fehlt beyden, als

welche

welche unſerm Vergnügen den rechten Ausſchlag geben, und alle übrige Vortheile ans Herz dringen muß. Der Menſch iſt vornehmlich zur vernünftigen Zufriedenheit und Liebe geboren. Je mehr er ſeine und anderer Dinge Vollkommenheit erkennet, ſuchet, liebet, genießt, ſo, wie es die Verknüpfung in der Welt mit ſich bringet, deſto glücklicher iſt er. Und er kann es in ſeiner Maaſſe weit über alle Thiere ſeyn, wenn er nur ſeinen Willen nach dem Ziele, wozu ihn die Vorſicht des Schöpfers in der Welt beſtimmt hat, richtet.

§. 16.

Es iſt noch ein wichtiger Vorzug übrig, der uns Menſchen von den Thieren ſehr unterſcheidet. Alle Thiere erreichen zwar durch ihre Sinne und Triebe, ohne Fehl, eine gewiſſe Art, und einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit, und daraus flieſſende Luſt und Glückſeligkeit; aber ſie bleiben auch immerfort in einerley unbeweglichen Schranken ſtehen, und können nicht ein Haarbreit weiter kommen. Ein Vogel einer Art baut ſein Neſt nicht anders, nicht künſtlicher, feſter, bequemer, als der andere; und die neue Vogelwelt iſt darinn nicht das geringſte klüger geworden, als ihre Voraltern. Die Spinnen weben noch ihr Netz nach der alten Weiſe, die vor vielen tauſend Jahren in ihrem Geſchlechte gegolten. Der Geſang der Nachtigallen bleibt, wie er zu Adams Zeiten geweſen. Die Regierungs- und Haulhaltungskunſt der Bienen folgt den Regeln unverändert, welche ſtets ihr

Glück gemacht. Mit einem Worte, kein Thier, und keine Thierart kann an Vollkommenheit zunehmen; ſie ſind gleich, ohne ihr Bemühen, ſo vollkommen, als ſie werden können und ſollen: es beſteht aber alles im Sinnlichen. Sie wiſſen von keiner höhern Vollkommenheit, als die ihnen angeerbt iſt; ſie haben keine Fähigkeit zu einer gröſſern, und alſo auch kein Verlangen oder Bemühen, ſich und ihren Zuſtand zu beſſern.

Der Menſch hingegen kömmt mit keiner beſtimmten Fertigkeit und Kunſt auf die Welt: er hat aber eine unbeſchränkte Fähigkeit des Verſtandes, und Begierde des Willens, zu einer immer höhern Vollkommenheit, und eine vernünftige Freyheit des Willens, daß er die beſten Mittel zu dieſem Zwecke wählen kann. Daher iſt der Menſch unter allen Thieren des Erdbodens der einzige, der in ſeinem Geſchlecht vollkommener wird und werden kann, als ſeine Vorfahren, und als er ſelbſt anfangs geweſen. Die heutige Art, Mannichfaltigkeit und Menge ſinnlicher Ergötzlichkeiten und Bequemlichkeit übertrifft ohne Zweifel nicht allein die erſte rauhe, ſondern auch die alte und mittlere geſittete Lebensart. Die Künſte, Handlung, Schifffahrt ſteigen von Tage zu Tage. Die Wiſſenſchaften, und inſonderheit das Erkenntniß der Weltweisheit, Meßkunſt, Naturgeſchichte, Verſuche, Beobachtungen und Naturlehre, werden immer höher getrieben. Regiment, Policey, Kriegeskunſt ſind weit ſicherer, billiger, vortheilhafter, als vor Zeiten.

Nur

Nur zweifelt man, ob die Menſchen auch in guten Sitten beſſer geworden ſind. Ich wünſchte, daß dazu kein erheblicher Grund wäre. Die Vergleichung iſt etwas ſchwer. Doch dünkt mich, daß wenigſtens viele, vormals allgemeine, barbariſche Gewohnheiten und unmenſchliche Laſter, theils durch einen beſſern Geſchmack der Menſchen, theils durch weiſe Verordnungen und Geſetze, theils durch die geſäuberte Religion, abgeſchaffet, und durchgehends verabſcheuet worden ſind. Es ſcheint nur auf einige Verordnungen bey der Erziehung der Jugend, und in der Policey, anzukommen, daß den noch herrſchenden Laſtern vorſichtiger geſteuret, hauptſächlich aber mehrere innere Sittlichkeit und wahre Tugend in die jungen Gemüther gepflanzet, und durch Gewohnheit und Vernunft beſtätiget werde. 6)

6) Wenn die Menſchen überhaupt, ſittlich, noch beſſer, und inſoferne auch glücklicher und zufriedener werden können, als ſie jetzo ſind, wie ich nicht zweifele; ſo kann ſolches nicht füglicher geſchehen, als wenn der Grund dazu in zarter Jugend gelegt wird. Wenn ein Gemüth erſt durch Nachläßigkeit der Zucht, böſe Beyſpiele und Gewohnheiten, verwildert und verdorben iſt, ſo kommen hernach alle vernünftige Vorſtellungen und Geſetze zu ſpät. Der Verſtand erkennet vielleicht ihre Wahrheit, und das darinn liegende Gute; aber Sinnlichkeit, Affecten und Laſter ſind ſchon zu ſtark eingewurzelt, und ſiegen ob. Die Tugend iſt allerdings der menſchlichen Natur gemäſſer, als die Laſter: Arbeitſamkeit und Fleiß reimen ſich eher zu den Bemühungen

Das menſchliche Geſchlecht iſt überhaupt noch einer weit gröſſern Vollkommenheit, nicht allein des Ver-

gen reger Kräfte, als Müßiggang und Faulheit: es iſt natürlicher, aufrichtig zu ſagen, was man denkt, wie auch Kinder thun, als gegen ſeine Meynung ſprechen: Ordnung und Uebereinſtimmung, Liebe und Gegenliebe, ſind uns von Natur angenehmer, als Unordnung, Unvollkommenheit, Haß und Feindſchaft. Allein, wir ſind wie die edlern Pflanzen, in welchen eine ſchöne Frucht ſtecket; die jedoch in ihrer eigenen Erde und Luft gepflanzet, gewartet und gezogen ſeyn wollen, die von allem Unkraute umher, das ſie erſticken kann, befreyet, und dazu gepfropft oder oculirt werden müſſen, damit der rohe und herbe Saft gemildert und zur ſüſſen Reife gebracht werde. Menſchen, und gute menſchliche Geſellſchaft, ſind das Erdreich, in welchem wir aufwachſen müſſen: aber böſe Exempel ſind das Unkraut in denſelben, worunter alles Gute, was in uns iſt, erſticket. Die Sinnlichkeit iſt der rohe Saft in uns, welcher zur herben Frucht ausſchlägt, wenn er nicht durch gute Gewohnheit und Gebrauch der Vernunft gemildert und gekocht wird. Die Erziehung iſt die Baumſchule, in welcher eines geſchickten Aufſehers Hand geſunde und nutzbare Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zieht.

Wir haben zu dem Ende bisher einige gute Bücher von der Erziehung, für Aeltern. Aber wer ließt ſie? wer braucht ſie? Ich weiß auch nicht, ob ihre Regeln allemal aus der innern Natur der Menſchen hergeholet ſind, daß ſie eine gründliche Beſſerung ſchaffen könnten. Die wenigſten Aeltern haben ſelbſt die Zeit, den Verſtand, oder die Luſt, auf ihrer Kinder Erziehung genaue Acht zu geben: viele aber zeigen ihnen wohl gar ſchlechte

Bey-

Verſtandes, ſondern auch des Willens fähig; und die Tugenden ſind unſerer Natur, und deren Abſichten, weit

Beyſpiele in Handlungen und Reden, zur Nachahmung. Manche Aeltern ſind aus Armuth nur über ihr Brod aus, und laſſen die Kinder verwildern, auf die Gaſſen laufen, Unarten lernen, betteln, ſtehlen, und, ſo es viel iſt, früh ein Paar Groſchen verdienen, Andere nehmen etwa zur Beyhülfe Hofmeiſter an, ſo wohlfeil, als ſie zu bekommen ſind; Gott weiß aber, wie geſchickt an Wiſſenſchaften, Geſchmack und Sitten. Die öffentlichen Schulen ſind mehr zum Unterrichte im Leſen, Schreiben, Rechnen, in Gedächtnißformeln, in ein Paar alten Sprachen und Geſchichten, als zur Einflöſſung und Uebung der Tugendlehren, eingerichtet; können auch kaum darinn viel Gutes ſtiften, da es zu Hauſe durch Verzärtelung, und durch allzugroſſe Freyheit der Jugend, mehrentheils wieder vernichtet wird. Und, damit ja nicht viele tüchtige Männer an Schulen zu dienen Luſt bekommen mögen, ſo lohnt man ſie wohl mit Hunger und Verachtung. Ich will von Univerſitäten nicht ſagen, nach deren jetziger Verfaſſung der raſenden Wildheit noch viele Thüren offen ſtehen. Dieſe Erziehung iſt es, welche uns die Bürger giebt. Wunder: daß ſie noch ſo viele gute oder leidliche liefert. Sollte es nicht möglich, ſollte es nicht der Mühe werth ſeyn, ſie zu beſſern? Und würde es nicht einem groſſen Herrn zu beſonderer Ehre gereichen, wenn er in ſeinem Lande, wenigſtens zum Verſuche, alle Fündlinge, unehliche, verwaißte, und ihren dürftigen Aeltern zur Laſt fallende Kinder, auf dem Lande, beſonders, unter eines vernünftigen Mannes Aufſicht, bis zum geſetzten Alter, erziehen lieſſe? Dergleichen Kinder haben ſonſt die allerſchlechteſte Erziehung, lernen nichts, werden Brud-

weit gemäſſer, als die Laſter. Daher kein Zweifel iſt, daß die Nachwelt, durch das allgemeine natürliche Bemühen nach gröſſerer Vollkommenheit, uns beydes in Sitten und Erkenntniß noch weit übertreffen wird.

Wenn

Brudler, ungeſchickte und ungetreue Dienſtbothen, Arme, Bettler, Laſterhafte, Betrüger, Diebe, und ſetzen wieder eine Menge ihres Gleichen in die Welt, die den Staat überſchwemmen. So aber könnten ſie nicht allein für ſich beſſer und glücklicher werden, ſondern auch dem Staate groſſen Nutzen ſchaffen, wenn ſie, nach ihrer Fähigkeit, zu allerley Künſten und Handarbeit, die der ſchon vorhandenen bürgerlichen Nahrung keinen Eingriff thun, wohl angewieſen würden. Es dürfte auch nicht unbillig ſeyn, wenn die ſchlechtern Köpfe zu gemeinen Soldaten erzogen würden. Die Koſten möchten auch anfangs geringer ſeyn, als man glaubt, wenn nur ſo viel Land dazu eingeräumet würde, als die erforderliche Anzahl, die das Land ſelbſt bearbeitet, mit Landkoſt nähren kann. Mit der Zeit könnte eine ſolche Stiftung ſogar einträglich und nutzbar gemacht werden. Allein, hier iſt der Raum zu enge, mich darüber umſtändlicher zu erklären. [Man muß doch unſerm Zeitalter zur Ehre anmerken, daß theils verſchiedene wohlgeſinnete Privatperſonen es ſich ſchon mit gutem Erfolge angelegen ſeyn laſſen, die Erziehung der Jugend zu verbeſſern, und beſonders an zeitiger Bildung und Befeſtigung guter Geſinnungen und Sitten zu arbeiten: theils ſelbſt die Fürſten mit dem edelſten Eifer dieſen wichtigen Zweck zu befördern ſuchen. Die Nachwelt wird vergeſſen, daß hie und da noch Einfalt, Neid, oder Kützel der Tadelſucht dieſem Unternehmen widerſtrebt und Hinderniſſe in den Weg zu legen geſucht hat.]

Wenn wir auf einzelne Menſchen ſehen, ſo äuſſert ſich der Unterſchied von den übrigen Thieren auch bey jedem insbeſondere. Ein jedes Thier wird mit der Vollkommenheit geboren, die es jemals erhalten kann: es kann ſich ſelbſt durch Witz, Uebung und Fleiß, nicht vollkommeuer machen: es denkt und ſinnet auch nicht darauf, es weiß von keiner Vorſtellung eines Beſſern, von keinem Hoffen, Wünſchen und Verlangen des Zukünftigen und Möglichen. Aber ein jeder Menſch ſucht allezeit vollkommener zu werden; und kein Menſch iſt auf der Welt, der in ſeinem Leben wirklich ſo vollkommen wird, als er werden könnte und wollte. Niemand thut ſeinem Begriffe, Vermögen oder Verlangen, hierinn genug, wenn er auch alle Klugheit und allen Fleiß anwendet. Er mag ſo glücklich, groß, mächtig, geliebt, geehrt und reich, ſo gelehrt, künſtlich, witzig, weiſe, und klug, ja ſo edelmüthig, liebreich, ſittſam und tugendhaft ſeyn, als er will, ſo hat er doch noch eine Vorſtellung von einer weit gröſſern Stufe oder höhern Art der Vollkommenheit, die er nicht beſitzt, deren er ſich doch fähig hält, die er ſich wünſcht, darnach er Luſt hat, und ſtrebet. Wenigſtens ſucht er allezeit die mehrere Vollkommenheit, in der fernern Erhaltung ſeines Lebens und guten Zuſtandes, ſo lange, als er nur voraus denken kann. Kurz, die Begierden des Menſchen gehen immer über das erreichte Ziel hinaus, und laufen ins Unendliche, er mag auf eine wahre oder bloß vermeynte Vollkommenheit fallen; und keine Zufriedenheit der Menſchen

iſt

iſt ſo groß, daß ſie ſich die Fortſetzung und Vermehrung der Glückſeligkeit verſagte.

§. 17.

Wenn wir alles zuſammen nehmen, was aus obiger Vergleichung kann geſchloſſen werden, ſo erhellet, 1) daß wir durch mehrere Bedürfniß leiblicher Dinge, und durch gänzlichen Mangel angeborner Fertigkeiten, von Natur, wie zur Geſelligkeit mit andern Menſchen, ſo zum Gebrauche unſerer Vernunft getrieben werden, ſowohl das Benöthigte zu erhalten, als es zu unſerm wahren Nutzen anzuwenden. 2) Daß wir aber, durch die Stillung der leiblichen Begierden, nach unſerer Natur, nicht ſo gänzlich zufrieden und glücklich werden können, als die Thiere; ſondern eines Theils die ſinnliche Luſt durch die Vernunft reinigen, vervielfältigen, würzen, und zum feinern Geſchmacke bringen, andern Theils, nach unſerm Verſtande, Vergnügen am Erkenntniſſe der Wahrheit, nach dem Willen, Luſt an der Vollkommenheit der Dinge finden, und darinn durch die Natur bis zur erſten Quelle aller Wahrheit und Vollkommenheit ſteigen. 3) Daß unſere Fähigkeit und Begierde nicht in ſo enge oder gemeſſene Schranken der Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als der Thiere, eingeſchloſſen iſt: ſondern, daß ſich beydes unſere Vorſtellung des möglichen und zukünftigen Guten, und unſer Bemühen nach dieſem erkannten Guten, über die Schranken des jederzeit gegenwärtigen Zuſtandes zu immer mehrerer Vollkommenheit und Glückſeligkeit, bis ins Unendliche, erſtrecket.

In dieſem Stücke beſteht demnach des Menſchen beſondere und vorzügliche Natur. Was der Gebrauch der Vernunft, zur Erlangung nicht allein einer gereinigten ſinnlichen, ſondern auch einer immer höhern Gemüthsvollkommenheit und Luſt, mit ſich bringet, das iſt menſchlich, das iſt natürlich, oder der Abſicht des Schöpfers bey unſerer Natur gemäß. Denn das Weſen und die Natur der Dinge ſind Mittel göttlicher Abſichten, und alle Abſichten Gottes ſind auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Daher auch, umgekehrt, alles Gute, das aus der Natur oder den Kräften der Dinge, nach ihren Regeln, entſpringen kann, göttliche Abſicht iſt. Alſo iſt das Bemühen unſerer vorzüglichen Kraft der Vernunft nach einer immer höhern Vollkommenheit, deren wir dadurch fähig ſind, ein göttlicher Wink, Reiz und Trieb zu demjenigen Ziele, wozu wir beſtimmet ſind.

Daraus folgt auch, daß alle diejenigen ganz unnatürlich denken und handeln, die einen blinden viehiſchen Trieb zur Richtſchnur menſchlicher Handlungen machen. Denn der Menſch hat keine ſolche Triebe, das iſt, ſolche angeborne Bemühungen, die mit einer Kunſt und Fertigkeit verknüpft ſind, als die Thiere haben. Daher iſt es auch nicht möglich, daß uns ein blinder Trieb zu irgend einer Vollkommenheit und zu unſerm wahren Wohl führen könne. Wir haben freylich eine Begierde zur ſinnlichen Luſt mit den Thieren gemein: aber dieſe Begierde iſt in unſerer Natur nicht durch regelmäßige Triebe, Künſte

und

und Fertigkeiten, zu unſerm Wohl, beſtimmet und beſchränket. Ein Thier braucht, bey ſeiner ſinnlichen Begierde, zumal, wenn es ſeiner Natur und Freyheit gelaſſen iſt, keiner Vernunft zum Wegweiſer und Führer; der Trieb reizet ſeine Begierde nimmer zur Unzeit, oder unmäßig, und führt es allemal ſicher und richtig zu ſeinem, obgleich niedrig geſteckten, Ziele. Aber wenn der Menſch bloß dem Reize ſinnlicher Lüſte nachgehen will, ohne einen ſolchen getreuen Führer zu haben, und ohne die eigenthümliche Kraft der Vernunft, die ihm ſtatt der Triebe gegeben iſt, zu gebrauchen; ſo rennet er allemal in ſein Verderben.

Ich kann demnach auch nicht unerinnert laſſen, daß ſich dasjenige, was uns natürlich, oder unſerer Natur gemäß iſt, auf eine ganz andere Art äuſſert, als bey den Thieren. Bey dieſen braucht es keiner Erfahrung, Beyſpiele, Anweiſung, Uebung, Ueberlegung und Wahl; ihre Kraft iſt mit der Geburt ſelbſt gänzlich und genugſam zu ihren Verrichtungen beſtimmt, und erreichet ihren Endzweck, ohne weitere eigene Bemühung zu einer mehrern Vollkommenheit. Aber die menſchliche Natur und Kräfte bringen uns zwar anfänglich, auch ohne deutliche Ueberlegung und Wahl, durch eingepflanzte Regeln, auf den erſten Weg der Wahrheit und Vollkommenheit; daß wir ſchon als zarte Kinder über alle Dinge in unſerer Vorſtellung reflectiren, und ohne und wider die Regeln der Einſtimmung und des Widerſpruches wiſſentlich nichts gedenken können, und nichts wollen können,

als

als unter der Geſtalt des Guten, nichts verabſcheuen können, als unter der Geſtalt des Böſen. Ja, es liegt auch in eben denſelben eingepflanzten Regeln unſers Verſtandes und Willens der Grundriß zu ihrem richtigen Gebrauche, und, ſo zu reden, zu einer natürlichen Vernunftkunſt und Sittlichkeit. Allein, die wirkliche Anwendung dieſer naturlichen Regeln auf jeden vorkommenden Fall, das iſt, die Kunſt und Fertigkeit unſerer Natur gemäß richtig zu denken und zu wollen, iſt uns nicht zugleich durch einen blinden Trieb mitgegeben; (denn ein blinder Trieb, oder eine blinde Fertigkeit, konnte ja auch keine vernünftige Einſicht und Tugend zuwege bringen:) ſondern ſie erfodert unſere Ueberlegung und freye Wahl, und in beyden eine anhaltende Uebung und einen Vorſatz. Und eben dieſe eigene Ueberlegung und Wahl bringt die menſchliche Natur nicht allein überhaupt mit ſich, ſondern ſie iſt auch dann beſonders natürlich, oder unſerer Natur gemäß, wenn ſie den eingepflanzten Regeln, die den Weg zur Wahrheit und Vollkommenheit weiſen, gemäß iſt; aber unnatürlich, wenn ſie auf das Gegentheil führet.

Es erhellet daraus, daß diejenigen einen gar verkehrten Begriff von der menſchlichen Natur, und dem, was uns natürlich iſt, haben, die keine Handlung durch unſere Natur beſtimmt halten, weil wir nicht wie die Thiere durch einen blinden unwiderſetzlichen Drang zu unſern Handlungen getrieben, und, ſo zu reden mit Gewalt, zu unſerm Ziele geſtoſſen und ge-

riſſen werden; folglich, weil wir nicht alle einerley und auf eine Art, ſondern einige Menſchen ſo, andere anders denken und handeln. Das iſt offenbar falſch geſchloſſen: unſere Natur beſtimmet unſere Handlungen nicht blindlings und gleichſam zwangsweiſe; alſo beſtimmet ſie dieſelben gar nicht. Hat denn nicht, auſſer der blinden Beſtimmung, auch eine vernünftige Statt? und iſt dieſe nicht der menſchlichen Natur gemäß? Iſt es darum nicht durch unſere vernünftige Natur beſtimmt, daß wir die Füſſe, die den ganzen Leib tragen ſollen, in ihrer ordentlichen Gröſſe wachſen laſſen; weil es dem Sineſer einfällt, dem Frauenzimmer die Füſſe zu einer unnatürlichen Kleinigkeit zu zwängen? Iſt es darum nicht vernünftig-natürlich, auf den Füſſen zu ſtehen, und mit denſelben vorwärts zu gehen; weil es möglich iſt, daß auch einer rückwärts gehen, und daß ein Poſiturmacher auf dem Kopfe ſtehen und auf den Händen gehen kann? Gleichwie wir aber dieſen Zwang und dieſe Bewegung billig unnatürlich heiſſen, ungeachtet ſie nicht übernatürlich, und alſo natürlicher Weiſe möglich iſt; ſo iſt auch aller Misbrauch der Vernunft im Denken und Handeln unnatürlich, das iſt, den uns eingepflanzten Regeln unſerer Kräfte entgegen, weil er uns nicht zur Wahrheit und Vollkommenheit führet; als wohin die Regeln des Verſtandes und Willens gerichtet ſind. Dagegen iſt natürlich, oder unſerer Natur und unſern angebornen Kräften gemäß, und ſodann auch göttlicher Zweck, was mit dem Bemühen unſerer Kräfte und mit den Regeln unſerer Vernunft übereinſtimmet.

§. 18.

§. 18.

Allein, wenn nun ein Menſch ſeiner Natur folget, das iſt, wenn er, auſſer dem vernünftigen Bemühen nach Wohlſtande, Freundſchaft, Ehre und ſinnlicher Luſt, hauptſächlich in der innern Vollkommenheit des Verſtandes und Willens ſein Vergnügen ſuchet: kann er dann ſeiner Natur in der Welt Genüge thun, das iſt, völlig zufrieden und glücklich werden?

Man ſieht leicht, daß bey dieſer Frage die Hinderniſſe unſerer Zufriedenheit, und die Hülfsmittel, welche uns die Natur dagegen gegeben hat, mit in Erwägung zu ziehen ſind. Auf das erſte kann ich kurz antworten, weil es Dinge betrifft, die ein jeder aus eigener Erfahrung weiß.

Unſer natürliches Bemühen hat von auſſen und von innen viele Hinderniſſe, die es uns an ſich unmöglich machen, daſſelbe in dieſem Leben ſo vollkommen zu vergnügen, daß wir nichts mehreres und beſſeres wünſchten. Die Verknüpfung der körperlichen Dinge in der Welt unterwirft uns manchen widrigen Zufällen, die wir nicht voraus ſehen noch verhüten können, und die wir doch nicht allein, wenn ſie kommen, mit Schmerzen empfinden, ſondern ſchon, ehe ſie kommen, vermöge unſerer Natur, aus anderer Beyſpiele und Geſchichte, mit Bekümmerniß, uns als möglich vorſtellen. Die Menſchen, mit welchen ein jeder vornehmlich umgeht, die Verfaſſung der Geſellſchaft, und der Lauf der Zeiten, in welchen wir leben, ſind unſern Abſichten vielfältig entgegen. Wir empfinden

alſo öfteren Verdruß, wenn durch dieſe Urſachen unſere Luſt, Ehre und Wohlſtand gekränket, oder wenigſtens gehindert wird, ſo hoch zu ſteigen, als wir wünſchten. Unſer Körper iſt vielen Schmerzen und Krankheiten bloß geſtellet, und erwartet einen gewiſſen Tod, zur ungewiſſen Zeit, und auf unbekannte Art. Unſer Gemüth wird durch Erziehung und Umgang bald gut, bald ſchlecht gebildet, und hängt von des Körpers Beſchaffenheit, in ſeinen Verrichtungen, und in ſeinem Vergnügen, groſſentheils ab. Und wenn wir uns auch alle Mühe nach wahrem, gründlichem und nützlichem Erkenntniß, und nach Pflicht, Tugend, Freundſchaft und Menſchenliebe geben; ſo können wir doch weder allen Irrthum verhüten, noch den Grad und die Gröſſe des Erkenntniſſes erlangen, welche wir ſuchen, noch auch allemal unſere Leidenſchaften und ſinnliche Begierden in den Schranken der Vernunft erhalten, oder, durch die weiſeſte Aufführung, aller Menſchen Liebe, Freundſchaft und Achtung gewinnen.

Es iſt wohl gewiß, wir können viele Unvollkommenheit und Widerwärtigkeit durch Fleiß, Weisheit und Tugend vermeiden, oder wenigſtens mildern und verſüſſen, und uns dagegen manch groſſes Gute erwerben, manch überwiegendes Vergnügen verſchaffen. Allein, eine Vollkommenheit und Glückſeligkeit, die unſerm Verlangen gleich wäre, iſt doch nicht zu hoffen; und die gröſte Weisheit und Tugend reichet nicht zu, alle Unluſt abzukehren. Wir ſind ſo ferne

weit ſchlimmer daran, als die Thiere, daß ein wenig gegenwärtigen Schmerzens und Verdruſſes, wegen unſerer Vorſtellung, viel vergangene Luſt und Vergnügen überwiegt, und daß wir das zukünftige mögliche oder gewiſſe Böſe voraus ſehen und vorher empfinden; wenigſtens, daß unſer Verlangen, Wunſch und Bemühen, ſich allemal weit über das allergrößte Glück, und über die größte Vollkommenheit, welche ſich in dieſem Leben erhalten laſſen, erſtrecket. Wenn auch das Leben noch ſo glücklich und vergnügt geführt wäre; ſo wird es doch, je näher es dem Tode rückt, durch die Vorſtellung eines gewiſſen Endes, natürlicher Weiſe, mit Furcht und Angſt vergället.

Ich rede noch von dem Menſchen, ohne Religion betrachtet, um zu zeigen, daß wir unſerer Natur, mit aller Vernunft und Tugend, noch lange nicht Genüge thun, wenn wir nicht bis zum Erkenntniſſe des höchſten Weſens und ſeiner Abſichten ſteigen. Denn ſo wenig der Verſtand ohne dieſes Erkenntniß den zureichenden Grund und Zuſammenhang aller Dinge, und die Vollkommenheit, welche in der Welt herrſchet, finden kann: ſo wenig wird auch unſer Wille, ohne Hochachtung, Liebe und Verehrung unſers Schöpfers, und beſonders ohne Zuverſicht auf deſſen weiſe und gütige Vorſehung, und ohne die Hoffnung eines vollkommenern unvergänglichen Lebens, wozu er uns beſtimmet hat, beruhiget. Ich weiß aus dem Umgange mit Menſchen, daß Atheiſten, eben wegen Mangel dieſes Erkennt-

niſſes, ihre Gemüthsunruhe und Verwirrung ängſtlich empfinden, zumal, wenn ſie an den Tod gedenken, und daß ſie nicht ohne Bewegung wünſchen, davon überzeugt zu ſeyn. Es wird alſo meinem Zwecke gemäß ſeyn, daß ich dieſe beyden groſſen Wahrheiten, als Hauptſtützen unſerer Zufriedenheit, feſt ſetze, und zuletzt überhaupt den Einfluß, welchen die Religion in unſere Glückſeligkeit hat, klärlich darthue.

Die Achte Abhandlung.

Von der göttlichen Vorſehung.

§. 1.

Die Vorſehung Gottes iſt eine Folge des Raths der Schöpfung. Eben die innern Vollkommenheiten der Weisheit, Güte und Macht, welche ihn vermocht haben, die Welt in gewiſſer Abſicht zur erſten Wirklichkeit zu bringen, die erſtrecken ſich auch über die ganze Dauer der Welt in allem Zuſtande, nach allen und jeden, ſelbſt den allerkleinſten Theilen und Begebenheiten. Denn man würde dieſen unendlichen Vollkommenheiten zu nahe treten, wenn man ſagen wollte, daß entweder ſeine Weisheit, bey der erſten Anlage, nicht den ganzen Zuſammenhang der zukünftigen Welt, nach der Uebereinſtimmung mit ſeiner Abſicht, aufs deutlichſte durchgeſchauet hätte; oder daß ſein Rathſchluß, bey ſolcher

Ein-

Einſicht in alles Zukünftige, die Begebenheiten, welche ſeinem Zwecke gemäß ſeyn würden, nicht auf einmal und unveränderlich gut geheiſſen, oder daß etwas auſſer Gott, ohne ihn und ſeine Kraft, beſtehen könne. Demnach kann auch in der ganzen Welt, in allen Zeiten, nicht das geringſte ſeyn und geſchehen, was Gott nicht von Ewigkeit vorher geſehen hätte, oder was nicht in ſeiner Abſicht und in ſeinem Rathſchluſſe mit befaſſet wäre, oder deſſen Wirklichkeit nicht von ſeiner Wirkung abhienge.

Man kann alſo die göttliche Vorſehung nicht läugnen, ohne das Daſeyn Gottes, und ſeiner Vollkommenheiten, nebſt der Schöpfung, aufzuheben. Setzte man etwas in der Welt, das der Schöpfer nicht vorher geſehen, oder das er anders vermuthet hätte; ſo würde man zugleich ſeinem Verſtande Schranken ſetzen, und ihm ſtatt der Allwiſſenheit und vollkommenſten Weisheit Unwiſſenheit, Dunkelheit, Undeutlichkeit, Uebereilung, Widerſpruch und Irrthum beylegen. Wollte man ſagen, daß er ſich um die Welt, oder um alle Kleinigkeiten in derſelben, nicht weiter bekümmere; ſo würde man ſich ſowohl das göttliche Erkenntniß, als ſeinen Willen, nach menſchlicher Schwachheit vorſtellen. Denn das ſetzte voraus, daß bey Gott, ſo wie bey uns Menſchen, das Erkenntniß der Dinge erſt nach ihrer Wirklichkeit erfolgen könnte, daß er, um das Wirkliche zu erkennen, eine mühſame Achtſamkeit auf dieſelbe nöthig hätte, und daß er doch die Dinge nicht von ſolchem Werthe hielte, ſich die

Mühe anzuthun. Allein, Gottes Wiſſen hängt nicht von der Wirklichkeit der Dinge, ſondern, umgekehrt, die Wirklichkeit der Dinge hängt von Gottes Wiſſen und Rathſchluſſe ab. Es kann nichts Zufälliges wirklich ſeyn oder werden, was nicht völlige Möglichkeit hat; und nichts dergleichen kann möglich ſeyn, was nicht vorher gedacht, und in dem unendlichen Verſtande befaſſet wäre, der ſich alle Mö lichket vor aller Wirklichkeit aufs deutlichſte und auf einmal vorſtellet. Dieſer iſt alſo die weſentliche Quelle alles Möglichen, und ſtellet ſich darunter auch, ohne alles zeitiche Forſchen, Bemühen und Bekümmern, dasjenye, was zureichenden Grund der Wirklichkeit in der Verknüpfung der Dinge hat, vor. Und hierinn iſt ihm nichts zu geringe oder zu klein zu betrachten, weil er darinn ſeine groſſen Abſichten im Ganzen, und in aller Folge der Zeit, durch die Uebereinſtimmung in den allerkleinſten Theilen, aufs vollkommenſte erfüllet ſieht.

Dieſe Einſicht iſt zugleich ein ſteter Bewegungsgrund für den göttlichen Willen, die Welt in ihrer ganzen Wirklichkeit und Dauer unverändert zu erhalten. Denn, wenn ſich Gottes Rathſchluß von den wirklichen Begebenheiten und deren Mitteln änderte; ſo müßte er auch andere Bewegungsgründe dazu haben, als er anfänglich gehabt. Folglich würde er dadurch ſelbſt ſeine vorigen Einſichten und Rathſchlüſſe für nicht gut und weiſe erklären, und würde alſo entweder zuerſt, oder zuletzt, geirret und übel gewählt haben, welches der unendlichen Vollkommenheit Gottes widerſpricht.

Wie

Wie könnte aber die Welt nach Gottes Willen unverändert wirklich bleiben, wenn nicht auch der wirkſame Einfluß göttlicher Macht ſie in der Wirklichkeit erhielte? Sie hatte ia einmal den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in ſich ſelbſt und ihrem Weſen: denn ſie mußte von Gott erſchaffen werden, wenn ſie da ſeyn ſollte, und ihre erſte Wirklichkeit hieng demnach unmittelbar von Gottes wirkſamer Macht ab. Dadurch aber, daß ſie geſchaffen iſt, hat ſie kein anderes Weſen bekommen: ſie iſt bloß eine ſolche wirkliche Welt geworden, als vorher nur möglich war. Demnach kann ihr Weſen oder ihre innere Möglichkeit, auch noch jezt, und in aller ihrer Dauer, nicht den Grund ihrer Wirklichkeit in ſich halten. Sie kann dadurch, daß ſie als Welt geſchaffen iſt, nicht unabhängig und ſelbſtändig, mit einem Worte kein Gott geworden ſeyn. Der andere, dritte, vierte Augenblick ihrer Wirklichkeit iſt und bleibt, eben ſowohl als der erſte, auſſer ihrem Weſen, in der Macht des allein ſelbſtändigen Schöpfers gegründet; deſſen fortdaurende Wirkung ihre fortdaurende abhängige Wirklichkeit unterhalten mußte. Wollte alſo Gott, daß eine Welt wirklich bleiben ſollte, welche, vermöge ihres Weſens, für ſich nicht beſtehen konnte, ſo war auch in ſolchem Willen der Vorſatz enthalten, daß Gott die Welt durch ſeine kräftige Wirkung in allen Stücken erhalten, und nach den geſetzten Abſichten regieren wollte.

Manche denken vielleicht hierbey: Es kann ja wohl ein Menſch, als Werkmeiſter, eine Maſchine machen,

die hernach von ſich ſelbſt nach ſeiner Abſicht richtig geht, ob er gleich weiter keine Hand daran ſetzet; und man würde denjenigen für einen ſehr unvollkommenen Künſtler halten, der ſein gemachtes Werk alle Augenblick herumdrehen und fortſtoſſen müßte. So, meynen ſie, wäre man der Vollkommenheit des göttlichen Werks der Schöpfung auch dieſes ſchuldig, zu ſagen, daß die Welt nun für ſich beſtehe, und ohne Gottes fortdaurenden Einfluß dennoch alle ſeine Abſichten erfülle.

Allein, dieſer Einwurf beruhet auf einer ganz falſchen Vorſtellung. Denn der Menſch thut gat nichts zum Beſtehen einer Maſchine. Beydes, Materie und Kraft, iſt ſchon vor ſeiner Kunſt da: er entlehnet ſie bloß aus der Natur, und thut weiter nichts dazu, als daß er der Materie eine gewiſſe Figur, Eintheilung und Zuſammenfügung giebt, damit die natürliche Kraft die verlangte Wirkung darinn hervorbringen möge. Er macht es auch nicht, daß die Materie hernach bleibt, oder daß ſie ihre innere Kraft und Feſtigkeit behält. Es kann alſo wohl davon gehen: das, was ohne ſein Zuthun da geweſen iſt, kan auch ohne ihn beſtehen. Aber daraus folgt nicht, daß es auch ohne ein höheres Weſen ſey und beſtehe, und keines Erhalters brauche. Der Gärtner pflanzt den Baum, ſäet den Saamen, und begießt ihn etwa: das iſt alles, was er thut. Aber darf er ſich und ſeiner Handlung das nachmalige Wachſen des Baumes und Saamens zuſchreiben, da er doch nur Gelegenheit gegeben, daß die Natur ſo wirken kann? Es iſt alſo

falſch,

falſch, daß ein Menſch etwas für ſich beſtehendes hervorbringe. Die gute Abſicht, daß man, durch ſolche Unabhängigkeit der Welt, Gott und ſein Werk deſto vollkommener vorſtellen will, trügt auch gar ſehr. Denn das Werk wird dadurch dergeſtalt über ſeinen Werkmeiſter erhoben, daß dieſer gar als unnöthig angeſehen werden dürfte. Ein Atheiſt wird wenigſtens das Angenommene nach ſeiner Abſicht ſo drehen und ſagen: Kann die Welt jetzo für ſich ohne Gott ſeyn und beſtehen; warum hat ſie es nicht von Ewigkeit thun können? Man lernt zugleich daraus, daß bloſſe gute Abſichten einen ſehr mislichen und gefährlichen Grund zur Wahrheit legen. *)

§. 2.

*) [Das Misverſtändniß liegt hauptſächlich darinn, daß man die Wirkungen, welche wir, unſers eingeſchränkten Verſtandes wegen, nach Ort und Zeit unterſcheiden, ſich auch in Anſehung Gottes als verſchieden vorſtellet. Aber aus der erſten ſelbſtändigen Urſache fließt alle Wirkung auf einmal und ohne Zeitfolge: die Wirkungen der Wirkungen ſind Ihm gleich gegenwärtig, und indem eine von der andern abhängt, ſo hängen alle von Ihm beſtändig ab. Die Glieder einer Kette hängen auch eines vom andern ab: aber diejenige Kraft, welche das oberſte Glied hält, muß doch die ganze Kette halten, und muß ſie beſtändig halten, wenn ſie in ihrem Stande bleiben ſoll — Daß Gott nur für das Allgemeine, und nicht für jeden beſondern Fall ſorge, oder geſorgt habe, iſt auch nur eine verwirrte Vorſtellung, theils von dem Verſtande Gottes, als ob ſelbiger, wie der unſrige, von Theil zu Theil durchſchauen müßte, und nicht alles in allem ſähe: theils von den Wirkungen, die doch nirgends in etwas Allgemeinem,

§. 2.

Gleichwie nun bisher die Vorſehung Gottes über die fortdaurende Welt aus eben den wirkſamen Eigenſchaften erwieſen iſt, welche in das Werk der Schöpfung einen näheren Einfluß gehabt haben; ſo kann man ſich davon ferner auch aus der Betrachtung der Welt ſelbſt lebhaft überführen.

Wir ſetzen hiebey die Abſicht der Schöpfung voraus, die oben weitläuftig beſtätiget iſt; daß nämlich die Welt zum Wohl aller möglichen Lebendigen hervorgebracht ſey. Dann zeigt ſich in ſolcher Betrachtung der Welt erſtlich ein Verſtand, der alle Wirkungen der Naturkräfte in dem ganzen Zuſammenhange, auf alle Zeiten, ganz genau voraus geſehen, und

ſondern immer in beſondern Dingen beſtehen, und deren kleinſte ſowohl als die größten, aus ihren Urſachen flieſſen müſſen. Man betrachtet dabey auch nicht den Einfluß, welchen alles in der Welt auf einander hat, und daß jede Unordnung in dem geringſten Theile ſich von Gliede zu Gliede über alles erſtrecken würde — Wenn ein König oder Feldherr ſich vornähme, nur im Allgemeinen zu befehlen, daß ſein Heer vollſtändig und zum Schlagen gerüſtet ſeyn ſollte: die Sorge aber, daß jeder Kerl wohl genährt, gekleidet, geübt, mit gutem Gewehre, Pulver, Feuerſteine u. ſ. w. verſehen ſey, für Kleinigkeiten hielte: würde der wohl ſeine Abſicht erreichen? Wenn Menſchen ſich nicht in alles Beſondere einlaſſen können, ſo iſt es nur Mangel der Kräfte: aber, je mehr ſie doch alles Beſondere, und mit je ſchnellerem Blicke ſie es überſehen, deſto weniger werden ſie in ihrem Vorhaben geſtöret.]

und alles nach ſeiner Abſicht, ſo zu reden, abgezählt, abgewogen und abgemeſſen hat; ſo daß die Welt nach ihrer erſten Einrichtung, ohne alle weitere Aenderung der Naturgeſetze, oder der Zuſammenfügung, wenn es Gott will, in Ewigkeit in einerley Ordnung beſtehen, und dem Zwecke Genüge thun kann.

In menſchlichen Maſchinen entſteht das Gegentheil aus Mangel einer genauen Vorherſehung. Die beſte Maſchine des klügſten Künſtlers fängt bald an, ein wenig von dem verlangten Zwecke abzuweichen; und dieſer Fehler vergröſſert ſich immer mit der Zeit. Dieſe Unrichtigkeit und Unordnung hatte ohne Zweifel ſchon in der erſten Einrichtung ihren völligen Grund, und vielleicht in einer ſehr geringen Kleinigkeit. Allein, das war dem Künſtler verborgen. Kein Künſtler iſt ſo ſcharfſichtig, daß er ſich in dem gegenwärtigen Zuſtande ſeiner Maſchine alle darinn gegründete zukünftige aufs genaueſte vorſtellen könne.

Die körperliche Welt iſt zwar auch nichts anders, als eine Maſchine, aber von einer unermeßlich gröſſern Vielheit und Mannichfaltigkeit der Theile, und der beſondern Abſichten. Sie iſt zur Bewohnung aller möglichen Lebendigen, verſchiedener Gattung, in gar viele lichte und finſtere Kugeln vertheilt, davon dieſe ſich um jene, in gemeſſener Zeit und Bahn, herum wälzen, um Licht und Wärme, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Witterung, Nahrung und Wachsthum, nach jeder Einwohner Beſchaffenheit zu em-

empfangen. Die Stellung der Planeten, und ihre wirkende Anziehung gegen einander, iſt in dem Laufe der Natur und Zeiten ſo mannichfaltig, daß es faſt unmöglich ſcheint, eine künftige Zeit oder Cyclum zu ſetzen, da ihrer aller Stellung der erſten wieder ähnlich werden, und ihr groſſer Kreislauf wieder von neuem auf gleiche Weiſe anfangen wird. Mithin iſt auch jedes Jahr von dem andern, in aller Folge der Zeit, an Witterung und an Fruchtbarkeit, bald dieſes, bald jenes Gewächſes oder Thieres, verſchieden. Zudem, ſo wird der Planeten Bahn, durch einen auſſerordentlichen Lauf der Cometen, aus einer ganz andern Himmelsgegend, zum öftern durchſchnitten. Es iſt aber kein beſtändiger Weg durch unſer Sonnenſyſtem, der immer für die Cometen offen und frey wäre: ſie kommen von ſo verſchiedenen Strichen, und haben ſo verſchiedene Richtung, laufen auch, bald der Sonne, bald dieſem und jenem Planeten ſo nahe, daß ſchon den Menſchen bange geworden iſt, es möchte eine dergleichen Himmelsbombe uns treffen, oder uns einen unſern Nachbarn entführen, oder unſere Sonne verrücken. Kein Sternſeher kann uns auch dafür Bürge ſeyn: er nimmt ſie nur wahr, wenn ſie da ſind, weiß es aber nicht vorher, wann und woher ein Comet kommen, und welchen Lauf er nehmen wird; wenigſtens, wenn ja ein voriger zu gewiſſer Zeit wieder kömmt, ſo ſtehen doch unſere Planeten alsdann nicht ſo, wie vorhin.

Bey aller dieſer beſtändig fortwährenden Verſchiedenheit der groſſen Erſcheinungen in der Welt, hat noch kein Weltkörper den andern in ſo viel tauſend Jahren, als wir Nachrichten haben, an ſeinem gebührenden Laufe, Zuſtande, oder in ſeiner Wirkung gehindert. Es ſind ungegründete Hypotheſen, daß jemals ein Comet auf unſere Erde, oder an die Sonne, geſtoſſen ſey. Alle Planeten halten ihre Bahn und Zeit aufs richtigſte; ſie ſind weder näher zur Sonne, noch gegen einander gezogen: ihre Kräfte ſind in demſelben Verhältniſſe und Gleichgewichte geblieben: alle Erſcheinungen der Fixſterne, die ſeit zwey tauſend Jahren beobachtet ſind, ſtimmen auch in ihrer veränderlichen Länge, Declination, und in ihrem Abſtande vom Pol der Eccliptic, mit einander überein: Sonnenhöhe, Mittagslinie, Tag und Nacht, Jahre und Jahreszeiten, ſind allewege aufs genaueſte dieſelben, welche ſie geweſen. Ein offenbarer Beweis, daß der Urheber der Natur in der erſten Stellung der Himmelskörper, in dem Maaſſe, in den Regeln und Verhältniſſen der Kräfte, welche er ihnen gleich anfangs beſtimmet, in der Richtung und Geſchwindigkeit ihres Laufs, allen zukünftigen Zuſtand der Welt und ihrer Theile, auf alle unzählige Tauſende von Jahren, voraus geſehen, in ſoferne darinn kein künftiger Fall entſtehen wird, welcher ſeinen groſſen Zweck ſtören und aufheben möchte. Und dieſe göttliche Vorſehung iſt uns in Zukunft Bürge, wofür uns kein Naturkündiger oder Meßkünſtler Bürge ſeyn kann.*)

§. 3.

*) [Es iſt zwar alles in Bewegung; der Stand und das

Ver-

§. 3.

Ein gleiches muß man bey den Begebenheiten unſers Erdbodens ſagen, ſoferne derſelbe jährlich verſchiedener Witterung und Zuſtande unterworfen iſt. Denn ob es gleich anfangs ſcheinen möchte, als wenn mein heiteres Wetter, Wärme, Kälte, Thau, Regen, Schnee und Hagel, Donner, Blitz und allerley Winde, nach einem bloſſem Ungefähr wechſelten, und bald hier bald da blindlings ausgeſtreuet würden; als wenn das Waſſer auf dem Erdboden nach einem unverſehenen Zufalle wühlte, und die Oberfläche änderte, aus Land See, aus See Land machte, Berge aufwürfe, oder verſchlünge, und den Lauf der Ströme verſetzte: ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß ein jeder Zuſtand unſers Erdbodens, nach allen ſeinen Umſtänden, in dem vorigen, und dieſer wieder in ſeinem vorhergehenden, und alle endlich im erſten, zureichenden und natürlichen Grund haben.

Nichts

Verhältniß aller Körper gegen einander ändert ſich immerfort. Der Körper, um welchen ſich ein anderer ſchwingt, ſchwingt ſich mit: die Axen der Ellipſen verändern ihre Richtung, ſo daß der Planet oder Comet bey der künftigen Sonnenwende nicht wieder auf der vorigen Stelle ſteht: auch die Fixſterne haben ihre Bewegung, u. ſ. f. Alles dieſes aber muß ſeinen Einfluß von einem aufs andere, von Syſtem zu Syſtem verbreiten, über alle Faſſung menſchlicher Vorſtellung, und zur unerſchöpflichen Bewunderung nachdenkender Forſcher. Denn, alle dieſe unermeßliche Bewegung geſchiehet in ſolcher Stellung, nach ſo beſtimmten Geſetzen, daß alles ſich die Waage hält, und aus allen Anziehungs- und Schleuderungskräften nie eine Zerrüttung, ſondern überall Ordnung und Uebereinſtimmung, entſpringet und erhalten wird.]

Nichts aber kann uns Menſchen mehr von unſerer Unwiſſenheit in den beſonderen Urſachen natürlicher Dinge, und von dem Zuſammenhange mit dem Zukünftigen, überführen, als dieſer verſchiedene Zuſtand der Witterung und Erdfläche, wie auch der davon abhängenden Fruchtbarkeit. Wir mögen ſo viel Wetterbeobachtungen anſtellen, als wir wollen; ſo werden wir doch in Ewigkeit kein Jahr dem andern vollkommen ähnlich finden, und aufs Zukünftige nichts gewiſſes und beſtimmtes ſchlieſſen können.

Unterdeſſen erfahren wir überhaupt ſo viel, daß dieſes unſern Augen ſo verworrene Wimmeln, Wühlen und Toben aller Elemente den Erdboden nicht in ein unwohnbares Chaos verwandelt, noch ſeine Figur und ſein Gleichgewicht verkehret; ſondern daß es vielmehr das natürliche Mittel iſt, die Ordnung, Fruchtbarkeit und Wohnbarkeit des ganzen Erdbodens ein Jahr und Jahrhundert nach dem andern zu erhalten. Da nun aller folgende ſtets veränderliche Zuſtand im erſten Grund hat; ſo erkennen wir daraus, daß hier nicht die Elemente nach einem wilden Ungefähr zuſammen gefloſſen ſind, ſondern daß die ewige Weisheit des Schöpfers das erſte Maaß und die erſte Miſchung aller Elemente und ihrer Kräfte mit genauer Vorſehung auf alle zukünftige Zeiten eingerichtet hat.

§. 4.

Ich muß noch ein drittes Beyſpiel der göttlichen Vorſehung anführen, welches uns gerade zu dem Hauptzwecke der Schöpfung leitet, vermöge deſſen alle mögliche Lebendige in der Welt ein beſtändiges Wohnhaus haben ſollten. Wir finden alſo auf unſerm Erdboden ſo viel tauſend Arten lebendiger Thiere, als nur ſeyn konnten, die alle ihr Geſchlecht in einem gewiſſen Verhältniſſe fortpflanzen. Dazu ſind jeder Art ihre beſondern Werkzeuge des Lebens, der Bewegung, Empfindung, Zeugung, und mancherley innere Triebe und Fertigkeiten, nebſt äuſſerer Nahrung, als natürliche Mittel, verliehen. Die Wirkung davon iſt uns klar vor Augen, daß nämlich alle und jede Thiere auf dem Erdboden nicht allein bleiben, ſondern auch in ihrem Gleichmaaße und Verhältniſſe gegen einander bleiben.

Nun hat jedes in ſeiner Fortpflanzung eine beſtändige Proportion, ſowohl der Fruchtbarkeit überhaupt, als auch des männlichen und weiblichen Geſchlechts bekommen, welche von der Natur des erſten Paares abhängt. Jede Vögel, Inſecten, Fiſche, Schlangen, Schildkröten u. ſ. w. legen ihre beynahe gewiſſe Anzahl Eyer: und darinn iſt bey verſchiedenen Arten ſo groſſer Unterſchied, daß die Zahl der Eyer von eins zu vielen hunderttauſenden ſteigt. Andere Thiere, die lebendigen Jungen werfen, haben ebenfalls ihre geſetzten Schranken der Fruchtbarkeit; die aber bey weitem nicht an die Fruchtbarkeit der Inſecten und Fiſche reichet. In jeder Art iſt eine beſtän-

beſtändige Proportion des männlichen und weiblichen Geſchlechts. Denn wie z. B. die weiblichen Geburten ſich gegen die männlichen, wie dreyzehn zu vierzehn, oder nach genauerer Berechnung, wie zwanzig zu ein und zwanzig verhalten: ſo legen die Tauben, welche ordentlich paarweiſe eine unzertrennliche Ehe führen, jedesmal auch nur zwey Eyer, davon das erſte gemeiniglich einen Tauber, das andere eine Taube enthält. †) Ueberhaupt iſt in allen Arten eine ſolche Austheilung des zwiefachen Geſchlechts, daß jedes ſeinen Gatten findet.

Nun ſind aber die Thiere, und ihre Eyer und Jungen, ſowohl der Nachſtellung und Gewalt anderer unterworfen, als ſie von der Witterung und Fruchtbarkeit abhängen. Wäre nun keine Vorſehung geweſen; ſo würde in aller der Zeit bald dieſe bald jene Thierart in ſich vergangen und ausgerottet, oder verdrungen, und auf wenige gebracht ſeyn, wenn entweder ihre Fortpflanzung nicht ſo fruchtbar geweſen, oder die Erzeugung des männlichen und weiblichen Geſchlechts einem bloſſen Ungefähr wäre überlaſſen worden. Es würde bald dieſe bald jene Thierart an ihrem Orte nicht genugſames Futter gefunden haben, wenn kein Verhältniß zwiſchen ihrer Vermehrung und dem Futter geweſen wäre; oder ſie würden die Luft und Witterung an dem Orte, wo ihr Futter zu finden war, nicht haben vertragen können.

†) Siehe die oeconomiſch-phyſicaliſchen Abhandlungen, den 3ten Theil, p. 96.

nen. Es würde eine oder die andere Thierart durch die Gefräßigen aufgerieben und ausgerottet ſeyn, wenn die Schädlichen fruchtbarer geweſen, oder mehr Waffen, Stärke, Geſchwindigkeit und Liſt bekommen hätten, und die Unſchädlichen hierinn nicht ſo gut, als ſie jetzo ſind, bedacht wären.

Der Schöpfer zeigt alſo ſeine Vorſehung offenbar in dergleichen Erhaltung aller Thierarten, auf dem Erdboden, ſo ferne er aller Natur, Werkzeuge, Fruchtbarkeit, Geſchlecht, Gröſſe, Waffen, Stärke, Geſchwindigkeit, Liſt, und übrige Triebe, nach ihrem beſtimmten Futter, nach der Witterung eines jeden Landes, und überhaupt nach allem, was ihnen auf alle künftige Zeiten ſchaden oder nutzen konnte, *aufs* genaueſte abgemeſſen hat, ſo daß jede Art gegen alle widrige Fälle, die ſich in der Folge der Zeit äuſſern werden, zulänglich verſehen iſt, und doch davon in gebührenden Schranken gehalten wird.

§. 5.

Es iſt demnach ſo ferne aus der Erfahrung klar, daß Gott, bey dem Rathſchluſſe der Schöpfung, zugleich die ganze künftige Folge der natürlichen Begebenheiten, nach ſeinem Zwecke, vorſichtig überdacht habe. Darinn liegt denn folglich ein Beweis, daß er ſie auch weislich beſtimmet und gewollt haben müſſe. Allein, was den fortdaurenden Einfluß ſeiner Macht, oder ſeine Wirkung in die Erhaltung der Welt betrifft; ſo wird dieſelbe aus den Beobachtungen der Natur etwas ſchwerer werden, zu erkennen.

nen. Denn wodurch wollen wir ſie von den natürlichen Wirkungen unterſcheiden, ohne übernatürliche, oder Wunder daraus zu machen?

Laſſet uns alſo erſt die Begriffe durch beſondere Merkmale beſtimmen, damit wir ohne Verwirrung, ſagen können, was wir nach der Erfahrung beobachten.

Wenn wir uns Wunder, oder übernatürliche Wirkungen Gottes, gedenken, ſo ſetzen wir zwar, daß ſie in der Welt oder in der Natur geſchehen, aber daß die Natur oder die Kräfte der Welt nicht allein gar nichts dazu thun, und blos leiden, ſondern auch, daß die Wirkungen Gottes den Bemühungen und Regeln der thätigen Naturkräfte entgegen laufen. Eine ſolche Wirkung göttlicher Macht kann die ordentliche Erhaltung der Natur nicht ſeyn; denn ſie würde derſelben vielmehr widerſtreiten. Wenn ein Regent ſeine Geſetze und die Sprüche ſeiner Unterrichter alle Augenblicke ändern, und dieſen und jenen davon frey ſprechen wollte, ſo würde es nicht anders ſeyn, als ob er gar keine Geſetze gegeben, gar keine Unterrichter geſetzt hätte: er würde dadurch die Verfaſſung des Staats nicht erhalten, ſondern umkehren: und man würde von ſeinen Einſichten und Rathſchlüſſen nicht das Beſte denken, wenn man gleich ſeine Obermacht erkennen müßte. Wenn denn auch Gott alles unmittelbar und durch Wunder thäte, ſo würde er alles allein thun: und wozu hätte er denn eine Schöpfung endlicher Dinge vorgenommen? Wenn er das Bemühen der geſchaffenen Subſtanzen, und die Ge-

ſetze ihrer Natur, alle Augenblick hemmete: wozu hätte er ſie ihnen gegeben? Je mehr er nach der Schöpfung Wunder thäte, deſto mehr würde er die Natur wieder vernichten, und umſonſt geſchaffen haben, nicht aber erhalten; und für ſich würde er entweder die möglichen Naturmittel zu ſeinem Zwecke nicht eingeſehen haben, oder auch ſeinen Zweck oft ändern, und ſeinem eigenen Einfluſſe in die Erhaltung der Natur entgegen arbeiten.

Da nun ſolche wunderthätige Wirkungen Gottes in der Natur hier in keine vernünftige Betrachtung kommen können, wo von der ordentlichen und beſtändigen Erhaltung die Rede iſt: ſo fragt ſich, welcher Einfluß ſeiner Macht ſonſt für die Erhaltung übrig bleibt, der ſich von der Naturwirkung unterſcheiden lieſſe? Ich antworte: Da, wo die Schranken der Natur, das iſt, der Subſtanzen in der Welt und ihrer Kräfte, eine Abhängigkeit von einem unendlichen Weſen erfordern, da gedenket man ſich nicht allein vernünftig einen wirkſamen Einfluß einer unendlichen Macht in die Erhaltung der Subſtanzen und ihrer Kräfte, welcher ihrer Natur und der Abſicht der Schöpfung gemäß iſt; ſondern derſelbe Einfluß läßt ſich auch ſo ferne aus der Erfahrung wahrnehmen, als dieſe uns in dem Eingeſchränkten auf das Unendliche verweiſt.

Wir können uns einen Begriff ſolcher Erhaltung machen, wenn wir eine Vergleichung von dem ſittlichen Einfluſſe nehmen, den eines Regenten Obermacht

in das Daſeyn der Unterrichter, und in ihre abhängende Macht bey der Handhabung der Geſetze, hat. Die untern Obrigkeiten, und ihre Macht, nebſt den Geſetzen, wornach ſie dieſelbe brauchen, haben nicht allein ihr erſtes Daſeyn und ihren erſten Urſprung von des Oberregenten Macht, ſondern auch ihre Dauer von dem fortfahrenden Einfluſſe dieſer Macht. Wenn dieſer Einfluß aufhörte, wenn der Regent nicht allezeit die Richter, Geſetze, Sprüche beſtätigte, für die ſeinen erkennete, und ihnen den Nachdruck ſeines unveränderten Willens und ſeiner Obermacht verliehe: ſo würden auch Richter und richterliche Macht, Geſetze und Sprüche, nichts mehr ſeyn. Die Urſache deſſen liegt in der Abhängigkeit dieſer Dinge von der Obermacht des Regenten, und in ihrem eingeſchränkten Weſen. Und eben dieſe Urſache muß auch in der Natur, bey der Dauer eingeſchränkter Subſtanzen, ihrer Kräfte, und deren Geſetze gelten, daß alles ſeine Wirklichkeit von der unendlichen Obermacht des Schöpfers behält. Gleichwie aber der Einfluß der Obermacht des Regenten in die Beſtätigung der Richter, Geſetze und Sprüche, der Verfaſſung des Staats nicht entgegen, ſondern gemäß iſt; ſo iſt auch de: göttliche Einfluß in die Erhaltung der Welt und ihrr Kräfte der Natur und dem Zwecke der Schöpfunj nicht entgegen, ſondern gemäß.

Wenn man nun die Erfahrung hat, daß ein Vermögen abhängig ſey, und dabey in beſtändiger Wirung bleibe; ſo ſage ich nicht unrecht, daß man auch

darinn von dem Einfluße der unabhängigen Macht eine Erfahrung habe. In der beſtändigen Handhabung der Untergerichte erkennen wir die Wirkſamkeit der Obermacht; in dem beſtändigen Gehen des Zeigers an der Uhr ſehen wir, daß die Feder auch beſtändig wirkſam ſey. Von dergleichen Erfahrungen will ich nun auch einige in der Natur namhaft machen, welche derſelben Abhängigkeit von einer unendlichen Kraft, und alſo den Einfluß einer unendlichen Kraft in die Erhaltung der Natur, zu erkennen geben.

§. 6.

Es iſt der Erfahrung gemäß, daß jedes Dinges Ort, und deſſen Veränderung, von ſeinen Nachbaren, und deren wirkenden Kräften, abhängt. Warum ruhet dieſes Stück Holz, jenes ſchwimmt, das dritte fällt? Man gebe jedem andere Nachbaren: ſo wird das, was ſenkrecht fiel, horizontal ſchwimmen, das, was ruhete, wird fallen, das, was ſchwomm, wird ruhen. Selbſt des ganzen Erdbodens Ort, und täglicher und jährlicher Lauf in der Welt, hängt von den Kräften und Wirkungen ſeiner Nachbaren, inſonderheit der Sonne, mit ab: und es verhält ſich mit den Fixſternen und Cometen nicht anders. Jedes Ort und natürliche Bewegung entſteht mit von den benachbarten. Eins hält das andere entweder im Gleichgewichte, oder ſtößt und ſchiebt es ſo lange fort, bis es an Nachbaren geräth, deren Kräfte den ſeinigen gleich ſind.

Aus

Aus dieſer Erfahrung habe ich oben ſchon geſchloſſen, daß die Natur nicht das erſte Weſen ſeyn könne: weil vor der Natur, das iſt, vor allen Kräften und deren gewiſſen Wirkung in einander, eine gewiſſe Stellung und Ordnung der Dinge gedacht werden muß, ehe die Kräfte in einander wirken, und dieſen Lauf der Natur haben hervorbringen können. Ich habe alſo daraus bewieſen, daß ein Schöpfer oder Werkmeiſter ſeyn müſſe, welcher dieſe Ordnung und Stellung der Dinge gemacht, die eine äuſſerliche Abhängigkeit von einander haben. Mich dünkt aber, daß eben dieſe allgemeine Beobachtung auch des Schöpfers erhaltenden Einfluß in die Natur beweiſe. Denn die Abhängigkeit des Ortes und der Bewegung geht von Nachbaren zu Nachbaren. Warum iſt a hier? weil b b b mit ſolchen Kräften um daſſelbe ſind. Warum ſind aber b b b auf dieſer Stelle? wei c c c dieſelbe umgeben. Frage ich aber nach dem Grunde des Ortes von c c c, ſo muß ich mich weiter auf d d d beziehen. Was folgt daraus? Entweder müßte die Abhängigkeit der natürlichen Urſachen von a ins Unendliche geſchoben werden; welches in der That ſo viel hieſſe, als gar keine natürliche Grundurſache geben; oder es muß eine erſte unendliche Kraft ſeyn, von welcher alle natürliche Kräfte und deren Wirkungen abhängen.

Es wird vergeblich ſeyn, daß man ſich die Welt ſelbſt als einen wirklich unendlichen vollen Raum, und die Natur als eine unendliche Kraft darinn, vorſtel-

len wollte. Es iſt unläugbar, daß die Theile der Welt, als Fixſterne, Planeten, und alle lebloſe und lebendige Körper, die wir vor Augen haben, eingeſchränkte, endliche Dinge und zählbar ſind. Eine Zahl aber von endlichen Dingen, die wirklich ſind, kann nicht unendlich ſeyn, und folglich kein unendliches Ganzes ausmachen: weil noch immer eine gröſſere Zahl, als die wirkliche, gedacht werden kann. Geſetzt, daß auch die Zahl der wirklichen Dinge alles Mögliche befaſſete: ſo muß doch die Zahl endlicher möglichen Dinge erſchöpflich, eingeſchränkt, und endlich ſeyn. Wir können uns davon bald überführen, wenn wir die verſchiedene Möglichkeit der Dinge, deren Beſtimmung und Eigenſchaft wir kennen, von der oberſten Stufe bis zur unterſten durchgehen. Wenn alſo in der Welt auch alle mögliche Dinge wirklich wären, ſo würde doch ihre Anzahl beſtimmt und endlich ſeyn. Wie kann alſo die Welt, als eine beſtimmte Anzahl von lauter endlichen möglichen Dingen und Naturkräften, ein unendliches Ganzes ausmachen? Und wovon ſollen die von einander abhängigen Kräfte der Natur endlich zuerſt abhängen, wenn nicht eine unendliche Kraft auſſer der Welt wäre, wodurch ſie ihr Daſeyn haben und behalten? *)

§. 7.

*) [Die Theile der Welt mögen immerhin eine unbeſchränkte Menge ohne Zahl ausmachen (unendlich ſeyn); ſo bleiben es doch lauter eingeſchränkte abhängige Weſen, und weder ihre Kräfte, noch ihre Stellung unter einander, ſind in ſich ſelbſt gegründet; ſondern ihre Wirklichkeit, welche alle die beſondern Beſtimmungen der Möglichkeit enthält, muß aus einer ſelbſtändigen unbeſchränkten Uhrkraft flieſſen.]

§. 7.

Es iſt ferner der Erfahrung gemäß, daß die Kräfte der Dinge in einem unaufhörlich anhaltenden Bemühen zu einer gewiſſen Veränderung beſtehen; welches zwar durch Hinderniſſe an ſeiner Wirkung kann gehemmet werden, aber dennoch auch mitten unter den Hinderniſſen beſtändig anhält, und daher den Augenblick, ſobald nur der Widerſtand weg iſt, in gleichem Maaße ſeine Wirkung leiſtet. Dieſes iſt an der Schwere klar zu erkennen. Denn wenn ein Körper auch tauſend Jahre ruhet, ſo hat er doch in aller der Zeit nicht einen Augenblick aufgehöret, ſich nach ſeiner ſenkrechten Bewegung zu bemühen, und den unter ihm liegenden Körper nach dem Maaße ſeiner Schwere zu drücken. Wenn man daher die unter ihm ſtehende Stütze wegſchlägt, ſo bewegt er ſich den Augenblick ſenkrecht, mit gleicher Stärke und Geſchwindigkeit, als vormals.

Nun wird wohl ein jeder zugeſtehen, daß alle fortdaurende Kräfte der Natur ihren beſtändigen weſentlichen Sitz in den untheilbaren Urſtoffen haben, und nicht erſt durch die Zuſammenſetzung entſtehen, noch mit derſelben aufhören, oder ſich verändern. Denn wenn jeder dieſer Urſtoffe nicht ſein Maaß der Kräfte zur Zuſammenſetzung mitbrächte, ſondern in ſich unkräftig wäre: ſo würde durch die Zuſammenſetzung vieler unkräftigen Urſtoffe eben ſo wenig eine Kraft entſtehen, als aus der Zuſammenſetzung vieler

Nul-

Nullen eine Zahl werden kann. 1) Wie aber an ſich klar iſt, daß die Kräfte der untheilbaren Urſtoffe eingeſchränkt ſind; ſo erhellet nun auch, daß ihre Schranken nicht Schranken der Ausdehnung ſind, ſondern blos intenſive nach Graden oder Stufen gedacht werden können. Wenn ſie alſo, als eingeſchränkte Kräfte, in einem ſteten Bemühen zur Veränderung beſtehen: ſo müßte auch dieſe Veränderung ihre Grade oder Stufen betreffen, das iſt, die Kräfte müßten bey jeder wirklichen Veränderung ſtärker oder ſchwächer, vollkommener oder unvollkommener werden, wie wir an unſerer Seele wahrnehmen. *) Woher kommt es denn, daß dieſes Bemühen unverändert und in gleichem Maße fortdauret? daß es weder aufhöret, noch zu- oder abnimmt? In der Natur ſelbſt iſt dieſes nicht gegründet. Eine endliche eingeſchränkte Kraft kann ermüden und erſchöpft werden: ſie kann aber auch durch ungehinderte Ausübung ſtufenweiſe zunehmen. Ich glaube alſo nicht, daß man eine vernünf-
tige

1) Dieſes iſt bereits ausführlicher in der VI. Abhandlung §. 14. dargethan.

*) [Eigentlich bleibt auch die Kraft, oder das innere Vermögen unſerer Seele, wohl einerley. Die Aeuſſerung aber, oder die Wirkung dieſer Vorſtellungskraft in Erweiterung unſerer Ideen, nimmt zu oder ab, nachdem ſie ſich mit mehrerem Vortheil entwickeln kann oder mehr Hinderniß vorfindet — So bleibt die Schwerkraft eines Körpers einerley, obgleich die dadurch bewirkte Bewegung, wenn ſie ungehindert iſt, immer ſchneller wird, und hingegen bey mehrerem Widerſtande auch langſamer werden kann.]

tige Urſache geben kann, warum die eingeſchränkten Naturkräfte der Urſtoffe, welche ſich ſo viel tauſend Jahre gegen mancherley Hinderniſſe bemühet haben, inzwiſchen nicht abgenommen haben und ſchwächer geworden ſind, oder warum andere in ihrem ungehinderten Bemühen nicht zugenommen und ſtärker geworden ſind, als weil eine unendliche Kraft ſie ſtets nach dem beſtimmten Maaße ihrer Schranken erhält und unterſtützet.

§. 8.

Ich werde mich, zum weiteren Beweiſe des göttlichen Einfluſſes in die Natur, nicht unbillig auf die künſtlichen Bildungen ſo vieler Millionen Samen in den Thieren und Pflanzen berufen, welche jährlich geſchehen, und in keiner bloſſen Naturkraft zureichenden Grund haben können. Ich will nur einen Fiſchrogen zur Betrachtung vorſtellen. Ein gewiſſer Freund, der ſich mit vieler Einſicht um die Naturgeſchichte bekümmert, erforſchete die Anzahl Eyer in einem Kleiß, 2) welcher vierzehn Zoll lang, zwölf Zoll breit war, folgender Geſtalt. Er wog den ganzen Rogen, und fand ihn eilf Loth ſchwer. Nun zählte er in einem Klümp-

2) Kleiß iſt eine Art Fiſche in der Nordſee, die einem Steinbutte an Figur, Größe und Geſchmack nahe kommt, nur daß ihm die harten Schuppen fehlen. Ich habe ſelbſt nachher faſt eben die Proportion in einem Dorſchrogen gefunden; da dreyhundert Eyer zwey Aß Ducaten Gewicht ausmachen; der ganze Rogen aber $10\frac{3}{8}$ Loth wog.

Klümpchen Eyer, das einen Gran am Gewichte ausmachete, mehr als zweyhundert Eyer. Wenn folglich zweyhundert und vierzig Gran auf ein Loth, und alſo zweytauſend ſechshundert und vierzig Gran auf eilf Loth gehen: ſo folgte, daß in dem ganzen Rogen mehr als fünfhundert und acht und zwanzig tauſend Eyer, enthalten waren. Wir wollen aber die übrigen, und ſelbſt noch die acht und zwanzig tauſend Eyer für das Gewicht der Haut abrechnen, welche den Bündel bekleidet: ſo ſind doch gewiß fünfmal hundert tauſend Eyer in dem Rogen eines einzigen ſolchen Fiſches beſchloſſen. Ein jedes Eychen enthält ſchon ſeinen ganz zart gebildeten Fiſch, der in der Eyhaut ganz ſorgfältig eingepackt liegt. Alle Eyer ſind ordentlich an die Zwiſchenwände des Rogens zu beyden Seiten angeheftet; und ſie werden überhaupt von der gemeinſchaftlichen äußeren Haut beſchloſſen, durch welche eine groſſe Ader vom Herzen hin, und wieder eine gleiche zurückführende Ader her läuft, die ihre Aeſte nach jeder Zwiſchenwand, und von da wieder fünfhundert tauſend kleinere Aeſte nach allen den Eyern ſchicken, wodurch ein jedes Ey ſeine Nahrung und ſein Wachsthum empfängt.

Dieſe Bemerkung zeigt uns, daß die Eyer nicht auſſer den Thieren ſchon zerſtreuet in der Welt da geweſen, und etwa durch den Nahrungsſaft einzeln zu ihrem Behältniſſe geführt ſind, ſondern, daß ſie alle mit einander, nebſt ihren Häuten und Gefäßen, als ein zuſammenhangendes Gewebe, auf einmal, und

und aus einer Materie, in dem Thiere ſelbſt entworfen und gebildet worden. Es läßt ſich aber auch nicht wohl eine innere Präformation gedenken, als ob alle Saamen der künftigen Geburten ſchon in den Saamen der erſten Thiere eingepackt geweſen wären. Denn ſo müßten wir, wider alle Wahrſcheinlichkeit, unendlich kleine wirkliche Theile annehmen: weil ein jedes Ey wenigſtens eine Millionmal kleiner iſt, als ſeine Mutter: und die zweyte Ordnung der Eyer, welche ſchon in dieſem Eye ſtecken ſollten, wieder eine Millionmal kleiner ſeyn müßte, als das erſte Ey, und eine Bimillion kleiner, als die erſte Mutter. Was wird denn aus der dritten, und vierten, tauſendſten Ordnung, ja aus allen künftigen in alle Ewigkeit werden, welche ſchon, als die Nürnberger Schachteln, in einander, und alle in dem erſten Eye, oder in der erſten Mutter, eingepackt ſeyn ſollten? zu geſchweigen, daß auch die Erfahrung ſolcher Präformation widerſpricht, weil bey den Krebſen und Polypen die verlornen Theile wieder aufs neue gebildet werden.*) Da wir alſo in jedem Jahre eine neue

*) Die beyden Hypotheſen, theils der zerſtreuten, theils der in einander beſchloſſenen Saamen von Thieren und Pflanzen, ſind die einzigen, welche noch einige Wahrſcheinlichkeit oder wenigſtens eine Möglichkeit, vor ſich haben, und uns blos auf die einmal in der Schöpfung weislich gemachte Bildung verweiſen. Unter vielen andern haben noch unlängſt jene Hypotheſe Herr Perrault in ſeiner Mechanique des Animaux, Opp. T. II. p. 481 ſqq. dieſe Herr Charles Bonnet in ſeinen beliebten Werken, Corps organiſés und Contemplation de la Nature, ver-

Bildung der Saamen anzunehmen genöthigt ſind: ſo fragt ſich, welche mechaniſche oder elementariſche Kraft und

vertheidigt. Ich geſtehe, daß ich von der Präformation, oder dem Emboitement gänzlich abgeſchreckt bin, nicht ſowohl weil mich die Imagination verläßt, als weil deutlich zu berechnen iſt, daß dieſe Hypotheſe zu einer wirklich unendlichen Theilbarkeit führet, weil ſchon in der erſten Generation das Saamenthierchen tauſend Millionenmal kleiner ſeyn müßte, als das vollgewachſene Thier. Da nun in ſechstauſend Jahren von der Schöpfung an, etwa zweyhundert Generationen vergangen ſind, oder vielmehr bey den Fiſchen und Inſecten faſt ſo viele Generationen zu ſetzen wären, als Jahre verfloſſen ſind und künftig kommen möchten: ſo würden die Saamenthierchen zuletzt wirkliche unendlich kleine Theile der erſten Generation werden. Eine unendliche Vielheit wirklicher Theile widerſpricht aber der Wirklichkeit, da alles beſtimmt ſeyn muß. Ich würde alſo weit eher die zerſtreuten Saamenthierchen oder Saamenpflänzlein von determinirter Größe und Proportion annehmen, weil die Hypotheſe einfacher und an ſich möglich iſt, wenn mich nicht der Augenſchein von fünfmal hundert tauſend auf einmal und in einem Verbande gebildeter Saameneyer der Fiſche abhielte. [Die neue Bildung der Saamen (epigeneſin) hat neuerlich Herr Caſp. Fried. Wolff in ſeiner Theoria generationis, Halæ 1759. 4., welche daſelbſt 1774. 8. wieder aufgelegt worden, und in der Theorie von der Generation, Berlin 1764. 8. imgleichen in den Novis Comm. Petrop. T. XII. u. ſ. w. vertheidiget. Der Herr von Haller aber hat in ſeinen Elementis Phyſiologiæ T. VIII. lib. 29. verſchiedenes dagegen erinnert, und ſich für die Entwickelung vorhandener Keime (evolution) erkläret, welche Meynung auch jetzt von den meiſten Gelehrten angenommen wird. Ich habe bey den Betrachtungen über die

und Regel bringt dieſes zuwege? Wir können in dem organiſchen Baue der thieriſchen Körper und Pflanzen nichts weiter finden, als daß er die zum Saamen dienliche Materie, ſo zu reden, ſichte, preſſe, koche, und, wie andere Säfte, die aus der Nahrung gezogen, und durch die Gefäſſe getrieben werden, zuſammen nach einem Behältniſſe führe. Was giebt ihr denn die Bildung eines organiſchen Körpers? Wollten wir in den Gefäßen, wodurch die Saamenmaterie gepreßt wird, ein Modell annehmen, wel-

die Triebe der Thiere, im Anhange von den Pflanzenthieren, §. IV. p. 174. mein geringes Bedenken darüber und die Vermuthung geäuſſert, daß die jungen Keime durch eine Ausſproſſung von Nerven und Gefäßen der Mutter entſtehen könnten, dazu die Befruchtung bey denjenigen Thieren, die derſelben bedürfen, den Reiz gäbe. Es geſchehe aber die Bildung wie ſie wolle, denn die Beſchaffenheit der Lebenskraft, durch welche ſie bewirkt wird, bleibt uns immer verborgen; ſo zeigen doch allemal die aus den Anziehungs- oder Bewegungsgeſetzen derſelben entſpringenden ſchicklichen Wirkungen die Weisheit deſſen, der ſie angeordnet hat. In der Folgerung macht es auch keinen Unterſchied. Die Kraft, nach welcher ſich die Stoffe zuſammenfügen, mag ein für allemal alles, gleichſam als in einem Grundriſſe, entworfen haben, oder ſie mag, wie es mir wahrſcheinlich vorkommt, mit der Zeugung von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt werden; ſo muß es doch eine und dieſelbe von der erſten ſelbſtändigen Urſache, das iſt, von Gott, abhängende Wirkung, und in Anſehung deſſen ein für allemal beſtimmt ſeyn: denn in dem vollkommenen Weſen findet kein Unterſchied der Zeit, kein Nachherwirken Statt.]

welches der Materie eine gewiſſe Bildung gäbe, ſo würde dadurch nur höchſtens eine äuſſere Geſtalt und Figur des Saamens entſtehen. Woher aber würden alle innere Theile des Saameneyes ſo ordentlich gebildet? Der Herr Büffon, welcher dazu ein inneres mechaniſches Modell erſonnen, das auch den innern Theilen der Saamenmaterie eine ordentliche Bildung eindrücken könne, ſagt nichts, das ſich mit Verſtande gedenken läßt, ſondern vielmehr was widerſprechendes. Denn ein Modell eines zu bildenden Körpers kann ihm nur auf einer Fläche, ſie ſey äuſſerlich oder innerlich, eine Form oder Figur geben, nicht aber den ganzen Körper in allen innern kleinſten Theilen durchdringen, ohne daß es den ganzen Raum ſelbſt erfülle. Und wo bliebe denn der Körper, der durch das Modell ſoll gebildet werden? Es iſt dazu eine Hypotheſe, welcher die Erfahrung ganz entgegen iſt: weil eine vielfältige Unähnlichkeit zwiſchen den Mutterthieren und Mutterpflanzen, und zwiſchen der Frucht, ſowohl äuſſerlich als innerlich, zu bemerken iſt. So ſind ſie ja denn nicht in ihre Modelle gegoſſen, oder über ihren Leiſten geſchlagen. 3)

Noch

3) Es verdient hievon, auſſer den Lettres à un Americain, des Herrn von Hallers Vorrede zu dem II. Bande der deutſchen Ueberſetzung von des Herrn Büffon Naturhiſtorie geleſen zu werden; welche auch, ins Franzöſiſche überſetzet, zu Genf (Paris) 1751. 12. ans Licht getreten, und den Titel führt: Reflexions ſur le Syſteme de la generation de Mr. Buffon, traduites de une Preface allemande de Mr. de Haller. G. G. Z. 1752, p. 181 ſq.

Noch andere haben in der Materie, woraus die Samen der Thiere und Pflanzen gebildet werden, eine Kraft angenommen, dadurch ein jedes Theilchen bemühet wäre, ſich zu ſeines Gleichen zu geſellen, und ſich in gewiſſer Ordnung daran zu hängen, oder anzuſchlieſſen. Allein, wer ſieht nicht, daß nach ſolcher Bildungsregel entweder ein einförmig gemiſchter Körper herauskommen würde, wie bey den Salzen und Metallen geſchieht; oder daß auch die Knochen, und alles übrige, was eine Verſchiedenheit hat, jedes ſich in einen beſondern Klumpen ſammlen, folglich immer ein ordentlicher Bau eines organiſchen Körpers aus verſchiedenen durch einander geflochtenen Theilen herauskommen würde. Was gäbe auch dem einen Knochen dieſe, dem andern jene Figur? was bildete die Fleiſchmuſkeln bald ſo, bald anders? was fügete ſich durch Knorpel und Sehnen zuſammen? was durchflöchte ſie mit Nerven, Drüſen, Schlag- und Blutadern? Alles dieſes würde ohne und wider die geſetzte Bildungsregel geſchehen.

Kurz, was bisher zur Erklärung der Samenbildungen angenommen worden, iſt alles blos willkührlich, unzureichend, falſch, und zum Theile kindiſch und lächerlich. Es wird auch nimmer, weder in dem organiſchen Baue der Mutterthiere und Pflanzen, ein mechaniſcher Grund ſolcher Bildung zu finden ſeyn; noch auch ein elementariſcher in den kleinern Urſtoffen der Samentheilchen, daß ſie ſich von ſelbſt, nach ſo viel tauſend Modellen, zuſammen fügen.

Man kann einem Jeden alle Naturkräfte, die er nur brauchen will, Anziehung, Ausdehnung, Zittern, Oſcillation, Gährung, Schwere, Schwung, und was er ſonſt verlanget, einräumen. Es wird doch allemal eine blinde unverſtändige Kraft ſeyn, in welcher für ſich allein kein genugſamer Grund enthalten ſeyn kann, daß ſich ſo viele verſchiedene Theilchen, ſo zu reden, unter einander verſtehen, und ohne alles äuſſerliche oder innerliche materielle Modell, und wider die Aehnlichkeit ihrer Natur, blos nach Abſicht, Gebrauch und Nutzen eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze, ordentlich zuſammen fügen. Gewiß, nichts kann künſtlicher, verſtändiger, göttlicher ſeyn, als dieſe immer fortwährende neue Bildung ſo vieler Millionen Thiere und Pflanzen; und wir werden durch den klaren Augenſchein genöthigt, eine höhere Kraft eines verſtändigen Weſens zu erkennen, durch deren Einfluß die blinden Kräfte der Urſtoffe, gleichſam als die Stralen durch den Spiegel, eine Richtung zur Entwerfung ſo vieler künſtlichen Bildungen empfangen. Was oben wider das Entſtehen der Thiere durch ein blindes Ungefähr geſagt worden, gilt auch bey ihrer Fortpflanzung durch blinde Naturkräfte. Man kann ſich ja endlich wohl vorſtellen, wenn erſt die Urſtoffe in ihrer rechten Zuſammenfügung ſind, daß denn alles für ſich ſeinen ordentlichen Gang nimmt, und ſich, ſo zu reden, von der Nothwendigkeit eines höhern Einfluſſes immer mehr entfernet. Aber weil die Kräfte der Urſtoffe, welche die erſten in der Natur ſind, auch die erſte Zuſammenfügung geben

ſollen,

ſollen, und doch für ſich, als blinde Kräfte, keinen Grund oder Regel zur Bildung der Saamen in ſich halten; ſo liegt uns darinn die nothwendige Abhängigkeit von einem göttlichen Einfluſſe klärlich vor Augen.

§. 9.

Es iſt demnach auch ſinnlich offenbar, daß Gottes allmächtige Wirkung in die Welt nicht mit der Schöpfung ganz aufgehört habe, ſondern ſich, wie ſein Wiſſen und Wollen, über die ganze Dauer der Welt erſtrecke, und ſeine Abſicht in der Welt auf das Wohl der Lebendigen auch thätig hinausführe. *) Und dieſes iſt es, was wir eine göttliche Vorſehung nennen. Wir haben ſie aber nicht nur, als eine allgemeine, ſondern auch als eine beſondere, in Abſicht auf uns, zu betrachten. Nicht zwar in dem Verſtande, als ob Gott andere Dinge nur überhaupt und geſchlechterweiſe überdacht und beſtimmet; aber bey den Menſchen allein jeden beſonders in ſeine Erwägung und Vorſorge genommen habe. Nein: in ſolchem Verſtande würde alle Vorſehung, ſowohl über lebendige als lebloſe Geſchöpfe, eine beſondere Vorſehung zu nennen ſeyn, weil ſeine Weißheit alle und jede, auch die allerkleinſten Theile und Begebenheiten in der Welt, in aller Folge der Zeit, aufs deutlichſte betrachtet hat. Wir Menſchen aber nennen

*) [Nur muß man ſich, wie geſagt, dieſe Wirkung, in Anſehung Gottes, nicht mit einer Dauer oder Folge von verſchiedenen Handlungen vorſtellen, da in ihm ein Wiſſen, Wollen und Wirken alles zugleich begreift.]

nen die göttliche Vorſehung für uns eine beſondere Vorſehung, ſoferne ſie eine ausnehmende Güte für unſer Wohl enthält.

Der Begriff hat ſeinen guten Grund. Denn, wenn es wahr iſt, daß wir ausnehmende Vorzüge in unſern Weſen und Naturkräften zu einer höheren Glückſeligkeit, von Gott bekommen haben; und daß wir allein auf dieſem Erdboden, durch die Fähigkeit, unſern Schöpfer zu erkennen und zu verehren, in eine Gemeinſchaft und Verbindung mit ihm geſetzt ſind, wie ich oben ausführlich gezeigt habe; ſo muß auch die Abſicht auf unſer Wohl, und folglich ſeine Güte für uns, bey dieſer Vorſehung ausnehmend, und in ſolchem Verſtande beſonder ſeyn; und ein jeder einzelner Menſch kann und muß ſich dieſe beſondere Vorſehung Gottes zu ſeiner Beruhigung zueignen.

Er wird nun die allgemeine Einrichtung der Welt, die Naturkräfte und deren Regeln, den Erdboden und deſſen Bequemlichkeiten, als Dinge anſehen, die nach göttlicher Abſicht auch ihm beſonders zu Gute kommen ſollen: da die ewige Vorſehung auch auf ihn gedacht, und ihm in dieſem prächtigen Gebäude für die Lebendigen auch ſein Daſeyn und Leben zu ſeinem Wohl beſtimmet hat; da auch für ihn die ganze Natur geſchäfftig ſeyn muß, und, wo nicht in allen Stücken körperlich hilft, dennoch allenthalben zu einem Lehrbuche dienet, ſeinen Schöpfer und deſſen Vollkommenheiten zu erkennen, und daran ein vernünftiges Vergnügen zu haben. Er wird

nun

nun das Gute, was er am Leibe und Gemüthe, an Geſundheit, Bildung, Kräften, Sinnen, Verſtande, Witze, Gedächtniſſe beſitzt, nicht unempfindlich genieſſen, als Dinge, die er etwa blos einer blinden Naturkraft zuſchreiben dürfte, ſondern er wird ſie als Gaben anſehen, die ihm von dem weiſen Schöpfer und Geber alles Guten zu einer vorzüglichen Glückſeligkeit beſchieden ſind; und wird um ſo viel mehr von dankbarer Empfindung, und von Eifer zur Erfüllung göttlicher Abſichten, gerühret werden. Wenn er ſich durch ſein eigen Betragen eine Vollkommenheit oder äuſſerlichen Wohlſtand erworben; ſo vergißt er nicht, daß ihm Gott dazu nicht allein die Kräfte und Gelegenheit gegeben, ſondern auch die Regeln des Verſtandes und Willens eingepräget, welche ihn auf den Weg der Wahrheit und Glückſeligkeit gebracht; und wird durch die innere Süßigkeit, welche in das Erkenntniß und die Tugend gelegt iſt, und durch die äuſſern Belohnungen, die der Urheber der Natur mit ſolchen Handlungen verknüpft hat, deſto williger, den weiſen Vorſchriften und Abſichten ſeines Schöpfers zu folgen. Widerfährt ihm ohne ſein Zuthun etwas Gutes; ſo erfreuet es ihn deſto mehr, weil er es nicht einem ungefähren Zufalle und blinden Glücke beymißt, ſondern verſichert iſt, daß es ihm von dem groſſen Regenten der Welt, als ein auſſerordentlich Gnadengeſchenk, wiſſentlich, durch die weiſe Verknüpfung der Dinge beſchieden ſey. Er bedenket oft, mit wie vielem Böſen er von Gott verſchonet worden, dem er theils nach ſeinem Weſen in

in der Welt unterworfen war, theils auch ſich ſelbſt blos geſtellet hatte, ſo, daß es ihm ſchon über dem Kopfe ſchwebete. Er achtet fleißig auf die göttliche Führung, wie ihm dieſes und jenes vermeynte Glück nur würde geſchadet haben, und wie ihm hingegen mancher Mangel und manches Böſe zum Mittel ſeiner Wohlfart gedeyen müſſen. Er überläßt demnach alle ſeine Begierden und Leidenſchaften in Gelaſſenheit einer ſo gütigen Vorſorge, nach welcher ihm nichts ohne den weiſeſten Rath widerfahren kann, ſondern alles zum Beſten dienen muß. Er genießt des Maaſſes vom zeitlichen Glücke, das ihm beſtimmet iſt, in Zufriedenheit und dankbarer Freude. Das Zukünftige, was er weder vorausſehen noch ändern kann, überläßt er dem groſſen Regierer der Welt unbeſorgt: hoffet unterdeſſen das Beſte, iſt aber auch bereit, die Unfälle, welche die Schwachheit ſeiner Natur und ſein Stand in der Welt, nach der allgemeinen Verknüpfung der Dinge, mit ſich bringen möchte, getroſt und ſtandhaft zu übernehmen. Er iſt verſichert, daß ihm alles, nach dem Rathe der Vorſehung, zum Beſten gedeyen müſſe; und er betrachtet ſelbſt die Widerwärtigkeiten, Krankheiten und Schwachheiten des Alters, als Wohlthaten, welche ihm die Luſt dieſes ſinnlichen Lebens nach und nach benehmen, und ſein Verlangen nach einer reinern und dauerhaften Glückſeligkeit erwecken ſollen; iſt auch gänzlich überführet, daß Gott ihm keine ſolche Natur gegeben haben würde, nach deren Regeln er eine Vorſtellung und ein Verlangen nach einer zukünftigen beſſern

Glückſeligkeit haben muß, wenn er ihn nicht nach ſeiner gütigen Vorſehung dazu beſtimmet hätte.

§. 10.

Dieſe Verfaſſung des Gemüthes iſt ohne Zweifel die einzige, welche unſere Begierden in Ordnung bringen, und uns bey allen Begebenheiten in der Welt getroſt, zufrieden und vergnügt machen kann: ſie iſt auch die einzige, welche in unſerer Natur, in der Verknüpfung der Dinge, und in den göttlichen Vollkommenheiten und Abſichten Grund hat. Da ſie nun beſonders aus der Ueberführung von Gottes gnädiger Vorſehung entſpringt; ſo müſſen diejenigen eine ſehr verkehrte Vorſtellung davon haben, denen die göttliche Vorſehung zum Anſtoſſe und Fallſtricke gedeyet, daß ſie darüber in Verwirrung, Unruhe, Misvergnügen und Verzweifelung gerathen. Sie machen ſich nämlich, nach ihrem Unverſtande und ihren Lüſten, ein Bild und eine Regel, wie die göttliche Vorſehung beſchaffen ſeyn und verfahren müßte, wie die Welt ausſehen, und wie ſie regiert werden ſollte. Und da es nicht allwege ſo iſt und geht, wie ſie es wollten: ſo können ſie nun gar keine Vorſehung, keine Weisheit, Abſicht oder Güte, ja keinen Gott mehr in der Welt ſehen. Alles iſt ihnen verkehrt, unordentlich, widrig. Sie berauſchen ſich zwar zum Theil in den gegenwärtigen Lüſten, daß ſie ihren Verdruß und ihre Verzweifelung übertäuben mögen. Dennoch dünket ihnen das Leben mit übewiegender Unluſt, und die Welt mit lauter Böſem angefüllt zu ſeyn. Sie ſind nach ih-

rem Gedanken durch ein bloſſes Ungefähr, oder durch eine blinde Nothwendigkeit, durch eine lebloſe Natur, die ſich ſelbſt nicht kennet, in ſolche Welt hinein geworfen; und täglich gleichſam allen Fluthen, Klippen und Stürmen einer wilden See, ohne einen Steuermann zu haben, bloß geſtellet; und in dieſer troſt- und hoffnungsloſen Ungewißheit ihres Schickſales, eilen ſie dem Tode, als dem gänzlichen Ende ihres Seyns, mit Furcht und Zittern entgegen.

Der Grund dieſer unglückſeligen Gemüthsverfaſſung liegt in verſchiedenen Irrthümern von der Vorſehung; obwohl auch ein verkehrter Wille daran Theil zu haben ſcheint.

1. Sie meynen, wenn eine Vorſehung wäre, ſo müßte gar keine Unvollkommenheit und kein Böſes in der Welt ſeyn; gleich als ob eingeſchränkte Dinge, woraus die Welt beſteht, gänzlich vollkommen, und vom Mangel und Böſem frey ſeyn könnten.

2. Sie unterwinden ſich, über die Unvollkommenheiten und das Böſe in der Welt Richter zu ſeyn: gleich als ob ein Menſch die Verbindung und Uebereinſtimmung aller Dinge überſehen könnte, und nicht oft, nach ſeinem engen Erkenntniſſe, tadelte, was zur Vollkommenheit des Ganzen gehöret.

3. Sie ſetzen ſich zum Mittelpunkte der ganzen Natur, und wollen, daß alles allein für ſie, und nach ihrem Wunſche, geſchaffen ſeyn ſollte: gleich als ob die Welt nicht eben darum vollkommener wäre, da

ſie

ſie für alle mögliche Lebendige eingerichtet iſt; und als ob eine ſolche Welt ihnen ſelbſt nicht vortheilhafter wäre, als diejenige, welche ſie etwa für ſich allein, nach ihrem Sinne, bauen möchten.

4. Sie fodern von der göttlichen Vorſehung lauter gute und heitere Tage in der Welt; da doch dieſe trüben und gemiſchten ihnen ſchon zu gut ſind, daß ſie dieſelben nicht ertragen können.

5. Sie wollen das Böſe, gegen alle Natur und Verknüpfung der Dinge, von ſich abgewandt wiſſen; und fodern eine Vorſehung, die ſtets Wunder für ſie thun ſoll, und die über die Tugendhaften nichts als Gutes, über die Laſterhaften nichts als Böſes verhängte: da doch durch ſtete Wunder, ſtatt Eines Böſen, tauſendfältiges würde eingeführet werden; nun hergegen ſelbſt das Böſe zum Mittel des Guten angewandt iſt.

6. Sie ſchränken die Vorſehung auf dieſes Leben ein, und ſchneiden ſich ſelbſt alle Hoffnung zu einem künftigen ab: da doch dieſes die vornehmſte Abſicht der göttlichen Vorſehung über die Menſchen, und der kräftigſte Troſt aus derſelben iſt, daß ſie unſere Gedanken und Begierden auf eine dauerhaftere und höhere Glückſeligkeit richtet.

Allein, die genauere Beantwortung dieſer Zweifel erfordert eine beſondere Abhandlung, worinn ich ſie nacheinander durchgehen und beantworten werde *)

Die

*) Der erſte Irrthum iſt in der folgenden IX. Abhandlung erörtert, §. 1. 2. 3., der zweyte §. 4. 5. 6., der dritte §. 7 bis 10., der vierte §. 11. 12., der fünfte §. 13 bis 19., der ſechſte §. 20, und in der X. Abhandlung.

Die neunte Abhandlung.

Worinn die Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorſehung gezeiget wird.

§. 1.

Laſſet uns die irrigen Vorſtellungen, welche gegen die göttliche Vorſehung Zweifel erregen, nach einander durchgehen. Der erſte Einwurf iſt ſehr alt: Wenn ein Gott, wenn eine Vorſehung iſt, woher kömmt denn die Unvollkommenheit und das Böſe in der Welt? Er ſetzet eines Theils ganz recht zum Grunde, daß aus Gottes Weſen und Eigenſchaften an ſich nichts Unvollkommenes oder Böſes, ſondern lauter Gutes, herzuleiten ſey; und das iſt genug zu Gottes Rechtfertigung. Aber andern Theils fehlet er darinn ſehr, daß er das Weſen und die Natur des Geſchöpfes gar nicht in Betrachtung zieht, was dieſelben leiden oder in ſich ſchließen. Beydes muß gegen einander gehalten werden, wenn man urtheilen will, wie viel Vollkommenheit der unendliche Schöpfer den endlichen Dingen auſſer ſich hat mittheilen können.

Wir würden ja eben ſo verfahren, wenn wir des verſtändigſten und beſten Künſtlers Werk in Thon und Erde unterſuchen wollten: daß wir nicht allein aus der Vollkommenheit des Verſtandes und der Wiſſenſchaft des Künſtlers, wie auch aus ſeinem guten Willen und Abſicht immer fortſchlöſſen, wie das Werk beſchaffen ſeyn müßte; ſondern auch die Natur des Thons mit in Erwägung zögen, was, vermöge derſelben,

ſelben, möglich ſey. Wenn wir den vollkommenſten Regenten als den Stifter einer gewiſſen Republik betrachten; ſo werden wir uns ja nicht, aus dem einzigen Begriffe des Regenten ſelbſt, eine platoniſche Republik in elyſiſchen Feldern vorſtellen, ſondern auch Lage und Natur des Landes, die Fähigkeit, Eigenſchaft und Neigung des Volkes, mit in Betrachtung nehmen, um zu ſehen, was der vollkommenſten Weisheit eines Regenten, bey einem ſolchen Volke, in einem ſolchen Lande, anzuordnen gemäß wäre. Warum betrachtet man denn Gott nicht auch als den herrlichſten Werkmeiſter, aber in zerbrechlichen Gefäßen? als den weiſeſten Regenten, aber über unendliche Geſchöpfe? ſo bliebe dem höchſten Weſen ſeine Ehre, bey aller Unvollkommenheit der Natur.

Es iſt der Vernunft entgegen, daß man das Verhältniß zweyer Dinge gegen einander nicht nach beyder Natur und Weſen betrachtet; und man muß auf ſolche Art nothwendig in mancherley Widerſpruch verwickelt werden. So ſind denn einige Menſchen dahin verfallen, daß ſie wegen der Unvollkommenheit und des Böſen in der Welt, keine Vorſehung, keine Schöpfung, keinen Gott erkennen wollen; ſondern die Welt und Natur für das erſte ſelbſtändige Weſen gehalten haben. Welche Thorheit! Sie konnten nicht begreifen, daß ein Werk des erſten ſelbſtändigen Weſens irgend eine Unvollkommenheit oder Böſes an ſich haben könnte; und nun können ſie begreifen, daß das erſte ſelbſtändige Weſen ſelbſt, nämlich, die Welt,

welche ſie dafür halten, alle dieſe Unvollkommenheiten und dieſes Böſe unter ſeinen weſentlichen Eigenſchaften in ſich faſſet?

Andere haben aus der Welt ein Werk gemacht, das von zweyen ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen, der ganz widrigen Weſen, einem guten und einem böſen, entſtanden: ſo daß daher Gutes und Böſes in der Welt unter einander gemiſcht wäre. Aber auch dadurch wird die Unvollkommenheit und das Böſe von der Welt in den Werkmeiſter ſelbſt verſetzet, und noch dazu die Vollkommenheit des beſten Weſens eingeſchränket und abhängig gemachet. Wie kann denn ein nothwendiges, unendliches Weſen zwiefach und verſchieden ſeyn? wie können ſie beyde einen unendlichen Verſtand, Willen und Macht haben, da doch das eine nicht denket, will und kann, wie das andere? Ihre Einſicht und ihr Zweck laufen wider einander: das eine will das Gute, das andere das Böſe: das eine hat ſo wenig Macht, als das andere, ſeinen Willen gänzlich zu Stande zu bringen. Sie werden demnach bey dem ſtreitenden Willen entweder eins, ein jedes das Seine zu dem Werke beyzutragen; oder das Eine kann doch nicht hindern, daß dasjenige, was er gemacht hat, von dem Andern wieder verdorben wird. Welche Begriffe! wie haben die Menſchen ſo blind ſeyn können, dergleichen Gemenge in ihren Gedanken zu beherbergen? oder wie hat ein geſcheiter Mann neuerer Zeiten ſeinen Witz verſchwenden mögen, dieſer Meynung eine Farbe zu geben?

§. 2.

§. 2.

Es gereichet dem Herrn von Leibnitz zum unſterblichen Ruhme, daß er dieſen Nebel, der die Menſchen ſo lange auf die gefährlichſten Irrwege verleitet hatte, durch ein neues Licht vertrieben, und einen richtigen Mittelweg gewieſen hat, der uns bey aller unſerer Unvollkommenheit dennoch zu dem vollkommenſten Weſen führet.

Ein unendlicher Verſtand eines ſelbſtändigen Weſens konnte ſich nichts auſſer ſich als möglich vorſtellen, ohne nur eingeſchränkte, veränderliche, abhängige Dinge. Denn wenn ihnen nichts an Vollkommenheit mangeln ſollte; wenn ſie ohne weſentliche Schranken, unveränderlich, unabhängig, nothwendig, ſelbſtändig, ewig ſeyn ſollten; wie könnten ſie denn als ſolche gedacht werden, die blos durch Gott, als das erſte Weſen, ihre Wirklichkeit erhalten müßten? Wenn alſo nichts außer Gott als eingeſchränkte Dinge zu denken waren: ſo konnte auch blos die verſchiedene Möglichkeit der Schranken eines jeden Dinges beſonderes Weſen beſtimmen; nicht anders, als es ſich in den Figuren verhält, davon ſo viele, verſchiedener Art und Weſens, möglich ſind, als die Einſchränkung eines Raumes Verſchiedenheit leidet.

Aber eben darum, weil ein jedes außer Gott mögliches Ding ſeine eigene weſentliche Schranken der Vollkommenheit haben mußte, und ohne dieſelben eben ſo wenig das ſeyn konnte, was es iſt, als ein

ein Dreyeck ein Dreyeck ſeyn, und doch die Eigenſchaften eines Zirkels haben kann: ſo folget auch, daß etwas außer jedes Dinges Schranken der Vollkommenheit war, das ihm nach ſeinem Weſen unmöglich zukommen konnte. Wenn Fleiſch die Härte und Feſtigkeit hätte, welche Stahl und Eiſen hat, ſo würde es nicht biegſam, und kein Fleiſch mehr ſeyn können. Wenn ein Baum, ein leblos Ding, Empfindung hätte, ſo würden ſie zu den Thieren gehören. Wenn der Hund Vernunft beſäße und ſprechen könnte, ſo müßten wir ihn für ein Mittelding zwiſchen Menſchen und Thieren halten. Und wenn wir Engelverſtand hätten, ſo würden wir aufhören, Menſchen zu ſeyn. Jedem ſind ſeine Schranken ſo weſentlich, als den Figuren. Ein Dreyeck kann nicht ohne Mangel der vierten Seite und des vierten Winkels, und alſo nicht als ein Viereck, gedacht werden. Und ein Viereck iſt nicht ohne Mangel der Ründe eines Zirkels möglich. Demnach konnte Gottes Verſtand jedes außer ihm mögliche eingeſchränkte Ding nicht ohne Mangel einer andern oder mehreren Vollkommenheit gedenken.

Eben dieſer weſentliche Mangel einer andern oder mehreren Vollkommenheit, welcher von allen eingeſchränkten Dingen gedacht werden muß, enthält auch die Möglichkeit des Böſen, ſowohl des natürlichen, als des ſittlichen. Denn wenn Dinge mit eingeſchränkten Kräften von einander abhängen, ſo muß auch möglich ſeyn, daß das ſchwächere von dem ſtärkern über-

überwältiget, verborben und zernichtet wird; oder daß es ſich in ſich ſelbſt durch ſeine widrigen Kräfte aufreibt. Blumen und Pflanzen waren nicht möglich, ohne daß zugleich ihre Vernichtung durch äuſſere und innere Kräfte möglich wäre. Das Fleiſch der Thiere konnte nicht unbiegſam hart ſeyn, und ohne Nahrung beſtehen, aber eben daher auch von Quetſchung, Wunden, Krankheit und Tode nicht gänzlich frey ſeyn. Sollten ſolche Seelen ſeyn, als der Thiere und Menſchen ſind; ſo mußten auch ihre Vorſtellungen von einem organiſchen Körper abhängen; folglich mußte auch ein Mangel dieſes oder jenes Sinnes, oder ein Wahnwitz bey ihnen möglich ſeyn. Ein eingeſchränkter Verſtand, der vieles gar nicht, anderes dunkel, das meiſte undeutlich vorſtellet, iſt nach dem Maaße ſeiner Schranken, mehr oder weniger, der Unwiſſenheit, Verwirrung, und dem Irrthume unterworfen. Daher können ſich die Mängel auch in der Vorſtellung des Guten und Böſen äußern, und das Böſe ſtatt des Guten gewählet, das Gute als ein Böſes verworfen werden. Es iſt alſo offenbar, daß eine Welt von lauter eingeſchränkten Dingen ohne Möglichkeit des natürlichen und ſittlichen Böſen nicht zu gedenken ſey; und daß beſonders die Glückſeligkeit der Lebendigen nicht höher, dauerhafter und reiner ſeyn könnte, als jedes eingeſchränkte Weſen litte. *)

§. 3.

*) [Man ſehe von dem phyſiſchen und moraliſchen Uebel in der Natur, was Garve in den Anmerkungen zu Serguſons Moralphiloſophie p. 375 — 358. kurz und deutlich entwickelt hat.]

§. 3.

Was ſollte nun die vollkommenſte Weisheit und Vorſehung thun? Sollte Gott nach derſelben lieber gar keine Welt ſchaffen, damit nicht auch etwas Böſes zur Wirklichkeit käme? Das hieſſe ja, wegen des Mangels einer Vollkommenheit, die unmöglich war, alle mögliche Vollkommenheit weglaſſen; wegen des zufälligen Böſen, auch das weſentliche Gute aufheben; wegen der Endlichkeit und Schranken des Lebens und der Luſt, gar niemandeu Leben und Luſt gönnen.

Würde man den Fürſten für weiſe, gütig und mächtig halten, oder ihm eine dieſen Vollkommenheiten gemäße Vorſehung zuſchreiben, der deswegen ſein Land nicht bevölkerte, und keine Städte, Flecken und Dörfer anlegte, weil nicht alle darinn gleich vornehm, reich und bequem ſeyn, oder gleich lange geſund und vergnügt leben könnten? weil einer hie und da verwundet werden oder erſaufen möchte; ja alle endlich doch ſterben müßten? weil Betrug, Diebſtahl, Mord, Ehebruch, bey dieſen Einwohnern nicht gänzlich ausbleiben würden? Nein, ein weiſer, gütiger und mächtiger Regent ſtiftet ſo viel Gutes, als möglich iſt, und machet gegen den Mangel und das Böſe alle mögliche Vorkehrung. Er bekommt dadurch die edle Freude, ſein Land mit Leben, Nahrung, Ueberfluſſe mit Künſten, Wiſſenſchaften und guten Sitten, mit Luſt, Vergnügen und Glückſeligkeit dergeſtalt zu erfüllen, daß aller Mangel und Kum=

Kummer dabey verſchwinden, und daß einiger Faulen und Boshaften muthwilliges Verderben gegen der übrigen Bürger und des ganzen Staats Wohlfahrt für Nichts zu achten iſt.

Wie wäre es denn der göttlichen Weisheit und Güte gemäß geweſen, die Schöpfung ſovieler möglichen Vollkommenheiten, wegen der ihrem Weſen anklebenden Unvollkommenheit, zu unterlaſſen? Eine Welt, die alle mögliche Lebendige in ſich faſſet, begreift alle innere Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit, die möglich iſt, und alle damit übereinſtimmende äuſſere Vollkommenheit und Schönheit; ſo, daß darinn ſtets alle Stufen des Vergnügens, nach allen möglichen Arten des Lebens, durch Sinne, Triebe, Bewegung, Nahrung, Fortpflanzung, Verſtand, Witz, Einſicht, Liebe, und alle höhere Kräfte genoſſen werden. Dieſe alſo wirklich zu machen, und allem, was einer Luſt fähig war, Leben und Glückſeligkeit nach ſeiner Art zu gönnen, das iſt der groſſe Zweck des Schöpfers geweſen.

Hiernach iſt der ganze Bau der Welt aufs weiſeſte eingerichtet; und die Natur der lebloſen Dinge iſt ſtets für das Wohl der Lebendigen, ohne unſer Denken und Zuthun, arbeitſam. Die mechaniſchen Regeln, wornach ſowohl in den groſſen Weltkörpern, als auf unſerm Erdboden, alle ſichtbare Begebenheiten erzeugt werden, ſtimmen an ſich mit dieſer Abſicht unverbeſſerlich überein. Die körperlichen Werkzeuge der Lebendigen, zum Sehen, Hören, Riechen,

Schmecken, Fühlen, zum Bewegen, Nähren, Zeugen, Sprechen, ſind mit wunderbarer Kunſt zum Genuſſe der Luſt gebildet. Die innern Kräfte der Seele, die anerſchaffenen Fertigkeiten und Künſte der Thiere, die eingepflanzten Regeln, wornach ſich unſere Vorſtellung, Einbildungskraft, Erinnerung, unſer Bewußtſeyn, unſer Verſtand und Wille richtet, zielen alle gerades Weges auf die Erlangung einer jedes Natur gemäſſen Glückſeligkeit. Was alſo von dieſem Ziele in der Welt abweicht, das kommt nicht von dem, was Gott zur Wirklichkeit gebracht hat und erhält (denn das iſt alles untadelich, gut und vollkommen), ſondern von den weſentlichen Schranken der Dinge, das iſt von dem Mangel ſolcher Vollkommenheit, die das Weſen der Dinge nicht litte. Es iſt nicht die ordentliche Wirkung der Kräfte und ihrer Regeln, noch die gerade Abſicht Gottes, ſondern eine zufällige Begebenheit, welche ein Zuſammenlauf der natürlichen Kräfte und Regeln, wegen der weſentlichen Schwäche endlicher Dinge, veranlaſſet.

In einer ſolchen Welt muß demnach das Gute überſchwenglich herrſchen, weil es in der ganzen Einrichtung und Natur, ſo ferne ſie in einer Wirklichkeit beſteht, gegründet iſt. Das Böſe muß alſo weit überwogen werden, weil es nicht weiteren Grund hat, als in denen Fällen, welche die Schranken der Dinge, oder eine Abweſenheit mehrerer wirklichen Vollkommenheit, veranlaſſen. Ja, ſelbſt das Böſe muß ſich zum Guten lenken, und ein Mittel der Voll-

kom-

kommenheit des Ganzen, oder auch einzelner Dinge und ihrer Arten und Geſchlechter, werden: weil es nur zufälliger Weiſe, ſelbſt aus den Regeln des Guten, entſpringt, und demnach ſeine Richtung zum Guten allezeit behält. So war es denn auch den Regeln der höchſten Weisheit und Güte gemäß, ſolche Abweichungen zuzulaſſen, da ſie in der Vollkommenheit des Ganzen verſchwinden, und ohne Aufhebung des Guten nicht wegbleiben konnten, ſondern vielmehr zu deſſen Beförderung das Ihrige beytragen.

§. 4.

Es iſt aber zweytens offenbar, daß ſolche Menſchen, welche die Schöpfung und Vorſehung meiſtern, oft nach ihrem engen Erkenntniſſe, und nach ihrer kurzen Einſicht von der Verbindung der Dinge, für unvollkommen und Böſe erklären, was in der That gut iſt, und was zur Vollkommenheit ſowohl des Ganzen, als der Geſchlechter, Arten und einzelne Dinge, gereichet. Daher er denn auch geſchieht, daß ſie das Böſe in der Welt nach ihren irrigen Gedanken vermehren und vergröſſern, und das Uebergewicht des Guten deſto weniger einſehen.

Eines Theils ſind ſehr viele Dinge in der Welt, deren Abſicht, Nothwendigkeit, Nutzen und Uebereinſtimmung mit den andern keines Menſchen Verſtand überſehen kann. Es gehöret ein unendlicher Verſtand dazu, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der ganzen Welt, im Groſſen, im Kleinen,

dem Raume und der Zeit nach, zu beurtheilen. So ſehr wir nun von ſolcher Einſicht entfernet ſind, ſo vermeſſen iſt es auch, etwas für unnütze, unvollkommen oder böſe zu erklären, blos weil man nicht weis, wozu es gut ſeyn ſollte. Es kann in einem niedrigen Geſichtspunkte lauter Unordnung zu ſeyn ſcheinen, was ein erhabenes Auge billiger für Schönheiten hält. Wie? wenn ein Hund, mit ſeinem an der Erde ſchwebenden Kopfe, des beſten Gartens Schönheit ſich getraucte zu überſehen: würde er nicht allenthalben Mängel und verkehrtes Weſen darinn zu finden vermeynen; zumal, wenn er ſich einbildete, daß der Garten blos für ihn angelegt ſeyn müßte? Würden ihm nicht die Beete, Stauden, Töpfe, Bildſäulen, Hecken und Lauben, ja ſelbſt die Blumen und Fruchtbäume, allerwärts im Wege ſeyn, wenn er mit ſeinem Gatten wild herum ſchwärmen wollte? unterdeſſen, da des Herrn ſcharfes Auge aus ſeinem Altane alle Schönheit dieſer künſtlichen und nutzbaren Einrichtung mit dem größten Vergnügen auf einmal überſieht. Wie wollten wir Menſchen, die wir an der Erde kleben, von dem wahren Verhältniſſe der Dinge in der ganzen Welt richtiger urtheilen.

Aus dem, was wir von der Vollkommenheit ſo vieler Dinge klärlich wiſſen, ſchlieſſen wir weit vernünftiger und billiger auf das, was wir nicht wiſſen, daß es gleichfalls nutzbar und gut ſeyn werde, als daß wir, wider die erkannte Beſchaffenheit ſo

vieler Dinge, von andern, lediglich wegen unſerer Unwiſſenheit, gedenken wollten, als ob ſie unnütze, unordentlich, unvollkommen und böſe ſeyn ſollten. Demnach hat das Tadeln der Schöpfung und Vorſehung, auch in den beſondern Fällen, wo kein Menſch die Güte der Dinge beweiſen kann, den gerechten Vorwurf des Unverſtandes gegen ſich.

Wie viele aber haben nicht ſchon ihre thörichte Uebereilung im Tadel der Natur verrathen, da ſie manches aus bloßer Unwiſſenheit für unnütze und böſe erkläret, davon man jetzt klärlich zeigen kann, daß es allerdings nützlich, und, wie zur Erhaltung der Menſchen oder Thiere, ſo auch zur Vollkommenheit des Erdbodens, überaus nöthig ſey? Wenn Lucretius, nach Epicurs Anweiſung, darthun will, daß die Natur der Dinge nicht von Gott ſeyn könne, weil ſie ſo viele Fehler hat; ſo beruft er ſich gleich anfangs darauf, daß Berge, Felſen, Wälder, Seen und Meere ſo vielen Platz unnützer Weiſe einnähmen, ja, daß zwey Theile des Erdbodens vor gar zu groſſer Kälte und Hitze ganz unwohnbar wären. 1) Sehet theils eine groſſe Unwiſſenheit, theils einen

(1 Lucretius V. 196.

„Quod ſi jam rerum ignorem primordia quæ ſint,
Hoc tamen ex ipſis cœli rationibus auſim
Confirmare, aliisque ex rebus reddere multis,
Nequaquam nobis divinitus eſſe paratam
Naturam rerum, tanta ſtat prædita culpa.
Principio, quantum cœli tegit impetus ingens,
Inde avidam partem montes, ſylvæque ferarum
Poſſedere, tenent rupes, vaſtæque paludes,
Et mare, quod late terrarum diſtinet oras.

Inde

einen verwägenen Schluß aus derſelben! Er wußte nicht, daß die warmen und kalten Länder bewohnt und wohnbar wären, welches jedoch ſchon zu ſeiner Zeit vielen bekannt war. Unterdeſſen war er doch nicht befugt, ſo zu folgern: ich weis nicht, daß die Länder bewohnt ſind; alſo ſind ſie es auch nicht: ich kann nicht begreifen, wie es möglich ſeyn ſollte, daß Menſchen die ſtrenge Kälte und Hitze aushielten, alſo kann das auch nicht geſchehen; alſo iſt der Erdboden nicht nach weiſem Rathe und Vorſehung eingerichtet. So müſſen ſich die Menſchen vergehen, und ſelbſt lächerlich machen, die ſich erkühnen, den Mangel ihrer Einſicht zum Grunde eines Tadels der Werke Gottes zu legen. Wir wiſſen heutiges Tages noch genauer und gewiſſer, als die Alten, daß der Erdboden von den wärmſten Gegenden an, bis auf einen ſehr hohen Grad der Kälte, ſeine Einwohner habe und haben könne. Wir genieſſen die Vortheile mit von ſo vielen nutzbaren und angenehmen Dingen, die uns aus Oſt- und Weſtindien, aus Norwegen, Island, Grönland und Siberien zugeführet werden. Wir bewundern demnach vielmehr die weiſe Vorſorge Gottes für uns Menſchen, daß er uns eben dadurch zu Herren des ganzen Erdbodens machen wollen, da unſere Natur ſich zu aller Koſt und Luft in allen Gegenden gewöhnen kann; wenn hingegen die unvernünftigen Thiere in einem kleinen Erdſtriche eingeſchränkt ſind, weil ſie nicht allerwärts ihr Futter finden, noch alle Luft vertragen können.

Der

Inde duas porro prope parteis fervidus ardor,
Aſſiduusque geli caſus mortalibus aufert. „

Der große Nutzen, welchen die Berge leiſten, kann auch nunmehro genugſam bekannt ſeyn. 2) Denn auſſer, daß es dem Auge ſo angenehm als prächtig läßt, den ſteten Wechſel von Bergen, Hügeln, Thälern, Wieſen und Feldern zu ſchauen, ſo ſind die Berge mehrentheils ein bequemer Aufenthalt für ſo viel Menſchen und Vieh, die daſelbſt ſichere Wohnung, reine und geſunde Luft, und reichlichen Unterhalt finden. Manche Thiere, nützliche Gewächſe und Bäume, könnten gar nicht auf dem Erdboden ſeyn, wenn nicht hohe Berge wären, als auf welchen allein ihre Natur ihnen zu leben und zu wachſen verſtattet. In dem Innern der Berge werden uns allerley nutzbare und köſtliche Metalle, Edelgeſteine, Werkſtücke und Erdgewächſe erzeuget. Sie geben an ſich der äuſſern Erdrinde eine Feſtigkeit, zumal, wo ſie in einer zuſammenhangenden Kette fortgehen; ſie ſind guten Theils eine Vormauer gegen die Wuth des Waſſers oder der Winde: und, was das vornehmſte iſt, ſo ſaugen ſie aus dem Dunſtkreiſe die Feuchtigkeit an ſich, daß hernach von ſolchem durchgeſickerten Waſſer, das aus den Bergen rinnet, alle Quellen, Bäche und Ströme ihren Urſprung, Schuß und Lauf über den ganzen Erdboden, zu deſſen Befruchtung und Schiffbarkeit, wie auch zum Getränke, und zu Geneſmitteln der Brunnen und Bäder, nehmen. Selbſt die rauhen Eisberge, deren Gipfel von ſtetem

2) Siehe Derham's Phyſicotheologie III. B. 4. Cap. und E. Bertrand Eſſai ſur les uſages des Montagnes avec une lettre ſur le Nil, Zuric 1754. 8.

Schnee und Eiſe ſtarren, ſind Schatzkammern dieſer nöthigen Feuchtigkeit, welche ſie in haushälteriſche Verwahrung nehmen, und uns nach und nach zum Gebrauche, ſo viel nöthig iſt, geſchmolzen zuflieſſen laſſen.

Ein Poet kann ja wohl, aber ein Weltweiſer müßte nicht an den Gebirgen einen Abſcheu finden, und ſich den Erdboden, wenn er allenthalben eben wäre, gleichſam als ein Paradies vorſtellen. Denn es iſt aus den jetzt angeführten Gründen leicht zu begreifen, daß alsdenn alle die angeregten Vortheile wegfallen, und dagegen der Erdboden in einen Sumpf und Moraſt ſtehender Waſſer verwandelt ſeyn würde, darauf wegen der ſtinkenden und ſchädlichen Ausdünſtungen kein Menſch oder Thier dauren, noch von einem Orte zum andern kommen könnte. 3) Wenn man aber auch unſerer Erde, wegen beſtändiger Abnahme der Berge, eine vollkommene Ebene, auf künftige Zeiten, verkündigte; ſo bin ich desfalls unbeſorgt. Die weiſe Vorſehung, welche die jetzigen Berge und Felſen, durch natürliche Mittel, aus der Tiefe der See, mit allen darinn beſchloſſenen Muſcheln, zu der jetzigen Höhe erhoben, hat das Spülen des Regens und das Wühlen des Meeres ſo abgemeſſen, daß es nicht zur Verſchlämmung des Erdbodens ausſchlagen kann, ſondern daß durch eben die natürlichen Mittel ſich noch jetzo, obwohl unvermerkt, die Berge wieder ſo viel erheben, als nöthig ſeyn wird.

Auf

3) Herr Popowitſch hat in ſeiner Unterſuchung vom Meere p. 187 — 194. dieſe Materie gründlich ausgeführt.

Auf die Klage von dem vielen Waſſer der Seen und Meere, welches unſere Erdfläche unnützer Weiſe bedecken ſoll, will ich nur kürzlich dieſes zur überführenden Antwort ſagen, daß das Maas des Regens, Schnees und Thaues genugſam beweiſt, es ſey des Waſſers auf der Erdfläche nicht zu viel. Denn es iſt unläugbar, daß der Regen, Schnee und Thau von den Ausdünſtungen der Flüſſe, Seen und Meere, nach dem Verhältniſſe ihrer Oberfläche, entſtehen. †) Da wir nun des Regens, Schnees und Thaues, in Abſicht auf die Befruchtung des Erdbodens, nicht zu viel haben; ſo folget auch unwidertreiblich, daß die Flüſſe, Seen und Meere nicht unnöthiger Weiſe, das iſt, zu viel Platz auf der Erdfläche einnehmen; ſondern daß ſich auch darinn die weiſeſte Vorſehung des Schöpfers offenbaret, da er das Maas der natürlichen Urſachen ſo genau nach dem abgezielten Nutzen, auf alle künftigen Zeiten, abgewogen. Wenn alſo das Waſſer in eine engere Oberfläche eingeſchränkt wäre: ſo würde zu wenig ausdünſten, folglich auch zu wenig Regen, Schnee oder Thau fallen; mithin würde der Erdboden an ſehr vielen Orten dürre uud unfruchtbar werden, ſo wie er gegentheils, bey dem Mangel der Berge, einer ſchlammigten Ueberſchwemmung blos geſtellt geweſen wäre. Er würde alſo in beyden Fällen unwohnbar ſeyn; und die Menſchen ver-

†) Dieſes iſt, als ein beſtändiges Naturgeſetz, durch viele Erfahrungen, vom Herrn Nils Wallerius in den Schwediſchen Abhandlungen Th. VIII. S. 3. u. f bewieſen; jedoch nimmt die Ausdünſtung mit dem Grade der Wärme und des Windes zu.

verrathen ihren Unverſtand, welche eben das, was ihnen ſelbſt und andern Thieren gut und höchſt nöthig war, für böſe und überflüßig erklären. Zu geſchweigen, daß der Schöpfer in den Meeren ſelbſt, nach ſeinem groſſen Zwecke, deſto mehr Lebendige, und mehr, als auf dem Lande seyn könnten, unterhält. Gewiß haben wir Menſchen noch nicht zu klagen, daß nicht Raum genug für uns auf der Erdfläche geblieben ſey. Denn es könnten noch weit mehr Menſchen darauf wohnen und Nahrung finden.

§. 5.

Es iſt ferner eine ungegründete Klage des Lucretius wider die Natur, oder vielmehr wider die Vorſehung, daß die übergebliebene Erdfläche uns nicht von ſelbſt Früchte darreiche, ſondern mit Dornen und Büſchen überzogen ſey, ſo daß ſie erſt mit ſchwerer Arbeit bereitet werden müßte; dabey dennoch oft die hoffnungsvolle Saat entweder von Hitze oder Regen, oder Kälte, oder Sturmwinden verdürbe. 4)

Wir

4) Lucretius VI 207.

„Quod ſupereſt arvi, tamen id natura ſua vi
Sentibus obducat, ni vis humana reſiſtat,
Vitai cauſa valido conſueta bidenti
Ingemere, & terram preſſis proſcindere aratris.
Si non fœcundas vertentes vomere glebas.
Terraique ſolum ſubigentes, cimus ad ortus;
Sponte ſua nequeant liquidas exiſtere in auras.
Et tamen interdum magno quæſita labore,
Quom jam per terras frondent, atque omnia florent;
Aut nimiis torret fervoribus aetherius ſol,
Aut ſubiti perimunt imbres, gelidæque pruinæ,
Flabraque ventorum violento turbine vexant.

Wie ſchlecht kennet doch Lucretius der Menſchen Natur! Wie wenig weiß er den Werth der Arbeit zu ſchätzen! Wenn uns alle Früchte ohne Bemühung in den Mund wüchſen: ſo würde eine allgemeine Faulheit, und ein durchgängiger Müßiggang entſtanden ſeyn, weil niemand für ſeine Nothdurft zu ſorgen gehabt hätte. Eine ſolche Lebensart würde alle edlere Kräfte der Menſchen einſchläfern und erſticken, daß ſie auf keine Künſte und Wiſſenſchaften dächten, weil ſie dazu nicht einmal den erſten Trieb von der Nothdurft empfiengen. Das Band menſchlicher Geſellſchaft, die Stände und die Abhängigkeit eines von dem andern, würde aufgehoben werden, weil ſelbſt die Kinder ihre Nahrung nicht mehr von dem Fleiße ihrer Aeltern erwarten dürften, vielweniger nachmals anderer Menſchen nöthig hätten, ſondern ein jeder für ſich leben könnte, ohne dem andern gehorſam, gefällig und dienſtfertig zu werden. Es würde mithin das ganze menſchliche Geſchlecht in eine rohe, wilde und viehiſche Lebensart verfallen ſeyn, und ein ieder, wie bey den Thieren geſchieht, wenn ſie der Muttermilch entwachſen ſind, und der Fütterung ihrer Aeltern nicht mehr bedürfen, für ſich in die Welt dahin laufen, ja von den Eltern ſelbſt weggewieſen werden.

Wir haben es der Nothdurft allein zu danken, daß ſich die menſchlichen Vorzüge in uns hervorgethan, daß unſer Witz zur Erfindung erweckt worden, und daß wir nun theils im Aeuſſerlichen bequemer leben, und mehr ſinnliches Vergnügen genieſſen, als

das Vieh; theils auch, daß wir geſellig, vernünftig und ſittſam geworden ſind, und daß Künſte und Wiſſenſchaften unter uns blühen. Die Arbeitſamkeit iſt überhaupt den Menſchen gut, heilſam und nöthig. Wenn ſeine regen Kräfte ſich mit nichts beſchäftigen, ſo iſt er ſich ſelbſt eine Laſt, ſo wird ihm die Zeit lang, ſo verfällt er in eine dumme Unwiſſenheit, in eine faule und niederträchtige Wolluſt, und allerley andere Laſter. Eine Arbeit hingegen iſt ſeinem natürlichen Bemühen gemäß, und vergnüget ihn, wenn ſie geräth und Nutzen ſchaffet; ja deſto mehr, je mehr Schwierigkeiten dabey zu überwinden ſind, und je mehr Kunſt, Witz, Nachdenken, Vorſicht, Wiſſenſchaft dabey angewandt worden.

Was inſonderhet die Landarbeit beym Acker- Garten- und Weinbau, oder bey der Viehzucht betrifft; ſo dürfen ſich die wenigſten Menſchen damit bemühen. Es iſt durch Witz und Ordnung dahin gebracht worden, daß die Arbeit eines kleinen Theiles der Menſchen zureichet, für das ganze Geſchlecht genugſame Lebensmittel zu ſchaffen; und daß die übrigen ſich mit andern guten Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigen können. Unterdeſſen haben ſich die edelſten Gemüther aus der Landwirthſchaft eine Luſt gemacht: der Bauer ſelbſt hat auch ſeine Freude, und ſieht ſeinen Fleiß mit Vergnügen gedeyen. Die jugendliche Gewohnheit macht ihm die grobe Arbeit leicht, und wir, dir wir dergleichen nimmer angreifen, legen demſelben die Empfindung, welche wir davon haben würden, fälſchlich bey. Wenn

nicht

nicht manche Bauren faul und dumm wären, und zu ſehr an der alten Gewohnheit hiengen, als daß ſie allerley Verſuche zu Verbeſſerung machen ſollten; ſo würden ſie auch die Früchte ihres Fleiſſes reichlicher ſammlen. Die Witterung und andere Zufälle, welche dem Landmanne oft zuwider ſind, haben ſonſt in der Verbindung der Dinge ihren groſſen Nutzen, und wenn ſie das Wachsthum auf der einen Erdart hindern, ſo fördern ſie dagegen daſſelbe auf andern. Dadurch wird die Fruchtbarkeit überhaupt durch alle Länder und Landarten, und für das ganze menſchliche Geſchlecht, zur Gleichheit gebracht: der Miswachs hält auch in jedem Striche ſeinen Kreislauf, da man ein Jahr ins andere rechnen muß. Und überhaupt wäre es nicht gut, wenn nicht etwas von der Arbeit verloren gienge, und wenn die Natur das Bemühen des Landmannes, nach ſeinem Wunſche, ſo gar ergiebig vergölte. Wie würde er denn nicht ſelbſt klagen, daß das Korn und die Früchte zu wohlfeil wären!

§. 6.

Lucretius beſchweret ſich weiter über die Vorſehung, daß ſo viele dem Menſchen ſchädliche Thiere in der Welt ſind; daß wir nackend, weinend, ohne Waffen, und ohne Vermögen uns ſelbſt zu erhalten, auf die Welt kommen, und noch vieles Unglück im Leben auszuſtehen haben; dagegen die Thiere ihre beſtändigen Kleider und Waffen mitbringen, keines Spielzeuges, keines liebkoſenden Lallens der Ammen,

keines

keines Wechſels der Kleidung, keiner Mauren und Städte bedürfen, und ihr Futter bereitet vor ſich finden. 5)

Aber darum ſind ſie auch unvernünftig Vieh, und bleiben in den engen Schranken einer niedrigen Glück-ſeligkeit ſtehen. Uns hergegen war die natürliche Bedürfniß nöthig, daß wir geſprächig, vernünftig, künſtlich, weiſe, geſellig, umgänglich, liebreich, tugendhaft und vorzüglich glücklich würden, und in aller Vollkommenheit immer höher ſteigen möchten. Hätten wir nach der Muttermilch keiner weitern Handreichung und

5) Lucretius V. 219.

„Præterea genus horriferum natura ferarum,
Humanæ genti infeſtum, terraque marique,
Cur alit atque auget? cur anni tempora morbos
Adportant? quare mors immatura vagatur?
Tum porro puer, ut ſævis projectus ab undis
Navita, nudus humi jacet, infans, indigus omni
Vitaî auxilio, quom primum in luminis oras
Nixibus ex alvo matris natura profudit;
Vagituque locum lugubri complet, ut aequum eſt,
Quoi tantum in vita reſtet tranſire malorum.
At variæ creſcunt pecudes, armenta, feræque:
Nec crepitacula eis opus eſt, nec quoiquam adhibenda eſt
Almæ nutricis blanda atque infracta loquela:
Nec varias quærunt veſteis pro tempore cœli.
Denique non armis opus eſt, non mœnibus altis,
Queis ſua tutentur, quando omnibus omnia large
Tellus ipſa parit naturaque dædala rerum.

und Hülfe nöthig; ſo würden wir, wie die Thiere, für uns leben, keine Sprache lernen, und ohne dieſelbe keinen Gebrauch unſerer Vernunft machen, noch Unterricht genieſſen können; folglich auch kein deutliches Bewußtſeyn, keine Erkenntniß von uns und andern Dingen, keine Kunſt oder Wiſſenſchaft, keine Bequemlichkeit des Lebens, kein höheres Vergnügen des Gemüthes erhalten; vielweniger zu irgend einer Sittlichkeit erzogen werden. So aber macht der hülfsbedürftige Zuſtand der Kinder, daß ſich die Alten aus Liebe und Mitleid ihrer annehmen, und daß ſich die Kinder, aus Empfindung ihres Mangels, und aus Furcht vor Gefahr, zu den Aeltern halten, und ſich nach ihrem Beyſpiele und nach ihrer Vorſchrift zur Sprache, zum Gebrauche der Vernunft, und zur Sittlichkeit gewöhnen, daß ſie in allem guten Erkenntniß Unterricht empfangen, tüchtige Menſchen und Bürger werden, und in einer anſtändigen Lebensart ihr eigen Glück bauen, und auf ihre Kinder fortpflanzen.

Sie können dabey alles deſſen, was die Thiere voraus zu haben ſcheinen, gerne entbehren. Sie brauchen weder angeborne Haare, noch Federn zur Kleidung, weder Zahn noch Klaue, oder Schnabel, zur Wehre und Waffen, weder ſchärfere Sinne, noch eine gewiſſe angeerbte Kunſt zu ihrer Nahrung und Erhaltung. Sie würden vielmehr durch ſolche Naturgaben nur in einen niedrigen Grad ſinnlicher Vollkommenheit eingeſchränkt ſeyn. Ihre Sinnen, ihr

Verſtand und ihre Hände, ſind allein genug, Kleider, Waffen, Häuſer, Nahrung, Werkzeuge, nicht nur zur Nothdurft und Sicherheit, ſondern auch zur Gemächlichkeit und Ergötzung, zum Wohlſtande und zum Ueberfluſſe zu verſchaffen; alle mögliche Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft zu erhalten; alles, was in den Reichen der Natur iſt, ſich zu Nutze zu machen; und unter einander Geſelligkeit, Umgang, Geſpräch, Freundſchaft und Vergnügen zu ſtiften.

Demnach iſt eben der Mangel, worüber Lucretius die Vorſehung anklagt, der wahre Grund unſerer vorzüglichen Glückſeligkeit, und das beſte Mittel, was die göttliche Weisheit und Güte erwählen konnte, die menſchlichen Fähigkeiten zu ihrem eigenen Wohl zu treiben. Wenn ſich alle Menſchen ihrer Fähigkeit nach dieſer Abſicht gebrauchten; ſo würde von hundert jetzigen Elenden kaum ein Paar überbleiben, welche die Schuld ihres Unglücks mit Recht von ſich abwälzen, und auf ihr Schickſal ſchieben könnten; oder deren übrige Widerwärtigkeiten nicht durch weit mehr Gutes verſüſſet, und dadurch das Leben erträglich und angenehm gemacht würde.

Ich muß hierbey überhaupt anmerken: daß, wenn auch eine mehrere Vollkommenheit, als jedem Dinge nach ſeinen weſentlichen Schranken, jedem Thiere nach ſeiner Art des Lebens zukömmt, möglich wäre, dieſelbe ihm dennoch vielmehr ſchaden würde, und alſo der Mangel einer mehrern Vollkommenheit ſoferne nichts Böſes, ſondern was Gutes ſey.

Ein Hund iſt jetzt, bey ſeinem Hundesverſtande, vergnügt mit den Brocken, die von des Herrn Tiſche fallen: er ſuchet ſie wohl gar aus dem Sande und Staube begierig heraus. Es hindert nicht, daß er drauſſen liegen muß, daß er durch Schläge gewöhnt wird, dem Befehle zu gehorchen: er iſt gleich munter, und freuet ſich ungemein zu ſeinem Herrn, und zu einer guten Miene, die er bekömmt. Gebet ihm aber Menſchenverſtand, und ſehet, wie alle ſeine Glückſeligkeit verſchwinden wird. Was? denket er: ich ſoll die ganze Nacht über wachſam ſeyn, und muß dabey frieren? alles im Hauſe ſchläft auf weichen Betten, ich allein muß mich auf hartem Holze und Steinen behelfen? ich diene, ohne Lohn und Kleidung zu bekommen, für die bloße Koſt, und kaum giebt man mir ſo viel als zur Sättigung: oder, wenn ich ja was bekomme, ſo muß ich als Gnadenbiſſen annehmen, was andere nicht mögen, und was ſie im Sande und Unflathe herumgekehret haben? ich thue mein Beſtes, jedem zu liebkoſen, und doch muß ich mich unverſchuldet nach dem Eigenſinne der Kinder und des Geſindes rupfen oder prügeln laſſen? das iſt nicht länger auszuhalten. Kurz, er läuft davon; er kehret in zehn Häuſer ein, und wird aus zehn Häuſern wieder weggejagt: wo man ihn aber noch aus Barmherzigkeit aufnimmt, da findet ers allenthalben noch ſchlechter. Er läuft nunmehr ohne Herrn allenthalben herum, und ſtiehlt ſein Brod, ſo gut er kann, wird aber darüber halb lahm geprügelt. Ja, daß ich doch Hände, daß ich doch Sprache

 hätte!

hätte! denket er, ich wollte mich ſo nicht placken laſſen. Er fluchet auf ſein Schickſal, das ihn ſo hat laſſen geboren werden, er ſtirbt vor Hunger und Verdruſſe mit ſeinem Menſchenverſtande.

Sehet hieran, was wir machen, wenn wir die Welt, und jedes Ding darinn, beſſer haben wollen, als es ſeyn kann, und als es die göttliche Vorſehung geordnet hat. Es iſt blos ein irriger Wahn, und eine Schwachheit des Verſtandes. Das, was wir beſſer heiſſen, würde gerade dasjenige ſeyn, welches den Zuſtand der Dinge verdürbe: und was uns eine Unvollkommenheit oder etwas Böſes zu ſeyn dünket, iſt eben dasjenige, was zur Vollkommenheit der Dinge gehöret, und nach reiferer Einſicht gut zu nennen iſt.

§. 7.

Ich könnte noch mehrere dergleichen Vergehungen nahmhaft machen, da man dieſes und jenes in der Welt mit böſen Augen anſieht, das doch in der That untadelich, und nach den Regeln der höchſten Weisheit und Güte beſtimmet iſt. Allein, wer ſich die Dinge nicht willkührlich verkehrt vorſtellen will, der kann nach obiger Anleitung entweder leicht einſehen, was zur weſentlichen Vollkommenheit der Dinge gehöre, und was für Gutes darinn liege, oder, ſo es ihm an ſolcher Einſicht mangelt, ſo wird er ſich auch beſcheiden, daß er aus ſeiner Unwiſſenheit keinen widrigen Schluß ziehen könne, der ſo vielen klar erkannten Wahrheiten widerſpricht.

Jetzt will ich einen ſehr gemeinen Irrthum bemerken, welcher den Menſchen noch bis auf den heutigen Tag die Werke der Schöpfung und Vorſehung ganz verſtellt. Sie ſetzen ihr Geſchlecht, ja jeder ſich allein, zum allgemeinen Mittelpunkte und äuſſerſten Ziele aller übrigen Dinge. Was ihnen denn nicht offenbar und unmittelbar vortheilhaft iſt, das dünket ihnen überflüßig und unnütze zu ſeyn: und was nicht mit ihren Wünſchen übereinſtimmet, das erklären ſie für unordentlich und böſe.

Daher kömmt es dann inſonderheit, daß ſie ſich nicht darein finden können, warum ſo viele verächtliche Würmer, Inſecten und Geſchmeiß, ja ſo viele unbequeme, giftige und ſchädliche Thiere in der Welt ſind; warum ſie nicht allein ſich einander freſſen, ſtechen, ſaugen, und ihr Leben auf Unkoſten anderer erhalten müſſen, ſondern auch den Menſchen zur Laſt fallen, ihre Arbeit und Mühe vernichten, ihnen Unluſt und Schmerzen verurſachen, oder wohl gar gefährlich werden. Anderer Dinge und Begebenheiten in der Welt, die ihren Abſichten entgegen ſind, zu geſchweigen.

Wenn wir Menſchen aber allein die unermeßliche Gröſſe der göttlichen Abſichten erfüllen könnten; allein verdieneten, daß um unſertwillen eine Welt erbauet würde; allein verlangen könnten, daß ſich alles Mögliche nach uns richten ſollte; ſo möchten wir mit einigem Scheine des Rechtens viele Dinge aus der Natur verbannen, und eine andere Einrichtung nach

unſerm Eigenſinne machen. Aber das iſt nicht der rechte Geſichtspunkt, worein wir uns zur Betrachtung der Welt ſtellen, darinn muß uns nothwendig vieles unordentlich und verkehrt vorkommen. Das Daſeyn anderer möglichen Lebendigen hat einerley Grund mit dem unſrigen in der groſſen Abſicht des Schöpfers; er trägt das Seinige gleichfalls zur Vollkommenheit des Ganzen bey, und macht, daß der Erdboden, daß die Welt allenthalben mit reger Kraft und Empfindung erfüllet wird. Die Kette der möglichen Lebendigen, der Zuſammenhang der Dinge, kann keine Lücken leiden, kann nicht zerrüttet und zerriſſen werden: und wenn wir es recht betrachten, ſo iſt in dem Weltgebäude kein Stein umſonſt, nichts ſo geringe und widrig, das nicht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörete, und demnach nicht auch, wenigſtens mittelbar, mit jeder Dinge Daſeyn und Wohl übereinſtimmete.

Wie? wenn ein vornehmer und bemittelter Mann ſich in einer groſſen Stadt niederlieſſe, um da recht bequem und vergnügt zu leben; würde er vernünftig, billig und bey ſich ſelbſt wohl handeln, wenn er ſich einbildete, daß um ſeinetwillen alles in der ganzen Stadt da ſeyn oder nicht da ſeyn müßte? Auf die Weiſe möchte er etwa von den Gelehrten denken: was ſollen die unnützen Grillenfänger in einem Staate? ſie zanken ſich nur unter einander um nichts, ſetzen den Leuten allerley neue Meynungen in den Kopf, und wollen dabey allen vorgezogen ſeyn. Bey

den

den Kaufleuten und Krämern, möchte ihm das Gedränge, da einer dem andern den Gewinn vor dem Maule wegzunehmen und ihn zu übervortheilen ſuchet, zuwider ſeyn. Das ewige Getöſe und Geklapper ſo vieler Handwerker und Arbeiter, das grobe Geſchrey ſo vieler Bauren, und anderer, die ihre Waaren öffentlich feil biethen, würde er vielleicht aus ſeiner Nachbarſchaft und aus der Stadt wünſchen. Schmierige und ſchmutzige Handthierungen, oder die Dampf und Geſtank machen, wären ihm vollends verhaßt uud abſcheulich; Lumpenſammler, Scherenſchleifer, Tablittenkrämer, Obſtweiber, Matroſen und dergleichen, möchte er für unnütz und verächtlich Bettelvolk anſehen. Saget mir, würde ein ſolcher Mann die Vollkommenheit dieſer Stadt aus dem rechten Geſichtspunkte betrachten, und ſich ſeinen Aufenthalt darinn ſelbſt vergnügt machen? Vernünftiger dächte er ſo: hier iſt alles fein lebendig, munter, und voller Menſchen; ſie müſſen doch leben können. Wie finden ſo viel tauſend und tauſend Leute von allerley Stande und Lebensart an einem Orte ihr Auskommen! Es iſt ein Vergnügen, zu ſehen, wie emſig ein jeder iſt, ſein Brod zu verdienen, und wie er ſich befleißt, es dem andern zuvor zu thun. Da kann ja wohl nichts auf der Welt erdacht werden, was hier nicht zu haben wäre. Das muß ein weiſer Regent ſeyn, der alle mögliche Waaren, Handthierungen, Künſte und Wiſſenſchaften in einem Staate zu verbinden gewußt; darinn ein jeder den andern dienet, und von den andern ſeinen Unterhalt und ſeine Bequemlichkeit erhält.

 Die-

Dieſes iſt auch der rechte Geſichtspunkt, in welchem wir die Vollkommenheit der Welt einſehen können. Wir wohnen in einer groſſen Stadt Gottes, die um ſo viel blühender zu achten, je volkreicher ſie iſt, und je weniger darinn ein Stand, eiue Lebensart und Handthierung mangelt. Die gütigſte Vorſehung des weiſſeſten Regenten erſtreckt ſich über alle: er hat ſie alle herein geſetzt, und ihnen das Burgerrecht gegeben. Die Anlage der Wohnungen, die Geſetze und Verordnungen, die Nahrung und Zufuhr, ſoll allen zu Statten kommen, und eines dem andern nützlich ſeyn. Wir Menſchen ſind in dieſer Stadt mittleren Standes, ja in unſerm Sprengel die Vornehmſten. Wir müßten aber ſchlechte Bürger ſeyn, und an dem allgemeinen Wohl keinen Theil nehmen, folglich uns auch von den edelſten Abſichten unſers gemeinſchaftlichen Regenten ſehr entfernen, wenn wir nicht leiden könnten, daß ſo viele geringere Mitbürger neben uns wohnen, ſich nähren, fortpflanzen, und nach ihrer Art fröhlich ſind. Wenn man bedenkt, wie viele und groſſe Wohnplätze Gott für die Lebendigen in den Weltkugeln angelegt; wie viele und mancherley Einwohner er in dieſer groſſen Stadt erhalte und regiere; wie er allen und jeden Liebe und Luſt zum Leben eingepflanzet; wie er allen, bis auf die niedrigſten, rege Leibeskräfte, allerley Kützel der Sinne, Nahrung mit Wohlſchmacke, Neigung zum Gatten, Vergnügen an ihren Jungen, manchen auch noch höhere Ergötzungen gegeben: ſo wird man nicht zweifeln, daß in allen möglichen Arten des Lebens

auch alle mögliche Luſt genoſſen werde. Wenn gleich nicht ein jedes Geſchöpf aller Arten und Stufen der Luſt fähig iſt, ſo weiß es auch von keiner beſſern, es iſt mit derjenigen, die ſeiner Natur gemäß iſt, zufrieden, und erfüllet ſeine Triebe in ſüſſer Beſchäftigung.

Ich habe oft meine Betrachtung über die geringſten Thiere, ſo ferne ſie auch Leben und Empfindung haben, und nach ihrer Art einer Luſt und Glückſeligkeit fähig ſind. Wenn ein Schwarm Mücken unter einander ſpielet; wenn die Bienen durch Blumen und Heide emſig herumflattern, um Honig und Wachs zum gemeinen Beſten des Stockes zu ſammlen; wenn die Vögel durch Büſche und Bäume rauſchen, zwitſchern, oder eine Gattinn locken; wenn der Hund über ſeines Herrn Ankunft, oder im grünen Felde, von tauſend Freuden auſſer ſich, zehnmal hin und wieder läuft; wenn ein Kätzlein mit dem andern in hunderterley artigen Stellungen, Springen und Haſchen, ſcherzend die Zeit vertreibt; wenn eine Sau ſich ſo willig hinlegt, und ſich von ihren ſaugenden Ferkeln zerwühlen läßt: ſo ergötze ich mich an der unſchuldigen Luſt der Thiere, und ſtelle mir die Vielheit und Mannichfaltigkeit derſelben, wie ſie von der unzählbaren Menge und Verſchiedenheit der Lebendigen auf dem ganzen Erdboden, ja allenthalben in den groſſen Weltkörpern empfunden wird, mit Entzücken vor. Ich denke an den groſſen Schöpfer, der aller ſeiner Geſchöpfe Luſt mit anſchauendem Erkenntniß gegenwärtig vor ſich hat, und in derſelben den erhabenen Zweck

ſeiner Schöpfung nicht ohne eigene Luſt bewirket ſieht. Ich ſchwinge mich in dieſe göttliche Vorſtellung, als den wahren und einzigen Geſichtspunkt, aus welchem ſich die Welt in ihrem ganzen Zuſammenhange und in ihrer rechten Vollkommenheit zeiget. Ich gönne nun allen, auch den niedrigſten Geſchöpfen, das Leben; und ſehe, daß, wie wir Menſchen in dem Zuſammenhange des Möglichen auf einer mittleren Stufe der Vollkommenheit ſtehen, jedoch ſelbſt noch einer höheren fähig ſind, und von Natur darnach ſtreben, ſo Millionen andere Geſchöpfe von noch höherer Vollkommenheit und Luſt in der Welt ſeyn müſſen, die nichts in der göttlichen Abſicht leer laſſen, und aller noch über unſern jetzigen Zuſtand möglichen Glückſeligkeit, auſſer der unendlichen, genieſſen.

§. 8.

Wir würden aber auch unſer eigen Beſtes in der Verknüpfung der Dinge nicht einſehen, wenn wir nur mit denen wenigen Thieren, die uns unmittelbar Nutzen ſchaffen, und zu Dienſte ſind, allein in der Welt ſeyn wollten. Denn wie in einer Stadt ein Handwerk ohne das andere, und das andere ohne ein drittes, und das dritte ohne ein viertes, und endlich keines ohne alle, zu ſeiner Vollkommenheit gelangen kann; ſo daß jedes der geringſten, bis auf den Gaſſenfeger und Schinder, dennoch ſeinen Einfluß in das gemeine und beſondere Beſte giebt: ſo trägt auch eines jedes Thieres Daſeyn in der Verknüpfung der Dinge, nicht nur zur Vollkommenheit des Ganzen, ſondern

auch zur Erhaltung und Bequemlichkeit anderer, theils unmittelbar, theils mittelbar, am meiſten aber für uns Menſchen, bey, die wir über alle herrſchen, und uns alles wiſſen zu Nutze zu machen.

Wie ſchlecht würde der die Verbindung unter uns Menſchen ſelbſt überſehen, der da meynte, er hätte nur ſeiner Nachbaren allein nöthig, die andern könnten ſeinethalben aus der Welt ſeyn. Nein: dort in America pflanzet, wartet und preſſet jetzt ein Mohr das Zuckerrohr für dich: dort gräbt ein Sclav in Braſilien das Gold und Silber, welches du brauchen wirſt: dort bereitet ein Ruſſe die Juchten zu deinen Stühlen: dort fährt ein Bergmann in Schweden nach ſeiner Grube, Eiſen und Kupfer zu deinem Hauſe und Geräthe zu holen. Der Sineſer iſt emſig, dir den feinſten Thee und Porcellan zu ſchaffen. Der Indianer nimmt mit Reis vorlieb, damit er deine Speiſen mit allerhand Gewürze ſchmackhaft mache. Der Grönländer, der Matroſe ſchlägt die Robben, fängt die Wallfiſche, mit ſeiner Mühe und Gefahr, zu deinem Gebrauche, ohne daß du es bedenkeſt und weißt. Und ehe du nur dein Schälchen Thee und Caffee mit einer Pfeife Tabak trinken kannſt, ſo hat die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, nicht nur der jetzt, ſondern auch der vormals Lebenden, müſſen da und beſchäftigt ſeyn.

Laſſet uns denn auch vernünftig bedenken, daß der Schöpfer, welcher eine ſo genaue Verbindung unter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, ohne ihr

Den-

Denken, zu aller Vortheile geſtiftet hat, auch unſere Nebengeſchöpfe nicht umſonſt mit uns auf einem Erdboden beſchloſſen habe. Auch dir ſammlet die Biene, und ſpinnet der Seidenwurm, für dich nähret ſich die Cochenille, die Ameiſe, die ſpaniſche Fliege, und jenes Inſect, das die Feigen zur Reiſe bringt. †) Wenn

†) Es giebt zweyerley Feigenbäume, männliche, (caprificus) und weibliche, (ficus ſativa). Jene bringen nimmer eßbare reiſe Feigen, ſondern nähren nur in ihrer herben und abfallenden Frucht ein Inſect, (culex ficuum auch Ψὴν bey den Alten genannt, eine Art von Gallåpfelfliegen, cynips,) welches Julius Pontedera in ſeiner Anthologia, im II. B. im 34. Capitel beſchreibt, und auf der XI. Tabelle abbildet. Wenn dieſes Inſect Flügel bekommen hat, welches zu der Zeit geſchiehet, da die männliche Feige voller Samenſtaub iſt, ſo kömmt es aus ſolcher Feige, wie ein Müller aus ſeiner Mühle, mit vielem Mehle beſtäubet, hervor, und begiebt ſich zur weiblichen Saatfeige, frißt ſich da hinein, und befruchtet nicht allein durch den mitgenommenen Samenſtaub die weibliche Feige, ſondern verurſachet auch dadurch, daß dieſe in vierzehn Tagen reifet und ſchmackhaft wird, da ſie ſonſt herbe bleiben und abfallen würde. Man ſammlet daher in Griechenland und dem Archipegalus mit Fleiß die männlichen Feigen, wenn das Inſect bald heraus fliegen will, und hängt ſie über die weiblichen, damit ſie durch das Inſect eßbar gemacht werden mögen. Siehe, auſſer dem Pontedera im 33. Capitel, auch den Turnefort Hiſt. de l'Acad. Roy. 1705. p. 447. edit. Amſt. und Herrn Linnäus in ſeinen Amœnitatt. Academicis, Tom. I. Holm. & Lipſ. 1749. 8. p. 42. oder Lugd. Bat. 1749. p. 227. ſqq. unter den Alten den Plinius XV. 19. Theophraſtus Hiſt. Plant. II. 9. & de cauſis II. 12. Ariſtot.

Wenn du gleich andere Mücken, Würmer und Inſecten nicht ſelber iſſeſt oder braucheſt, ſo ſpeiſet ſie doch

ſtot. Hiſt. Animal. lib. V. c. 27. fin. Plutarchus Convival. lib. VII. Probl. 2. Tom. II. p. 700. F. Es iſt zwar an dem, daß in der Provence und anderwärts die weibliche Feige, ohne Caprification oder wilde Feige und deren Inſect, reife Früchte bringet. (Denn wie es Herr Linnäus T. I. Amœn. erkläret, ſo iſt die Frucht der Feige nicht das Pericarpium, ſondern ein bloßes Receptaculum; und dergleichen ſind mehr andere Früchte.) Aber der Unterſchied iſt doch beträchtlich, daß, da ein Feigenbaum in der Provence nur etwa fünf und zwanzig Pfund Feigen trägt, ein caprificirter Baum gleicher Gröſſe hingegen zwey hundert und achtzig Pfund Feigen bringt. Das bezeugt, auſſer dem Tournefort, auch Herr Jannon von St. Laurent in den Memorie di varia eruditione della Società Colombaria Fiorentina Vol. II. p. 243., woraus es in dem allgemeinen Magazin, Th. IX. p. 59. ſqq. überſetzt iſt. Herr Linnäus hat auch l. c. Verſuche angeführt, da er aus den Samenkörnern einer caprificirten Feige aus den morgenländiſchen Gegenden, junge Pflanzen gezogen, welches ſich mit den Feigen aus Frankreich, und wo kein wilder Feigenbaum iſt, nicht thun lieſſe; zum Zeichen, daß jene Körner durch die Caprification fruchtbar geworden, dieſe nicht. Ich weiß alſo nicht, wie weit der Maltheſiſche Ritter Herr Godeheu de Riville in ſeiner Nachricht von der Caprification Grund haben mag, wenn er läugnet, daß das Inſect der wilden Feige mit männlichem Samenſtaube beſtreuet ſey, wenn es in die weibliche Feige hinein kriecht; und vielmehr behauptet, daß ſich die Schlupfweſpe vorher von dem Staube ſorgfältig reinige. S. deſſen Memoire ſur la caprification in dem II. Th. der Memoires préſentés à l'Acad. Roy. des Sciences, p. 376. ſq. [Die Nachricht

doch der Vogel, der dir ſingt, oder auf deinen Tiſch kömmt, und der Fiſch, der deine Mahlzeiten angenehmer macht, ja manches Schwein, das zu deiner Tafel in die Maſt getrieben wird, oder der Wallfiſch, der dir ſein Fett und ſeine Baren hergiebt. *)

Du

richt von den männlichen und weiblichen Feigenblüthen findet man am beſten, zugleich mit den Abbildungen, in Trew & Ehret plantis ſelectis p. 37. ſqq. tab. 73. 74. — Was man auch gegen dieſe Art der Befruchtung einwenden mag, ſo zeigt doch 1. der Augenſchein, daß die in dem Feigenbehältniſſe eingeſchloſſenen weiblichen Blüthen nicht ohne äuſſerliche Hülfe von dem Staube der männlichen befruchtet werden könnten: 2. giebt es viel mehr dergleichen Beyſpiele, wo Blüthen blos durch Hülfe der Inſecten befruchtet werden. Dies iſt von den kürbisartigen Pflanzen auſſer Zweifel, und bey den Melonen ſchon den Gärtnern bekannt. Herr Kölreuter aber zeigt, daß es bey viel mehrern Pflanzen eben ſo nothwendig ſey. (Nachricht das Geſchlecht der Pflanzen betreffend, p. 21. ſqq. und erſte Fortſetz. p. 70. ſqq.) Auſſer dergleichen Pflanzen aber, deren Befruchtung nothwendig durch Inſecten bewerkſtelligt wird, ſind noch viel andere, bey denen ſie doch meiſtens durch eben dieſe Thiere befördert wird. Es würden alſo ohne Hülfe der Inſecten viele Pflanzen nicht Frucht tragen, ſich nicht vermehren, nicht in ihrer Art beſtehen können. Gewiß eine Verbindung des Thierreiches mit dem Pflanzenreiche, welche die allweiſe Vorſehung des Schöpfers bezeuget!)

*) [Noch ein wichtiger Nutzen von den Inſecten und Gewürmen. Durch ſie wird Fäulung verzehrt und in Leben verwandelt! Ohne dieſe Einrichtung würde uns der Geſtank von Moder und Schlamm tödtlich werden: und wenn uns jetzt noch der Anblick davon abſcheulich iſt, ſo ſollten wir

nun

Du beherrſcheſt und beſtreiteſt ſie alle, und dein Verſtand kann aus allen Vortheil ziehen. Wenn du aber auch ſonſt keinen Nutzen von ihnen zu erzwingen weißt, ſo laß ſie dich, durch Betrachtung ihrer wunderbaren Bildung, Bewegung, Triebe, Nahrung, Fortpflanzung, des groſſen Schöpfers unendliche Weisheit und Güte lehren. Gönne denen das Leben, die es aus einer Hand haben, woraus du das deine empfangen, die die Welt, durch ihre Luſt und Freude, mit mehreren Vollkommenheiten erfüllen, ja, die dich ſelbſt weiſer und klüger machen, wenn ſie dir ein Spiegel der Gottheit werden.

§. 9.

Ja, denket wohl mancher, die andern Thiere möchten immerhin in der Welt ſeyn, wenn ſie dem Menſchen nur nicht zum Theil Verdruß und Schaden thäten. Wozu aber ſo viel Geſchmeiß, das Saat,

Ge-

um ſo mehr mit Bewundrung erwägen, wie er durch und durch von Inſecten wimmelt, die ſich ſo wohl darinn befinden, und uns einen ſo nöthigen Dienſt leiſten. Der groſſe Linné bemerkt unter andern in ſeiner vortrefflichen Abhandlung: Oeconomia naturæ, Amœn. T. II. p. 50 „Die Mücken legen in ſtillſtehendes faules, ſtinkendes Waſſer eine Menge Eyer: und die daraus entſtehenden Würmer verzehren die Fäulung deſſelben. Man darf nur den Verſuch machen, zwey Gefäſſe mit vollem Waſſer zu füllen. In dem einen laſſe man die Mückenwürmer: aus dem andern fiſche man ſie ſorgfältig heraus. Jenes wird man in kurzer Zeit rein, dieſes aber ſtinkend finden.“— Sollten wir denn nun noch dieſe unangenehmen Gäſte von unſern Gräben weg wünſchen?]

Gewächſe, Eßwaaren, Kleider und Häuſer verdirbt? das uns ſticht und uns das Blut ausſauget? wozu ſo viele giftige Schlangen, Kröten, Scorpionen? wozu die wilden reiſſenden Wölfe, Bären, Löwen, Tieger und dergleichen, die uns entweder ſelbſt, oder dem uns nützlichen Viehe, gefährlich oder ſchädlich ſind?

So vernünftig auch die Frage, und die darunter ſteckende Beſchwerde über die Einrichtung und Verknüpfung der Dinge, ſcheint: ſo beruhet ſie dennoch auf eben denſelben Fehlern der Unbilligkeit, und des Mangels der Einſicht, welche vorhin bemerkt ſind. Beydes äuſſert ſich darinn, daß wir in der Welt, das iſt, in einem Wohnplatze aller möglichen Lebendigen, ſeyn, und doch die Welt für uns allein haben, und nicht das geringſte Ungemach von unſern Nachbaren eudulden wollen; imgleichen, daß wir wegen des Ungemachs, das uns etwa in die Sinne fällt, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Dinge läugnen, weil dieſelbe uns ſo offenbar nicht ſind. Dieſes gleicht der Beſchwerde jenes reichen Mannes, der in einer volkreichen Stadt wohnen will, da alles zu haben iſt, und alle mögliche Handthierungen ſind; aber da keiner von den Einwohnern ſeine Ruhe und Bequemlichkeit ſtören ſoll. Er will eiſerne und kupferne Gefäſſe haben, aber das Getöſe der Schmiede kann er nicht vertragen: er will allerley Eßwaaren vor der Thüre kaufen, aber das Geſchrey der Bauren, welche ſie feil biethen, kann er nicht leiden: die

Fleiſchbank ſoll in der Nähe ſeyn; Butter, Hering, Stockfiſch, Klipfiſch, Zucker läßt er zwar von ſeinen Nachbarn holen, aber den Geſtank, Dampf und Schmauch, der damit verknüpfet iſt, verabſcheuet er: die Gaſſen ſollen rein ſeyn, aber der ſchmutzige Dreckfeger ſoll vor ſeinen Augen den Koth und Staub nicht auskehren: die Kaufleute und Krämer ſollen ihn mit allerhand Waaren verſorgen, aber ſie müſſen keinen Vortheil von ihm nehmen. Die Betrüger und Diebe müßten gar ausgerottet ſeyn, in Feuersgefahr müßte ihn niemand ſetzen, die Dachziegel müßten nirgend herunter wehen, u. ſ. w.

Es iſt ſchon ausführlich gezeigt worden, daß die Welt um der Lebendigen willen ihr Daſeyn hat, und daß in dieſer Naturkette keine Lücke ſeyn kann, ſondern, wenn eins und anderes ſeyn ſoll, daß auch alles Mögliche in dem Zuſammenhange der Dinge ſeyn müſſe, und daß dieſes den Vollkommenheiten des Schöpfers ſowohl, als der Welt, gemäß ſey. Wer alſo in der Welt ſeyn will, der muß auch wollen, daß alle andere möglichen Dinge, welche einerley Grund ihrer Wirklichkeit mit ihm ſelbſt haben, neben ihm ſind. Daß wir alſo mit einigen wenigen Thieren, die uns anſtehen, allein eine Welt ausmachen wollten, iſt ſo unverſtändig, als unbillig. Alle die uns verachteten und verhaßten Thiere gehören mit zu den möglichen Lebendigen; denn wir ſehen, daß ſie wirklich ſind. Sie gehören alſo mit zur Welt, als einem Syſtem aller möglichen Lebendigen,

und zu deren Vollkommenheit. Ein jedes derſelben will auch leben, und hat Luſt von ſeinem Leben, ſowohl als wir. Wenn nun die Verbindung anderer Menſchen mit uns in einem Wohnhauſe, oder einer groſſen Stadt, vermöge unſerer weſentlichen Schranken, einiges Ungemach mit ſich bringet: wie wollen wir uns mit Recht beſchweren, daß wir durch das Daſeyn ſo vieler andern und ganz verſchiedener Thiere in einiges Gedränge und einige Ungelegenheit kommen?

Wir Menſchen haben bey dieſer göttlichen Ordnung im Reiche der Thiere am allerwenigſten zu klagen, indem wir ſelbſt eins von den allergefräßigſten Thieren ſind, und alle übrigen Thiere leicht abwehren, vertreiben, übermeiſtern, fangen, zähmen, und zu beliebigem Nutzen anwenden. Wenn wir alſo nicht unverſtändig und undankbar ſind, ſo müſſen wir eine beſondere und gütige Vorſehung Gottes für uns erkennen, da er uns, bey der wehr- und waffenloſen Bildung unſers Leibes, genugſamen Verſtand und Witz gegeben hat, alle Mittel zur Beherrſchung anderer Thiere zu erfinden, und Hände, womit wir die nöthigen Werkzeuge bereiten können. Wir gebrauchen uns demnach ſo mancher Thiere zum Pflügen, Ziehen, Tragen, Reiten, Jagen, Mahlen, Dreſchen, Streiten; wir halten, fangen, fiſchen und ſchießen ſie zu unſerer Nahrung; wir bedienen uns ihre Haare, Federn, Wolle, Felle und Seide zu unſerer Kleidung; wir unterhalten ſie zu unſerm Zeitvertreibe

und Vergnügen; wir betrachten ihr Auswendiges und Innwendiges zu unſerer Belehrung im Erkenntniſſe der Natur und unſer ſelbſt, ja unſers gemeinſchaftlichen Schöpfers.

Was beſonders die ſchädlichen Thiere betrifft: ſo haben die Menſchen den Vortheil, daß ſie ſich zu aller Luft und Speiſe gewöhnen, und folglich den ganzen Erdboden beſetzen können; da denn die groſſen reiſſenden Thiere weichen und verjagt, andere gar ausgerottet werden. Die allermeiſten derſelben haben einen natürlichen Scheu vor einem Menſchen*), man kann ſie mit Gewehr erlegen, oder ihrer auch mit Liſt und leichten Mitteln los oder habhaft wer-

*) Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les obſervations de Mr. Bouger & de la Condamine, Paris 1749. 4. p. XCV. „Il y a dans le fleuve (Magdaleine) des Caymans qui ont 18 à 20 pieds de longueur, qui n'attaquent guere les hommes, que quand ils ont, par quelque accident, deja mangé de la chair humaine: je les ai toujours vû fuir, lorsqu'ils êtoient couchés ſur le rivage & que je m'approchois. Wölfe ſind, wie mehr andere reiſſende Thiere, vor den Menſchen ſcheu, und wagen ſich nicht leicht an ihn, als wenn ſie der Hunger im harten Winter plaget. In England ſind ſie gar ausgerottet. Daher kann ich nicht begreifen, was es mit dem wilden Thiere im Gevaudan für Bewandtniß haben müſſe, oder warum man ſelbiges mit ſo unglaublicher Zurüſtung, und einem Heere von Menſchen und Hunden, nicht auftreiben oder erlegen kann. Ich dächte, ein guter deutſcher Jäger mit einem Dutzend Hunden würde bald damit fertig werden.

den, und es iſt ein ſehr ſeltener Fall, daß ein Menſch das Unglück hat, den reiſſenden Thieren in die Klauen zu gerathen. Es iſt ein groſſer Beweis der göttlichen Vorſehung in dieſem Stücke, daß ſich ſolche Thiere nicht ſtark vermehren, daß ſie lange hungern können, daß ſie ſelbſt einander aufreiben, und in gebührenden Schranken halten. Von den giftigen Thieren wird mehr Geſchreyes gemacht, als es in der That iſt, †) und ich werde nicht wider die Wahrheit reden, wenn ich ſage, daß ſich ſolche Leute am meiſten darüber beſchweren, die wohl in ihrem Leben keine giftige Schlange und keinen Scorpion lebendig geſehen haben, und höchſtens von einem Flohe, einer Mücke oder Weſpe geſtochen ſeyn mögen. ††)

Die

†) Beverley in ſeiner Hiſtorie vom Virginia ſchreibt, daß es ein grober Irrthum ſey, wenn die Leute ſich einbildeten, daß man da nicht anders, als mit der gröſten Gefahr, vor Schlangen, beſonders vor der Klapperſchlange, durch die Wälder reiſen könnte. Die Klapperſchlange iſt ſelten zu ſehen, und in ganz Nord-America, ſo weit Europäer angebauet haben, faſt ausgerottet. Dazu wird dieſe ſo wenig, als irgend eine andere Schlange, den Menſchen von ſelbſt angreifen oder verfolgen, wenn ſie nur unangetaſtet bleibt. S. Philoſoph. Transact. Vol. XXXVIII. n. 433. p. 323. Eben das bezeugt Herr Kalm in den Schwed. Abhandl. Th. XIV. p. 319. 322. ſqq.

††) [Es lieſſe ſich auch der artige Gedanke, welchen der Verfaſſer der Voyage à l'isle de France, lett. 9. p. 92. bey Gelegenheit bey beißenden Skolopendern (cent-pieds: ſcolopendra morſitans) äußert: „daß dieſes Inſekt, welches ſich in dunkeln feuchten Orten aufhält, dazu dienen

könne,

Die Inſecten, Vögel und Mäuslein thun allerdings den Früchten und der Saat Schaden. Aber wenn ſie nicht wären, ſo würde manches anderes Thier nicht leben können, welches den Menſchen zu Nutze kömmt. Wenn alle Saat unbeſchädigt aufwüchſe, und unverzehndet in die Scheure und zum Verkauf käme; ſo würde der Bauer über die allzureiche Erndte und über den wohlfeilen Preis klagen. Wenn alle Blüthe an den Bäumen zur reifen Frucht gediehe; ſo würde ſie den Baum entkräften, und viel zu klein und unbrauchbar werden. Siehe, das Ueberflüßige iſt, nach göttlicher Vorſehung, für die Mäuslein, Vögel, Würmer und Raupen gewachſen; es bleibt für die Menſchen ein zureichender Vorrath nach; der Preis bleibt mäßig, und lohnet ſeinen Arbeiter; die Frucht wird nun gröſſer und ſchmackhafter. Wenn Menſchen voraus ſehen könnten, und ihr Beſtes verſtünden, ſo würden ſie ſelbſt auf manchen Baum Raupen hinauf tragen, und zuweilen Mäuſe

könne, den Menſchen von ſolchen ungeſunden Gegenden zu entfernen," auf viele giftige oder ſchädliche Thiere anwenden, als welche eben in dergleichen dumpfigten ungeſunden Orten am meiſten wohnen. Selbſt die gemeinen Mücken finden ſich am häufigſten bey Sümpfen und Gräben, deren Nachbarſchaft dem Menſchen ungeſund iſt. Sie mindern ſich, wo das Land ausgetrocknet, mit flieſſendem reinen Waſſer verſehen, und alſo geſunder gemacht wird. So treiben uns auch andere Inſekten an, unſere Wohnungen von ungeſundem Schmutz, Feuchtigkeit und dumpfigter Luft zu befreyen, da ſie den Durchzug freyer austrocknender Luft fliehen!]

und Vögel ins Land einladen, daß ſie ihnen den Ueberfluß der Natur verzehren hülfen. *) Es iſt ihnen gut und heilſam, daß ſie in beſtändiger Emſigkeit und Vorſicht erhalten werden, und daß ſie nicht mit allzuweniger Arbeit zu viel ſchaffen und gewinnen. So ſchädlich es für uns ſeyn würde, wenn des Goldes und Silbers zu viel in der Welt wäre; ſo viel Unordnung würde auch entſtehen, wenn aller Reichthum der Natur den Menſchen zu Nutzen käme, und wenn der Landmann mit eines Jahres Arbeit mehrerer Jahre Vorrath gewönne. Die weiſeſte Vorſehung hat dieſes allein zum Gleichmaaße bringen können, und gute und ſchlechte Jahre ſo unter einander zu miſchen gewußt, daß die Menſchen in ſteter Arbeit unter-

*) Herr Peter Kalm erzählt in den ſchwediſchen Abhandl. Th. XIV. p. 44. ſq. eine artige Geſchichte von den americaniſchen Vögeln, welche Maißdiebe genannt werden, weil ſie dem Maiß, als dem nützlichſten Korne für Menſchen und Vieh, ſo ſehr nachſtellen. Man hätte nämlich in Neuengland, um ſie auszurotten, auf jeden Maißdiebskopf eine Belohnung geſetzt, und dieſes hätte auch die geſuchte Wirkung gethan. Aber dagegen hätte ſich im Jahr 1749 im Sommer eine Menge Grasraupen eingefunden, welche das Heu des Jahres ſo zu Grunde gerichtet, daß Schiffe voll Heu aus England hätten verſchrieben werden müſſen. Da man nach der Urſache geforſcht, ſo hätte man ſich erinnert, daß die Maißdiebe einen guten Theil des Sommers, ehe der Maiß reif wird, von dieſen Raupen lebten und deren Vermehrung verhinderten. Folglich hätte man ſichs gereuen laſſen, daß man durch Ausrottung der Maißdiebe dieſes Ungeziefer vermehret hätte.

unterhalten werden, aber daß es auch den Fleißigen an Belohnung und überhaupt allen an Nahrung nicht gebricht. Darinn müſſen wir auch die milde Fügung mit der Witterung bewundern, daß, wenn einmal das Ungeziefer von Heuſchrecken, Mäuſen und dergleichen, einem ganzen Lande die äuſſerſte Verheerung zu drohen ſcheint, dabey alle menſchliche Vorſicht unzulänglich ſeyn würde, die künftige Brut aufs folgende Jahr auszurotten, bald darauf eine ſolche Witterung kömmt, welche alles Geſchmeiß verjaget, alle Brut erſticket, und, ſo zu reden, ausfeget. So ſehen wir jährlich bey allen Inſecten in Gärten und Feldern, daß bald dieſe, bald jene Art überhand nimmt, die hergegen im nächſten Jahre durch eine andere Witterung unterdrückt, und in engere Schranken gebracht wird. †)

§. 10.

So ſehr wir Menſchen aber wider den Schaden von andern Thieren durch die göttliche Vorſehung verwahret ſind; ſo ſehr möchte man ſich wundern, wie es der Güte des Schöpfers gefallen mögen, unter den Thieren ſelbſt eine ſolche natürliche Ordnung zu ſtiften, daß eins von dem andern ſeine Nahrung

 ſuchen,

†) [Der achtſame Röſel bemerkt, daß, da es fünf bis ſechs Arten beſonders ſchädlicher Raupen giebt, ihre Leibesbeſchaffenheit ſo verſchieden eingerichtet iſt, daß eine jede auch einer beſondern und den andern ganz widrigen Witterung zu ihrem Fortkommen bedarf, daher dann nicht leicht zwo dieſer Arten zugleich in Menge beſtehen könnten. Tag-Papil. II. Cl. n. III. §. 1.]

ſuchen, und alſo das andere verzehren muß? Warum ſind nicht alle Thiere unſchädlich? Warum iſt ihre Natur nicht ſo beſchaffen, daß ſie ihre Nahrung von lebloſen Dingen ſuchen? Warum muß ein beſtändiger Krieg, lauter Mord und Blutvergieſſen unter ihnen seyn? Es kann seyn, daß dieſes einigen Menſchen gar keinen Anſtoß giebt, die gegen ihre Nebengeſchöpfe gar zu unempfindlich, oder wohl grauſam ſind: aber vielleicht haben auch andere ein gar zu zärtliches Herz gegen die Thiere, ſo ferne ſie ſich dieſelben als empfindende Weſen vorſtellen, und ſich ihren Schmerz und Tod in Gedanken anmaaßen. Wir müſſen aber nicht das Herz und deſſen angenommene Neigung, ſondern die Vernunft, hiervon urtheilen laſſen.

Wenn man ſich eine ſolche Ordnung vorſtellete, daß alle Thiere auf dem ganzen Erdboden von lauter lebloſen Dingen ihre Nahrung haben ſollten; ſo iſt offenbar, daß nicht der zehnte Theil von Lebendigen bey uns ſeyn könnte, und daß ſie doch alle, eben ſowohl, als jetzt, endlich ſterben müßten. Das erſtere erhellet aus der Menge der Raubthiere, unter den Inſecten, Vögeln, Vierfüßigen, und inſonderheit unter den Fiſchen. Denn entweder müßten dieſe alle fehlen; oder, wenn an deren Statt andere Arten ſeyn ſollten, die ſich blos mit Kräutern und Wurzeln behülfen, ſo würde folgen, daß ſie den ganzen Erdboden verwüſteten und kahl machten. Gewiß, was jetzt auf Wieſen, Aeckern, Bäumen und Stauden

wächſt,

wächſt, dienet alles, theils Menſchen, zahme und wilde Thiere, Vögel und Inſecten zu nähren, theils die Pflanzen und deren Früchte zu bedecken. Sollten nun auch die Raub- und reiſſenden Thiere an gleiches Futter gewieſen ſeyn: ſollten die groſſen Raubvögel bey Tage und bey Nacht auf unſere Saatäcker, Küchen- und Fruchtgärten fallen: ſo würde keine Erndte für uns überbleiben, ſo würden alle Pflanzen verzehret, oder wenigſtens ihrer Blätter, Blüthen und Früchte beraubt werden, und in einigen Jahren ganz vergehen, mithin auch eine allgemeine Hungersnoth und Sterben unter den Thieren erfolgen. Die Menſchen würden auch für ſich die größte Noth haben, ſich zu erhalten, wenn ſie nicht nebſt den Erdgewächſen auch andere Thiere eſſen ſollten, und wenn die, welche ſie eſſen, ſich nicht zuvor von andern Thieren genähret hätten. Und wie würden vollends die zahlreichen Schaaren der Fiſche und Inſecten von dem wenigen Mooſe und Kraute, das im Waſſer wächſt, unterhalten werden können?

Es iſt alſo offenbar, daß der Erdboden in allen ſeinen Elementen viel öder, und des größten Theils ſeiner Einwohner beraubt ſeyn würde; welches der Vollkommenheit der Welt und dem Endzwecke der Schöpfung entgegen iſt. Und dennoch würde für die überbleibenden Thiere nichts bey ſolcher Ordnung gewonnen. Denn ſie müßten doch natürlicher Weiſe alle ſterben, weil nach den ordentlichen Geſetzen der Bewegung eine ſolche Maſchine eines organiſchen

Körpers, als die Thiere haben, nicht ewig beſtehen kann; und ſie würden eines natürlichen Todes nun viel langſamer und ſchmerzhafter ſterben, als wenn ſie auf einmal von ihren Feinden hingerückt und überwältiget werden. Ja, aus dem natürlichen Tode würde noch ein neues Ungemach für die Nachbleibenden entſtehen, wenn die hin und wieder umgefallenen Aeſer der Landthiere, und die herumtreibenden todten Fiſche, Luft und Waſſer mit ihrem Geſtanke und mit ihrer Fäulung anſteckten, indem ſie von keinem fleiſchfreſſenden Thiere verzehrt würden: woraus denn nothwendig unter den Lebendigen Eckel, Krankheit und Peſt entſtehen müßte †)

Es iſt alſo eine weiſe und gute Ordnung in der Natur, daß ſich manche Thiere von andern nähren. Die Welt wird dadurch mit einer weit gröſſeren Mannichfaltigkeit und Menge von Lebendigen, und ſodann mit allerhand Art von Luſt und Vergnügen erfüllet; welches ſie deſto vollkommener machet. Die Nahrung iſt nunmehro für alle zureichender, da ſie nicht

†) Herr Haſſelquiſt bemerkt in den ſchwediſchen Abhandlungen Th. XIII. p. 203. ſqq., daß der Bergfalke, nebſt den Geyern und wilden Hunden, in der Türkey, Aegypten, Natolien, u. ſ. w. ſehr nöthige Thiere ſind, um die vielen Aeſer der umgefallenen Pferde, Eſel, Mauleſel, Kameele u. ſ. w. zu verzehren; zumal da die Türken ſo ſchweiniſch und ſorglos ſind, daß ſie ſolche Aeſer nicht einſcharren. Er meynt auch p. 207. ſq., daß daher vielleicht die muſelmanniſche Barmherzigkeit entſtanden, da fromme Leute in ihrem Teſtamente Capitalia vermachen, dieſen Vögeln alle Morgen friſches Fleiſch hinauszuführen.

nicht blos in dem Pflanzenreiche geſuchet werden darf. Eine jede Thierart wird, vermittelſt dieſer Ordnung, in gemäßigten Schranken gehalten, daß blos ihr Ueberfluß beſchnitten wird, und ſie weder zu ſehr zunehmen, noch auch vertilget werden kann. Den leidenden Thieren geſchieht dadurch nicht mehr Böſes, als daß ſie ſterben; welches ihnen doch nach dem Laufe der Natur hätte begegnen müſſen, und welches ihnen auf die Art noch weit ſchmerzhafter geweſen wäre. Sie genieſſen unterdeſſen ihres Lebens, ſo lange ſie es haben, ohne alle Beſorgniß und Furcht des Zukünftigen. Der bevorſtehende Tod benimmt ihrer Zufriedenheit nichts, weil ſie durch keine Vorſtellung des zukünftigen Endes oder der Gefahr beunruhiget werden; ſie ſterben, ohne zu wiſſen, daß ſie ſterben. Ihr entſeelter Leichnam bleibt nicht zum Geſtanke und Scheuſale anderer liegen, ſondern wird bald aufs neue wieder beſeelt, indem er alſobald durch die Nahrung in die Gemeinſchaft des Lebens tritt. Unterdeſſen verneuert und vervielfältiget ſich eine jede Art der Sterblichen im beſtimmten Verhältniſſe durch die Erzeugung neuer Geſchlechter, und die Welt bleibt nicht allein ſtets gleich lebhaft an Thieren, ſondern die edleren, nämlich die Menſchen, und die unſchädlichen zahmen und wilden, nehmen zu, und die Welt wird noch vollkommener, als ſie geweſen.

Man muß dabey die unendliche Vorſicht des Schöpfers bewundern, der den Raubthieren nicht mehr

mehr Fruchtbarkeit, Waffen, Stärke, Liſt, Geſchwindigkeit und Fraß beygeleget, als zur Verzehrung des Ueberfluſſes anderer Geſchlechter und der Aeſer ihrer Todten nöthig war; hingegen aber die leidenden und unſchädlichen, wo nicht mit Waffen und Stärke, dennoch mit ſo viel Fruchtbarkeit, Liſt oder Geſchwindigkeit verſehen hat, daß allezeit ſo viele der Gefahr entgehen, als zum gebührenden Verhältniſſe der Thiere unter einander gehöret [und mit dem Vorrathe von Futter aus dem Pflanzenreiche beſtehen konnte]. Keine Art wird demnach zu ſehr verdränget, vermindert oder gar ausgerottet, keine nimmt zum Untergange anderer überhand.

Dieſes beweiſt eine Vorſehung, welche die Begebenheiten, in der Folge der Dinge, nicht bloß unbeſtimmt, und insgemein überdacht, ſondern alle einzelne Fälle aller künftigen Zeiten, nach den natürlichen Wirkungen, genau abgewogen und berechnet hat: wie viele und welche Thiere jeder Art, an jedem Orte und zu jeder Zeit, nach dem gegebenen Maſſe ihrer Vermehrung, Kräfte, Waffen, Liſt oder Geſchwindigkeit, in der Verknüpfung der Dinge, ihren Feinden entkommen würden, damit ein beſtändiges Verhältniß unter allen bliebe. Wäre nicht jeder einzelner Fall in dem allgemeinen vorausgeſehen; ſo würde der beſondere wirkliche Erfolg der Begebenheiten einem blinden Zufalle überlaſſen ſeyn, und ſo wäre das Gleichgewicht in dem Thierreiche längſt geſtört und aufgehoben, und manche Art würde zu

volkreich, manche zu gering geworden und vergangen ſeyn.

§. 11.

Gleichwie wir Menſchen nun eine beſondere Vorſehung des Schöpfers über uns erkennen müſſen, daß er uns ſo viele Vorzüge vor den Thieren zugeſtanden hat, nicht aber verlangen können, daß die Welt allein um unſertwillen ſeyn ſollte; ſo wäre es auch eine unbedachtſame Forderung, daß wir lauter gute Tage in der Welt haben, und ſonſt keine Vorſehung über uns erkennen wollten. Denn eine ſolche Welt und Lebensart, darinn dem Menſchen nichts Widriges, ſondern lauter Luſt und Freude begegnete, wäre nicht allein unmöglich, ſondern uns auch ſelbſt nicht zuträglich.

Laſſet uns einmal eine beſſere Welt für uns, wenigſtens in Gedanken, bauen und ſehen, ob ſie für ſich und mit unſerm Wohl beſtehen könne. Es ſoll uns darinn kein Blitz, kein Sturm, kein Erdbeben, keine Ueberſchwemmung treffen oder ſchrecken. Nicht Hitze, nicht Kälte, ſoll zu unſerer Beläſtigung zunehmen, ſondern allerwärts und allezeit ſoll angenehmes Wetter ſeyn, regnen und wehen, wenn und wie wir es verlangen. Auf der Erde finden ſich nun keine Wüſten, Sand, Mohr, Heyde, Felſen: die Berge laſſen ſich herunter, Unkraut, Dornen und Diſteln verſchwinden, der Boden wird überall eben und fruchtbar, ſo, daß er ſeine Einwohner mit wechſelnder Schönheit anlachet. Man weiß von keinem

Miswachſe, ſondern alle Jahre bezahlen uns die Ein- ſaat und Pflanzung mit dem reichſten Wucher. Wenn wir ja das Ungeziefer, nebſt den giftigen und reiſſen- den Thieren dulden, ſo wollen wir ſie in eine groſſe Inſel verweiſen. Menſchen und Vieh müſſen keinen Fehl, oder ſchwache und ungeſtalte Körper gebären. Ueber Armuth, Schmerz und Krankheiten werden keine Klagen geführet, ſondern was nur irgend Sin- ne und Gemüth ergötzen kann, das wird allenthalben in ſteter Geſundheit, Luſt und Ueberfluſſe genoſſen. Die Vorſtellung des Todes ſoll uns auch nicht quä- len: man kann nach eigenem Gefallen entweder be- ſtändig hier leben, oder ſanft einſchlafen. Ich weiß nicht, ob ich auch die heftigen Leidenſchaften und Laſter aus der Welt verbannen ſoll, und ſtatt deren lauter Tugend einführen, denn vielleicht möchten, nach manches Sinne, jene eher, als dieſe, zur beſten Welt und zu den güldenen Zeiten gehören.

Allein, träumen wir denn nicht, wenn wir ſo denken? Nehmen wir nicht lauter widerſprechende Dinge für Möglichkeiten an? Die Erde kann ja nicht eben ſeyn, und doch mit flieſſenden Bächen und Strö- men gewäſſert werden: ſie kann nicht einerley frucht- baren Boden haben, und doch allerley Kräuter, Pflanzen, Bäume und Früchte tragen. Sie kann nicht Leimen, Sand, Kreide, Torf, Kohlen, Salz, Steine, Kalk, Kieß, Schwefel, Vitriol, Mineralien, Metalle, Geſundbrunnen und Bäder hergeben, ohne daß ſie aus verſchiedenen Theilen und Schichten zu- ſam-

ſammen geſetzt ſey, und daß ſich hie und da eine Gährung und Entzündung äuſſere, welche ein Erdbeben nach ſich zieht. Sie kann nicht mit einem Luftkraiſe umgeben ſeyn, und doch keine Ausdünſtungen anfſteigen laſſen, welche Blitz, Wind und allerley Wetter verurſachen. Wollen wir vom Monde Licht, nebſt Ebbe und Fluth, genieſſen, ſo müſſen wir auch von ſeinem Drucke oder Anziehen Stürme und Ueberſtrömungen annehmen. Soll die Sonne auf- und untergehen, Frühling, Sommer und Herbſt machen, und die Erde allenthalben wohnbar ſeyn, wie können wir einerley Wärme und Wetter verlangen? Wie ſoll zu gleicher Zeit für die Wäſcherinn die Sonne ſcheinen, und für den Landmann Regen fallen? für das magere Land ein feuchtes, für das fette ein trockenes Jahr werden? für den auslaufenden Schiffer ein Oſtwind, für den einkommenden ein Weſtwind wehen?

Wir aber ſelbſt können ja nicht Menſchen, und doch von Natur unſterblich ſeyn; einen organiſchen Leib zu unſerm Werkzeuge brauchen, ohne, daß er den mechaniſchen Geſetzen, dem Miswachſe, der Schwäche und Krankheit, dem Tode und der Verweſung unterworfen wäre: wir können nicht zugleich Menſchen- und Mückenaugen haben, die zugleich ein Mikroſkopium und ein Fernglas wären; nicht Ohren, die alles von Ferne, und doch ohne Verwirrung hörten. Wie reimten ſich unſere zarten Empfindungen und geſchlanken Glieder mit einer eiſenharten Unempfindlichkeit gegen allen Schmerz und alle Verletzung?

Geſetzt aber, daß dergleichen Welt und Lebensart möglich wäre: würde dieſer Zuſtand für uns gut ſeyn? Ich zweifele daran ſehr. Man wünſchet die Erde ſo ſchön, daß ſie vor Schönheit unwohnbar ſeyn würde. Das beſtändige angenehme Wetter, ohne Blitz, Sturm und Fluthen, wird Luft und Waſſer anſtecken, daß keine lebendige Seele dauren kann, und wird alle Pflanzen übertreiben und erſticken, daß keine Frucht oder Saat zur Reife gedeyet. Die ebene Erdfläche wird ein artiger Moraſt werden, weil man die Berge, Felſen und Gletſcher verwünſcht hat. Dem fruchtbaren Boden wird es an tauſenderley nöthigen Pflanzen und Bäumen, an Heyde, Torf, Kohlen, Sand, Leimen, Kreide, Kalk, Steinen und allen Mineralien gebrechen. Und wo will man endlich mit allem Ueberfluſſe hin, der die Menſchen träge, wollüſtig und viehiſch machet? Warum will man Dürftigkeit und Armuth verbannen, da ſie doch das feſteſte Band der menſchlichen Geſellſchaft knüpfen, und ohne ſie aller Unterſchied der Stände aufhören, keiner dem andern dienſtbar ſeyn, keiner auf Erfindungen und Künſte denken, alle arm und elend ſeyn würden.

Stete ſinnliche Luſt iſt der menſchlichen Natur eben ſo wenig gemäß: ein täglicher Zucker höret auf, ſüß zu ſchmecken, und erwecket bald Eckel und Unluſt: die körperlichen Nerven können den anhaltenden Kützel nicht vertragen, und werden dadurch geſchwächet: das Gemüth aber wird inſonderheit dadurch entkräftet, und in fauler Wolluſt begraben. Wir können

jetzt

jetzt kaum die guten Tage vertragen, da noch Regen mit dem Sonnenſcheine wechſelt; wie viel weniger würde uns eine lautere Heiterkeit dienen! Müſſiggang, Trägheit, Schwelgerey, Geilheit, Dummheit, Unwiſſenheit, Thorheit, Uebermuth, Stolz, Zank und Unverträglichkeit würden die Folgen eines ſolchen Lebens ſeyn. Arbeit, Mühe, Widerwärtigkeit, ſtärken und ſchärfen hergegen unſere Kräfte des Leibes und Gemüthes, und halten uns von mancher Ausſchweifuug und Laſtern ab. Die Unluſt, welche ſich in unſere Frölichkeit miſchet, erhöhet ſogar ihre Empfindung, wie der Winter den Frühling, das Gewitter den Sonnenſchein, der Schatten die Farben, der Uebelklang die Uebereinſtimmung der Töne. Oft iſt ſie auch eine zwar bittere, doch heilſame Arzeney, die uns zur Geſundheit gereichet, und unſere Begierden wieder in Ordnung bringt. Wenn wir uns nur ſelbſt kein Böſes zuziehen, und weiſe ſind, ſo wird bey allem Wechſel von Leid und Freude eine ſolche Miſchung bleiben, die uns das Leben nicht allein erträglich, ſondern auch angenehm machet.

§. 12.

Diejenigen, welche überhaupt dem menſchlichen Leben ein überwiegendes Elend zuſchreiben, ſcheinen mir deſſen Werth nach den Wünſchen einer übertriebenen oder weichlichen Wolluſt zu ſchätzen, welche immer in vollem Kützel der Sinne ſeyn will, und ſobald derſelbe aufhöret, oder durch ein kleines Ungemach geſtöret wird, ſchon heftig zu klagen anfängt.

Sie ſcheinen die ſanfte Ruhe und Ergötzung nicht zu kennen, welche von der Beſchäftigung mit einer nützlichen Arbeit, von der Betrachtung der Natur, und der darinn offenbarten Weisheit und Güte ihres Urhebers, von der Einſicht der Wahrheiten, von Witze und Erfindung, von einer weiſen und klugen Aufführung, und von der Zufriedenheit des Gewiſſens über die Erfüllung ſeiner Pflicht entſteht. Sie ſcheinen nichts von der Hoffnung eines noch beſſeren Lebens in den Genuß des gegenwärtigen einfließen zu laſſen, und, da ihnen dieſes Leben, nach ihrer Natur, nicht volle Genüge thun kann, daſſelbe gar zu verachten.

Man bezieht ſich gegentheils, wie mich dünket, mit Unrecht auf aller Menſchen Urtheil und Empfindung, weil keiner ſein voriges Leben noch einmal anzufangen verlangen würde, wenn er eben das Uebel, welches er ausgeſtanden, von neuem wieder ausſtehen ſollte. Denn eines Theils iſt dieſes, was zum Grunde gelegt wird, der Wahrheit nicht gemäß, andern Theils wird fälſchlich daraus geſchloſſen.

Vernunft und Erfahrung laſſen uns nicht anders denken, als daß die meiſten Menſchen ihr voriges Leben gern wieder anfangen würden, wenn ſie ſichs als möglich vorſtelleten. Denn die Natur hat einem jeden eine ſtarke Liebe zum Leben eingepflanzet; ſo daß wohl einige deſſen Erhaltung mit vielem Schmerzen erkaufen würden, wenn es ihnen frey ſtünde. Da nun die meiſten Menſchen ihr Leben in einem

mittel-

mittelmäßigen und erträglichen Zuſtande zubringen, viele auch glücklich, reich, geehrt, geſund geweſen ſind; was ſollte ſie menſchlicher Weiſe bewegen, ihr voriges Leben ſo ſehr zu haſſen? Die fröhlichen Jugendjahre und die vollen Kräfte des männlichen Alters wünſchen ſich ja viele wirklich wieder, ungeachtet ſie ihres eingemiſchten Leidens nicht vergeſſen haben: und ſelbſt diejenigen, denen im höhern Alter das ganze menſchliche Leben ſo elend, eitel und betrübt vorkömmt, würden es vielleicht, wenn der Tod ſie im Ernſte erlöſen wollte, ſo machen, wie jener Holzträger in der Fabel. Es giebt ja, leider! viele, die kein zukünftiges Leben glauben, oder nicht daran gedenken: warum entleiben ſich die denn nicht alle, wenn ſie es für beſſer halten, todt zu ſeyn, als zu leben? warum ſehen ſie vielmehr den Tod als das allererſchrecklichſte an?

Aber ich will zugeſtehen, daß es einige Menſchen giebt, die ihr voriges Leben nicht wieder verlangen würden: dennoch folgete daraus nicht, daß ſie es darum thäten, weil ſie eine genaue Berechnung von aller empfundenen Luſt und Unluſt gemacht, und die Unluſt weit gröſſer gefunden hätten. Etliche können wohl im Affecte, bey gegenwärtiger Empfindung oder Erinnerung eines gewiſſen Leides nnd Verdruſſes, in eine ſtarke Verwünſchung ihres Lebens ausbrechen: aber, wenn ſich die ungeſtüme Bewegung geleget hat, ſo ſind ſie anderes Sinnes. Andere haben, ihrer Meynung nach, noch eine gute Zeit zu leben vor

ſich, und richten alsdann, wenn ſie darauf ſehen, ihr Verlangen mehr auf das Zukünftige, und auf die Hofnung des Beſſern. Denn wir ſuchen und hoffen, nach unſerer Natur, immer vollkommener und glücklicher zu werden; und in der Betrachtung iſt leicht zu begreifen, daß ein Menſch die niederen Stufen nicht gern noch einmal ſteigen will. Es geht ſolchen wie den Reiſenden, die noch manchen ſchönen Ort zu beſuchen vor ſich haben. Die werden bey der Begierde nicht gern umkehren, und die vorigen Oerter noch einmal durchreiſen wollen. Aber daraus folgt nicht, daß ihnen ihre vorige Reiſe misfallen habe. Dieſes iſt noch vielmehr von denen zu ſagen, welche an dem Ende ihrer Zeitlichkeit einen ernſtlichen Blick in jene frohe Ewigkeit thun, und, in Vergleichung beyder, die bevorſtehende lautere und höhere Freude mit einer vermiſchten und niedrigen nicht wieder vertauſchen wollten.

Wenn man die Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens nicht ſowohl nach dem äuſſerlichen Glanze der Mittel und Ehre, als nach der Empfindung der Luſt, mißt; ſo iſt unter den Menſchen, wes Standes und welcher Umſtände ſie auch ſonſt ſeyn mögen, kein groſſer Unterſchied. 6) Geringe und Arme eſſen und trinken

6) Dieſes iſt eine unerkannte, aber groſſe Wahrheit, die zur Rettung der Vorſehung und Beruhigung der Menſchen gleich nützlich iſt. Wenn es hier der Ort litte, ſo könnte viele Spuren von derſelben bey den vernünftigſten Weltweiſen alter und neuerer Zeiten anweiſen, dasjenige zu be-

trinken ihre wohlfeile Koſt mit eben ſo vielem Wohlſchmacke, als der Reiche und Vornehme ſeine theuren Leckerbiſſen; ſie freuen ſich über Kleinigkeiten ja ſo ſehr, als ein König über Siege und eroberte Länder. Die Gewohnheit macht ihnen Arbeit und Mühe leicht, welche andern ſo ſauer wird, und ſelbſt die Widerwärtigkeiten ſchärfen und erhöhen eine geringe Luſt, welch dazwiſchen kömmt. Was iſt daran gelegen, ob ſie ihre Luſt und ihr Vergnügen aus prächtigen und koſtbaren, oder aus ſchlechten und täglichen Dingen ſchöpfen, wenn ſie nur eben ſo viel Luſt und Vergnügen haben können, als der Glücklichſte?

Die Weisheit giebt allein, bey ſolcher Gleichheit der Menſchen, einen Vorzug. Weil wir nämlich, nach unſerer Natur, nicht anders, als durch niedrige Stufen, zu einer höhern Vollkommenheit und Glückſeligkeit kommen können: ſo verachtet und vergället ein Weiſer das jetzige Leben und ſeinen Stand nicht durch thörichte Erfindungen zur Betrübniß und Klage. Er weiß, er iſt in der natürlichen Empfindung der Luſt nicht ſchlimmer daran, als die Größten und Reichſten; er genießt alſo des gegenwärtigen Guten, und ſtöret ſich den Genuß nicht mit neidiſcher oder voreiliger Vorſtellung eines gröſſern Guten,

beſtätigen, was ich ſelbſt davon in einer Rede zu Wismar geſagt: Omnes homines æque felices eſſe, welche daſelbſt 1723. 4. gedruckt worden. Siehe auch Pope's Eſſay on Man, Epiſt. IV. v. 47. ſqq.

das er nicht beſitzt, oder das andere beſitzen. Er verachtet ſelbſt die ſinnlichen Ergötzungen nicht; aber er weiß ſie, durch klugen Gebrauch, unſchädlicher, ſchmackhafter und feiner zu machen: er bemühet ſich jedoch vornehmlich die Vollkommenheiten in andern Menſchen, in der Natur, und in deren groſſem Urheber einzuſehen, und darnach ſeinen Verſtand zum wahren und feſten Erkenntniſſe nützlicher Wahrheiten, und ſein Herz zur Liebe, Tugend und Zufriedenheit zu bilden. Und dieſes ſichert ihn vor Thorheiten, Verdruſſe und Reue; es beglückt ſein Leben mit einem höhern und reinern Vergnügen, das niedrigen Seelen unbekannt bleibt; es ſetzet ihn über die widrigen Zufälle ſeiner zerbrechlichen Natur, und gönnet ihm, unter ſteter Verſicherung von der weiſeſten und gütigſten Obhut des allerhöchſten Weſens, einen Vorſchmack von einer künftigen gröſſeren Glückſeligkeit, dazu er beſtimmet iſt.

§. 13.

Ein Weiſer wird aber keine wunderthätige Vorſehung in der Welt von Gott erwarten oder verlangen: noch ſich daran ſtoſſen, wenn es das Anſehen hat, daß auch die Frommen einigen widrigen Zufällen in der Verknüpfung der Dinge unterworfen ſind; oder, daß die Laſterhaften nicht gleich auf der Stelle geſtraft werden, ſondern wohl gar vor andern glücklich zu ſeyn ſcheinen. Er weiß fürs erſte, wie oft man ſich in ſolchen Begebenheiten trügt, als ob es den Frommen ſo häufig übel, und den Gottloſen wohl

gehe;

gehe; und in den ſeltenen Fällen, wo es Wahrheit hat, erkennet er doch, daß die Zulaſſung ſolcher widrigen Begebenheiten der weiſeſten Vorſehung gemäß ſey, und von derſelben zum Guten gelenket werde.

Wer die Menſchen und ihre Zufälle genauer unterſuchet, der wird finden, daß von der meiſten Gemüthsbeſchaffenheit, Aufführung und Zuſtande falſch geurtheilet wird. Sie ſind mehrentheils entweder nicht fromm, oder ſelbſt Schuld an ihrer Widerwärtigkeit, oder auch in der That nicht unglückſelig.

Wenn wir ſehen, daß ein wunderlicher Heiliger mit ſeinen Grillen, oder mit ſeinem unzeitigen Eifer anläuft; daß ein unruhiger Kopf ſeine vermeyntlich gerechte Sache, zu ſeinem Schaden, zu weit treibt; daß mancher, ohne Fleiß, Vorſicht, Geſchicklichkeit und ordentliche Haushaltung, blos mit Beten, Leſen, Kirchengehen ſeine Nahrung vergeblich ſuchet; daß ein anderer, bey ſeiner Einfalt und Unwiſſenheit, ohne Beförderung bleibt; daß dort ein Eigenſinniger, Mürriſcher, Zankſüchtiger viele Feinde hat; werden wir ſolchen Leuten eine ächte Frömmigkeit und Tugend beylegen, und ihren Klagen Recht geben können, daß ſie unverſchuldet leiden?

Die meiſten Menſchen ſind blind gegen ihre Fehler, und daher geneigt, ihre eigene Schuld von ſich ab, und auf andere, oder aufs Unglück, auf ein Schickſal, auf die Vorſehung zu wälzen; dagegen aber ſich fälſchlich alle Fähigkeit, Vollkommenheit und

Tugend, inſonderheit die Frömmigkeit, zuzueignen. Allein, ſie haben mehrentheils einen irrigen Begriff von dieſer groſſen Pflicht und deren Belohnung. Denn ſie bilden ſich ein, daß entweder der äuſſerliche Gottesdienſt, oder doch die Verehrung Gottes, alles ausmache, was Gott von ihnen fordert, und daß ſie dadurch ſchon an ſich allen Segen verdienten, ſie möchten ſich übrigens betragen, wie ſie wollten. Die göttliche Ordnung erheiſchet eben auch die Pflichten gegen andere Menſchen und gegen uns ſelbſt; und zwar, was uns ſelbſt betrifft, daß wir nicht allein unſern Willen, ſondern auch unſern Verſtand und äuſſerlichen Zuſtand beſſern; daß wir vernünftig, weiſe, klug, vorſichtig werden, was rechtſchaffenes meiſterlich lernen, emſig und fleißig ſind, und uns andern Menſchen nütze und gefällig machen. Wer dieſes verſäumet, oder auch das Gegentheil thut, der kann nicht ſagen, daß er ſich der göttlichen Ordnung gemäß bezeige, und ſoferne Gott ſeinen Gehorſam, Furcht oder Dienſt leiſte. Was Wunder iſt es denn, daß ihr Betragen ſeine natürliche Folgen hat? oder oder wie kann man ſolche Begebenheiten unter diejenigen zählen, welche einen Anſtoß gegen die göttliche Vorſehung geben?

Können ſich aber die Menſchen nicht eben ſowohl in dem Urtheile, daß einer laſterhaft und gottlos ſey, irren, als ſie der Schein einer Frömmigkeit, oder ihre Eigenliebe, trügt? Es wäre zu wünſchen, daß nur der Pöbel alle diejenigen, welche weltlichen Stan-

des

des ſind, für Weltlichgeſinnete, alle Juriſten für böſe Chriſten, alle Naturforſcher für Materialiſten, alle Mathematiker für Atheiſten, alle Reiche und Vornehme für urgerecht und gottlos hielte. Allein, vielleicht ſind auch Klügere nicht gänzlich von ſolchen Vorurtheilen frey, und oft miſcht ſich ein Neid, oder eine beſondere Zwiſtigkeit mit in das liebloſe Urtheil ein. Geſetzt aber, man kann ſolche Leute, denen es wohl geht, nicht eben unter die Frommen und Tugendhaften rechnen: ſind ſie darum alſobald gottlos und laſterhaft zu nennen? Es giebt einen mittleren Zuſtand in der ſittlichen Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Manche Menſchen ſind nicht völlig gut, aber auch nicht völlig böſe zu nennen; und ſolche können doch viel natürliches Gutes und viele Geſchicklichkeit, Klugheit, Emſigkeit, Dienſtfertigkeit und dergleichen löbliche Eigenſchaften an ſich haben. Sollen ſie darum alle natürliche Belohnung verlieren, weil ſie nicht alle Tugenden, und beſonders die höchſte, beſitzen? oder kann man ſie mit Recht zum Beyſpiele der Gottloſen ſtellen? oder kann Gott, nach ſeiner weiſen Vorſehung, eines ſeiner Kinder, dem es nöthig thut, nicht mit Schärfe ziehen, das andere mit der Güte lenken?

Hiezu kömmt noch, daß viele ſich von der Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit eine falſche Vorſtellung machen; als ob es auf den äuſſerlichen trüglichen Schein, und nicht auf das Vergnügen des Gemüthes, ankäme. Wer die Glückſeligkeit auf groſſen

Reichthum, Pracht, Ehre, vornehmen Stand oder Wohlleben ſtellet, der macht andere in ſeinen Gedanken glücklich, die es bey allem Ueberfluſſe der äuſſerlichen Glücksgüter, dennoch wegen Mangels der Zufriedenheit, und wegen vieler Unruhe und Misvergnügens, in der That nicht ſind: ſich ſelbſt aber macht er unglücklich, wenn er nicht alles nach ſeinem Wunſche erhält: zumal, wenn er meynet es mehr als andere verdient zu haben, und dagegen das Gute, was er in ſeinem mittelmäßigen Zuſtande beſitzt, nicht erkennet oder genießt, ungeachtet ihm die Vorſehung ſo viel gegönnet, daß er könnte zufrieden ſeyn, und keine Urſache hätte zu klagen.

Aber ſelbſt das vermeynte Böſe, das dem Menſchen begegnet, verdienet ſoferne den Namen nicht, als es ihm entweder den Weg zum Glücke bahnet, oder als eine bittere Arzeney heilſam und nöthig iſt, daß er ſich nicht überhebe und ausſchweife. Wie mancher wäre nicht glücklich geworden, wenn er nicht unglücklich geweſen wäre! Hingegen bezeuget alle Geſchichte, daß vielen Laſterhaften ihr anſcheinendes Glück nur zum Falle gereichet habe, und ſoferne nicht für ein Glück zu achten ſey. Wenn wir auch wiſſen ſollten, mit welcher unempfindlichen Gewohnheit die meiſten ihre Glücksgüter genieſſen; wie hochmüthig, üppig, wollüſtig ſie durch ſtete gute Tage, und wie zärtlich ſie gegen die geringſte Unluſt werden; wie viel Verdruß ſich verborgener Weiſe auch in die Palläſte einſchleicht, und wohl gar bis zu den Thro-

nen

nen klimmet; mit welcher inneren Unruhe, Scham, Reue und Furcht das böſe Zeugniß des Gewiſſens die Laſterhaften züchtiget; ſo würden wir ihnen gewiß ſolche trügende Glückſeligkeit nicht misgönnen.

§. 14.

Was aber die Fälle betrifft, da den wirklich Unſchuldigen und Frommen etwas wahrhaftig Böſes, den wirklich Laſterhaften und Gottloſen etwas wahrhaftig Gutes begegnet: ſo kann man dabey vernünftiger Weiſe keine wunderthätige und übernatürliche Vorſehung verlangen; ſondern höchſtens nur daraus ſchlieſſen, daß beyde widrige Begebenheiten zugelaſſen, weislich zum Guten gelenket, und zu ſeiner Zeit nach Verdienſte vergolten werden.

Es giebt viele Menſchen, die ſich ſolchen Begriff von der beſonderen Vorſehung machen: Gott müßte, ſo oft die Unſchuldigen und Frommen in der Verknüpfung der Dinge mit einem Unfalle bedrohet würden, denſelben auſſerordentlich von ihnen abkehren, und ihnen dagegen lauter Gutes widerfahren laſſen; die Laſterhaften aber müßte er alles Glückes berauben, und mit gegenwärtiger Strafe belegen. Allein, eine ſolche Vorſehung wäre beydes den Vollkommenheiten Gottes und ſeiner Werke entgegen, und den Menſchen ſelbſt nicht zuträglich.

Würde Gott, in der Zeit, um einzelner Menſchen willen, etwas in der einmal beliebten Ordnung der Natur ändern; ſo müßte er nicht alles voraus geſe-

hen

hen und überleget haben; ſo müßten ſeine ersteren oder letzteren Einſichten und Rathſchlüſſe nicht die beſten ſeyn, und er würde aus Mangel des Verſtandes oder des Willens eine Ordnung beliebt haben, die täglich an allen Orten einer Verbeſſerung bedürfte. Das widerſpricht aber der Unendlichkeit ſeiner Vollkommenheiten. Zudem, ſo würde durch die Veränderung der weiſeſten Einrichtung und Naturgeſetze weit mehr Gutes verhindert, und ſtatt eines Böſen weit mehr Böſes eingeführet werden. Denn man darf nicht gedenken, daß etwas der Natur und dem Weſen eines Dinges entgegen geſchehen könne, deſſen Aenderung ſich nicht weiter erſtreckte, als auf den kleinen Theil, worinn es geſchähe. Es hängt alles in der Welt zuſammen, und eine Veränderung muß die andere, ja viele mehrere nach ſich ziehen. Wenn nun die Kräfte und das Weſen der lebendigen und lebloſen Dinge die Mittel ſind, wodurch ſo viel Gutes in der Welt geſtiftet wird; ſo folgt auch, daß eine auſſerordentliche Veränderung in den Begebenheiten der Natur, die dem erſten Zwecke nicht gemäß iſt, viel Gutes aufhebt, und dagegen mehr Böſes einführet, als dadurch verhindert würde; je öfterer aber die Ordnung der Natur zerrüttet und geſtöret würde, deſto mehr würde auch die Uebereinſtimmung und Vollkommenheit der Welt geſchmälert. Nicht anders, als wie in einer bürgerlichen Geſellſchaft keine Ausnahme von den Geſetzen, bey dieſer oder jener einzelnen Perſon, geſchehen kann, ohne daß es Folgen nach ſich zieht; und öftere Ausnah-

men den Geſetzen ſelbſt ihre Kraft benehmen, und die ganze Verfaſſung des Staats umkehren.

Wie? wenn denn nach eben den Regeln, wodurch ſo viele geſunde Körper gebildet werden, unter etlichen hundert Geburten, zufälliger Weiſe, ein Breſthafter, unter vielen tauſenden eine Misgeburt hervorkommen wollte; wenn ein unſchuldig Kind durch Verwahrloſung ſeiner Wärterinn Schaden leiden, oder erdruckt werden würde; wenn ein frommer Mann von einem herabfallenden Ziegel gequetſchet, von einem tollen Ochſen geſtoſſen, durch eine Feuersbrunſt ſeiner Güter beraubet, von einem Feinde verwundet, vom Blitze erſchlagen, von der See verſchlungen werden möchte: ſollte denn Gott alſobald in die Natur gewaltſam einbrechen, die Regeln, wornach ſo viele geſunde Körper gebildet werden, wodurch das Wachsthum und Leben der Menſchen und Thiere befördert wird, wornach ſich alle mechaniſche Bewegung in der Welt und der freye Wille richtet, hemmen, ſtören, ändern? Dadurch würde das Weſen und die Natur der Dinge ſelbſt aufgehoben, und für ein Uebel Millionen geſtiftet.

§. 15.

Aber, wenn es auch die Vollkommenheit Gottes und ſeiner Werke zulieſſe, daß Gott eine ſo wunderthätige Vorſehung über die Frommen und Gottloſen äuſſerte; ſo würde es doch den Menſchen ſelbſt nicht erſprießlich, noch ihrer Vollkommenheit und Tugend

för-

förderlich ſeyn. Selbſt die Meynung, daß eine ſolche wunderthätige Vorſehung ſey, iſt den Menſchen höchſt ſchädlich: was würde nicht die Sache an ſich ſeyn? Denn, wie viele ſchöpfen nicht aus ſolcher falſchen Einbildung ein unzeitiges Vertrauen zu der göttlichen auſſerordentlichen Hülfe und Obhut, daß ſie die natürlichen Mittel der Weisheit, Klugheit, Behutſamkeit, ja Pflicht und Tugend in ihren Handlungen darüber verſäumen? Bey aller ihrer Nachläßigkeit, Unvorſichtigkeit und Thorheit verlaſſen ſie ſich dennoch auf den göttlichen Segen und Beyſtand; welches nichts anders iſt, als glauben, daß Gött ihrenthalben alle Augenblicke Wunder thun werde. Solche Leute ſchlieſſen auch wohl umgekehrt: es geht mir beſonders wohl, es gelingt mir dies und das; alſo hat es Gott um meinetwillen auſſerordentlich ſo gefüget, alſo muß ihm mein Wandel gefallen; da doch aus ihren Handlungen ſelbſt nichts weniger zu urtheilen iſt, als daß ſie den göttlichen Vorſchriften gemäß leben ſollten. Man kann denn auch leicht gedenken, wie unvernünftig und lieblos dergleichen Menſchen von andern urtheilen, wenn ihnen etwa widrige Begebenheiten zuſtoſſen. Aus eben der irrigen Vorſtellung von der beſondern Vorſehung geſchieht es, daß einige ſonſt nicht böſe Menſchen mit ihrem Gebete, ſo zu reden, den Himmel zu ſtürmen gedenken, und Gott andere Rathſchlüſſe gläubigſt abzwingen wollen, als ſeine ewige Weisheit feſtgeſetzet hat; da ſie vielmehr ihre Pflicht ſorgfältig thun, und der Erfolg der göttlichen Vorſehung in gelaſſenem Vertrauen empfehlen ſollten. Hier-

Hieraus ſieht man ſchon, wenn eine ſolche wunderthätige Vorſehung wirklich wäre, als ſich manche träumen laſſen, daß ſie nichts Gutes unter den Menſcher ſtiften würde. Wenn mit der Frömmigkeit lauter gute Tage, Geſundheit, Wohlſtand, Ehre, Freundſchaft und Glück, mit der Gottloſigkeit hergegen ſtets Kranckheit, Armuth, Schande, Feindſchaft, Haß und alles Unglück verkünpft wäre: ſo würden die, welche ſonſt noch tugendhaft werden möchten, aus allzugroſſem Vertrauen auf ſolche Vorſehung, ihre natürliche Fähigkeit, ſich vollkommen und glücklich zu machen, nicht gebrauchen, ihre Pflicht verſäumen und übertreten, in ihren Handlungen und Gebethe verwägen werden, wenigſtens die Tugend nicht ſowohl um ihres innern Werthes, als um des äuſſeren Lohnes willen, lieben und üben. Dagegen würden die, welche ein böſes Herz haben, zwar vielleicht durch Furcht einer gegenwärtigen auſſerordentlichen Strafe von ihrer Büberey abgeſchrecket; aber ihr Wille und Gemüth würde nicht geändert oder gebeſſert, ſondern nur unter beſtändiger Furcht gehalten. Durch beydes aber würde die aufrichtige willige Neigung zur Pflicht und Tugend, die innere Vollkommenheit der Menſchen, und aller Unterſchied zwiſchen Tugendhaften und Laſterhaften aufgehoben.

Die lockere Verbindung der äuſſerlichen Belohnungen des Glückes, und der äuſſerlichen Strafen des Unglückes, mit Tugenden und Laſtern, iſt demnach weiſe und gut, damit die Menſchen ihre Pflicht

nicht knechtiſch thun, ſondern Tugend als Tugend, um ihres innern Werthes willen, hauptſächlich lieben, Laſter als Laſter, wegen ihrer inneren Häßlichkeit, vornehmlich haſſen möchten. Es iſt auch nicht zu befürchten, daß ſolche Verknüpfung der Dinge, welche die Frommen vom Unglücke nicht ganz frey macht, und den Gottloſen nicht alles Glück abſchneidet, die Menſchen vom Guten abſchrecken, und zum Böſen reizen könne. Denn weil das Unglück, eben darum, daß es nur ein Unglück iſt, nicht für eine Folge und Wirckung tugendhafter Handlungen angeſehen werden kann; ſo giebt es auch keinen Bewegungsgrund, die Tugend zu meiden. Und weil das Glück, eben darum, daß es ein bloſſes Glück iſt, nicht in der Gewalt des Laſterhaften ſteht: ſo kann niemand denken, wenn ich ein Schelm werde, ſo müſſen mir lauter Gewinne in Lotterien und gute Erbſchaften zufallen.

§. 16.

Hieraus iſt gnugſam zu erkennen, daß es auf alle Weiſe der höchſten Weisheit und Güte gemäß geweſen, die widrigen Begebenheiten des Glückes und Unglückes in der Verknüpfung der Dinge zuzulaſſen; in ſo ferne durch deren auſſerordentliche Aenderung unendlich mehr Böſes in die Natur und unter die Menſchen ſelbſt würde eingeführet werden. Es erhellet alſo auch, daß dieſes mit Gottes allgemeiner und beſonderer Vorſehung gar wohl beſtehe, und ihr gar nicht zur Laſt gereiche.

Der eigentliche Zweck Gottes iſt nicht, weder ſeinen lebendigen Geſchöpfen überhaupt Böſes widerfahren zu laſſen, und beſonders die frommen Menſchen unglücklich, die Gottloſen glücklich zu machen, die Tugend zu unterdrücken, die Laſter zu reizen, oder zu verſtatten, daß es einer ſo gut habe als der andere. Es iſt auch nicht mehr Böſes in der Welt zugelaſſen, als was die weſentlichen Schranken endlicher Dinge in der vorſichtigſten Verknüpfung unvermeidlich nach ſich ziehen, und ohne welches Zulaſſung nur mehr Gutes gehindert, mehr Böſes befördert ſeyn würde. Dagegen liegt in der Hervorbringung aller möglichen Lebendigen, und in der Uebereinſtimmung aller Einrichtung, Kräfte und Regeln mit dem Wohl der Lebendigen, der wahre Zweck des Schöpfers vor Augen: daß ſo viel und ſo mancherley Vollkommenheit, Gutes, Luſt und Glückſeligkeit in der Welt geſtiftet und genoſſen werden ſoll, als nur möglich iſt. Alles, was von Gott zur Wirklichkeit gebracht iſt, geht gerade auf dieſen Zweck. Der ganze Bau der Welt, die Vertheilung der Materie in eine Menge lichter und finſterer Kugeln, die Bewegung der himmliſchen Körper, die Abwechſelung von Tag und Nacht, von Jahren und Jahreszeiten, die Mannichfaltigkeit der Erden und Erdgewächſe, die Fruchtbarkeit der Pflanzen und Thiere, die mechaniſchen Kräfte und Regeln, die Bildung der thieriſchen Körper und ihrer ſinnlichen Werkzeuge, die Triebe, Fertigkeiten und Künſte, welche ihren Seelen eingepflanzt ſind: alles iſt gerade

auf die Erhaltung und auf die Luſt der Lebendigen gerichtet, alles iſt nicht allein untadelich, ſondern unverbeſſerlich.

Des Menſchen Natur iſt beſonders gemacht, den ganzen Erdboden zu bewohnen, alle Thiere zu beherrſchen, alles zu ſeinem Nutzen und Vergnügen anzuwenden. Er genießt nicht allein derſelben ſinnlichen Luſt, welcher die Thiere genieſſen, ſondern er kann ſie auch durch ſeinen Witz vervielfältigen, ſchärfen und erhöhen: er hat vor andern eine Einſicht und Empfindung von Ordnung, Proportion, Uebereinſtimmung, Vollkommenheit, Schönheit, Weisheit, Kunſt, Geſelligkeit, Menſchenliebe, Tugend, Sittlichkeit und Religion: die natürlichen Regeln ſeines Verſtandes bringen ihn auf den Weg der Wahrheit; die natürlichen Regeln ſeines Willens führen ihn zu nichts, als zum Guten und zur Glückſeligkeit, und er hat ein Vermögen und Verlangen, immer bis ins Unendliche vollkommener und glücklicher zu werden.

Nun iſt es des Menſchen Sache, ſich deſſen auch ſo viel zu gebrauchen, als es möglich iſt. Bewegungsgründe dazu hat der Schöpfer ſchon genug in ſeine Seele geleget. Mit dem Erkenntniſſe der Wahrheit und Vollkommenheit, mit der Ausübung von Pflicht und Tugend, hat er ein ſüſſes Vergnügen, und eine innere Beruhigung und Zufriedenheit, als eine eigenthümliche Belohnung, verknüpft, welche über alles geht, und ihm nimmer fehl ſchlägt. Ueberdem

dem iſt eine ſolche Verknüpfung in der Natur und unter den Menſcheu ſelbſt gemacht, daß ſolche Bemühungen, welche der göttlichen Abſicht gemäß ſind, nämlich Erkenntniß, Weisheit, Kunſt, Mäßigkeit, Fleiß, Treue, Liebe, Dienſtfertigkeit, Frömmigkeit, u. ſ. w. an ſich ſelbſt, nothwendig, angenehme Folgen und Wirkungen von Geſundheit, Wohlſtande, Ehre, Freundſchaft haben müſſen, welche wir als äuſſere Belohnungen guter Handlungen anzuſehen haben, die uns die Vorſehung, mit Abſicht auf unſer Beſtes, beſtimmet hat, und die ſelten ausbleiben.

Wir können alſo nicht anders denken, als daß auch Glücks- und Unglücksfälle, welche nicht von unſern Handlungen, ſondern von Gottes allgemeiner Verknüpfung der Dinge, entſtehen, wenn ſie gleich widrig ſcheinen möchten, dennoch, nach eben der weiſen und gütigen Vorſehung des Schöpfers, eine Verbindung mit unſerm Betragen, und zwar zu unſerm Wohl, haben müſſen. Denn es kann in dem Laufe der Natur nichts ſo geringe ſeyn, das Gott nicht vorher geſehen und beliebt hätte; und er kann nichts belieben, als was Gutes, oder auch nur zulaſſen, als aus guter Abſicht. Demnach muß auch die Verknüpfung der Glücks- und Unglücksfälle mit verſchiedener Menſchen Betragen was Gutes zur Abſicht haben, und zum Mittel deſſelben angewandt ſeyn. Und es folgt umgekehrt, daß alles Gute, was aus der Verknüpfung des Glücks und Unglücks mit verſchiedener Menſchen Betragen entſteht, oder entſtehen kann, göttliche Abſicht ſey.

§. 17.

Wir mögen uns demnach eines Theils nur ſelber fragen, was für Vortheile aus den Glücks- und Unglücksfällen wirklich entſtehen oder entſtehen können; ſo werden wir die Abſichten Gottes ſoferne erreichen. Uebrigens aber müſſen wir uns, vornehmlich in beſondern Fällen, erinnern, daß wir Menſchen nicht vermögend ſind, den Zuſammenhang jeder Begebenheit mit dem Nutzen einzelner, oder mehrerer, oder gar aller Menſchen einzuſehen; und wir haben dennoch nicht Urſache, anders zu denken, als daß ſie nach weiſem Rathe und Fügung zum Beſten verhängt oder zugelaſſen ſind. Denn wir müſſen dieſe Begebenheiten billig ſo betrachten, wie die Werke der Natur, weil ſie von einem und demſelben Urheber, nach einerley Abſicht und Regeln der Weisheit, entſtanden ſind. Da lehrt uns nun Erfahrung und Vernunft in tauſend Beyſpielen, daß die Theile der Thiere, Pflanzen, und des ganzen Erdbodens, die Naturkräfte und Geſetze der Bewegung, die Einrichtung und Zuſammenfügung der groſſen Weltkörper, die Ordnung und der Lauf der Veränderungen in der Welt, nicht umſonſt ſey, ſondern alles ſeinen Nutzen für die Lebendigen habe. Wenn wir aber den Gebrauch und Nutzen eines Theiles der Pflanzen, und thieriſchen Körper, oder einer andern Sache und Geſchichte, in der Natur nicht errathen können: was denken wir denn vernünftiger Weiſe? ſchlieſſen wir, daß die Sache deswegen gar keinen Nutzen habe, weil wir ihn nicht wiſſen und einſehen? Nein,

Nein, wir ſetzen vielmehr zur Regel: in der Natur iſt und geſchieht nichts umſonſt; alles hat ſeinen Nutzen, ob wir ihn gleich nicht wiſſen. Nun gehen ja die Glücks- und Unglücksfälle auch natürlich zu, und ſie ſind nicht anders als Begebenheiten der Natur anzuſehen. Wir heiſſen ſie nur Glück und Unglück, wegen unſerer Unwiſſenheit, weil wir ſie nicht voraus ſehen, oder ihre Verknüpfung mit den Urſachen und Abſichten wiſſen. Vor Gott iſt aber nichts Glück oder Unglück, ſondern alles in ſeiner Vorwiſſenheit ſo gewiß, als die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Jahreszeiten und Witterungen ſind. Müſſen ſie denn nicht eben ſo, wie dieſe Begebenheiten, in dem göttlichen Rathſchluſſe zureichender Bewegungsgrund, Abſicht, Regel und Nutzen haben?

Ich brauche nicht viel von den Glücks- und Unglücksfällen zu ſagen, da Fromme Gutes, und Gottloſe Böſes trifft: denn die geben der Vorſehung gar keinen Anſtoß, ſondern beſtätigen ſie vielmehr. Unterdeſſen machen ſich diejenigen hauptſächlich dergleichen Fälle zu Nutze, die das Gute nicht als ein Ungefähr, ſondern als ein Gnadengeſchenk ihres Schöpfers, annehmen, das ſie zur Dankbarkeit, Liebe und Gehorſam gegen ihn, zu mehrerer Gutthätigkeit gegen andere Menſchen, und zum beharrlichen Vorſatze der Tugend ermuntern ſoll. Die Unglücksfälle hingegen machen ſich die zu Nutze, welche ſie für eine göttliche Züchtigung und Warnung anſehen, und ſich forthin ſeinen Abſichten gemäßer zu leben entſchlieſſen.

So werden wir auch diejenigen Fälle leichtlich mit der beſondern Vorſehung zuſammen reimen, da eben das Unglück den Frommen ein Mittel zum Glücke, das Glück hingegen den Gottloſen zum ſchwereren Falle gediehen iſt. Denn wenn uns gleich ſolche Begebenheiten annfänglich wunderbar und widrig ſcheinen, ſo kann doch die Auflöſung und das Ende ſolcher Geſchichte, wenn wir es abſehen können, nicht anders, als gefallen. Ein fremder nimmt an ſolchem Ausgange, ſogar auf der Schaubühne, geſchweige in den wirklichen Begebenheiten, mit Freuden Theil, wenn er die Tugend endlich belohnet, und die Laſter dennoch zuletzt geſtraft ſieht. Was muß es aber nicht für eine innere Genugthuung für denjenigen ſelbſt ſeyn, der mitten im Unglücke Pflicht und Gewiſſen ſtandhaft beobachtet, und ſein Vertrauen zu der göttlichen Vorſehung nicht weggeworfen hat; wenn endlich die Beſtändigkeit ſeiner Tugend deſto reichlicher gekrönet wird?

§. 18.

Was kann aber das Böſe für Nutzen haben, ſo ferne es, ohne folgende Vergütung, Unſchuldige und Fromme trifft? Mich dünket, wer die Verknüpfung in der Welt, und die Natur der Menſchen, nur ein wenig mit Bedacht betrachtet hat, der muß leicht einſehen können, daß das Böſe, welches den Schranken der Dinge anhängt, in der Ordnung und dem Laufe der Natur, allenthalben zum Mittel des Guten angewandt ſey.

So unzählig verſchiedene Dinge, mit verſchiedenen Kräften und Bemühungen, müſſen nothwendig einander alle Augenblick entgegen arbeiten. Sie ſind aber in eine ſolche Verbindung gebracht, wie von einem geſchickten Baumeiſter die Steine eines Gewölbes zuſammen gefüget werden, da ſelbſt eines jeden Steines Neigung zum Sturze und Falle die Feſtigkeit des Gewölbes und ganzen Gebäudes machen hilft. Das Bemühen eines jeden Stäubchens, Tropfens und Luftkügelchens, ſich nach einem und demſelben Punkte zu bewegen, und ſeine Nachbaren zu verdrängen, giebt der Erde ihre Figur und Feſtigkeit, dem Waſſer ſeine Waſſerwagsregel, der Luft ihren uns ſo nützlichen Druck. Die ſtreitenden Bemühungen der Planeten, auf die Sonne zu fallen, und der Sonne, ſie abzuhalten, verurſachet und erhält ihre richtige Wirbelung und ihren ordentlichen Lauf. Das Toben der Elemente in unſerm Luftkreiſe, welches nothwendig von den verſchiedenen Ausdünſtungen entſtehen muſte, geht mit der folgenden fruchtbaren Witterung ſchwanger. Die Vergänglichkeit der organiſchen Körper von Pflanzen und Thieren wird zur Erzeugung und Erhaltung anderer angewandt. Alles iſt ſeiner Natur nach verweslich und verderblich, aber in der ganzen Natur verdirbt nichts umſonſt.

Wir Menſchen ſind insbeſondere ſo geartet, daß uns unſere Unvollkommenheit eine Stufe zur Vollkommenheit werden muß, die entweder dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, oder einzelnen Perſonen,

erſprießlich iſt. Wir kommen nackt, ohne Waffen, Wiſſenſchaft und Vermögen, uns zu erhalten, auf die Welt; aber eben dieſer Mangel wird das Mittel der Geſelligkeit, Sprache und Uebung der Vernunft. Erſt mußten die Menſchen Noth und Kummer leiden, ehe ſie zur Erfindung der Künſte und Wiſſenſchaften erweckt werden konnten: erſt roh und wild gegen einander verfahren, ehe ſie ſich ein friedfertiges, ſittſames und bürgerliches Leben beſſer gefallen lieſſen. Barbarey, Aberglaube, Religionsverfolgung, Hexenproceſſe über Unſchuldige, und dergleichen, mußten zuvor aufs höchſte ſteigen, ehe ſie allen konnten zum Abſcheue werden. Hätte ſich nicht ſo mancher, zu ſeinem Schaden, in die See und unter die Erde gewaget, ſo wären uns noch Schifffahrt und Handlung, Eiſen und alle Reichthümer der Erde verborgen. Noch müſſen wir manche Abwege der Irrthümer durchwandern, ehe wir den rechten Weg der Wahrheit finden: erſt durch viele Beyſpiele der Unbehutſamkeit gewarnet werden, ehe wir die Mittel der Vorſicht gebrauchen, erſt manchen Schaden erdulden, ehe wir den gewünſchten Vortheil ziehen können. Wenn wir überhaupt alles Gute bedenken, was jetzt in Wiſſenſchaften, Künſten, Geſetzen, Policey, Landwirthſchaft, Handlung und Bequemlichkeit des Lebens, den Menſchen zu Statten kömmt; ſo werden wir finden, daß es faſt durchgehends eine Frucht des vorhergegangenen Böſen ſey. Und es iſt kein Zweifel, daß noch viel Böſes unter uns waltet, welches noch mit einem verborgenen allgemeinen Guten ſchwanger geht.

Es

Es werden zuweilen breſthafte Kinder, ja Misgeburten erzeuget. Aber zu geſchweigen, daß ſie uns manches in der Zergliederungskunſt, und von dem Gebrauche der Theile, entdeckt haben; ſo würden wir auch ohne ſolche Fälle meynen, die geſunde Bildung könne nichts anders ſeyn. Nun lernen wir, daß auch Regeln möglich ſind, nach welchen lauter Misgeburten entſtünden, daß die Natur nichts ſchlechterdings nothwendiges ſey, und daß wir unſere Geſundheit einem weiſen Schöpfer zu danken haben, der uns ſo vollkommen gebildet. Manches Kind wird von ſeiner Amme oder eigenen Mutter im Schlafe erdrückt, von der Wärterinn verwahrloſet, oder durch unnöthigen Zwang der Glieder verrenket oder verletzet. Was klagen wir aber die Vorſehung an, daß ſie die Luft dem Menſchen zum Leben ſo nöthig gemachet, oder daß ſie die ſorgloſen Ammen und Mütter nicht übernatürlich erwecket, oder daß ſie den Wachsthum des Leibes nicht gegen den unnatürlichen Zwang bewahret? Laſſet uns vielmehr lernen, behutſamer und ſorgfältiger zu werden. Laſſet uns ein Schutzmittel für die Kinder gegen die Schläfrigkeit ihrer Säugerinnen erfinden, oder vielmehr, was ſchon erfunden iſt, einführen und gemeiner machen. †)

†) Die Florentiniſche Obrigkeit hat bey Strafe der Verbannung gebothen, daß keine Amme oder Mutter ihrem Kinde die Bruſt geben ſollte, wenn daſſelbe nicht in einem Gehäuſe läge, welches ſie Arcuccio nennen. Dieſes beſteht aus drey oder vier Brettern, worinn das Kind ſo verwahrt

Laſſet uns der Natur in ihrem Wachsthume keine unnöthige Pflege und thörichte Feſſel anlegen, da wir offenbar ſehen, daß bey den Ständen und Völker die zarten Leiber am ſtärkſten und geſundeſten aufwachſen, bey welchen ſie die wenigſte Wartung und den wenigſten Zwang haben.

Die göttliche Vorſehung iſt zwar ſo gütig gegen die Menſchen geweſen, daß ſie eine ſolche Verknüpfung unter ihnen gemacht, wo ſelbſt ihre Vergehungen, Thorheiten und Laſter dem ganzen Geſchlechte, oder der bürgerlichen Geſellſchaft, zum Vortheile gereichen müſſen. Die bloße Eigenliebe eines jeden Mitglieds muß, wenn einer nur die geringſte Vernunft dabey brauchet, eben ſolche Handlungen hervorbringen, welche er auch aus Menſchenliebe und bürgerlicher Pflicht hätte thun ſollen; weil er wohl einſehen kann, daß er ſein Wohl durch keine andere Mittel in der Geſellſchaft zu befördern fähig ſey, als durch ſolche, wovon auch andere Menſchen Nutzen haben. Selbſt die Laſter, als Wolluſt, Ueppigkeit, Eitelkeit, Verſchwendung, Geitz, Dieberey, u. ſ. w. ernähren die Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes; nicht ſo ferne es Laſter ſind, oder weil an ſich eine bür-

wahrt liegt, daß es durch Betten nicht kann erſtickt werden, und daß ihm dennoch die Bruſt durch einen Ausſchnitt gereicht werden mag. Man findet dieſes Arcuccio genauer beſchrieben und abgebildet in dem II. Bande der ſchwediſchen Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunſt und Mechanik p. 112. ſq. und in den Philoſophical Transactions, Vol. XXXVII. n. 422. p. 256.

bürgerliche Geſellſchaft ohne Laſter nicht beſtehen könnte, und ohne dieſelbe nicht noch beſſer daran ſeyn ſollte; ſondern weil Gott die Verknüpfung unter den Menſchen ſo weislich gemacht, daß ſelbſt ihr unſinniges Betragen, wider ihren Dank und Willen, den Nebenmenſchen zum Guten gereichen muß. Allein, die Menſchen müßten auch, nach göttlicher Abſicht, ſelbſt das Ihrige thun, und aus dem Böſen Vortheil ziehen lernen, ſo weit es in ihrer Macht iſt; das iſt, auf ſolche Verordnungen und Mittel ſinnen, wodurch, ohne ſolch Böſes, eben derſelbe, und noch weit gröſſerer Vortheil erwüchſe. Es iſt auch faſt kein Zweifel, daß durch weiſe Regenten und Landesväter dergleichen immer mehr wird veranſtaltet werden, wodurch dem Müßiggange, der Betteley und Dieberey, dem Betruge, der Lüderlichkeit und andern Laſtern zeitiger geſteuret, eine beſſere Erziehung und Sittlichkeit eingeführet, und den Unterthanen, ohne ſclaviſchen Zwang und Unterdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohlſtande gegeben werden möge. Denn unter allem, was der Menſchen wahrer Glückſeligkeit in der Welt entgegen iſt, macht unſtreitig dasjenige den allergrößten Theil aus, was aus der Menſchen eigener Thorheit entſteht, oder da ein Menſch dem andern ſchadet; welches beydes der Vorſehung nicht zur Laſt fallen kann.

§. 19.

Bisher habe ich gezeigt, wie das Böſe, durch göttliche Vorſehung, zum Mittel des allgemeinen Guten

ten angewandt werde. Nun will ich noch mit wenigem zeigen, was einzelne Menſchen ſelbſt von dem Böſen, das ſie wider ihr Verſchulden trifft, für Nutzen haben, oder haben können: dabey ich jedoch überhaupt erinnern muß, daß das eine Unglück mehr dieſen, das andre mehr jenen Nutzen verſchaffe.

Der erſte Nutzen äuſſert ſich im Verſtande des Menſchen. Unglück, Noth, Armuth, Elend machen klug, weiſe, vorſichtig, erfinderiſch, kunſtreich: wie hergegen das Glück träge, unwiſſend, unverſtändig, thöricht.

Der zweyte Nutzen betrifft den Willen. Es bewahret vor Hochmuth, Stolz, Verachtung anderer, Ueppigkeit, Wolluſt, Faulheit und allerley Ausſchweifungen: und macht dagegen arbeitſam, ordentlich, mäßig, geduldig, umgänglich, demüthig, dienſtfertig, mitleidig.

Der dritte Nutzen zeigt ſich in der Zufriedenheit des Gemüthes. Unglück und Elend verurſachen, daß wir das Gute im Leben, wenn es auch geringe iſt, deſto mehr ſchmecken und empfinden, aber gegen die widrigen Zufälle hart werden. Dagegen das Glück Gelegenheit giebt, daß Menſchen das viele Gute nur in unempfindlicher Gewohnheit genieſſen, und gegen die gerinſte Unluſt deſto zärtlicher werden. Es ſteht dahin, ob manche, zumal Laſterhafte, den Ueberfluß ſo mancher Glücksgüter, mit eben ſo groſſem Vergnügen und ungeſtörter Zufriedenheit, genieſſen,

ſen, als ein Weiſer und Tugendhafter ſelbſt von der Linderung ſeines Schmerzens und Elendes gerühret wird, oder ſich an Kleinigkeiten zu ergötzen weis: ohne der Vortheile zu gedenken, die ihm ſeine Weisheit, Tugend, ſein gutes Gewiſſen und die Religion an ſich gewähret.

Der vierte Vortheil bezieht ſich auf die menſchliche Geſellſchaft. Denn Leute, die allerley verſucht haben, und durch manche Noth geübt ſind, werden die beſten Bürger, weil ſie nämlich arbeitſam, ordentlich, mäßig, geduldig, verträglich, demüthig, mitleidig, dienſtfertig geworden ſind. Und dieſes ſind Tugenden, die nicht allein andern gute Beyſpiele geben, und dem gemeinen Weſen erſprießlich ſind, ſondern die auch dem, welcher ſie an ſich hat, Liebe, Mitleid, Gunſt, Lob und Beyſtand verſchaffen, weil er ſich, ſelbſt im Unglücke, klug, vernünftig und tugendhaft beweiſt.

Ich will fünftens noch mancherley andern Nutzen des Unglücks zuſammen faſſen: daß es Tugendhafte von Laſterhaften unterſcheidet; daß ſie die Belohnung der Tugend nicht im Aeuſſerlichen, ſondern in der Tugend ſelbſt, in der Pflicht und dem guten Gewiſſen ſuchen; daß ſie deſto fleißiger an Gott denken, und ihr Vertrauen auf ſeine weiſe Führung ſchärfen; daß ſie ihre Gedanken und Hoffnung deſto eifriger auf ein beſſeres Leben richten, deſto weniger furchtſam ſind vor dem Tode, deſto williger ſterben.

Ueber-

Ueberhaupt iſt gewiß, daß es uns Menſchen, in dieſem Zuſtande, nicht erſprießlich ſeyn würde, wenn wir lauter reines Glück und gute Tage hätten. Wie aber gar wenige in einem hohen Grade glücklich zu nennen ſind: ſo ſind hergegen auch ſehr wenige Menſchen, die in einem hohen Grade, und ohne ihre eigene Schuld und Verſehen, unglücklich wären. Der meiſten Menſchen Zuſtand iſt mittelmäßig und gemiſcht, und den muß man, was das Vergnügen betrifft, nicht nach dem äuſſerlichen Scheine der Geburt, des Standes, Ranges, Reichthumes u. ſ. w. ſchätzen. Es iſt eine groſſe Wahrheit, die ſowohl zur Vertheidigung der göttlichen Vorſehung, als zum Troſte der Niedrigen, dienet, daß, ſo ungleich die äuſſerlichen Glücksgüter ausgetheilet ſcheinen, dennoch die Luſt und das Vergnügen allen und jeden am wohlfeilſten und in ziemlich gleicher Maaße dargeboten werde. Da heißt es in Wahrheit, wie von dem Manna der Iſraeliten: der hatte nichts über, der viel geſammlet hatte, und der nichts drunter, der wenig geſammlet hatte; ſondern ein jeglicher hatte geſammlet, ſo viel er für ſich eſſen konnte. Die Weisheit allein giebt wahren Geſchmack der Süßigkeit, und das Uebermaaß des Vergnügens, das auch die eingemiſchten Bitterkeiten dämpfen kann.

§. 20.

Unterdeſſen will ich nicht läugnen, daß es einige ſeltene Fälle eines groſſen Unglücks giebt, da ein

Menſch,

Menſch, welchen es trift, ein wenig zeitiger denken muß, was wir alle im Alter und gegen das Ende des Lebens zu denken erinnert werden, daß wir nicht hauptſächlich für dieſes Leben gemacht ſind. Denn wir mögen noch ſo lange, und noch ſo glücklich gelebt haben, ſo finden wir doch, wenn es vorbey iſt, daß es vorbey, und einem bloßen Traume ähnlich ſey. Unſere Augen ſehen natürlicher Weiſe vorwärts ins Weitere, unſere Begierden erſtrecken ſich aufs Zukünftige, und dieſes um ſo viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriedigt. Wenn alſo die Tage kommen, die einem nicht gefallen, es ſey wegen ſchwächlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: ſo kann doch die Hoffnung eines beſſern und dauerhaftern Lebens das gegenwärtige Leid verſüſſen. Hat uns nun die Vorſehung dazu beſtimmt, und wird ſie denen beſonders, welche hier einen ſchweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: ſo haben wir in keinen, auch den ſchlimmſten Zufällen über die Vorſehung zu klagen, als wären wir Geſchöpfe, die keine Hoffnung haben: ſo wenig, als wir die Laſterhaften in ihrem kurzen Glücke beneiden dürfen, da ſie zu einer deſto gröſſeren Strafe aufbehalten ſind.

Wenn ſich Menſchen ihre Unſterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, ſo zeigen ſie ſchon dadurch, daß ſie laſterhaft ſind, und unnatürlich denken. Denn wenn ſie das böſe Gewiſſen nicht mit künftiger Strafe bedrohete, ſondern ſie ſich vielmehr nach ihrer Aufführung, eine unaufhörliche Seligkeit verſprechen

könnten: ſo möchten ſie ja wünſchen, daß die Seele unſterblich wäre. Wenn ſie aber bedächten, daß das Verlangen nach einer unaufhörlichen Glückſeligkeit, bey einer Creatur, welche Vernunft hat, und ſich, vermöge derſelben, ihre zukünftige Dauer vorſtellen kann, aus den eingepflanzten Regeln des Verſtandes und Willens nothwendig flieſſe: ſo würden ſie einſehen, daß ſolch Verlangen nichts anders, als den Zweck des Urhebers unſerer Natur, vorſtelle, und ſowohl deſſen Vollkommenheiten, als unſerm Weſen und ganzen Bemühen, gemäß ſey. Sind andere, welche den Laſtern und der Sinnlichkeit nicht ſo ſclaviſch dienen: ſo wünſchen ſie doch wenigſtens von dieſer Wahrheit überzeugt zu ſeyn, und fühlen in ſich die Stimme der Natur, welche ſie ihre Begierden über das Ziel dieſes Lebens ins Unendliche erſtrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt, und ſelbſt die vernünftigſten, ſo oft ſie an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun wollen, ſondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht ſeyn, daß ich dieſe Wahrheit klar und deutlich erweiſe, welche nicht allein unſer gegenwärtiges Leid verſüſſet und verkürzet, ſondern auch alle unſere Glückſeligkeit, deren wir in dieſem Leben zu genieſſen fähig ſind, reiniget und erhöhet, alle Religion verſiegelt, und uns auch im Tode getroſt machet.

Die

Die zehnte Abhandlung.

Von der Seelen Unſterblichkeit, und den Vortheilen der Religion.

§. 1.

Die Hoffnung, daß unſere Seele, nach dieſem Leben, zu einem unendlich dauerhafteren und glückſeligern Leben beſtimmt ſey, gründet ſich hauptſächlich auf die göttliche Abſicht in der Schöpfung, und auf ſeine beſondere Vorſehung über die Menſchen. Wir können zwar aus dem Weſen unſerer Seele eine Möglichkeit begreifen, daß ſie auch nach dem leiblichen Tode fortdauren, und ſich bewußt ſeyn, folglich leben und glückſelig ſeyn könne; aber die Abſicht und Vorſehung unſers Schöpfers kann uns allen die feſte Verſicherung geben, daß ſolches auch wirklich geſchehen werde.

Die Schöpfung iſt überhaupt auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Zu welcher Art des Lebens und der Glückſeligkeit nun jedes beſtimmet ſey, das iſt aus deſſen beſonderer Natur und deren Regeln zu erſehen, ſo ferne dieſelben von Gott zum Mittel gebraucht werden, wodurch ſeine Abſichten zur Wirklichkeit kommen ſollen. Das allgemeine Verlangen, glücklich zu werden, das allen Lebendigen eingepräget iſt, wird bey jedem, durch ſeine beſonderen Naturkräfte und deren Regeln, zu ſeinem beſondern Ziele

gerichtet und beſtimmet. Wenn es alſo aus den Kräften und Regeln unſers Verſtandes und Willens natürlich fließt, daß wir, vor allen übrigen Thieren, nicht allein eine Vorſtellung von unſerer zukünftigen möglichen Dauer und höheren Glückſeligkeit haben, ſondern auch unſer Verlangen weit über den kurzen Genuß einer gemiſchten Glückſeligkeit dieſes Lebens, bis ins Unendliche, erſtrecken müſſen; ſo ſind wir Menſchen auch von dem Schöpfer, vermöge unſerer Natur, zu einem unendlich dauerhaften Leben, und zu einer höheren Glückſeligkeit in demſelben beſtimmt, und darnach zu ſtreben erwecket.

Die göttliche Vorſehung zeigt ſich gegen die Menſchen beſonders gütig, da ſie ihnen, vor allen übrigen Thieren, ſo mancherley vernünftige Ergötzungen der Sinne, ſo angenehmen Vorſchmack von Wahrheiten und Vollkommenheiten, ein Vermögen und Verlangen, immer vollkommener zu werden, ja einen fernen Blick von der unendlichen Weisheit, Liebe, Macht und Glückſeligkeit ihres Schöpfers gegönnet. Wenn wir aber nicht in einem dauerhaftern und beſſern Leben zu einem völligern Genuſſe dieſer Vorzüge gelangen ſollten; ſo würden ſie alle, durch eine ſo baldige Entziehung, da wir uns noch auf der niedrigſten Stufe ſehen, wieder vereitelt. Die Menſchen würden dadurch nur deſto misvergnügter und unglückſeliger gemacht, daß ſie einen Begriff und Reitz von einer weit vollkommenern und beſtändigern Glückſeligkeit erhalten hätten, deren ſie nimmer genieſſen

nieſſen ſollten; zumal, wenn ſie auch in dieſem Leben, bey aller vernünftigen und redlichen Bemühung nach Einſicht, Tugend, Frömmigkeit und Glückſeligkeit, unverſchuldet in die widrigſten Umſtände geſetzt wären. So wenig dieſes mit den göttlichen Eigenſchaften, und mit der geäuſſerten Liebe zu ſeinen vernünftigen Geſchöpfen, übereinſtimmen würde; ſo gewiß können wir hergegen von ſeiner gnädigen Vorſehung verſichert ſeyn, daß ſie uns, durch dieſe kurze Vorbereitung, zu einem höhern Maaße der Vollkommenheit und Glückſeligkeit, dazu er unſere Natur fähig gemachet, führen werde.

Dieſes iſt der kurze Abriß derjenigen Gründe, welche unſer natürliches Verlangen nach einem dauerhaftern und beſſern Leben, mit zuverſichtlicher Hoffnung, beſtärken, und unſer jetziges Leben verſüſſen. Laſſet uns dieſelben etwas umſtändlicher betrachten.

§. 2.

Es iſt fürs erſte nichts ungereimtes, Widerſprechendes und Unmögliches, wovon wir uns eine Vorſtellung machen; ſondern wir werden durch die Regeln der Vernunft dazu gebracht, und die Sache hat ihre innere und äuſſere Möglichkeit.

Wer kann läugnen, daß er, vermöge ſeiner Vernunft, voraus denken müſſe, und in der Vorſtellung des Zukünftigen keine Gränzen kenne? Wer kann alſo läugnen, daß er einen Begriff von einer künftigen weit längern Dauer des Lebens habe, als worinn

er ſich jetzo eingeſchloſſen ſieht? Es empfindet alſo ein jeder bey ſich ſelbſt, daß ſich ein weit längeres Leben, als das jetzige, gedenken laſſe. Nun läßt ſich aber nichts gedenken, als was möglich iſt. Demnach wird auch ein jeder überführt, daß ein weit längeres Leben an ſich möglich ſey.

Dieſes aber, was an ſich möglich iſt, muß auch ein jeder, vermöge ſeiner eigenen Empfindung und geſunden Vernunft, in Abſicht auf ſeine Seele, für möglich erkennen. Wäre die Seele eine bloße Beſchaffenheit des Körpers, oder ein materielles Theil deſſelben: ſo möchte man ſagen, daß ſie der Verweſung des Leibes unmöglich entgehen könnte, und daß ein weiteres Leben nur ein leeres Hirngedicht ſey. Aber die Seele iſt das Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt; und eben dadurch iſt ſie ſich auch aufs klärſte bewußt, daß ſie eben diejenige ſey, welche vor Zeiten dieſes und jenes empfunden, gedacht und gewollt hat; folglich, daß ſie unter verſchiedenen auf einander folgenden Veränderungen, als ein und daſſelbe Weſen fortgedauret habe, und mithin keine bloße Beſchaffenheit eines anderen Dinges, ſondern eine Subſtanz ſey, die für ſich beſteht. Wenn ſie ſich aber als ein und daſſelbe fortdaurende Weſen kennet, hergegen kein einziges Stäubchen ihres ganzen Körpers kennet, ob es noch eben daſſelbe ſey, worinn ſie vormals empfunden: ſo unterſcheidet ſie ſich, durch ihr inneres Bewußtſeyn, von allen Urſtoffen ihres ganzen Körpers, als ein beſonderes, unkör-

perliches, einfaches Weſen, welches, bey aller äuſſern Veränderung des Körpers, für ſich unzertrennlich fortdauret. Sie kann alſo, als eine einfache Subſtanz, weder durch die Auflöſung, Fäulung, Vermoderung oder Verweſung des zuſammengeſetzten Körpers in kleinere Theile zertheilet werden, noch natürlicher Weiſe in ſich vergehen und zu Nichts werden. Und wenn ſie gleich ihren Ort und ihre Verbindung mit den körperlichen Theilen verändert; ſo muß ſie doch auch nach dem Tode in der Welt bleiben, und in ſich unvergänglich ſeyn.

Dieſe Unvergänglichkeit macht nun zwar noch kein Leben aus, und iſt auch den lebloſen Elementen und einfachen Urſtoffen der Körper gemein. Allein die Seele unterſcheidet ſich auch von allen Urſtoffen des Körpers, daß ſie allein vermögend iſt, ſich alles innerlich und äuſſerlich bewußt zu ſeyn. Da nun alles Vermögen und alle Kraft eigentlich in den einfachen Dingen wohnet, und nicht erſt durch die Zuſammenſetzung entſteht; ſo muß auch das Vermögen, oder die Kraft der Seele, dadurch ſie ſich ihrer ſelbſt und anderer Dinge auſſer ſich bewußt iſt, eigentlich in der einzigen einfachen Seele wohnen, und ihr weſentlich ſeyn; obgleich die Ausübung in dem jetzigen Leben von dem organiſchen Körper und deſſen Werkzeugen abhängt. Wie nun die Urſtoffe der Körper, wenn ſie aufgelöſet und von einander getrennet werden, dennoch ihre innere Kraft behalten, und auch wirklich wieder äuſſern, ſobald ſie wieder mit andern

elementariſchen Urſtoffen verbunden werden: ſo ſieht man wohl, daß auch die Seele ihr weſentliches Vermögen, oder ihre weſentliche Kraft ſich bewußt zu ſeyn, noch nach dem Tode behalten müſſe, und daher auch eine Möglichkeit ſey, daß ſie ſolche Kraft wirklich äuſſern, das iſt, daß ſie ferner leben könne, wenn ihr Zuſtand darnach beſchaffen iſt. (S. Vorerinnerung §. 17.)

Wenn ich nun zu den Gegnern der Unſterblichkeit ſagen wollte, daß ſie mir beweiſen möchten, woher ein ſolcher Zuſtand unmöglich ſey: ſo würden ſie gewiß die Achſeln zucken, und ihr Unvermögen geſtehen müſſen. Warum ſollte der Schöpfer, da er der Seele einmal ein Leben und Bewußtſeyn verliehen, dieſe Kraft nicht auch ſtets wirkſam erhalten können? Wenn er ſo manches lebloſes Perpetuum Mobile, oder ſo viele immer bewegte Maſchinen, (in den Sternen und Planeten) erſchaffen: warum ſollte er nicht auch ein Perpetuum Cogitans & Vivens, ein immer denkendes und lebendes Weſen, haben ſchaffen können? Oder, ſo wir uns ja nur auf die bloße Natur berufen wollen; wenn unſere Naturkündiger mit Recht annehmen, daß die kleinſten Urſtoffe der Körper ſtets in einer wirklichen Bewegung ſind, obgleich dieſe Bewegung im Ganzen nicht ſichtbar iſt: was könnte denn ſeyn, welches die innere ſtete Veränderung und Vorſtellung einer lebensfähigen Seele unmöglicher machte, als die äuſſerliche ſtete Veränderung des Ortes in beweglichen Theilen? Man iſt ja

doch geneigt, allen und jeden Urſtoffen der Materie ein inneres Leben zuzuſtehen; warum nicht auch der Seele ein ihrem Weſen gemäßes?

§. 3.

Wie? wenn man aber auch mancherley Art und Weiſe zeigen kann, wodurch ein ſolcher Zuſtand der Seele nach dem Tode möglich iſt, ſo wird um ſo viel weniger an deſſen Möglichkeit zu zweifeln ſeyn. Laß immer die Seele in dieſem Leben von dem Körper und deſſen Werkzeugen abhängen; ſo iſt doch erſtlich eine Möglichkeit, daß ihre Kraft nachmals davon unabhängig werde. Wie viele Kräfte ſind nicht, die zu ihrer Ausübung anfangs eines Werkzeuges und Mittels nöthig haben, deſſen ſie hernach entbehren können? Noch ſieht die Seele, in ihrer niedrigen Stufe der Vollkommenheit, alles in dem Spiegel des Körpers, und muß ſich mit bloßen Erſcheinungen (Phænomenis) der Dinge, die der Eindruck in die Sinne giebt, behelfen. Aber wie ſie ſich jetzt doch ihren Körper, der ihr zum Spiegel dienet, unmittelbar, und nach allen kleinſten Theilen, vorſtellet: ſo iſt auch ein Zuſtand der Seele möglich, da ſie zu einem unmittelbaren und anſchauenden Erkenntniſſe anderer Dinge gelangen kann, und keines körperlichen Spiegels mehr bedarf.

Oder, ſoll ja die Kraft der Seele immer in ihrer Ausübung abhängig bleiben: ſo kann man ſich etwa gedenken, daß ſie nach dem Leben, wenn ſie in die

Zahl der reinen Geiſter verſetzt iſt, alles in Gott ſehe; wie Malebranche ſchon von dem jetzigen Zuſtande behaupten wollen. Oder, man kann ſagen, daß ſie nicht ſo gänzlich von aller Materie entblößet werde, ſondern einen eigenthümlichen feinern Körper behalte, worinn ſie ſich alles vorſtellen werde; wie die Kirchenväter, ſo gar von den Engeln, gelehret, und in neuerer Zeit einige Weltweiſen von der Seele gemuthmaaßet haben. Man kann ſagen: wenn auch die Seele aller weſentlichen Verbindung mit der Materie entblößet, in die ätheriſchen Gegenden verſetzt würde, daß ſie ſich da ihrer ſelbſt, und der Dinge auſſer ſich, weit vollkommener, als in dem jetzigen Leibe, bewußt ſeyn könne.

Ich will einmal das Letztere, als das Natürlichſte, ſetzen, nicht, als wenn ich dieſe Art unſers künftigen Lebens für die wirkliche hielte, ſondern, weil deren Möglichkeit am leichteſten zu begreifen iſt. Die Seele, als eine einfache unvergängliche Subſtanz, bleibt in der Welt, wenn ſie von den Banden der gröbern Materie befreyet worden: ſie wird aber nunmehro mit lauter ätheriſchen Theilchen umgeben: was würde alsdann ihr Zuſtand ſeyn, wenn ſie ja zu ihrem Bewußtſeyn, Denken, und Leben eines feinern Spiegels benöthigt iſt? Ich antworte: ſie muß in den ätheriſchen Theilen, womit ſie umgeben iſt, als in einem weit helleren Spiegel, alle Dinge, deren Veränderungen dadurch an ſie kommen, weit vollkommener, als in dem jetzigen groben Körper, ſehen.

Wenn wir annehmen wollten, daß die ätheriſchen oder Lichttheilchen ſelbſt, auſſer der Kraft, welche ſie in einander und in die groben Körper äuſſern, auch eine Kraft hätten, ſich die Veränderungen, welche an ſie kommen, mit einer Ueberlegung vorzuſtellen: ſo wäre kein Zweifel, daß ſie ſich ihrer ſelbſt, und anderer Dinge auſſer ſich, noch weit vollkommener, als unſere Seele jetzt, bewußt ſeyn würden. Denn es iſt, ſo viel wir wiſſen, nichts feiners in der Welt, das alle übrige Materie ſo leicht durchdringt, aller Dinge Beſchaffenheit ſo genau bildet und ausdrücket, alle Veränderungen ſo bald annimmt, und durch die ſchnellſte Bewegung auf Millionen Meilen weit mittheilet, als der Aether oder das Licht. Hätten alſo jede Lichttheilchen zugleich eine innere Vorſtellungskraft mit einer Ueberlegung: ſo würde ein jedes eine höhere Art von Seelen ſeyn, da ihm von allen Orten die Beſchaffenheit und Veränderung der Dinge, durch die benachbarten, aufs ſchleunigſte mitgetheilet würde, und folglich alle übrigen zum reinſten Spiegel dieneten, worinn es einen ſehr groſſen Theil der Welt mit deſſen Veränderungen ſehr deutlich und geſchwind erkennen könnte. Was wäre denn Unmögliches in derſelben Vorſtellung, da wir dergleichen Zuſtand auch von der abgeſchiedenen Seele gedachten? und was brauchte ſie denn eines groben Körpers, oder der darinn erzeugten Lebensgeiſter zum Bewußtſeyn; da ſie ſelbſt Licht wäre, und in lauter Licht wohnete, worinn ihr alles ſichtbar würde?

Wir ſpüren ſchon in dieſem Leben, daß die Seele an die äuſſerlichen groben Werkzeuge der Augen, Ohren und übrigen Gliedmaaßen in ihrer Vorſtellung nicht gebunden iſt; ſondern, wenn in dem zarteſten Gehirne, von inneren Urſachen, oder von der Einbildungskraft, einerley Veränderungen, wie ſonſt von auſſen, entſtehen, ſo hat ſie eben die Vorſtellung, als ob ſie mit Augen ſähe, mit Ohren hörete. Es liegt alſo nichts daran, durch welche Werkzeuge die Dinge in der Welt und deren Veränderungen, die Seele einen Eindruck geben; genug, wenn ſie auf irgend eine Art, welche es auch ſey, klar und deutlich an dieſelbe kommen können: ſo wird ſie, nach ihrer weſentlichen Kraft, alles vorſtellen, und ſich wenigſtens eines Theils der ganzen Vorſtellung bewußt ſeyn können.

§. 4.

Es kann alſo die Möglichkeit eines fortdaurenden Lebens abgeſchiedener Seelen, weder an ſich, noch abſeiten Gottes, oder der Natur und Verknüpfung der Dinge, oder auch der Seele ſelbſt, einige Schwierigkeit haben, noch jemanden ungereimt und anſtößſig ſcheinen; wenn er überführet iſt, daß die Seelen für ſich beſtehende einfache Subſtanzen ſind, denen das Vermögen, ſich bewußt zu ſeyn, weſentlich iſt. Dieſes aber muß iedem, der nur auf ſich ſelbſt und ſeine eigene Empfindung achten will, ſo klar und überzeuglich ſeyn, als irgend eine Wahrheit ſeyn kann; wie ich oben ſchon ausführlich genug gezeiget habe. Ich halte es alſo für unnöthig, daß ich mich hier

aber.

abermals mit ſolchen Leuten einlaſſen ſollte, die nimmer in ſich gehen wollen, ſondern ſich ſtets auſſer ſich ſuchen, und ſich dahero auch in dem körperlichen thieriſchen Weſen ſelbſt verlieren.

Die Hauptfrage iſt nun übrig, was wir Menſchen aus der Vernunft für zuverläßigen Grund haben, zu glauben, daß unſere Seele auch wirklich nach dieſem Leben unſterblich ſeyn werde? Dieſes iſt eine Sache, welche aus der bloßen Möglichkeit nicht nothwendig fließt, ſondern auf unſere künftige Beſtimmung ankömmt. Wenn ein jedes der Lebendigen von dem Schöpfer zu einer gewiſſen Art des Lebens und der Glückſeligkeit beſtimmt iſt, und jedes Naturkräfte und deren Regeln mit ſeiner Art des Lebens, welcher er gewidmet iſt, übereinſtimmen: ſo läßt ſich auch aus unſern Naturkräften und deren Regeln ſchlieſſen, zu welcher Art des Lebens uns der Schöpfer beſtimmet habe. Es iſt aber vorher mit mehrerem gezeiget worden, daß nach der Abſicht des Schöpfers alle mögliche Lebendige haben ſeyn ſollen; und daß ſo vielerley Lebendige möglich ſind, als Arten des Lebens und der Glückſeligkeit möglich waren; folglich auch ein jedes zu einer gewiſſen Art des Lebens und der Glückſeligkeit beſtimmt ſey. Es iſt gezeiget worden, daß jedes beſtimmte Art des Lebens die Regel und den Grund in ſich halte, wornach ſich alles übrige in dem Körper und der Seele eines jeden richtet; und daß dieſes ſelbſt bey den unvernünftigen Thieren nach der gröſten Weisheit und Güte

zur Wirklichkeit gebracht ſey, deren ſinnliche Werkzeuge ſowohl, als Seelenkräfte, Triebe, Fertigkeiten und anerſchaffene Künſte, mit jedes Lebensart vollkommen übereinſtimmen. Es iſt folglich gezeigt worden, daß alles regelmäßige Bemühen der Naturkräfte in den Lebendigen, inſonderheit der Seelenkräfte, gerade zu einem gewiſſen Ziele führe, das nicht trügen kann; daß mithin eine ſolche Art des Lebens und der Glückſeligkeit, welche darinn allein Grund hat, jedem beſtimmt ſey, und zur Erfüllung kommen müſſe.

Nun iſt unter allen möglichen Arten des Lebens auch diejenige möglich, da eine Seele von einem ſinnlichen Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geiſtigen erhoben wird: und das regelmäßige Bemühen unſerer Natur, inſonderheit der Seelenkräfte, führet gerade und allein zu dieſer Art des Lebens, als ſeinem äuſſerſten Ziele. Demnach kann auch dieſes Bemühen unſerer Seelenkräfte nicht trügen, ſondern ſolche Art des Lebens iſt diejenige, wozu wir von dem Schöpfer beſtimmet ſind, und welche zur Erfüllung kommen muß.

§. 5.

Daß unter andern möglichen Arten des Lebens auch eine ſolche möglich ſey, da eine Seele von einem unvollkommenern ſinnlichen Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geiſtigen erhoben wird, ſolches iſt kurz zuvor aus der Beſchaffenheit unſerer eigenen Seele gezeiget worden. Denn wenn ſie, als

eine

eine einfache unverwesliche Subſtanz, ſich auch auſ-ſer dem groben Körper bewußt ſeyn und alſo leben kann; ſo können ihre geiſtigen Kräfte ohne weitere Verdunkelung und Verwirrung von ſinnlicher Vorſtellung, und ohne falſchen Reiz zu ſinnlicher Neigung, in deutlichem und reinem Erkenntniſſe des inneren Weſens der Dinge, in Einſicht der Mannichfaltigkeit und Uebereinſtimmung der Natur, und der darinn ausgedrückten Weißheit und Güte des Schöpfers, in Liebe und Luſt zum Guten, in eigener Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückſeligkeit, beſtändig zunehmen, und dem unendlichen Geiſte an Vollkommenheit immer ähnlicher werden, ohne ihm jemals gleich zu kommen. Wenn nun nach göttlichen Abſichten, und nach den Regeln der Weisheit, alle mögliche Arten des Lebens in der Welt wirklich ſeyn müſſen; ſo müſſen auch ſolche Seelen wirklich in der Welt ſeyn, die von unvollkommenern Stufen eines ſinnlichen Lebens immer zu höheren Vollkommenheiten in einem geiſtigen Leben ſteigen.

Wenn wir aber auch an ſolche allgemeine Wahrheit nicht gedenken, und nur den Bemühungen unſerer höheren Naturkräfte nachgehen: ſo müſſen wir erkennen, daß ſie gerade und allein zu dieſem Ziele führen, und auf keine andere Weiſe beruhiget werden können. Wir haben es überhaupt mit allen Thieren und Lebendigen gemein, daß wir von Natur alle trachten glücklich zu leben. Welche Art der Glückſeligkeit aber unſerer Natur gemäß ſey, oder

zu welcher uns der Urheber der Natur gebildet und beſtimmet habe, das müſſen unſere beſonderen Naturkräfte und deren Regeln weiſen. Jede Begierde, glücklich zu werden, richtet ſich nothwendig nach den Schranken der Vorſtellung des Guten. So wenig als eine Begierde nach einem Guten entſtehen kann, davon man gar keinen Begriff hat; ſo natürlich iſt es auch dem Willen, das erkannte Gute wollen und verlangen. Setzet man nun Seelen, die nur von einer gewiſſen Art des Guten eine Vorſtellung haben, ſo iſt auch deren Verlangen und Bemühen dadurch eingeſchränkt; ihre Begierde kann nicht weiter gehen, und ſie ſind durch ihre Natur blos zu der Art des Lebens und der Glückſeligkeit beſtimmt, welche aus dem Genuſſe ſolches vorgeſtellten Guten entſtehen kann. Setzet man aber andere Seelen, deren Vorſtellung vom Guten anders iſt, oder weiter geht; ſo muß auch ihre Begierde ein ander Ziel haben, und weiter gehen; folglich ſind ſie auch durch ihre Natur zu einer anderen und höheren Art des Lebens und der Glückſeligkeit beſtimmt.

Dieſen Unterſchied ſieht man aus der vorhin weitläuftiger angeſtellten Vergleichung der Thiere und Menſchen. Ein jedes Thier hat in der Seele ſeine eigene Art und ſein eigen Maaß der Vorſtellung, dadurch ihm dieſes allein als gut vorkommt, und alles übrige unbekannt oder gleichgültig bleibt; und ſo iſt ein jedes zu ſeiner Art des Lebens und der Glückſeligkeit durch die Naturkräfte beſtimmt. Jedoch

doch kommen alle Thiere mit einander darinn überein, daß ſie bloß vom ſinnlichen und gegenwärtigen Guten eine Vorſtellung haben, von einer gröſſern und vernünftigen Vollkommenheit, von einer längeren Dauer des Lebens, von einer reineren und edleren Glückſeligkeit, nichts wiſſen, noch dazu eine Fähigkeit, ein Verlangen oder einen Trieb bey ſich verſpüren. Sie ſind demnach durch ihre Natur in unveränderliche Schranken eines ſinnlichen gegenwärtigen Lebens eingeſchloſſen, vermögen und trachten nicht vollkommener oder glücklicher zu werden, erhalten ihres Leibes Nothdurft, nach eingepflanztem Triebe, genieſſen ſie mit Luſt, und ſind zufrieden; das höhere und zukünftige kommt nicht in ihre Gedanken, und macht alſo auch ihre Begierden nicht rege, noch ihr Gemüth unruhig; der Tod ſelbſt überraſchet ſie, ſie ſterben, ohne daß ſie ſelbſt wiſſen, daß ihr Leben ein Ende habe.

Der Menſch hingegen iſt von Natur, durch die vernünftige Vorſtellung ſeiner ſelbſt und anderer Dinge, zu einem Vermögen und Verlangen nach einer höheren, reineren und dauerhafteren Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als er in dieſem Leben erhalten kann, beſtimmt. Es fließt nämlich natürlich und nothwendig aus der Vernunft, die eine weſentliche Eigenſchaft aller Menſchen iſt, daß ihre Gedanken, durch Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, auf das Zukünftige geführet werden, daß ſie eine Vorſtellung von Zeit und Dauer

bekom-

bekommen, daß ſie voraus denken, und wenn ſie ſich ſelbſt und ihr Leben nach der zukünftigen möglichen Dauer betrachten, daß ihre angeborne Begierde zum Leben ſich ſo weit, als ihre Vorſtellung der zukünftigen Zeit geht, das iſt, bis ins Unendliche erſtrecken muß. Es fließt natürlich und nothwendig aus der Vernunft, daß alle Menſchen ſich durch ihre allgemeinen und abgeſonderten Begriffe noch immer eine höhere und reinere Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit gedenken, als ſie wirklich beſitzen, oder in dieſem Leben erhalten können, und daß ihr Verlangen folglich mit dieſer niedrigen und gemiſchten Glückſeligkeit nimmer völlig befriediget wird, ſondern der Vorſtellung des grösseren möglichen Guten ohne Aufhören folget. Kurz, der Menſchen Begierden müſſen ſich, vermöge ihrer Verſtandeskräfte, nothwendig ins Unendliche, und über die Schranken dieſes kurzen und unvollkommenen Lebens auslaſſen.

Man bemerket daher, in Abſicht auf den äußerſten Zweck, mancherley wichtigen Unterſchied zwiſchen den Thieren und uns. Die Thiere ſind von Natur unvermögend, vollkommener und glücklicher zu werden, als ſie in dieſem Leben ſind und werden: wir aber werden ſelbſt in dieſem Leben immer vollkommener; doch nimmer ſo vollkommen und glücklich, als wir werden könnten. Die Thiere haben keine Vorſtellung von einer höhern und dauerhaftern Glückſeligkeit, als ſie hier wirklich genießen; wir aber können die Dauer und Stufe des Lebens und der Glückſeligkeit

bis

bis ins Unendliche in unſern Gedanken vergrößern. Die Thiere ſind bloß ſinnlich, und nur einer ſinnlichen Luſt fähig: wir aber, als vernünftige Menſchen, auch einer geiſtigen. Die Thiere denken nicht weiter, als das Gegenwärtige: wir aber können und müſſen uns auch das Zukünftige vorſtellen. Die Thiere können durch die Stillung leiblicher Nothdurft völlig befriediget werden: ein Menſch hergegen kann ſich, mit aller Bemühung, weder in der ſinnlichen noch vernünftigen Luſt, während dieſes Lebens, Genüge thun. Die Thiere bezahlen der Natur ihre Schuld, ohne den herannahenden Tod vorher zu kennen oder zu fürchten, noch an ein ferneres und beſſeres Leben zu denken, oder ſolches zu wünſchen; der Menſch allein weis zum voraus, daß er ſterben muß, denket mit Furcht an ſein Ende, und kann nicht anders zufrieden ſterben, als wenn er auf ein beſſeres Leben hoffet.

§. 6.

Weil dieſes Sehnen der Menſchen nach einem dauerhaftern und beſſern Leben, als das Gegenwärtige iſt, aus den Kräften und Regeln unſers Verſtandes und Willens natürlich entſpringt, und dem Weſen unſerer Seele und deren Fähigkeit zu einer mehreren Vollkommenheit und Glückſeligkeit gemäß iſt: ſo kann man es nicht unter die unnatürlichen Grillen und ſüſſen Träume der Menſchen rechnen. Von dieſen läßt ſich allemal zeigen, daß ſie den Regeln unſers Verſtandes und Willens, ſo, wie dem Weſen und der Natur der Dinge, entgegen laufen.

Aber, hat unſer Wille, vermöge ſeiner Natur, eine Glückſeligkeit zum Ziele ſeines Wunſches und Bemühens, und ſtrecket er ſich natürlicher Weiſe nach den Schranken der vernünftigen Vorſtellung von möglicher Vollkommenheit und Glückſeligkeit: ſo muß ſich auch ſein Verlangen, nach den Regeln unſerer Natur, über das Ziel dieſes zeitlichen Lebens, in eine glückſeligere Ewigkeit erſtrecken. Selbſt die falſchen und irrdiſchen Begierden der Menſchen zeigen, daß ſie ins Unendliche gehen, und daß ſie bloß darum fehlen und trügen, weil ſie unſere zu höheren Dingen geſchaffene Natur mit endlichen und vergänglichen Dingen zu vergnügen gedenken.

Wir müſſen alſo nothwendig daraus ſchlieſſen, daß wir von dem Schöpfer zu ſolcher Art des Lebens und der Glückſeligkeit beſtimmt ſind, wozu uns das Bemühen unſerer Natur nach eingepflanzten Regeln führet. Es iſt uns ſo natürlich, voraus zu denken, und uns unſern künftigen Zuſtand auf eine ungemeſſene Länge vorzuſtellen, als es den Thieren natürlich iſt, ſich blos an das Gegenwärtige zu halten: es iſt uns eben ſo natürlich, daß wir immer vollkommener werden können und wollen, als es den Thieren natürlich iſt, daß ihre Fähigkeit und Begierden in gewiſſen unveränderlichen Schranken der Vollkommenheit eingeſchloſſen ſind: es iſt uns eben ſo natürlich, daß wir uns, bey dem Begriffe von einer möglichen längern und höhern Glückſeligkeit, mit dieſem kurzen Leben und deſſen niedrigen und oft vergällten Luſt nicht begnügen, ſondern ein beſſeres und dauerhafteres wünſchen, als es den Thieren natürlich iſt, daß ſie mit

der

der gegenwärtigen Erſättigung ihrer Nothdurft und Triebe vollkommen zufrieden ſind, und weiter nichts bedenken noch verlangen. Wenn nun dieſes ganz offenbar iſt, ſo iſt unſer natürliches Verlangen nach einem beſſern und dauerhaftern Leben auch eben ſowohl ein Reiz des Schöpfers zu unſerer Beſtimmung, als es bey den Thieren die blinden Triebe ſind.

Kann man ſich wohl vorſtellen, daß den Lebendigen ein Hunger nach einer gewiſſen Speiſe natürlich ſey, und daß doch die Speiſe nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne erſättiget und das Leben erhalten werden? daß ihnen ein Trieb zur Gattung mit dem weiblichen Geſchlechte beywohne, und daß doch nichts als männliche Thiere wären, die ihre Brunſt für ſich nicht ſtillen könnten? Kann man ſich einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter ſich einmüthig zu verſammlen, und über alle Wolken in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land ſey, wo ſie ihr Leben fortſetzen und unterhalten könnten? Kann man ſich gedenken, daß Waſſerinſecten, gegen das Ende ihres dermaligen Zuſtandes, ein Verlangen nach der Luft haben ſollten, und ſich aus dem Waſſer heraus begeben, wenn ſie nicht, nach ihrer Verwandelung, in dieſem Elemente aufs neue leben würden? Nein, die Stimme der Natur trügt nicht, ſie iſt ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jedes beſtimmten Art des Lebens; ſie iſt ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Abſichten. Wie könnte er denn ſeine vernünftigen Geſchöpfe, durch ihre Natur, zu

einer Vorſtellung eines längern und beſſern Lebens, und zu einem Verlangen nach demſelben, rege gemacht haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beſchieden hat?

§. 7.

Alle Vorzüge, welche uns Menſchen durch die beſondere Vorſehung Gottes zugeſtanden ſind, beſtätigen dieſes: weil ſie uns bloß in Abſicht auf ein zukünftiges geiſtiges Leben zu Statten kommen. Wären wir hingegen nicht zu einem beſſern Leben nach dieſem beſtimmt, ſo würden ſie uns alle umſonſt, und vielmehr zu unſerer Quaal, gegeben ſeyn. Es iſt aber nichts in der Natur umſonſt; nichts iſt beſonders den Lebendigen, ſelbſt den unedleren, geſchweige den edleren, als zu ihrem Wohl verliehen; und aller Nutzen, welcher in ihrem natürlichen Vermögen einzigen Grund hat, iſt Gottes wirkliche Abſicht. Dieſes ſtimmt mit ſeiner Weisheit und Güte überein; das Gegentheil aber würde ſie gänzlich aufheben.

Was hülfen uns deutliche Vorſtellungen, was allgemeine und abgeſonderte Begriffe von Dingen, die nicht in die Sinne fallen, wenn ſie uns nichts angiengen, und wenn wir bloß für dieſes ſinnliche Leben gemacht wären? Sind wir aber zu einem geiſtigen Leben beſtimmt, ſo legen dieſe Begriffe den Grund zu einer höheren Vollkommenheit. Wozu dienet uns das Vorausſehen, oder die Vorſtellung des zukünftigen Zuſtandes, als uns damit zu quälen, daß alles ganz

gewiß

gewiß bald ein Ende haben werde; und uns alſo auch das gegenwärtige Leben bitter zu machen? Sind wir aber für ein künftiges dauerhafteres Leben geſchaffen, ſo iſt uns die weite Ausſicht in die entfernten Zeiten ein fröhlicher Blick, der den Genuß des gegenwärtigen Guten durch die Hoffnung einer unaufhörlich ſteigenden Vollkommenheit deſto angenehmer macht, und alle Widerwärtigkeiten, ja ſelbſt die Furcht des Todes, leicht überwinden hilft.

Was nützte uns Wahrheit und Wiſſenſchaft zu einer ſolchen Zufriedenheit, als wir wünſchen, da wir bey jedem kleinen Wachsthume in derſelben nur deſto mehr wahrnehmen, wie vieles wir nicht wiſſen; oder uns mit deſto mehreren Zweifeln beunruhigen; wenigſtens unſere Begierde zu dem mannichfaltigen Erkenntniſſe der Dinge in der Welt, und deren Gewißheit, in dieſem Leben nimmer erſättigen können? Iſt aber dieſer Erdboden, dieſes erſte Haus, das wir bewohnen, bloß eine Schule, darinn wir die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften faſſen, um darnach zu höheren Dingen geführet zu werden: ſo leget dieſes Erkenntniß den Grund zu einer weiteren Einſicht, und wir können uns in dem geringern Vorſchmacke der Wahrheiten ſchon die ſüſſe Vorſtellung machen, wie wir dereinſt im Reiche des Lichtes die ganze Natur und alle uns noch verborgene göttliche Geheimniſſe mit erleuchtetern Augen beſchauen werden.

Was haben wir in dieſem Leben von unſerer Weisheit für Vortheil zu unſerer Glückſeligkeit? Die unvernünftigen Thiere werden durch einen blinden Trieb viel ſicherer zu dieſem Zwecke geleitet; ob ſie ſich gleich weder eine deutliche Abſicht vorſetzen, noch die beſten Mittel dazu überlegen. Nichts kann zu jedes Art des Lebens klüger ausgedacht werden, als was ſie durch angeborne Fertigkeit meiſterlich verrichten. Der Menſch hingegen lernet erſt durch öftere Vergehungen, und durch zugezogenen Schaden, weiſe werden; wird es kaum mit dem Alter, wird es unvollkommen; und bekömmt doch die zeitliche Glückſeligkeit mit aller ſeiner Weisheit nicht in ſeine Macht; hat aber eben darum, weil er weiſe *iſt*, viel Kummer, da er die Schwierigkeit, Gefahr und Ungewißheit voraus ſieht, und an ſeiner eigenen Schwachheit, ſo wie an anderer Thorheit, Argliſt und Bosheit, vielfachen Ekel und Verdruß empfindet. Iſt aber unſer Ziel der Weisheit auf eine höhere Vollkommenheit, dazu kein blinder Trieb führen kan, auf ein göttliches Vergnügen, das aus Einſicht der Wahrheit, und aus Uebereinſtimmung der Handlungen entſpringt, ja auf eine nähere Verbindung mit dem allerweiſeſten Weſen gerichtet; ſo müſſen wir einmal die erſten Stufen betretten, und in unſern Lehr- und Probe-Jahren durch Fehltritte immer klüger und geſetzter werden; daß wir zur hohen Schule der Weisheit geſchickt ſeyn mögen, wo wir unſer Gemüth mit reinerer Einſicht, nach dem vollkommenſten Muſter der Weisheit, bilden, und daran

in

in ungeſtörter Luſt ergötzen können. Inzwiſchen müſſen wir alle Mittel ergreifen, welche Gott uns darbietet, dadurch wir uns aus dem Stande der Unvollkommenheit zu einer wahren Vollkommenheit, die ſeinen Abſichten gemäß iſt, ſchwingen können.

§. 8.

Sind uns etwa Tugenden und Pflichten, deren wir uns vor den Thieren rühmen, zur Glückſeligkeit erſprießlicher, wenn wir unſere Hoffnung in die engen Schranken dieſes ſinnlichen Lebens beſchlieſſen? Ich will der Tugend ſo wenig, als der Weisheit, alle gegenwärtige Süßigkeit und Belohnung ſtreitig machen. Aber unſere Tugend iſt erſtlich hier noch eben ſo unvollkommen, als unſere Weisheit. Die Bienen thun durch blinden Trieb, zu ihrer und des ganzen Stockes Erhaltung, ihr Amt und ihre Pflicht weit genauer, als wir Menſchen durch unſere Tugend. Und ſo ſind alle Thiere in ihren Handlungen vollkommen regelmäßig; der Menſch iſt es allein, der noch von den Regeln ſeiner Pflicht abweicht. Wenn alſo unſere zeitliche Glückſeligkeit von der Tugend abhängt, ſo wird ſie dadurch auch nur unvollkommen erreicht werden. Allein, es iſt auch keine ſo genaue Verbindung zwiſchen der Tugend und zeitlichen Glückſeligkeit, daß nicht ein Tugendhafter, durch Zufälle, oder ſelbſt durch ſeine Tugend, unglücklich werden könnte; wenigſtens ſich eben daher, weil er Pflicht und Gewiſſen beobachtet, mancher Vortheile der Luſt, der Ehr und des Wohlſtandes be-

beraubt würde. Wenn nun nach dieſem Leben nichts weiter zu hoffen iſt, wie können wir denjenigen für glücklich halten, der für das Vaterland, der für den König ſeine Geſundheit, ſeine Güter, ja ſelbſt ſein Leben aufopferte; der Wort und Zuſage mit ſeinem offenbaren Schaden hielte; der Zölle und Abgaben mit Kränckung ſeines Hausſtandes redlich entrichtete; der den allgemeinen Nutzen ſeinem eigenen vorzöge; der den Geſetzen mit Unluſt und Mühe genauen Gehorſam leiſtete; der ſich durch Zeugniß der Wahrheit gefährliche Feinde zuzöge? tauſend anderer Fälle zu geſchweigen. Ein ſolcher würde ja in der Zeit ſeiner Dauer nicht das geringſte Gute, ſondern lauter Unluſt uud Schaden, von ſeiner Tugend zu gewarten haben. Würden alſo nicht die meiſten ſolche Tugend für einen leeren Ton und trügliche Einbildung halten? Würden ſie nicht eine kluge Eigennützigkeit, an deren Stelle, zur Regel ihrer Handlungen machen, und, jeder nach ſeinem Temperament, bloß ſinnliche Luſt, Bequemlichkeit, Pracht, Hoheit, Macht, Wohlſtand und Reichthümer, durch erlaubte und unerlaubte Mittel, ſuchen, wenn ſie ſich nur dabey vor Strafe nnd Schaden geſichert hielten? Allein, wenn der Menſch hauptſächlich Seele iſt, wenn ſich deren ſteigende Vollkommenheit bis in die Ewigkeit erſtrecket, und dazu hier der Grund gelegt werden muß; wenn wir künftig erſt die rechten Früchte unſerer Bemühung von unſerm Schöpfer zu gewarten haben: ſo iſt es keine Thorheit, daß wir die geringern zeitlichen Vortheile einer dauerhaftern und höheren Glückſeligkeit aufopfern. Was

Was ſoll ich endlich von der Religion ſagen? Wäre es mit dieſem Leben um uns gethan: ſo würde das Erkenntniß von Gott weder unſere innere noch äuſſere Glückſeligkeit befördern, ſondern vielmehr beyde ſtören. Denn wir fänden in ſolcher Religion nur eine leere Betrachtung eines Weſens, das für uns viel zu hoch wäre, als daß wir jemals dazu gelangen könnten; ja, wir hätten alsdann ein Bild von dem Schöpfer, das uns nothwendig Unruhe und Widerwillen erwecken müßte. Wozu hätte er uns allein vor allen andern Thieren ein Vermögen gegeben, mit unſern Gedanken bis zu ihm zu dringen; wozu hätte er uns allein eine Fähigkeit verliehen, der Seele nach, immer vollkommner zu werden: wozu hätte er uns allein eine Vorſtellung des Zukünftigen, und ein Verlangen nach einem unendlich glücklichern Leben eingepräget; wenn er uns doch den Genuß alles deſſen hätte verſagen wollen? Würden wir ein ſolches Weſen als weiſe und gütig verehren können, das uns zu unſerer Quaal ein Gutes erkennen lieſſe, das wir nicht erhalten könnten oder ſollten? Würden wir nicht die Thiere in ihrer zufriedenen Unwiſſenheit von einem höheren Weſen und vollkommene Zuſtande, in ihrer geſättigten ſinnlichen Luſt und in ihrer vergnügten Niedrigkeit, viel glücklicher preiſen?

Wie könnte uns auch ſolch Erkenntniß und ſolche Verehrung Gottes in dem gegenwärtigen Leben äuſſerlich glücklich machen, da Frömmigkeit und

Glück keine nothwendige Verbindung mit einander haben, ſondern Laſterhafte und Gottloſe, bey menſchlicher Klugheit und günſtigen Umſtänden ihre Bosheit oft gelingen ſehen, und prächtig, geehrt, reich, geſund und fröhlich leben; die Frommen hergegen, vielmals, eben darum, weil ſie ſich nach göttlicher Vorſchrift richten, ſtatt der Güter dieſes Lebens, lauter Verdruß und Jammer zum Lohne bekommen? Wird denn das Betragen der Menſchen gegen ihren Schöpfer weder hier, noch in einem zukünftigen Leben, nach Recht und Güte vergolten: ſo iſt die Religion gar umſonſt, und hat in keine Glückſeligkeit der Menſchen einen Einfluß: ſo wird die Hochachtung für Gottes thätige Vollkommenheit und Weisheit, die Liebe zu ſeiner unendlichen Güte, das Vertrauen zu ſeiner gnädigen Vorſehung, das Gebet um ſeinen Beyſtand und Hülfe, die Dankbarkeit für das erhaltene Gute, der willige Gehorſam gegen ſeine aufmerkſame Regierung, die Hoffnung auf ſeine künftige Vergütung, und die Furcht vor ſeiner gerechten Ahndung, gänzlich aufgehoben werden.

Wenn hergegen die Seele zur Unſterblichkeit im Reiche der Geiſter beſtimmt iſt, wenn ſie da einen näheren Zutritt zu dem unendlichen Geiſte haben wird, und von dem nach der Beſchaffenheit ihres Betragens in der Welt wird angeſehen werden: ſo giebt die Religion einen verehrungswürdigen Begriff von Gott, ſeinen Vollkommenheiten, ſeiner Abſicht und Regierung über die Menſchen; ſo beweget ſie

uns,

uns, dem groſſen Zwecke des Urhebers unſerer Natur nachzugehen, und in dem Vorſchmacke einer niedrigern, gemiſchten und zeitlichen Glückſeligkeit eine höhere, reinere und ewige zu hoffen.

§. 9.

Welches von beyden haben wir denn aus unſern Vorzügen vor den Thieren, nach göttlicher Vollkommenheit, Weisheit und Güte, zu ſchlieſſen? Geſetzt, wir wären, wie die Thiere, bloß für dieſes Leben geſchaffen; ſo kämen doch die Thiere in dieſem Leben durch niedrige Kräfte zu ſo groſſer Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückſeligkeit, als nach ihrem Weſen möglich war: wir hergegen erreichten mit viel höherem Vermögen nicht den tauſendſten Theil der Vollkommenheit, die unſerer Natur gemäß iſt, und wozu wir fähig ſind; wir hätten Vorzüge, die uns zu dieſem ſinnlichen und zeitlichen Leben nur unnütze, ja an unſerer Zufriedenheit mit einem ſolchen Leben, und mithin an unſerer ganzen Glückſeligkeit nur hinderlich wären. So würde der Schöpfer bey allen und jeden, auch den geringſten Thieren, Weisheit und Güte, bey uns keines von beyden bewieſen haben, ſo ferne er theils überflüßige, theils hinderliche Mittel der Glückſeligkeit bey uns angewandt hätte.

Man ſtelle ſich vor, daß ein groſſer Herr Knaben von beſonderer Fähigkeit ausſuchte, und erziehen lieſſe: ſie fiengen nach ſeiner Vorſchrift an, Sprachen und Geſchichte alter und neuerer Zeiten zu lernen, die

Gründe der Weltweisheit, Mathematik und Naturlehre zu treiben, die Rechte, die Staatskunſt, die Finanzen zu begreifen. Kaum hätten ſie einen Geſchmack an allen bekommen: ſo würde der eine dem Schuſter- der andere dem Schneider-handwerke gewidmet, der dritte würde zu einem Schäfer gethan, der vierte müßte ein Matroſe werden. Was würde man von ſolcher Verordnung und von der Weisheit und Güte des Herrn denken? Würde man nicht ſagen: wenn die Kinder zu nichts anders beſtimmt waren, ſo hätten ſchlechtere Köpfe darzu genommen werden mögen? Was hilft dieſen ihre Fähigkeit und ihre Wiſſenſchaft zu ſo ſchlechter Lebensart? Vielmehr ſind dieſe weiterſehende Schuſter, Schneider, Schäfer und Matroſen nur durch ſolche Anweiſung bey ihrem Stande unzufrieden und unglücklich gemacht. Dieſes wäre aber gerade der Fall mit uns Menſchen, wenn wir mit unſerer beſondern Fähigkeit, und mit dem Vorſchmacke an höheren Dingen, zu nichts, als zu einem thieriſchen Leben, beſtimmet wären. Läßt ſich nun jene Erziehung der fähigſten Köpfe von eines vernünftigen und gütigen Regenten Verordnung nicht gedenken: ſo kann die Beſtimmung der Menſchen bey ihren vorzüglichen Naturgaben, zu einem bloß thieriſchen Leben noch viel weniger von dem groſſen Schöpfer gedacht werden, ohne ſeiner Weisheit und Güte zu nahe zu treten.

Würden wir Gott nicht auch beſonders in dem hauptſächlichſten Vorzuge der Menſchen, welcher das Er-

Erkenntnis der Religion betrffit, als unbarmherzig und grauſam darſtellen, wenn wir zu keiner näheren und dauerhafteren Verbindung mit ihm gelangen ſollten. Die unvernunftigen Thiere ſind wie die Fündlinge in einem Waiſenhauſe: die wiſſen nicht, wie ſie in die Welt gekommen ſind, kennen keinen Vater, können ſich alſo auch keine Gedanken zum künftigen Antheile an irgend einige Güter in den Sinn kommen laſſen; unterdeſſen haben ſie ihre Nothdurft, und ſind bey ihrer Lebensart frölich und vergnügt. Geſetzt, ein vornehmer Herr hätte ein Kind darunter; das würde zweifelsohne, in der Unwiſſenheit von ſeinem Vater, ganz wohl zufrieden ſeyn, wenn es gleich nur zn einer ſchlechten Lebensart beſtimmt wäre. Nun aber giebt ſich der Fürſt dem Kinde zu erkennen, und läßt ihm einem Begriff von ſeinem hohen Stande und ſeiner Glückſeligkeit beybringen. Muß da nicht das Kind natürlicher Weiſe ein Verlangen bekommen, ihn zu ſehen, und ſich Hoffnung zu einer höheren Glückſeligkeit machen, als ſeine Gefährten ſich machen können? Aber nein, es ſoll nimmer vor ihn kommen, es ſoll an der groſſen Herrlichkeit nicht den geringſten Antheil haben, es ſoll ſein Lebenlang im Staube kriechen. Kann ein ſolch Vaterherz ſeyn, das ſich ſeinem Kinde als Vater offenbaret, nur damit es ſich nicht väterlich beweiſe, damit es ſein Kind quäle? Und wenn es möglich wäre, was würde unbarmherigers und grauſamers ſeyn können?

Sehet! die Thiere wiſſen auch nicht, wer ſie erſchaffen hat oder ernähret! ſie haben keinen Begriff von dem Urheber ihres Weſens, noch Empfindung von ſeiner Güte, oder Verlangen ſich ihm zu nähern: und Gott macht ſich doch ein Vergnügen daraus, allerley Lebendigen, die ihn nicht erkennen, noch ihm danken können, mit Wohlgefallen, ihrer Natur gemäß, zu ſättigen. Uns Menſchen aber giebt er ſich allein als unſer Schöpfer zu erkennen; er offenbaret uns ſeine Vollkommenheiten in dem Spiegel ſeiner Natur, er hat uns ſein Bild und ſeine Aehnlichkeit eingeprägt, und unſer Verlangen nach einem göttlichen Leben gereizet. Wer kann ſich ihn dabey ſo unbarmherzig gedenken, daß er dieſe höhere Einſicht und Begierde bloß zu unſerer Betrübniß und Quaal bey uns erwecket habe? Hätte er ſich denn nur darum zu erkennen gegeben, damit er ſich uns auf ewig entziehen möchte? Hätte er uns nur deswegen höhere Güter von ferne gezeiget, damit wir wüßten, daß ſie uns verſaget ſeyn ſollen? Hätte er unſere Sehnſucht zu einem beſſeren und dauerhafteren Leben nur zu dem Ende erreget, damit uns die Verzweifelung an demſelben auch das gegenwärtige Leben vergällen möchte? Nein: wir haben gar zu viel Beweiſe von Gottes väterlicher Liebe und Güte gegen uns: er würde ſich uns ganz gewiß nicht zu erkennen gegeben haben, wenn wir nicht an ſeinen unvergänglichen Gütern einen näheren Antheil haben ſollten.

§. 10.

§. 10.

Wir müßten auch der Gerechtigkeit Gottes zu nahe treten, wenn wir nicht glaubten, daß er tugendhafte und fromme Menſchen, die in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge, aus Vertrauen und Gehorſam gegen ihn, allerley Widerwärtigkeit und Elend ausgeſtanden, in einem beſſern Leben für ihre Treue mit deſto milderer Gnade anſehen, und dagegen boshafte Frevler, welche ſo vielen Nebenmenſchen Drangſal und Herzeleid angethan, und dennoch wohl gelebet, dereinſt nach Verdienſt züchtigen würde. Denn es iſt einmal gewiß, daß das Naturgeſetz Gottes Geſetz, Vorſchrift und Wille iſt: es iſt unläugbar, daß Gott, nach ſeiner Allwiſſenheit und Vorſehung, aller Menſchen Betragen aufs genaueſte erkennet. So kann es ihm denn auch nicht gleichgültig ſeyn, ob ſie ſich ſeinem Willen gemäß bezeugen, oder demſelben widerſtreben; vielweniger kann es ſeine Abſicht ſeyn, daß die Gehorſamen und Unſchuldigen in ihrer ganzen Dauer mit lauter Elend, die Ungehorſamen mit Wohlleben belohnet werden ſollten. Solche widrige Verknüpfung des Böſen mit guten Handlungen, und des Guten mit böſen Handlungen, könnte keinen Bewegungsgrund zur Tugend und Frömmigkeit, oder zur Ausübung göttlicher Gebothe geben; ſondern würde die Menſchen nothwendig dahin bringen, daß ſie ſich an die göttliche Vorſchrift nicht kehreten. Sie wäre alſo wider die Regeln der Weisheit, weil ſie ein Mitiel wäre, das dem göttlichen Zwecke

und

und Wille entgegen liefe. Sie würde aber auch den Regeln der Liebe widerſprechen, weil ſie vielmehr die Wirckungen des Haſſes auf die Guten, und die Wirkungen der Liebe auf die Böſen würfe. Und dadurch würde die göttliche Regierung über die Menſchen ganz verkehrt, unbillig und ungerecht gemacht.

Da nun doch dergleichen widrige Begebenheiten wirklich in dieſem Leben nicht ſelten entſtehen: ſo könnte Gottes Weißheit, Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menſchen, nicht gerettet werden, wenn kein anderes Leben wäre, worinn dieſe Disharmonie aufgelöſet, und, als in dem letzten Auftritte der Schaubühne, die gekränkte Unſchuld gekrönet, die tobende Bosheit geſtraft würde. Wer kann denn von dem höchſten Weſen, und von ſeiner Vollkommenheit, anders gedenken, als daß er dieſe Schickſale nur aus beſondern Urſachen auf eine kurze Zeit zugelaſſen und verhänget habe, gleichwie er das Gewitter auch über die gute Saat, Sonnenſchein auch über das Unkraut ergehen läßt? Es muß aber eine Zeit kommen, da das gute Betragen der Menſchen, gleich als ein guter Saame, deſto reichere Frucht und Erndte gewähret, und das Böſe, wie das Unkraut, erſticket und vertilget wird. Es muß ein ander Leben erfolgen, da die durch manche Verſuchung bewährte Treue der Frommen ſie zu ihrer rechten Vollkommenheit, und zum vollen Genuſſe ihrer Früchte bringen, ſodann aber auch von den Laſterhaften, durch die Folge und Vergeltung ihrer Bosheit, unterſcheiden wird. Alles unſer vorzügliches Vermögen

gedeyet in dieſem Leben noch zu keiner Reife, alles breitet ſich nur zu einem künftigen vollkommenern Zuſtande: wie könnten wir denn hier ſchon die reifen Früchten unſers Bemühens ärnten?

§. 11.

Es iſt nur ein ſehr ſeichter Troſt, damit ein Atheiſt die Menſchen in ſolchem Falle gegen die Sterblichkeit aufzurichten ſuchet: als ob die Tugend ſich ſelbſt ſchon in dieſem Leben eine genugſame Belohnung für alle Widerwärtigkeiten gäbe. Alle menſchliche Tugend iſt ſehr unvollkommen, und kann daher für ſich ſelbſt keinen völligen Selbſtgefallen oder ungeſtörte Gemüthsruhe wirken, zumal ſolche, die gegen das gehäufte Unglück Stand hielte. Aber eine Tugend ohne Religion (wo ſie anders alsdenn noch den Namen der Tugend verdienet) iſt gewiß von der niedrigſten Art, und nichts, als eine feinere Eigenliebe, die ihre Luſt an gewiſſen natürlichen, zuweilen auch nur jedes Einbildung und Eigenſinn gemäßen Handlungen findet. Wenn nun die menſchliche Natur auch für leibliche Schmerzen, Krankheiten, Beſchimpfung, Mangel der Nothdurft, Beraubung der Freyheit, Treuloſigkeit vermeynter Freunde, und tauſend andere Unfälle, die wir nicht in der Macht haben, empfindlich iſt: ſo giebt es einem Menſchen wider ſo vielen Verdruß, der die Seele von auſſen beſtürmen kann, nur ein ohnmächtiges Gegengewicht, daß er ſich ſelbſt in ſeinen Handlungen gefällt. Vieles kann der Menſch erleichtern und überwinden, wenn er auf

einen beſſern Zuſtand Hoffnuug hat: aber wer ſich ſelbſt, gegen die Natur, dieſe Hoffnung verſaget, dem iſt es auch bey den beſten Tagen ſchrecklich zu gedenken, daß er bald aufhören wird zu ſeyn, geſchweige, wenn er auch in der kurzen Zeit ſeiner Dauer nichts als Elend, Noth und Verdruß empfinden ſoll.

Wir Menſchen ſind viel zu unvollkommen, ſchwach, abhängig und empfindlich, als daß wir uns lediglich an uns ſelbſt halten, und unſer Vergnügen, unſere Luſt und Glückſeligkeit allein in unſerer eigenen Macht und unſerm Willkühr haben könnten. Hergegen ſehen unſere Begriffe und Begierden viel zu weit und hoch hinaus, als daß wir unſere Natur mit der gegenwärtigen inneren und äuſſeren Vollkommenheit, oder mit einer ſo kurzen und oft vergällten Luſt zufrieden ſtellen könnten. Der allein kann ſich beruhigen, der im Erkenntniſſe ſeiner Abhängigkeit von dem weiſeſten und gütigſten Regenten deh ganzen Welt gelaſſene Zuverſicht auf die Vorſehung ſchöpfet; der ſeines Schöpfers Vorſchriften und Abſichten, ſo viel in ſeinem Vermögen iſt, treulich und emſig folget, und in dem frölichen Genuſſe des gegenwärtigen Guten ſeine Hoffnung nach einer künftigen unendlich gröſſern und dauerhafteren Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als dem wahren Ziele ſeiner Beſtimmung, ſtrecket.

§. 12.

Wenn ein Atheiſt auch keinen andern Irrthum hegte, als daß er ſich alle Hoffnung eines ferneren Lebens

Lebens abſchneidet, ſo wäre der allein genug, ihn ſchon in dieſem Leben mißvergnügt und unglücklich zu machen. Er kann ſich, nach ſeiner Natur, das bevorſtehende Ende nicht aus dem Sinne ſchlagen, und die täglichen Sterbefälle anderer Menſchen, ſelbſt ſeiner Geſellen, erinnern ihn fleißig daran. Die eingepflanzte Liebe zum Leben macht ihm alſo den Tod zum ſchrecklichſten Bilde, das ihn allenthalben begleitet, und alle ſeine gegenwärtige Luſt ſtöret. Je älter er wird, deſto mehr nimmt die fürchterliche Vorſtellung zu, und ihm bleibt nichts, als Verzweifelung, übrig. Allein, wir mögen ihn auch nach allem ſeinem übrigen Denken und Thun im ganzen Leben betrachten: ſo finden wir lauter Urſache, ſein Elend zu klagen, und hergegen die Religion, auch wegen des wichtigen Einfluſſes in unſere zeitliche Glückſeligkeit, hoch zu ſchätzen.

Hat und brauchet ein Atheiſt einigen Verſtand: ſo iſt nicht möglich, daß er ſich mit irgend einem Lehrgebäude der Atheiſterey beruhigen könne. Denn, wie mag er doch in ſeinen unendlichen Reihen von vergangenen Geburten und Veränderungen, die er nicht abſehen kann oder will, klares Licht und Erkenntniß finden? Oder, welche Kraft iſt in der Welt und Natur, welche lebendige Thiere hervor bringen könne? Was enthält ein wüſtes Ungefähr für verſtändlichen Grund der Dinge, und was für eine Regel, daraus Ordnung und Uebereinſtimmung zu erklären ſtünde? Wie kann ihm eine unbedingte Noth-

wendigkeit, die er vor aller Möglichkeit der Dinge, und alſo ſelbſt vor ihrem Weſen willkührlich annimmt, znr Urſache genug ſeyn? oder warum ſtellet er ſich das als ewig und ſelbſtändig vor, was von Ewigkeit ſeiner Wirklichkeit nicht genoſſen, und in Ewigkeit nicht genieſſen wird? Wie will er dasjenige, was in ſeiner eigenen Seele vorgeht, aus mechaniſchen Geſetzen der Materie begreiflich machen, oder was ihm ſein inneres Bewußtſeyn überzeuglich ſagt, verläugnen? Es fehlt ihm an aller derjenigen Klarheit und Deutlichkeit, die eine zuverläßige Einſicht von der Richtigkeit ſeiner Meynnng geben kann: und je wichtiger die Sache iſt, welche er gegen das allgemeine, auch der vernünftigſten Leute, Urtheil verwirft, deſto zweifelhafter und unruhiger tappet er in ſeinem finſteren Jrrgarten herum.

Allein, was muß auch nicht für Verwirrung, Streit und Vorwurf in ſeinem Gemüthe entſtehen, wenn er hier wider eben dieſelben Regeln denket, wornach er ſonſt aller übrigen Dinge Wahrheit und Falſchheit beſtimmet? Wo wird er ſonſt in ſeinem Forſchen der Dinge zufrieden ſeyn, wenn man ihn ins Unendliche verweiſt, die Antwort nur verſchiebt, und ſeine Frage nimmer auflöſet? Nun will er doch den Urſprung der Geburten in unendlichen Reihen der Vorfahren, das iſt, in keinem Urſprunge, in Nichts, gefunden haben. Sonſt erkennet er alles für endlich, dem ſich noch etwas in ſeiner Art hinzufügen läßt: hier ſoll die Anzahl der vormals Lebenden unendlich

ſeyn,

ſeyn, ob ſie gleich täglich durch neue Geburten vermehret wird.

Will er den Urſprung der Menſchen und Thiere gelten laſſen, aber ſeine Zuflucht zu einem Ungefähr nehmen: ſo urtheilet er abermals wider ſich ſelbſt. Er verwirft ſonſt leere Töne, und fordert in den Urſachen natürlicher Begebenheiten, daß ſie völligen Grund in ſich halten ſollen, woraus die Wirkung verſtändlich zu erklären iſt. Hier ſoll ein bloßer Zufall, eine wilde Gährung in einem todten untauglichen Schlamme, eine Urſache von dem künſtlichen Baue der thieriſchen Leiber, von ihrem Leben, von der Empfindung, von dem Verſtande und freyen Willen, ja von angebornen Künſten ſeyn. Er nimmt in ſeinem Zufalle Regeln an, die der Ordnung und Uebereinſtimmung in dem Mannichfaltigen gerade widerſprechen. Er erkennet, daß jetzo keine Kraft in der Welt iſt, welche von ungefähr lebendige Thiere, ohne Mutter, erzeugete. Doch ſoll die Natur ſolches vor Zeiten vielmals gethan haben. Sie ſoll alt, unvermögend und unfruchtbar geworden ſeyn, da ſie doch in ſeinen Gedanken ein ewiges, nothwendiges, ſelbſtändiges Weſen iſt.

Wie kann er aber ſonſt eine blinde Nothwendigkeit der Dinge, ohne Widerſpruch, ergreifen? Er erkennet die körperliche Welt als leblos. Wenn es ihr denn, vermöge deſſen, einerley iſt, ob ſie iſt oder nicht iſt, ob ſie ſo, oder anders iſt: wie ſoll ihr wirkliches Daſeyn, und ihre beſtimmte Beſchaffenheit, in ihrem

eigenen Weſen nothwendigen Grund haben? Er kann nichts in der lebloſen Welt und Natur ſelbſt finden, womit alles übereinſtimmen könnte, und ſie iſt alſo keiner inneren, eigenen Vollkommenheit fähig: wie kann ſie denn das allervollkommenſte Weſen ſeyn? Er kann ſich keine lebloſe Maſchine gedenken, wo ſie nicht von einem Werkmeiſter um der Lebendigen willen hervorgebracht iſt; warum will er denn die Weltmaſchine ohne Urheber und Abſicht gedenken? Das ſind Widerſprüche, die kein vernünftiger Menſch in ſeinen Gedanken zuſammen reimen, und dabey einer zuverläßigen Gemüthsruhe genieſſen kann.

§. 13.

Soll denn die liebe Natur ſein Abgott werden: wie will er ſich ſelbſt antworten, wenn ſie von Ewigkeit zu Ewigkeit arbeitet, da ſie ohne Leben, Empfindung und Verſtand iſt? Warum müßte das die erſte, ſelbſtändige Kraft ſeyn, die ewiglich für ſich ſelbſt verborgen, und ein Nichts bliebe? Sind alle Kräfte und Wirkungen in einer ſteten Reihe von einander abhängig: wie ſoll denn endlich alles von Nichts abhängen? Setzet die Wirkung und Uebereinſtimmung in dem Laufe der Natur eine gewiſſe Stellung der Dinge voraus, ehe ſie dieſe übereinſtimmende Wirkung hervor bringen können: muß denn nicht etwas vor der Natur gedacht werden, welches die Dinge mit ihrer Natur geſchaffen, und jedem ſeinen Ort und ſeine Stelle zur übereinſtimmenden Wirkung angewieſen? Wenn ein jedes Ding beweglich, und alſo

ſein Ort veränderlich, und nicht nothwendig iſt: wie kann denn die Naturkraft und deren Uebereinſtimmung, die von dem Orte abhängt, nothwendig ſeyn? und warum könnte nicht eben dieſe Natur, nach eben denſelben Regeln der Kräfte, in einen andern Ordnung und Verbindung, wider ſich ſelbſt wüthen? Wenn es Misgeburten giebt, die natürlich entſtehen: ſind denn nicht Regeln der Kräfte, oder eine Verbindung der Theile möglich, die das Gegentheil von wohlgeſtalten Geburten hervorbringen können? Wenn die mechaniſchen Regeln der Bewegungskräfte in dem Weſen jedes Dinges oder in dem Ganzen nothwendigen Grund hätten: woher läßt ſich denn keine einzige geometriſch beweiſen, wo man nicht etwas willkührliches voraus ſetzet? Wie wird doch ein Atheiſt ſich ſelbſt darauf, ohne inneren Zweifel, Widerſpruch und Verwirrung, antworten?

Sonſt, wenn wir ein Werk ſehen, das mit einem Zwecke oder Nutze vollkommen übereinſtimmet: ſo ſchlieſſen wir, daß es einen verſtändigen Urheber habe, und daß deſſen Abſicht dahin gehe, womit die Sache übereinſtimmet. Hier aber ſoll die vollkommenſte Uebereinſtimmung der Dinge mit dem Nutzen der Lebendigen ohne Urheber, ohne Abſicht ſeyn. Die unvollkommenen Denkbilder von einem kleinen Theile der Natur ſind bey dem Atheiſten Verſtand, Wiſſenſchaft, Weisheit: und das vollkommenſte Urbild in der wirklichen Welt, wodurch er klug geworden iſt, woraus er alles gelernet hat, wovon er den million-

tauſendſten Theil mit allem Witze nicht erforſchen oder ergründen kann, ſoll ohne Verſtand, Weisheit und Abſicht ſeyn, was es iſt. Er ſchließt täglich in natürlichen Dingen aus dem Grunde der Abſicht und des Nutzens, daß dieſes oder jenes ſeyn, daß es ſo und nicht anders ſeyn müſſe; dennoch läugnet er eben den Grundſatz, woraus er alles geſchloſſen, daß es Abſichten gebe, daß nichts in der Natur umſonſt ſey. Er betrachtet die Werke der Natur, nach ihrer Einrichtung, Ordnung, Kraft, Wirkung und Uebereinſtimmung, nicht ohne Vergnügen und Bewunderung: dennoch ſoll das, was ſeinen Verſtand ſo ſehr ergötzet, und wornach er ſeinen Verſtand bildet, ohne allen Verſtand und Einſicht gemacht ſeyn. Er beſchauet ſeines eigenen Leibes künſtlichen Bau, und ſieht, daß darinn nicht das geringſte, kein Knöchlein, keine Sehne, Ader, Drüſe, Haut, kein Mäuslein, kein Gefäß umſonſt ſey; er ſpüret und genießt alle Augenblicke den Nutzen davon; und doch zweifelt er, ob das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, Mund, Magen und Gedärme zum Eſſen und Verdauen gebildet ſind. Er erſtaunet über der unvernünftigen Thiere angeborne Fertigkeiten und Künſte, darinn ſie, ohne eigene Erfindung, ohne Erfahrung und Unterricht, aufs vollkommenſte, zu ihrer und ihres Geſchlechtes Erhaltung, handeln. Was denket er denn doch: woher kömmt dieſen ſolche Weisheit? ſoll auch Kunſt, und deren Anwendung zum Nutzen, nicht mehr aus Verſtand und Abſicht flieſſen?

Sage ein jeder, ob ſich ein Menſch, der Verſtand brauchet, nach denen Regeln, die er ſonſt im Denken zum Grunde legte, Genüge thun, und ſein Gemüth beruhigen kann, wenn er Gott und göttliche Abſichten aufhebt, und ob er nicht vielmehr in tauſendfältigen Widerſpruch und Verwirrung gerathen, ja von jedes Dinges Betrachtung, wegen ſeiner Blindheit des Verſtandes, oder vielmehr wegen ſeiner Verſtockung, innerlich beſchämt und beſtraft werden müſſe. Kann er ſich die Augen, gegen klare, offenbare, und jedem einleuchtende Wahrheiten, mit dem lockeren Hirngeſpinnſte eines künſtlich ergrübelten Syſtems, ſo verſchlieſſen, daß er nicht den Stral des göttlichen Lichtes zu ſeinem Schrecken und zu ſeiner inneren Beunruhigung öfters empfinden ſollte?

§. 14.

Ich brauche es übrigens ſolchen Atheiſten, die ſich blos durch übertriebene Spitzfindigkeit im Denken verirret haben, nicht vorzuhalten, daß ſie den natürlichen Neigungen und Begierden der menſchlichen Natur entgegen handeln. Sie wiſſen es ſelbſt, ſie fühlen ihre Abweichung von dem Wege der Glückſeligkeit, ſie beklagen ihren Zuſtand, ſie wünſchen oft mit Wehmuth von denjenigen Wahrheiten überführt zu ſeyn, welche ihnen eine Ruhe der Seelen, die ihre Natur verlanget, von ferne zeigen.

Alles vernünftige Vergnügen der Menſchen entſteht aus dem anſchauenden Erkenntniſſe der Vollkommenheit, ſowohl in den Dingen auſſer uns, als in uns

ſelbſt. Je mehr alſo einer Vollkommenheit in den Dingen auſſer ſich erkennet, und in ſich ſelbſt hervorbringet und ſieht, deſto vergnügter und glücklicher iſt er. Hergegen, wer dieſe Vollkommenheit nicht erkennet, ſondern vielmehr lauter Unvollkommenheiten auſſer und in ſich wahrzunehmen vermeynet, der beraubet ſich nicht allein vieles Vergnügens, ſondern macht ſich auch durch ſeine verkehrte Vorſtellung lauter verdrüßliche und betrübende Gedanken. Ein Atheiſt räumet erſtlich das Urbild aller Vollkommenheit, die ewige Quelle alles Lebens und Verſtandes, aller Weisheit und Güte, aus ſeinen Gedanken weg, und ſetzet dafür eine ewig todte Materie, die keine innere Vollkommenheit hat noch haben kann, die ihres Daſeyns ſelbſt nimmer genießt, und einer blinden Nothwendigkeit unterworfen iſt. Er mag denn nun auch in der Welt und Natur betrachten, was er will, ſo bleibt ihm doch das Vergnügende durch ſeinen Wahn verborgen. Ich beziehe mich auf deren Empfindung, welche jemals in den Werken der Natur eine verſtändige Ordnung, Uebereinſtimmung und Abſicht bemerket, und durch die daraus erkannte unendliche Kunſt, Weisheit, Vorſehung und Güte des Schöpfers, von ſüſſer Bewunderung, Hochachtung, Ehrfucht, Liebe und Dankbarkeit gegen denſelben gerühret ſind. Die werden ſich am lebhafteſten vorſtellen können, was ſich ein Atheiſt für einen groſſen Theil des menſchlichen Vergnügens abſchneide, da es ihm nach ſeinen Grundſätzen unmöglich iſt, die Dinge aus einem ſolchen Geſichtspunkte zu betrachten. Und wenn ihm ja wider

ſeinen Willen ein Stral der göttlichen Weisheit aus dieſem Spiegel einleuchtet, ſo kann er ihn nicht anders, als zu ſeiner Verwirrung und Beſchämung, empfinden. Sonſt ſieht er in dieſem unermeßlichen Raume nichts, als ein wildes Schickſal, das ohne Verſtand und Abſicht über eine todte Materie blindlings tyranniſiret, theilet, miſchet, bildet, zernichtet, wie es fällt. Ja, er befleißiget ſich, lauter Unordnung und Unvollkommenheit in der Welt zu entdecken, und alles als wüſte, verkehrt, häßlich und ſcheußlich anzuſehen.

Er betrachtet ſich ſelbſt, gegen ſeine innere Empfindung und ſein Bewußtſeyn, als einen bloſſen Klumpen Materie, und zernichtet ſein wahres Ich, ſeine Seele, in ſeinen eigenen Gedanken. Er ſieht ſich in dem nothwendigen Laufe der Dinge auf eine kurze Zeit belebt, um bald wieder zu vergehen. Wenn andere ſich noch unterdeſſen mit ſinnlicher Luſt zu ergötzen ſuchen, ſo ſpeiſet er ſich mit trockenen und unnatürlichen Grillen, die weder Körper noch Geiſt ermuntern, ſondern vielmehr beyde niederſchlagen. Er empfindet keine freudige Dankbarkeit gegen den Geber des Guten, keine getroſte Hoffnung auf das Zukünftige, keine Zuverſicht zu einer gnädigen Obhut, keine gelaſſene Ergebung in eine weiſe Führung. Unter vielen Klagen über das Böſe, über die Nichtigkeit des Lebens, und über das Schickſal, iſt ſein einziger Troſt, ich muß; und ſo ſieht er ſich durch den ſchnellen Strom der Zeit in den Abgrund einer ewigen Vernichtung hineingeriſſen.

§. 15.

§. 15.

Sind aber diejenigen beſſer daran, welche, ohne einen Gott zu erkennen, und ohne vieles Nachdenken, blindlings der ſinnlichen Luſt nachjagen? Ich halte es nicht dafür. Indem ſie ſich des Gebrauchs ihrer Gemüthskräfte entäuſſern, an Wahrheit, Wiſſenſchaft und Einſicht keinen Geſchmack haben, und von keinem vernünftigen Vergnügen wiſſen: ſo handeln ſie ihrer Natur entgegen, und berauben ſich des edelſten Theiles der menſchlichen Glückſeligkeit. Ihr Verſtand iſt eine Wüſteney voll grober Unwiſſenheit und Dummheit, die keinen Selbſtgefallen, ſondern Scham, Ungewißheit, Zweifel, Unſchlüßigkeit, lange Weile, Furcht und Reue hervorbringen. Selbſt die ſinnliche Luſt wird von ſolchen Leuten durch keinen Verſtand, Witz und Wohlſtand erhöhet und geſchärfet, ſondern es wird blos ein grober Kützel mit ſtumpfen und betäubten Sinnen in ein Paar Gliedmaſſen empfunden. Weil ſie auch den Zucker des Lebens zur täglichen Koſt und zur Sättigung gebrauchen; ſo höret er eben darum auf, ſüß zu ſchmecken, und gedeyet zum Eckel. Sie genieſſen alſo in der That auch der gröberen ſinnlichen Luſt in weit geringerer Maaße, als diejenigen, welche ſie ſeltener und mäßiger, zur Nothdurft, und zur Erquickung von nützlicher Arbeit, gebrauchen, und zugleich mit Verſtande, Witze und vernünftigem Geſpräche würzen. Weil ſie hergegen Sclaven ihres Affects ſind; und auf ihre Natur und ihren Wohlſtand mit übertriebener Ausſchweifung einſtürmen: ſo ſchwächen ſie ihre Leibes- und Gemüthtskräfte vor der Zeit, ziehen ſich die

empfindlichſten Schmerzen und Kranheiten zu, erſchöpfen ihr Vermögen, zerrütten ihr Hausweſen, ſetzen ſich in Verachtung, Haß und Abſcheu aller ehrlichen Leute. Bald verläßt ſie die Wolluſt ganz, und ihre Freude nimmt ein klägliches Ende.

§. 16.

Allein, von ſolchen unglückſeligen Mittelthieren zwiſchen Vieh und Menſchen braucht es nicht weiter Vorſtellung zu machen. Sehet mir aber einen witzigen Atheiſten, der nicht allein die grobe Wolluſt, ſondern auch alle übrige ſchandbare Laſter und Bosheit, mit Verachtung aller Religion und alles Gewiſſens, als den einzigen Weg zur Glückſeligkeit vorzuſtellen bemühet iſt. Man ſtreitet bisher, ob die Atheiſterey zu Laſtern führe, und der menſchlichen Geſellſchaft und Glückſeligkeit gefährlich ſey. Aber man muß aufhören, daran zu zweifeln, wenn man des La Mettrie Schriften lieſt, und überführet werden, daß ein Spinoza und ſehr wenige ſeines gleichen, nicht nach dem Syſtem der Atheiſterey, ſondern blos nach Temperament, Erziehung und Gewohnheit, ehrbar gelebt haben.

La Mettrie hat einerley Grundſätze mit andern Atheiſten: es iſt kein Gott; die Welt und Natur iſt ewig; alles, was entſtanden iſt, iſt durch ein Ungefähr entſtanden; alles iſt Materie; der Menſch iſt nichts, als eine bloße körperliche Maſchine; Seele und Geiſt ſind nur lauter leere nichtsbedeutende Töne; ein anderes Leben, als dieſes, iſt nicht zu hoffen. Was

fol-

folgert er aber daraus? Alſo entſteht alle Glückſeligkeit des Menſchen von einer geſunden und ſtarken Leibesbeſchaffenheit, und beſteht in einer angenehmen ſinnlichen Empfindung; alſo muß ein jeder, der glücklich ſeyn will, ſeinen angenehmen Empfindungen, welche die Maſchine ſeines Körpers mit ſich bringt, nachgehen, alles aber, was dazu nichts beyträgt, oder denſelben Einhalt thut, für Blendwerk halten; alſo iſt alles, woran einer nach dem Temperamente ſeiner Maſchine Luſt findet, es werde gut oder böſe genannt, ein wahres wirkliches Mittel zur Glückſeligkeit, und alles erlaubt. Liebe und Wolluſt iſt, nach des La Mettrie beſonderm Temperamente, der höchſte Gipfel der Glückſeligkeit. Wenn aber ein anderer an andern Dingen Vergnügen findet, ſo laß ihn ohne Scheu deſſen ſatt werden, und ſich darinn nähren. Vernunft und Wiſſenſchaft quälen die Menſchen nur mehrmals; Recht, Tugend, Pflicht, Ehrbarkeit, Gewiſſen, ſind lauter Thorheiten und erdichtete Dinge, die der Glückſeligkeit hinderlich ſind, und davon man höchſtens nur den Schein um des Pöbels willen nöthig hat. Alſo kann auch ein Schelm, Dieb, Mörder, Säufer, Hurer, und blutgieriger Tyrann, ſoferne ein jeder an ſolche Thaten Vergnügen findet, dadurch glückſelig werden, daferne ſich nur ein jeder vor Schaden, der Unterthan vor den Strafen, der Tyrann vor der Fauſt eines herzhaften Patrioten, in Acht nimmt. Die andern Menſchen, die dadurch leiden, ſind zwar zu beklagen: aber dieſe Menſchen, deren Maſchine von Natur ſo beſchaffen iſt, können

doch

doch nicht anders handeln, noch anders glückſelig werden.

Dieſes ſind keine Folgerungen, welche ich dem Manne aufbürde, ſondern ſie ſind ganz deulich in ſeinen Schriften enthalten, und zum Theile noch weit härter und ſchandbarer ausgedruckt. Es ſind aber auch Folgerungen, davon ich nicht abſehen kann, wie ſie irgend ein anderer Atheiſt von ſeinem Lehrgebäude ablehnen will, da er in den Grundſätzen einig iſt. Das beſte iſt, daß ſie ſchon an ſich ſelbſt die vollkommenſte Widerlegung der Atheiſterey enthalten, und einem jeden, der ſeine und anderer Menſchen Glückſeligkeit vernünftig ſuchet, einen wahren Abſcheu vor der Quelle ſo vieler Bosheiten und Schandthaten beybringen. Wenn La Mettrie, nachdem er den Menſchen erſt zur Maſchine, hernach zur Pflanze gemacht hatte, ſein letzteres Buch vom glücklichen Leben, l'Homme bête & plus que bête betitelt hätte, ſo würde er den Inhalt am richtigſten entdecket haben: und keine Vorſtellung iſt geſchickter, den Menſchen endlich durch ſolche Stufen auch zum Menſchen zu machen, indem er hierdurch in ſich ſchlagen und erkennen muß, wie weit wir verfallen würden, wenn wir ohne Religion wären.

§. 17.

Wie elend wäre das ganze menſchliche Geſchlecht und die bürgerliche Geſellſchaft daran, wenn ein jeder dieſen Lehren folgen wollte. Warum ſollte denn einer ſeine ſüſſe Empfindung, ſeine Bequemlichkeit

und Ruhe, ſeine Mittel, ſeine Geſundheit, ſein Leben, als ein ehrlicher Mann, als Ehemann, Vater, Bürger, Kriegsmann, der Frauen, den Kindern, den Mitbürgern, dem Könige, dem Vaterlande aufopfern? Tugend und Gewiſſen, Ehre und Nachruhm, wären ja nur leere Wörter in ſeinen Gedanken: warum ſollte er denn dieſes einzige Leben, nach welchem nichts zu hoffen iſt, für andere, und nicht für ſich, anwenden? Was hielte einen Geld- und Ehrgeitzigen zurück, daß er nicht Treue und Bund bräche, Recht und Freundſchaft verletzte, durch Betrug und Liſt zu Reichthümern, durch Gift und Meuchelmord zu Erbſchaften, durch Verleumdung und Lügen zu Würden, durch anderer Gut und Blut zur Hoheit zu gelangen trachtete, wenn er darinn ſeine einzige Glückſeligkeit geſetzt hätte, und ſonſt nichts achten wollte? Welcher Freund und Bruder, welcher Ehegatte, welcher Sohn, wäre vor den andern ſeiner Freyheit, Ehre, Güter und ſeines Lebens ſicher, wenn er etwa dem Vortheile oder dem Vergnügen des andern im Wege ſtünde? Würde der Zwang und die Strafe der Geſetze etwas gegen ſo wohl unterrichtete Bosheit helfen? Nein: Keiner würde ſich ſelbſt für ſo einfältig halten, daß er nicht etwas erfinden ſollte, dabey er ſeine Abſicht, heimlich, oder unter einem Scheine des Rechten, ausführen könnte. Selbſt Könige und Regenten würden für ihre eigene Perſon durch nichts mehr geſchutzet ſeyn, wenn eine feine Argliſt und ein kühner Frevel, bey der Unterdrückung alles Gewiſſens, erlaubte Mittel der geſuchten Nachfolge im Reiche

der

der Eroberung von Ländern, oder auch nur der Selbſtrache, wären.

Wie könnte denn die menſchliche Geſellſchaft, wie könnte der Atheiſt ſelbſt, und ein jeder mit ſeiner Glückſeligkeit, bey ſolchen Lehrſätzen beſtehen? Sind es nicht Gedanken, die gerade gegen aller Menſchen Natur, und gegen den allgemeinen Zweck, der uns eingepflanzet iſt, anlaufen? Sind wir denn wohl dazu gemachet, Atheiſten zu ſeyn, und durch dieſen Weg glücklich zu werden?

§. 18.

Allein, wir wollen einmal den Menſchen, auſſer der Verbindung, für ſich ſelbſt betrachten: würde ihn des la Mettrie Atheſterey glücklich machen? Er ſelbſt urtheilet, daß Vernunft und Wiſſenſchaft die Menſchen nur quälen. 1) Und ich glaube es gerne, wenn

1) Traité de la vie heureuſe par Seneque avec un Diſcours du Traducteur ſur le même Sujet, pag. 29. „Autre conſequence de tout ce qui a été dit. l'Eſprit, le Savoir, la Raiſon ſont le plus ſouvent inutiles à la felicité, & quelque fois funeſtes & meurtriers: ce ſont des ornements étrangers, dont l'ame peut ſe paſſer, & elle me paroit toute conſolée de ne les point voir dans la plupart des hommes qui ſouvent les mépriſent & les dédaignent; contens du plaiſir de ſentir, ils ne ſe tourmentent point au fatigant métier de penſer. Le Boucheur ſemble tout vivifié, tout conſommé par le ſentiment.„

wenn ſie ſolche Meynungen und Regeln hegen, wie la Mettrie. Denn die laſſen ſich mit geſunder Vernunft und ächter Wiſſenſchaft nicht zuſammen reimen. Ich nehme dieſes für ein Geſtändniß an, daß er an Wahrheit und gründlicher Wiſſenſchaft keinen Geſchmack gefunden, und folglich alles des reineren und edleren Vergnügens beraubt geweſen ſey, welches aus der Einſicht des Zuſammenhanges der Dinge, und aus dem Gebrauche der höheren Verſtandeskräfte entſpringt. Ich nehme es für ein Geſtändniß von ſeiner eigenen Verwirrung und Gemüthsunruhe, ſo oft er ſeine geſunde Vernunft und ſein Gewiſſen über ſeine Lehrſätze befraget. Beyde mußten ihm nothwendig verdrießliche Hofmeiſterinnen werden, die *ihn* innerlich beſchämeten, und ihm ſtets ſeinen Unfug aufrückten. Es iſt nicht möglich, daß ein Atheiſt ſeinem Verſtande Genüge thun, und den inneren Widerſpruch ſeiner Meynung nicht empfinden *ſollte*; geſchweige, wenn er ſich Regeln des Lebens gemacht hat, welche aller natürlichen Ehrbarkeit entgegen laufen.

La Mettrie befleißiget ſich, lauter Unvollkommenheit und Unordnung in der Welt zu finden. Da iſt dieſes und jenes unnütze, häßlich, ſchädlich: das eine ſollte ſo, das andere nicht ſo ſeyn oder gehen. Selbſt ſeine Abgöttinn, die Natur, iſt blind und unverſtändig, alt und kraftlos, alles wird durch ein wüſtes Ungefähr regieret. Er ſelbſt hat keine Seele, ſondern iſt eine bloße zerbrechliche Maſchine, gleichwie die

Thiere ſind; und hat nach dieſem kurzen Leben nichts weiter zu hoffen. Wenn er alſo nicht allein alles auſſer ſich, ſondern auch ſich ſelbſt höchſt unvollkommen machet: ſo benimmt er ſich nothwendig allen Grund zu einem dauerhafteren Vergnügen, das unſerer Natur gemäß iſt. Muß er nicht hergegen höchſt misvergnügt werden, ſo oft er alles um ſich aus ſeinem verkehrten Geſichtspunkte beſchauet, daß es ihm in allen Theilen und Begebenheiten wild, verwirrt, unnütze, mangelhaft, böſe, ſcheuslich und gefährlich laſſen muß. Er dünket ſich in dieſen wüſten Raum der Welt durch ein blindes Ungefähr oder Schickſal, ohne Endzweck, hinein geworfen zu ſeyn, da er mit ſeiner Schwäche tauſenderley Zufällen bloß geſtellt iſt, da ihn keine obere Macht ſchützet, kein gütiger Rathſchluß zu einer gewünſchten Glückſeligkeit beſtimmet hat: ſich ſelbſt allein gelaſſen, mit ſich ſelbſt und der Natur übel zufrieden, ohne Zuverſicht und Hoffnung des Zukünftigen.

Dieſe betrübten und fürchterlichen Gedanken ſuchet er bey ſich und andern, durch ſinnliche Lüſte, ſo gut zu unterdrücken, als möglich iſt. Er muß aber zuvor Vernunft und Gewiſſen, Recht und Pflicht, Tugend und Ehrbarkeit, aus dem Herzen verbannen, und zum eitelen Wahne machen, damit er die Leute überrede, ſie können ohne Bedenken alle und jede Laſter und Schandthaten begehen, daran ſie nach ihrem Temperamente ein Vergnügen finden. Er mag wohl in der That für ſich kein ſo böſes Herz gehabt

haben, diejenigen Thaten, welche andern Menſchen zum Nachtheile gereichen, zu billigen. Denn er war der Wolluſt ganz ergeben. Aber zum Unglücke wollte er ein allgemeines Lehrgebäude der thätigen Atheiſterey machen, und da mußte er nothwendig allen Laſtern das Wort reden. Sonſt äuſſert er hin und wieder einen Abſcheu gegen die Laſter, welche andern Menſchen Leid und Drangſal zufügen, und die bürgerliche Geſellſchaft elend machen. Er beklaget diejenigen, welche von ſolchen böſen Leuten beläſtiget werden. So muß er ja aber in ſich ſelbſt den Unterſchied des ſittlichen Guten und Böſen gefühlt haben; ſo iſt ja Recht und Tugend nicht ein leerer Ton. Wie ſollte denn ein Menſch, der ſolche Laſter *ſelbſt* an ſich hat, von der Empfindung ſeiner eigenen Unvollkommenheit frey bleiben, zumal, wenn er die ſchlimmen Folgen davon erfährt? Hat **la Mettrie** wohl glauben können, daß ein **Tiberius**, *ein* **Domitianus**, in ſich ſo vergnügt und ruhig geweſen, als ein **Titus Veſpaſianus** und **Marcus Antoninus**?

Wenn er aber ſeine geliebte Wolluſt nicht anders zu vertheidigen weis, als durch einen allgemeinen Grund, der alle Laſter, auch diejenigen, welche ihm ſelbſt misfallen, gut heißt: ſo widerſpricht er ſich, und entſchuldiget ſich ſchlecht in ſeinen eigenen Gedanken. Es läßt auch, als wenn er an einem Orte von der Völlerey dieſes Affects etwas wieder nüch-

tern geworden wäre. 2) Ich habe zwar, ſchreibt er, vor Zeiten, alle Trunkenheit, welche die Wolluſt in meine Sinne ergoſſen hatte, wieder aus meiner Feder fließen laſſen; aber jetzt mache ich mich von den Fallſtricken dieſer Sirene los, und billige, vielleicht aus Temperamente, eine gröſſere Mäßigkeit. Ich will, daß künftig nur die Nothdurft, als die wahre Mutter des Vergnügens, meine Wolluſt reitzen, und, ſo zu reden, den Glockenſchlag zu meiner Luſt angeben ſoll. Das war ein kleiner Anfang, von dem Viehiſchen wieder zum Menſchlichen zu kommen. Er geſteht gleich darauf, daß die ſinnlichen Lüſte, ihrem Weſen nach, viel zu kurz und ſelten wären, als daß ſie einen ſo dauerhaften Zuſtand, wie die Glückſeligkeit iſt, ausmachen ſollten. Dennoch meynet er, wären dieſelben als ein Blitz der Glückſeligkeit anzuſehen, ohne welchen die Freude im Leben verſtümmelt

2) pag. 126. „Je ne prétens pas faire conſiſter le Bonheur dans la Volupté; car, quoique j'aye autrefois fait couleur de ma plume toute l'yvreſſe qu'elle avoit repandue dans mes ſens, me degageant aujourd'hui des pieges de la Sirene, je ſouſcris (par tempérament peut-être) à plus de moderation, & veux que le béſoin ſeul, ce Pére du Plaiſir, l'appelle déſormais, & ſonne, pour ainſi m'exprimer, l'heure de ma volupté. Mais ſi les plaiſirs des ſens ſont eſſentiellement trop courts, & trop peu fréquens pour conſtituer un état auſſi permanent que la félicité, regardons les du moins comme des éclairs de Bonheur, qui ne peuvent manquer, ſans rendre les joyes de la vie imparfaites & tronquées. „

und unvollkommen ſeyn würde. Wie kann er denn durch die einzige Wolluſt glücklich werden, wenn ſie ihm nur wenig vergnügte Augenblicke ſchenket? Gewiß, die Glückſeligkeit des Menſchen muß hauptſächlich durch ein reineres, ſanfteres und beſtändigeres Licht erheitert, und das wilde Feuer der ſinnlichen Lüſte durch Vernunft und Pflicht gemäßiget werden; ſonſt wird uns die Wolluſt zu einem zerſchmetternden Blitze, und inneren Brande, der unſere Kraft, Geſundheit, Ruhe, und ſelbſt das Leben jämmerlich verzehret.

Mich dünkt, das aufrichtige Bekenntniß eines Mannes, der aus der ſinnlichen Wolluſt ſein einziges und höchſtes Gut machte, beweiſt ſattſam, daß ſie nur ein flüchtiger und trüglicher Schimmer der Glückſeligket ſey, und der menſchlichen Natur nicht Genüge thun könne. Da ſie aber, bey Unterdrückung der Vernunft, Religion und Sittlichkeit, nothwendig, unnatürlich, ausſchweifend und zügellos wird; ſo bezahlet ſie die kurze und niederträchtige Freude mit vielen bittern Schmerzen, Krankheiten, Schande, Verachtung, Reue, Furcht und frühem Tode. Wenn auch der wollüſtige Atheiſt mitten in dem Genuſſe des ſinnlichen Kützels betrachtet wird, ſo iſt er doch, nach ſeiner Vorſtellung, daß mit dieſem Leben alles aus ſey, nicht anders anzuſehen, als ein Miſſethäter, der gewiß weiß, daß ihm das Leben unwiderruflich abgeſprochen ſey. Denn ob er ſchon auf einige unbeſtimmte Tage oder Wochen gut geſpeiſet wird, und

ſonſt erhalten kann, was ihm gelüſtet; ſo verbittert ihm doch die Gewißheit ſeines peinlichen Endes allen Genuß der Luſt. Er mag ſich noch ſo ſehr bemühen, daß er blos an die gegenwärtige ſüſſe Empfindung denken, und deren noch recht froh werden will: ſo ſchiebt ihm doch die Einbildungskraft, bey aller angenehmen Reitzung der Sinne, allezeit das gräßliche Bild des Todes vor. Man höre den la Mettrie ſelbſt ſprechen. 3) Ich geſtehe es ſelbſt, ſagt er, daß meine ganze Philoſophie mir nichts hilft, daß ich den Tod nicht als die allertraurigſte Nothwendigkeit der Natur betrachten ſollte: und ich wollte, daß ich dieſe Vorſtellung, welche mich ſo niederſchlägt, auf ewig verbannen könnte. Denn ich höre gleichſam ſchon auf, zu ſeyn, ſo oft ich daran denke, daß ich einmal nicht ſeyn werde. Dieſes innere Gefühl der Gemüthsunruhe, welches der Mann bey aller ſeiner Wolluſt aufrichtig an den Tag legt, giebt einen unläugbaren Beweis, wie ſehr und oft die Luſt bey ſolchen Leuten vergället und geſtöret werde, welche ſich die Hoffnung eines fernern Lebens abſchneiden. Und mir iſt ein gleiches auch von einigen Grüblern zuverläßig bekannt, daß ſie ſich nicht weniger mit den Gedanken der

3) Abregé des Syſtemes, §. 8. „J'avoue moi méme, que toute ma Philoſophie ne m'empêche pas de regarder la mort comme la plus triſte neceſſité de la nature, dont je voudrois pour jamais perdre l'affligeante idée — je ceſſe d'être en quelque ſorte, toutes les fois que je penſe que je ne ſerai plus.„

Sterblichkeit vielmals quälen, und überhaupt in ihrer ſtillen Forſchung mancherley unruhige Vorſtellungen haben. Das iſt die nothwendige Folge eines Lehrgebäudes, welches alle Religion ausſchließt: weil dieſe allein eine Verſicherung geben kann, daß wir zur Unſterblichkeit von unſerm Schöpfer beſtimmt ſind; gleichwie ſie überhaupt allein der merſchlichen Natur nach allen unſern Kräften Genüge thut.

§. 19.

Die Natur des Menſchen kann theils nach der Verbindung mit andern Menſchen, theils für ſich betrachtet werden. Auf beyde Weiſe aber hat die Religion eine gleiche Uebereinſtimmung mit ihr, und einen gleichen Einfluß in ihre Glückſeligkeit.

Wir ſind durch unſere weſentliche Beſchaffenheit zur Geſelligkeit, zur Erziehung, und zum Gebrauche der Vernunſt gewieſen, um zu leben, um Menſchen, und menſchlich glücklich zu werden. Die erſte Nothdurft erheiſchet die Geſelligkeit der Eltern, ohne deren Pflege, Wartung und Beyſtand wir bald jämmerlich umkommen, oder für unſere Lebtage elend ſeyn wür. Wenn nun die Eltern keine Religion hätten, und blos ihren Lüſten nachhängen, ſo würde der natürliche Trieb der Kinderliebe ſehr oft, durch die ſinnlichen Reitzungen der Wolluſt, und durch die Empfindung der groſſen Beſchwerde bey der Erziehung, erſticket werden. Man würde die Kinder entweder nach alter Weiſe wegwerfen, oder durch Nachläßigkeit verderben und verwildern laſſen, oder, wenn ſie an einer

neuen

neuen Heyrath hinderlich wären, heimlich aus dem Wege räumen. Das Gewiſſen allein hindert Tauſende an dieſem Unternehmen, und machet vielen ſogar die Laſt der Wartung und Erziehung ihrer Kinder leicht und angenehm. Demnach haben die Kinder ſowohl ihr Leben, als ihre Geſundheit und Geſchicklichkeit, guten Theils, der Religion der Eltern zu danken.

Die Eltern aber würden ihren Kindern nur kümmerliche Hülfe leiſten, wenn ſie nicht ſelbſt in anderer Menſchen Geſellſchaft, Schutz und Sicherheit, nebſt einem Vorrathe von allem, was zum Unterhalte und zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, genöſſen. Demnach haben auch die Pflichten der Geſelligkeit unter erwachſenen Menſchen in die Erhaltung und Glückſeligkeit der zarten Jugend einen groſſen Einfluß. Wenn nun eine menſchliche Geſellſchaft ohne Religion nicht beſtehen kann, wie bereits oben gezeigt iſt, ſo haben ſchon die Kinder in ihren erſten Jahren die Früchte der Religion auch von andern Menſchen in der Geſellſchaft zu genieſſen.

Setzet nun eine genugſame Anzahl Kinder, die, nach des la Mettrie Grundſätze und Entwürfe, zu einer künftigen Republik erzogen ſind. Man hat ihnen zeitig beygebracht, Gott, Geiſter, Seele, Gewiſſen, Sittlichkeit ſind nichts, als thörichte Einbildungen, womit ſich andere Menſchen plagen; wir ſind bloße körperliche Maſchinen, die weiter nichts, als dieſes ſinnliche Leben, zu gewarten haben: dieſes

müſſen wir uns recht zu Nutze machen, und alles thun, was uns gelüſtet, wenn wir wollen glücklich ſeyn. Setzet, ſage ich, ſo erzogene Menſchen, laſſet ſie eine Republik unter einander anfangen, und darinn nach ihren eingeſogenen Lehren handeln. Was wird entſtehen? Weil ſie ſämmtlich eine Regel angenommen, wornach ein jeder ſich allen Pflichten zum gemeinen Beſten entziehen, und alles ohne die geringſte Einſchränkung thun kann, was der Wohlfahrt und Sicherheit der Geſellſchaft und deren Mitbürger entgegen iſt: ſo iſt nicht möglich, daß ſich ſolche Glieder, in einer Geſellſchaft, zur Beförderung allgemeiner Wohlfahrt und Sicherheit, und zur Beobachtung der Gerechtigkeit und Liebe gegen jeden, verbinden laſſen. Eine ſolche Republik muß alſo bald in ſich ſelbſt zerfallen, und ein jeder wird für ſich, weil er wider die Natur der Menſchheit ungeſellig iſt, höchſt elend ſeyn. Wir ſind nicht geboren, Atheiſten zu ſeyn.

Setzen wir hergegen Menſchen, in deren Gemüthern ein Erkenntniß Gottes und ſeiner Abſichten thätig und wirkſam geworden iſt: ſo werden ſie auch das Naturgeſetz und die Pflichten der Geſelligkeit zu ihrer Regel machen, niemand auf irgend eine Art weder heimlich noch öffentlich beleidigen, jedem das Seinige aus Gewiſſen leiſten, aller Beſtes befördern, Liebes- und Freundſchaftsdienſte, ob man ſie gleich durch Recht von ihnen nicht erzwingen kann, freywillig üben, und einen Theil ihrer Arbeit, Mühe

und ihres Vermögens zum gemeinen Wohl anwenden. Deswegen darf in ſolcher Geſellſchaft keine Luſt fehlen, die das gegenwärtige Leben vergnügt und frölich machet; ſie ſey nun blos ſinnlich, oder mit Witze und Geſchmack gewürzet; oder ſie werde auch allein in Erforſchung der Natur, in Künſten und Wiſſenſchaften geſucht. Ja, ich behaupte, daß ſo gar mehrere, feinere und ſchärfere ſinnliche Luſt und Ergötzung genoſſen wird, wo die Religion unſere Begierden vor Ausſchweifungen bewahret, und in Ordnung gebracht hat, wo man die Ergötzlichkeiten ſeltener, und zur Nothdurft und Erquickung braucht; wo man ſich auf eine aufrichtige Treue, Liebe, Freundſchaft und Gefälligkeit der Bekannten verlaſſen kann; wo man Erfindung, Geſpräch, Scherz, Witz, Umgang, durch Verſtand, Wahrheit, Ehrbarkeit, in Schranken ſetzet, und nicht weniger zum Nutzen, als Vergnügen richtet; wo man unter andern auch dieſes zum Vergnügen richtet; wo man unter andern auch dieſes zum anſtändigen Zeitvertreibe macht, daß man die Einrichtung, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit der Natur, als Muſter der unendlichen Weisheit, Kunſt, Abſicht, Güte und Allmacht des Schöpfers betrachte.

§. 20.

Es wird zwar eine ſo vollkommene Geſellſchaft, wo alle und jede Mitglieder die Religion in volle Uebung bringen, eben ſo wenig jemals zur Wirklichkeit kommen, als eine Republik von lauter Atheiſten wirklich

lich ſeyn kann. Aber es iſt genug, daß der Begriff und die Regel einer atheiſtiſchen Republik die größte Unvollkommenheit darſtellet, ſich ſelbſt aufhebt, und der Natur und Glückſeligkeit der Menſchen ganz entgegen iſt; jene aber, welche die Religion in allen Mitgliedern verlanget, einen Begriff und eine Regel ihrer größten Vollkommenheit enthält, wohin wir zwar, durch vieler Schuld, nimmer gelangen werden, aber doch alle mehr und mehr zu ſtreben haben. Wir hören ja nimmer auf, die Naturgeſchichte, Erfahrungen, Künſte, Wiſſenſchaften und andere nützliche Dinge weiter zu treiben, und mehr auszubreiten, ob wir gleich wohl wiſſen, daß wir ſie nimmer zur Vollkommenheit bringen, noch ganz allgemein machen werden. Vielweniger laſſen wir uns in den Sinn kommen, zu denken, daß ſie der menſchlichen Natur nicht gemäß, oder entbehrlich und unnütze wären; und daß die Menſchen beſſer daran wären, wenn ſie nichts von allen wüßten und übten. So würde es auch ſehr thöricht ſeyn, zu glauben, daß die Religion deswegen, weil ſie nimmer bey allen in vollkommene Uebung gebracht werden wird, der bürgerlichen Geſellſchaft unnöthig, und dagegen Ungötterey und Laſter derſelben erſprießlicher wären.

Die wenigen, welche eine ungeheuchelte Religion, nach Vernunft und Chriſtenthum, thätig beweiſen, machen uns ſchon den Umgang und den Handel in der menſchlichen Geſellſchaft zuverläßig, vertraulich und nutzbar. Und andere, welche doch wenigſtens

ſo viel Empfindung von der Religion haben, daß ſie keine vorſetzliche Bosheiten begehen, machen die Geſellſchaft erträglich. Beyde können ſie auch, bey anderweitiger Geſchicklichkeit, angenehm und vergnügt machen. Wir ſehen in dieſem edleren Theile der Menſchen, was für güldene und ſilberne Zeiten im menſchlichen Geſchlechte ſeyn würden, wenn es möglich wäre, daſſelbe von allen unartigen Schlacken zu reinigen: und alle Regenten, die das Wohl ihrer Unterthanen, ja ihr eigenes Beſtes beherzigen, haben dahin zu ſehen, daß eine wahre Religion mehr und mehr in den Gemüthern ihrer Unterthanen fruchtbar, und dadurch die Verbindung und Pflichten in der ganzen Geſellſchaft immer unverbrüchlicher und heiliger gemacht werden.

Wenn einige Laſter zuweilen der menſchlichen Geſellſchaft, in gewiſſer Maaße, Vortheil bringen: ſo geſchieht ſolches nicht, ſo ferne ſie Laſter ſind, ſondern nur zufälliger Weiſe; oder vielmehr durch die weiſeſte Vorſehung des Schöpfers, der die Verknüpfung unter den Menſchen ſo feſt geſchlungen, daß auch diejenigen, welche ſich und andern zu ſchaden bemüht ſind, dennoch ohne und wider ihren Willen etwas zum allgemeinen Beſten beytragen müſſen. An ſich aber ſchadet ein Laſterhafter ſich und andern allezeit, ja weit mehr, als er Vortheil bringen kann. Es verhält ſich mit Laſterhaften überhaupt nicht anders, wie mit einem, der ſich durch unzüchtige Unmäßigkeit eine böſe Krankheit zugezogen hat. Der

giebt

giebt auch den Aerzten, Wundärzten und Apothekern, den Krämern und Handwerkern, ich will nicht ſagen, den Huren, zu verdienen; aber er verſchwendet ſein Vermögen mit Schande, zerſtöret ſeine Kräfte, Geſundheit und Leben, vor der Zeit, leiſtet dem gemeinen Weſen diejenigen Dienſte nicht, dazu er doch natürliche Fähigkeit hatte, ſtecket Unſchuldige mit ſeiner Krankheit an, und pflanzet ſie auf ſeine Frau und Familie fort, verführet manches unſchuldiges Mädchen und manche Ehefrau, richtet Zank und Uneinigkeit unter Ehegatten, Aeltern und Kindern, ja unter den beſten Freunden an, und ſtiftet tauſendfältiges Unheil.

§. 21.

Wenn wir aber das Verhältniß der Religion zu eines jeden einzelnen Menſchen Beruhigung und Glückſeligkeit, auſſer der Verbindung mit andern Menſchen, betrachten: ſo ergiebt ſich leicht, daß unſern Naturkräften, nach deren Regeln und äuſſerſtem Zwecke, allein durch die Religion Genüge geſchehen, und eine wahre, dauerhafte Zufriedenheit angedeien könne.

Ein Menſch kömmt ſo auf die Welt, als wenn einer im tiefen Schlafe, ohne ſein Wiſſen und Willen, in ein Schiff gebracht würde, und ſich, wenn er erwachte, mitten in einer unbegränzten See befände. Wird ein ſolcher Menſch damit zufrieden ſeyn, daß er in dem Schiffe Eſſen und Trinken, eine kleine

Ge-

Geſellſchaft, eine Spielkarte, oder ein Paar Bücher zum Zeitvertreibe findet? Wird er nicht vielmehr bekümmert fragen: wo bin ich? wie bin ich hieher gekommen? was ſoll ich hier machen? wo ſoll ich hin? bin ich auch in guten Händen? und wer regieret das Steuerruder? Gewiß, ein Menſch müßte ſein ganzes Leben verträumen oder vertändeln, oder in einem ſteten Rauſche zubringen, wenn er nicht ſo viel erwachte, daß er eben dieſe Fragen, über ſein ganzes Seyn und Schickſal in der Welt, an ſich thäte. Und wie kann er ſich darinn beruhigen, als durch die Religion?

So wenig als ſich in unendlicheu Reihen, in einem wüſten Ungefähr, in einer blinden Nothwendigkeit der lebloſen Welt, oder Natur, verſtändlicher Grund der Dinge, und unſer ſelbſt, finden läßt; und ſo unzufrieden, zweifelhaft und verwirrt ein Gemüth werden muß, das darauf alles Denken, Verlangen und Hoffen bauen will: ſo ſehr thut es den Regeln unſers Verſtandes und Willens Genüge, wenn wir ein lebendiges, unendlich weiſes, gütiges und mächtiges Weſen für das erſte, ewige und ſelbſtändige erkennen, das die ganze lebloſe Welt und Natur, mit allen möglichen Lebendigen, zu ihrem Wohl hervorgebracht, und beſonders uns Menſchen, in gewiſſer Ordnung, zu einem immerwährenden glückſeligen Leben beſtimmt hat.

Es läßt ſich begreifen, daß ein lebendiges Weſen ſelbſtändig und ewig ſey; aber nicht, daß ein ſolches

das erſte wäre, welches von Ewigkeit ſeines Daſeyns nicht genoſſen hätte, und dem es ſeinem Weſen nach allezeit einerley wäre, ob es ſey oder nicht ſey, ſo oder anders beſchaffen ſey. Es ſtimmet mit der ganzen Natur der Dinge überein, daß ſie einen Anfang gehabt, zufällig ſey, und um der Lebendigen willen geſchaffen worden; aber nicht, daß ſie nothwendig um ihrer ſelbſt willen ſeyn müſſe. Nun ſiehet man den allgemeinen Grund der Wirklichkeit, der Einrichtung und des Zuſammenhanges der Welt. Nun iſt es verſtändlich, warum dieſes ganze Weſen in lauter lichte und finſtere Kugeln vertheilet iſt, da ſie Wohnhäuſer für alle mögliche Arten der Lebendigen haben ſeyn ſollen. Nun iſt es klar, wem die ganze Natur arbeitet, warum ſich die finſtern Kugeln um die lichten wälzen, warum ſie mit einem Dunſtkreiſe umgeben ſind, wozu ſie in gewiſſer Ordnung und Maaſſe Licht und Wärme genieſſen, was endlich die erſte Urſache und äuſſerſte Abſicht aller Geſetze der Bewegung ſey. Nun ſehen wir ein, warum auf unſerm Erdboden, nebſt uns, ſo viele wunderbare Geſchöpfe der lebendigen und lebloſen Dinge ihr Daſeyn bekommen haben; wie jede mögliche Art des Lebens die Regel enthält, wornach der Bau des thieriſchen Körpers und ſeiner Gliedmaaſſen, wornach die Kräfte, Triebe und Fertigkeiten der Seelen eingerichtet ſind; wie wir endlich ſelbſt, durch unſer vorzügliches Vermögen, zu einer Vollkommenheit beſtimmt ſind, die von einem ſinnlichen und vergänglichen Leben zu einem geiſtigen und immerwährenden ſteigen ſoll.

§. 22.

In dieſem groſſen Entwurfe des Zuſammenhanges aller Dinge, welchen uns ſchon die bloſſe vernünftige Religion darſtellet, iſt lauter Uebereinſtimmung, die nicht allein dem Gemüthe keine Dunkelheit und Verwirrung zurück läßt, ſondern es ſelbſt zu aller Vollkommenheit bildet, und ſein natürliches Verlangen erſättiget. Wir haben darinn ein Urbild aller Vollkommenheit, deſſen Betrachtung uns allezeit in entzückende Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe ſetzet. Wir fangen ſelbſt an, verſtändig und weiſe zu werden, ſo ferne wir von dem groſſen Verſtande, der ſich in dieſer Einrichtung und Ordnung der Welt offenbaret, und von den edelſten Abſichten, die darinn aufs klügſte ausgeführt ſind, Einſicht bekommen. Unſere Wiſſenſchaft von der Natur, und deren Mannigfaltigkeit im Groſſen und Kleinen, von den allgemeinen und beſondern Geſetzen der Bewegung, von dem Laufe der Sterne, von den Urſachen der Veränderungen am Himmel, in der Luft und auf dem Erdboden, von der Beſchaffenheit, Erzeugung, Nahrung und Wachsthume der Thiere und Pflanzen, und was unſern Geiſt ſonſt mit Erkenntniß begabet, alles dieſes iſt nichts, als ein ſchwacher Abdruck derjenigen Weisheit und derer Regeln, die Gott in ſeinem Werke der Schöpfung wirklich ausgeübet hat. Sie iſt auch nur in ſo ferne reizend und nahrhaft, als wir die Vollkommen-

heit und Uebereinſtimmung der Dinge, und die bequemſte Erfüllung des gütigſten Zweckes, welchen der Schöpfer gehabt, darinn wahrnehmen. Dann finden wir in der Erforſchung und Betrachtung der Dinge eine unerſchöpfliche Quelle des reinſten Vergnügens, immer neue Wunder, Meiſterſtücke, und Muſter eines unendlichen Verſtandes. Dann empfinden wir die Vorzüge unſerer Seele, da wir in dem Buche der ſichtbaren Natur des unſichtbaren Geiſtes weiſeſte Gedanken und liebreichſte Meinung in einem Zuſammenhange einſehen. Dann ſchmecken wir die Vortheile der Religion, wenn wir, was Thoren, aus ihrem falſchen Geſichtspunkte, unordentlich, verwirrt, unvollkommen, böſe, widrig und fürchterlich vorkommen muß, nach ſeiner inneren Schönheit, Ordnung, Verbindung, Uebereinſtimmung und Nutzen, mit einem Worte nach der wahren Abſicht des groſſen Urhebers, zu beurtheilen wiſſen.

Wenn nun unſer Verſtand von Natur bemühet iſt, den Grund, die Urſache und den Zuſammenhang der Dinge klar und deutlich einzuſehen, und der Betrachtung ſolcher Gegenſtände hauptſächlich mit Luſt nachhängt, welche am lehrreichſten, am wichtigſten, am ſchönſten ſind: ſo thut die Religion allein unſerer Natur in dieſem Bemühen Genüge, weil ſie uns die Vollkommenheit der Dinge in ihrem rechten Zuſammenhange zeiget. Alles übrige Erkenntniß kann ſeinen Nutzen und ſeine Annehmlichkeit haben, ſo-

ferne

ferne es der Religion unterworfen und nicht entgegen iſt. Sonſt iſt es entweder eine eitle Tändeley, die dem Geiſte nicht die rechte Nahrung, Erſättigung und Stärke giebt; oder es beunruhiget und verwirret auch ſogar, wenn es uns alles in der Welt als zufällig, wüſte, zerrüttet, unordentlich und häßlich vorſtellet.

§. 23.

Wie verhält ſich aber die Religion zu unſerm Willen? Wir wollen alle glückſelig und zufrieden ſeyn. In den Zuſtand ſetzet uns aber die Religion ausnehmend, theils, weil ſie unſere Begierden in die Ordnung und Uebereinſtimmung bringet, welche unſere Natur gemäß iſt, theils, weil ſie uns ſo viele und ſo edle angenehme Empfindungen gewähret, als wir vernünftig verlangen können, und alle widrige Empfindungen überwiegt und verſüſſet.

Ich ſage erſtlich, daß uns die Religion zufrieden ſtellet, indem ſie unſere Begierden in ſolche Ordnung und Uebereinſtimmung bringet, die unſerer Natur gemäß iſt. Ein Menſch hat natürlicher Weiſe zu vielen und mancherley Dingen Begierde, ſoferne ſie ſeine Vollkommenheit des Leibes, der Seele, und des äuſſerlichen Zuſtandes zu befördern ſcheinen, und folglich Luſt der Sinne oder des Gemüths verſprechen. Er kennet aber in ſeinen Begierden keine Schranken, ſondern ſein Verlangen geht immer weiter, und erſtrecket ſich ins Unendliche. Es kann alſo

nichts unſere natürlichen Begierden erfüllen und zu. frieden ſtellen, als was einen Wachsthum der wah. ren Vollkommenheit und dauerhaften Luſt ins Unend. liche zum äuſſerſten Ziele hat, und dieſem äuſſerſten Bemühen alles übrige ähnlich und einſtimmig ma. chet, folglich die Begierden in Ordnung bringet. Dieſes aber kann ein wirkſames Erkenntniß Gottes und ſeiner Abſichten, oder die Religion, allein bey uns ausrichten.

An ſich läßt ſich nichts vollkommeners gedenken, als ein Weſen, das ein ſelbſtändiges, ewiges Leben hat; ein Verſtand, der alles Mögliche, und alles Möglichen mögliche Uebereinſtimmung, das iſt, alle Wahrheit und Vollkommenheit aufs deutlichſte ein. ſieht; ein Wille, der aus der unendlichen Fülle ſei. ner eigenen Zufriedenheit und Glückſeligkeit, allen möglichen Lebendigen auſſer ſich ſo viel Vollkommen. heit und Luſt mitzutheilen geneigt iſt, als eines je. den Weſen in der Verknüpfung der Dinge leidet; eine Macht, durch welche die unermeßliche Welt, in der herrlichſten Ordnung und Uebereinſtimmung, zu Wohnhäuſern aller Lebendigen, hervorgebracht iſt und beſtändig erhalten wird. Ein Weſen, von dem alles, was Odem hat, abhängt, und das in der Vollkommenheit ſeiner Werke, beſonders in der Luſt und Glückſeligkeit der lebendigen Geſchöpfe, ſeinen groſſen Zweck ſtets mit eigener Luſt bewirkt ſieht: dieſer Begriff an ſich erfüllet alles, was wir Groſſes

und Herrliches denken können; er reizet uns zur Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe; er wird durch die aufmerkſame Betrachtung der ſichtbaren Werke in der Natur, und der darinn offenbarten Weißheit und Güte, lebhaft, überführend und wirkſam; er bildet unſern Verſtand und Willen zu einer ähnlichen Vollkommenheit, ſo weit es unſere Natur leidet, daß wir nunmehr, von einem ſo groſſen Urbilde erfüllet und eingenommen, an nichts, was unedel, unflätig und boshaftig iſt, Geſchmack und Belieben finden, und uns auch zu den Menſchen, in deren Eigenſchaften, ſich das Göttliche ausdrücket, am liebſten halten.

Wenn wir aber die Abſicht der göttlichen Schöpfung beſonders auf uns ziehen, daß er uns zur Glückſeligkeit, und zwar zu einer ſolchen beſtimmt habe, die von der jetzigen kurzen und gemiſchten zu einer reineren, höheren und ins Unendliche wachſenden ſteigen ſoll: ſo kann ja wohl nichts unſerm Wünſchen und Verlangen, in allem ſeinem Umfange völliger Genüge thun, nichts uns ſtärker bewegen, in die göttliche Abſicht und Ordnung zu treten, und alle unſere Neigungen nach dieſem groſſen Zwecke zu richten. Wir ſehen und empfinden an uns ſelbſt, daß der weiſeſte und gütigſte Schöpfer dieſe Abſicht in unſere Natur ausgedrückt habe; ſo, daß wir uns ſelbſt zuwider und gehäßig ſeyn müßten, wenn wir von ſolcher Abſicht und Vorſchrift abwichen.

Unſere Seele wird ſelbſt durch ihre Naturkräfte, und durch die Regeln, wornach ſie beſtimmet ſind, auf den Weg der Wahrheit und Vollkommenheit gebracht. Unſere Beachtung der Gegenſtände folget natürlicher Weiſe dem klärſten Eindrucke, und locket uns dadurch zur Wißbegierde, zum Lichte und Erkenntniſſe. Unſere Reflexion und Vernunft machet ſich ſchon in der Kindheit von dem Beachteten allgemeine und deutliche Begriffe, forſchet bald darauf nach Urſachen und zureichendem Grunde, kann wiſſentlich nichts Widerſprechendes gedenken, und muß das Einſtimmige bejahen. Wir haben von Natur an Ordnung, Uebereinſtimmung und Vollkommenheit, ſowohl auſſer, als in uns, Luſt. Selbſt das *einſtimmige* Betragen der Menſchen, nach dem Naturgeſetze, nach Pflicht und Tugend, reizet uns zum Wohlgefallen, zur Hochachtung, zur Liebe, zur Nachahmung. Wir können von Natur *nichts anders* wollen, als ſo ferne wir es gut halten, nichts verabſcheuen, als ſo ferne wir es böſe halten; wir wählen unter vielen Guten das beſte, unter mehreren Böſen das geringſte; und wir können unſerer Begierde zum Guten, zur Vollkommenheit, zur Luſt und Glückſeligkeit keine Schranken ſetzen.

Je mehr wir nun in dieſen eingepflanzten Grundregeln unſerer Natur die weiſeſte und liebreichſte Abſicht des Schöpfers auf unſere Glückſeligkeit, und deren in die Ewigkeit reichenden Wachsthum, *einſe-*

ſehen:

hen: deſto williger werden wir in ſolche Ordnung treten, die alle unſere Begierden zur Erfüllung bringet; wir werden uns darinn, ſelbſt durch die Erfahrung der dabey geſpürten Gemüthsruhe und Zufriedenheit, beveſtigen, und uns einer gnädigen Obhut des Schöpfers, deſſen Vorſchrift wir aufrichtig gefolget ſind, zuverſichtlich getröſten. In ſolcher Gemüthsverfaſſung brauchet uns auch keine fürchterliche Vorſtellung ſeiner Macht und Strafgerechtigkeit zu einem Gehorſame zu zwingen, noch von Ausſchweifungen abzuſchrecken, weil wir die göttliche Abſicht von ſelbſt zu unſerer eigenen gemacht haben.

§. 24.

Leute, welche ſich die Religion, und ein Leben, das darnach eingerichtet iſt, als was Gezwungenes, Trauriges, und von aller Luſt Entferntes vorſtellen, die müſſen davon ſowohl, als von ihrer eigenen Natur und Glückſeligkeit, nothwendig ganz irrige Begriffe haben, oder in ihren Neigungen ſchon ſehr verdorben ſeyn. Wenn wir uns auch nur in dem gegenwärtigen Leben betrachten, ſo genieſſen wir darinn von der Religion ſo viele und ſo angenehme Empfindungen, damit keine falſche und ausſchweifende Luſt zu vergleichen iſt.

Verbietet uns etwa die Religion den Wohlſchmack an Eſſen und Trinken? Gar nicht; ſondern ſie ver-

doppelt und erhöhet dieſes Vergnügen, indem ſie uns des Gebers erinnert, der für Menſchen ſolche unendliche Mannichfaltigkeit der Speiſen geſchaffen, und unſere Zunge zu ſo vielfältigem Genuſſe der Luſt bereitet hat. Sie erhält und vergröſſert den Wohlſchmack, da ſie uns lehret Maaſſe halten, und dabey arbeiten, damit wir zu jeder Mahlzeit eine ungekränkte Geſundheit, neuen Appetit und ein aufgeräumtes Gemüth mitbringen.

Unterſaget ſie uns Bequemlichkeit und Wohlſtand in Kleidung, Behauſung und Bedienten? Keinesweges. Sie macht es wohl gar zur Pflicht bey denen, deren Leibes- und äuſſerlicher Zuſtand ſolches erfordert. Aber ſie warnet uns vor Weichlichkeit, welche die Kräfte des Leibes und Gemüthes ſchwächet, vor Ueppigkeit, die das Vermögen erſchöpfet, vor Pracht über unſern Stand, der, ſtatt Ehre und Freundſchaft, nur Neid und Gelächter, erwecket.

Wehret ſie uns ehelich zu werden? Das ſey ferne. Aber ſie lehret uns, die Kräfte nicht vor der Zeit zu verſchwenden, und hergegen was rechtſchaffenes in der Jugend zu lernen, damit die Luſt zur Arbeit alle unzeitige Begierden der Wolluſt vertreibe, und wir deſto geſchickter werden, eine glückliche Heyrath zu thun, und darinn die beſtändige Liebe und Treue des Ehegatten, und die Freude an wohlgearteten Kindern zu haben.

Findet jemand ſonſt Vergnügen an Ergötzungen der Sinne, an Gärten, Muſik, Ausfahrten, an Geſellſchaft, Geſpräche und Scherzen: ſo macht es ihm die Religion an ſich zu keiner Sünde, ſondern ſie wird ihm dieſe Luſt vielmehr ſchärfen und erhöhen, daß ſie recht ans Herz komme. Denn wer, nach ihrer Vorſchrift, die ſinnlichen Luſtbarkeiten ſeltener, hauptſächlich zur Nothdurft der Geſundheit, und zur Erquickung des Gemüths nach nützlicher Arbeit, genießt; wer die Gegenſtände der Natur in Gärten und Feldern zugleich nach ihrer weiſen Einrichtung zu betrachten weiß, wer die Geſpräche durch Vernunft und Vertraulichkeit würzen, den Witz im Scherzen mit Wahrheit, Wohlſtande und Liebe mildern kann, der genießt in der That weit mehreres, edleres und reineres Vergnügen, als der ſich mit dieſem Zucker täglich, und bis zum Eckel oder Schaden, nähren will.

Geſetzt, Temperament und Gelegenhet machten es jemand angenehm, Mittel zu ſammlen, oder Ehre zu erwerben: ſo unterdrücket die Religion auch dieſes nicht. Sie wird aber dem Gelde ein zehnmal gröſſeres Vergnügen beylegen, wenn ſie deſſen Liebhabern die Vergnüglichkeit, ein gut Gewiſſen, Billigkeit, Menſchenliebe und guten Namen bey der Erwerbung anpreiſt: wenn ſie das Herz von der Angſt und Sorge der Bewahrung befreyet, und das Erworbene auch zur Nothdurft, zur Bequem-

lichkeit, zur Ergötzung, zum Wohlſtande, ja zur Mildthätigkeit zu gebrauchen lehrt. Eben die Religion wird die Ehrliebenden weit geruhiger und zufriedener machen, wenn ſie ihnen den rechten Begriff einer wahren Ehre beybringet; daß ſie nicht auf Tand, Blendwerk, oder Schandthaten, ſondern auf wirkliche Vollkommenheit und löbliche Handlungen, gebauet, und von vernünftigen und tugendhaften Leuten gegeben werden könne. Denn bey ſolcher Ehre iſt innerer und äuſſerer zuverläßiger Grund des Wohlgefallens an ſich ſelbſt, und das Vergnügen daher deſto gröſſer.

§. 25.

Wenn demnach die Religion uns keine Art des ſinnlichen Vergnügens benimmt, ſondern daſſelbe unſchädlich macht, und dennoch vermehrt, ſchärfet und erhöht: ſo thut ſie dieſem Theile unſerer natürlichen Begierden weit beſſere Genüge, als irgend ein Laſter thun kann. Wie vielmehr muß ſie das Vergnügen des Gemüths befördern und vollkommener machen!

Ich will nicht wiederholen, was es der Seele ür Beruhigung gebe, wenn wir den zureichenden Grund aller Dinge und unſers eigenen Seyns in einem ewigen, weiſen, gütigen und mächtigen Weſen

ſen finden; wie rührend und reitzend die Betrachtung ſeiner unendlichen Vollkommenheiten, ſowohl in ſich ſelbſt, als in den ſichtbaren Werken der Natur, dem Gemüthe ſey; welche Zufriedenheit ſeine groſſe Abſicht auf das Wohl aller Lebendigen, und beſonders auf unſere vorzügliche Glückſeligkeit, gebe; wie angenehm es ſey, den Zuſammenhang aller Theile der Natur in dieſem äuſſerſten Zwecke einzuſehen. Ich will nur dieſes erwähnen, daß alle übrigen Künſte, Wiſſenſchaften und Uebungen des Verſtandes und Witzes, die edlerer Seelen liebſter Zeitvertreib zu ſeyn pflegen, nicht allein mit der Religion beſtehen können, ſondern auch von derſelben gefördert, und zum wahren Nutzen geleitet werden. Aberglaube und Ungötterey lieben und erhalten die Unwiſſenheit und den Irrthum, als ihre Eltern, wovon ſie erzeuget ſind. Aber, wie die Religion von dem Erkenntniſſe der Natur, der Sprachen, Geſchichte und Weltweisheit ein Licht bekommen hat: ſo ſuchet ſie auch daſſelbe mehr und mehr aufzuklären, zu erweitern und auszubreiten; inſonderheit aber zur Vorleuchtung in den allergrößten Wahrheiten zu gebrauchen. Dadurch wird das, was ſonſt eine eitle Tändeley der Muße, oder ein ſchnödes Werkzeug der Gewinnſucht und des Hochmuths war, zur ſtärkenden Nahrung des Geiſtes, darinn der höhere Geſchmack ſeine volle Sättigung findet.

Wem muß es nicht beſonders gefallen, wenn er die Vorzüge ſeiner eigenen Natur, und die höhere Beſtimmung ſeines Endzwecks erkennet? Dieſes ſehen wir aber nicht anders ein, als vermittelſt der Religion. Wenn der Atheiſt ſich ſelbſt nicht beſſer achtet, als ein Thier, eine Pflanze, eine Maſchine, und ſeine Seele für ein Nichts, oder höchſtens für ein Hirnmark hält, das aus dem Miſte, Kothe und Dünger ſeinen Urſprung genommen; wenn er ſein ganzes All, zum voraus, bald wiederum in Koth verwandelt ſieht: ſo macht er ſich ohne Zweifel durch ſeinen Wahn niedergeſchlagen, niederträchtig und misvergnügt. Aber die Religion läßt uns den Adel unſerer Seele, und das in ihr ausgedrückte Bild der Gottheit, nebſt den weiten Gränzen unſerer bevorſtehenden Vollkommenheit und Dauer, ſehen, welches ja der vernünftigſten Eigenliebe nicht anders als höchſt angenehm ſeyn kann, und das Gemüth zu edleren Abſichten und Bemühungen ermuntert, die den Vorſchmack gröſſerer Güter geben.

Was auch ein Menſch, nach ſeinen Umſtänden in der Welt, für Geſchäfte, Amt und Pflichten hat, die wird er, vermöge der Religion, getroſt und freudig verrichten, weil er verſichert iſt, daß dieſes ſein Beruf und Stand ſey, welchen ihm ſein Schöpfer angewieſen; und weil er von ſeinem Gewiſſen das gute Zeugniß hat, daß er das Seinige nach Vermögen aufrichtig thue. Andern, welche unordentli-

che Begierden haben, wird Pflicht und Tugend zur Laſt: und was ſie ja äuſſerlich davon üben, das thun ſie aus Furcht, ungerne, und mit innerm Widerwillen; weil Herz und Neigung wo anders hinhängen. So haben ſie nicht einmal von ihren guten Handlungen Vergnügen, ſondern ſind wie die Schielenden, welche ihre Augen mit Gewalt wohin drehen, dahin ſie doch nicht ſehen. Hingegen iſt es eine innere Belohnung der Frömmigkeit, daß ein Menſch willig, gerne und mit Luſt thut, was ihm obliegt; daß er die Süßigkeit eines ordentlichen Wandels empfindet, und, indem er dadurch ſein eigenes Beſtes bewirket, zugleich die Freude hat, daß er auf ſolche Art, dem vollkommenſten Weſen zu gefallen, verſichert iſt. Dieſes iſt eine Geſinnung, wie der wohlgearteten Kinder, die nicht allein an ihrem Lernen ſelbſt Luſt haben, und dadurch verſtändiger und weiſer werden, ſondern auch darüber fröhlich ſind, daß ſie hierdurch ihrer Aeltern Liebe gewinnen.

Die äuſſern Belohnungen des Fleiſſes, der Geſchicklichkeit, Ehrlichkeit und Treue bleiben ſelten aus. Das Wachsthum des Wohlſtandes, die Blüthe der Familie, die Liebe, Ehre und Achtung bey andern Menſchen, haben eine natürliche und ziemlich nothwendige Verknüpfung mit der Tugend und Frömmigkeit. Und je weniger in einer ſolchen Seele Hochmuth, Eigenſinn, Neid, Haß, Zorn, Läſterung,

Zwie-

Zwietracht, Feindſchaft und Rache wohnen kann; je mehr ſie mit guter Neigung, Menſchenliebe, Demuth, Dienſtfertigkeit, Mitleid und Mitfreude erfüllet iſt: deſto aufrichtigere Freundſchaft gewinnt ſie bey vernünftigen und geſitteten Menſchen, deſto glückſeliger lebet ſie in der bürgerlichen Geſellſchaft. Denn der Menſch iſt zur Liebe geboren; und wer die von Herzen gegen andere übet, von andern genießt, und ſich, ſo viel möglich, vor unruhigen Affecten und äuſſern Feindſeligkeiten hütet, der handelt ſeiner Natur gemäß.

Die Begebenheiten des Glücks und Unglücks ſind zwar auch in der Frömmſten Macht nicht; und ſo ferne ſcheint der Fromme wenig oder nichts vor dem Gottloſen voraus zu haben. Aber dieſe Begebenheiten verhalten ſich zu unſerer Zufriedenheit ſo, wie das Gemüth iſt, welches ihnen unterworfen iſt. Nun frage ich einen jeden: wer hat mehr Vergnügen von dem zeitlichen Glücke, der, welcher es für einen blinden Zufall hält, und doch damit ſeine unendlichen Begierden ſtillen will? oder der, welcher es als ein auſſerordentlich Gnadengeſchenk des höchſten Weſens annimmt, und mit allem Zuſtande und Glücke, was ihm zu Theile wird, zufrieden iſt? Ich frage, wer kann ſich in die widrigen Umſtände am beſten finden: der, welcher ein fatales Muß zum Troſte im Unglücke annimmt, und doch auſſer dieſem Leben weiter nichts zu hoffen hat? oder der,

welcher

welcher eine weiſe und gütige Vorſehung in den Begebenheiten der Welt erkennet, darnach uns jetzt auch das Böſe zum Guten gedeyen muß, und die uns zu einer glückſeligen Ewigkeit vorbereitet? Ich frage: wer iſt wegen der zukünftigen Fälle unbeſorgter: der, welcher ſich wilden Wellen und Stürmen, ohne Ruder und Steuermann, übergeben hat; oder der, welcher ſich einer weiſen, gütigen und mächtigen Hand zuverſichtlich überlaſſen?

Wenn wir endlich von Kindesbeinen an ſchon unſern gewiſſen Tod in anderer täglichem Hintritte vor Augen haben, aber die Art und Zeit, in Ungewißheit, ſtündlich erwarten müſſen: ſo iſt ja wohl keine andre Weltweisheit kräftig genug, dieſer groſſen Veränderung mit unverwandten Augen entgegen zu ſehen, als die Religion. Denn wer ſeine Rechnung nicht weiter geſtellt hat, als dieſes Leben reichet, dem muß ſie nothwendig die allerfürchterlichſte dünken, weil ſein ganzes Seyn damit ein Ende nehmen ſoll: dem muß ſie alle gegenwärtige Luſt verleiden, weil eine betrübte Vorſtellung des gewiß bevorſtehenden Böſen das gegenwärtige Gute nicht empfinden läßt: dem muß ſie das ganze Leben als eitel, nichtswürdig und elend abmalen, weil unſre Natur mit ſo kurzer, niedriger und gemiſchter Freude nicht erſättiget wird. Die Religion allein macht uns, durch die Verſicherung der Unſterblichkeit, unſer ganzes Leben in allen Umſtänden erträglich, getroſt, glückſelig;

ſelig; ſie erhöhet das zeitliche Vergnügen, durch die gewiſſe Hoffnung eines noch weit beſſern Zuſtandes; ſie verſüſſet das gegenwätige Leid durch die zukünftige überwiegende Freude; ſie erwartet den Tod, als eine neue Geburtsſtunde zum vollkommenern Leben, und thut unſerer Natur, und deren Verlangen nach einer ihr gemäßen Glückſeligkeit, auf alle Weiſe, Genüge.

Regiſter.

Die römiſche Zahl bedeutet die Abhandlung, die kleinere den Abſchnitt, und V. die Vorerinnerung.

A.

Abhängigkeit des Orts der Dinge verweiſet uns auf eine unendliche Macht und deren Einfluß in die Erhaltung der Welt. VIII. 6.

Abhängigkeit der Seele vom Leibe, wie ſie zu begreifen. VI. 11. 12. und wie ſie mit dem einfachen Weſen der Seele beſtehe VI. 13. 14.

Abſicht Erklärung davon. III. 17. IV. 4.

Abſicht der Schöpfung erwieſen. V. 13, 15. geht auf das Wohl der Lebendigen. IV. 4. iſt der Schlüſſel, die Vollkommenheiten Gottes rückwärts zu erkennen. IV. 5. und der Mittelpunkt, worinn beyde Weege des Erkenntniſſes Gottes zuſammen treffen. IV. 6. läßt uns die Vollkommenheiten der Welt einſehen. IV. 15. V. 2.

— Beweis der Abſichten des Schöpfers in der Natur, aus der Lebloſigkeit der körperlichen Welt. III. 1 = 5. 9. 14. IV. 6. Wie weit der gemeine Beweis aus der Ordnung, Uebereinſtimmung und Nutzen der Dinge gelte. IV. 6. 9.

Abſichten in der Natur werden von einigen geleugnet und verachtet. IV. 7. die jedoch keinen Widerſpruch mit dem Weſen und der Natur einer körperlichen Welt zeigen können. IV. 8. und ſich ſelbſt widerlegen, wenn ſie ein Vergnügen des Verſtandes in der Betrachtung der Natur finden. — wenn ſie ſich wegen der Naturkunde weiſe dünken. — wenn ſie Vollkommenheiten in der Welt ſehen. — und wenn ſie ſonſt vielmals in den natürlichen Dingen aus der Abſicht und Nutzen ſchlieſſen. daſ.

Abſichten in der Natur. Einwürfe des Hrn. M. dagegen. IV. 9. beantwortet. IV. 10. 14. andere Einwürfe des Hrn. B. und D. IV. 16. beantwortet. IV. 16. 17.

Abſichten in der Natur. Ob wir Menſchen gar nichts von den göttlichen Abſichten wiſſen können. IV. 12. V. 16.

— ob ein Irrthum von den Abſichten des Schöpfers die Forſchung überhaupt unnütze mache. daſ. V. 15. 16.

— ob ſie in der Naturlehre einigen Nutzen haben. IV. 10. 19.

— Regeln, woraus ſie zu beurtheilen. IV. 12. V. 1. Behutſamkeit dabey. IV. 18.

Abſichten in der Natur. Weſen und Natur der Dinge ſind Mittel göttlicher Abſichten. VII. 17.

Alle. Erklärung I. 4. kann auch von einer unendlichen Zahl geſagt werden. eben daſelbſt.

Amerikaner. Woher es kommt, daß die meiſten in den Künſten, Wiſſenſchaften, Sitten nicht weiter gekommen ſind. VII. 7.

Analogie. Schlüſſe aus der Analogie gründen ſich auf die Abſicht. IV. 8. 18.

Arbeit. wie nütze ſie den Menſchen ſey. IX. 5.

Atheiſterey. Hauptſatz derſelben, daß die Welt und ihre Natur ſelbſtändig, nothwendig, ewig ſey I. 1.

— ob ſie zu Laſtern führe. X. 16. 17.

Atheiſten, die Verſtand brauchen, können ihrem Verſtande durch kein Lehrgebäude Genüge thun, weil ſie ohne zureichenden Grund, und wider ihre eigene Regeln, darnach ſie ſonſt denken, urtheilen. X. 12. 13. können auch ihr Wollen und Wünſchen nicht befriedigen, da ſie lauter Unvollkommenheit auſſer und in ſich ſehen, und ſich alle Zuverſicht und Hoffnung benehmen. X. 14.

— Thätige Atheiſten ſind nicht beſſer daran. X. 15. wenn ſie gleich die Laſter als einen Weg zur Glückſeligkeit anpreiſen. X. 16. denn die ganze menſchliche Geſellſchaft würde dadurch zerrüttet. X. 17. und ſie ſelbſt ſind bey allerley Art der Laſter unglücklich. X. 18.

B.

Baſtarte von verſchiedener Art Thiere, ob ſie fruchtbar ſind. V. 26. Was von den Verſuchen derſelben zu halten iſt. daſelbſt.

Baumfrüchte in Europa ſind faſt alle aus Aſien und Afrika, I. 15.

Beachtung, die willkührliche, zeiget den Unterſchied der Seele vom Leibe. VI. 9.

Bedürfniß im Leiblichen, und Mangel angeborner Künſte, hat die Menſchen zum Gebrauche der Vernunſt, Erkenntniß und Fleiſſe getrieben. VII. 9. und iſt eine Mutter aller Vollkommenheit der Menſchen. IX. 5. 6.

Begattung der Thiere. Triebe welche dabey zu bemerken. V. 26. 27.

Begierden der Menſchen gehen natürlicher Weiſe ins Unendliche. VII. 16. können in dieſem Leben ohne Religion nicht befriediget werden. V. 18.

Bergfalke, nebſt den Geyern und wilden Hunden ſind nöthige Thiere. IX. 10. Anmerk.

Berge, was ſie nützen, und ob ſie einmal ganz abnehmen werden. IX. 4.

Beſſerung der Menſchen im Sittlichen, wie ſie möglich ſey. VII. 16. 17.

Beſtimmung unſers Daſeyns, worinn ſie zu ſuchen. V. 17. 18.

Bewegungskunſt der Landthiere. V. 13. 14. der Waſſerthiere. V. 15.

Bewußtſeyn ſteckt in einem, nicht in vielen Weſen. V. 17. kann nur einem fortdaurenden Weſen, oder einer Subſtanz zukommen, und ſchließt allemal eine Erinnerung des vorigen Zuſtandes in ſich. VI. 3.

Bienen, vortrefliche Einrichtung ihres Baues. V. 4. not. 2. V. 8. not. * und ** ob ihre Verrichtung, ohne an einen weiſen Schöpfer zu gedenken, bloß mechaniſch zu erklären ſey. V. 12.

Bildung der Samen in Thieren und Pflanzen kommt nicht von einer Præformation, noch innerem Modell, noch Paarung ähnlicher Theile, VII. 8. beweiſt den göttlichen Einfluß in die Erhaltung der Welt. daſ.

Blattläuſe, wunderbare Fortpflanzung derſelben. II. 2. Anmerk. *

Böſes in der Welt wird aus Unverſtand vermehret. IV. 15. IX. 4, 6. wird vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorſehung gebraucht. IV. 14. Ungereimtheit derer, die daher Gott leugnen, oder zwey Weſen, ein gutes und ein böſes, annehmen. IX. 1.

— woher es entſtehe, und warum es der göttlichen Vorſehung nicht zur Laſt falle. IX. 1-3.

— iſt zum Guten angewandt, und muß von Menſchen auch ſo angeſehen werden. IX. 16-19.

Böſes, das den Frommen, Gutes, das den Gottloſen wiederfährt, ob es ſo häufig ſey, als man

 mey-

meynet. IX. 13. wie es mit der Vorſehung und dem Beſten der Menſchen beſtehe. IX. 14. 15.

Britannien, vordem wüſte und weniger volkreich. I. 13.

Buchwaizen haben die Türken aus Aſien nach Europa gebracht. I. 15. Anmerk. 60.

C.

Cometen, ob einer die Erde zerſtöret habe oder zerſtören werde. I. 16.

— der von 1744 hat den Lauf des Merkurs nicht geſtöret. daſ. Anmerk. †

Cycloide, in dieſer Linie bewegt ſich das Licht in unſerm Dunſtkreiſe. IV. 18.

D.

Dauer der Welt zeigt die Allweisheit des Schöpfers. V. 13.

Denken, es ſey was es wolle, ſo denkt in uns doch ein, und nicht viele Weſen. V. 17.

Deutſchland, vordem ſehr waldicht, öde und wenig bevölkert. I. 13.

Dunſtkreis des Monden, Meynungen von demſelben. III. 12 — muthmaßliche Schlüſſe davon ſind nicht gänzlich zu verwerfen. daſ. Anm.

E.

Eigenſchaften Gottes. Siehe Gott.

Eigenſchaften Gottes, wie ſie rückwärts aus der Welt und deren Beſchaffenheit zu erkennen. IV. 5.

Einfache Dinge müſſen auch in Körpern angenommen werden. VI. 14. daher kann auch die Seele, als ein einfaches Weſen, mit einem Körper verbunden ſeyn. VI. 13. 14.

Einfluß, der göttlichen Macht in die Erhaltung der Welt. Siehe Erhaltung.

Eins, gehöret zu dem Begriffe der Vollkommenheit. III. 4.

Electriſche Kraft der Sonne und Firſterne. III. 10.

Empfindung, Unterſchied der äuſſeren und inneren zeigt den Unterſchied von Leib und Seele. VI. 9.

— unſere pflegen wir den Dingen auſſer uns beyzulegen; woher es kommt? III. 5. Die Vollkommenheiten, welche wir an ſich lebloſen Dingen zuſchreiben, ſind nicht in ihnen, ſondern kommen auf die geiſtige Empfindung unſerer Seele an. daſ.

Endurſachen. Siehe Abſichten.

Erdboden iſt vor Zeiten viel wüſter und unbewohnter geweſen. I. 13. und noch lange nicht ſo bevölkert, als er ſeyn kann. daſ.

— deſſen Figur, wie ſie errathen worden. IV. 18. Oberfläche deſſelben zeiget von groſſen vormaligen Veränderungen. I. 16. V. not.* — dabey eine allweiſe Vorſicht gewaltet. V. 13.

— deſſen erdichtete öftere Verwüſtungen durch Feuer und Waſſer. I. 16.

Erde iſt nicht unſer aller Mutter. II. 2. 14. III. 2.

Erhaltung der Thiere aller Arten in einem Gleichgewichte, ein Beweis der göttlichen Vorſehung. VIII. 4.

Erhaltung der Welt durch göttliche Macht, erwieſen aus Gottes Eigenſchaften. VIII. 1. beſtätigt aus Beobachtungen des Unendlichen in der Natur. VIII. 6. 9. V. 13.

— wie ſie von übernatürlichen Wirkungen oder Wundern zu unterſcheiden ſey. VIII. 5.

Erinnerung, der eigentliche Grund davon kann nicht im Körperlichen liegen. V. 17. not. 29.

Erkenntniß der Menſchen wird durch ihre natürliche Bedürfniß, und durch den Mangel angeborner Künſte erweckt. VII. 9.

Erzeugung der Thiere aus roher Materie, durch ein Ungefähr, iſt unmöglich. II. 1. 13.

Erziehung, beſſere, kann allein beſſere Sittlichkeit unter die Menſchen einführen. VII. 16. Anm.

Europa, vorzeiten ſehr waldicht, wüſte und unbewohnt. I. 13.

— hat kaum drey bis vier alte Mutterſprachen. I. 14.

— hat faſt alle Baumfrüchte aus Aſien und Afrika bekommen. I. 15.

— ſcheint mehrentheils von den Phöniciern zu Waſſer, und von den Scythen zu Lande beſetzt zu ſeyn. I. 14.

Ewig, muß irgend etwas ſeyn. V. 4. I. 2.

Ewigkeit der Welt hebt die Nothwendigkeit einer Grundurſache nicht auf. V. 8. II. 14. — Gottes. IV. 1. 2. 5.

F.

Falten in der Haut des Rhinoceros. IV. 13. in dem Panzer des Armadill. daſ.

Fixſterne ſind vermuthlich mit Planeten umgeben. III. 10. ſind electriſche Maſchinen, und können Einwohner haben. daſ.

Fiſche, Fortpflanzung derſelben; von einem Verſuche mit denſelben. V. 27. Die Befruchtung ihrer Eyer im Mutterleibe iſt noch in vielen Arten unbewieſen. daſ.

— die Blaſe derſelben iſt nicht das einzige Mittel der Bewegung der Fiſche. V. 15.

— wie und wodurch das Steigen und Sinken derſelben zu erklären ſey. daſ.

Fromme, ob es ihnen ſo häufig übel, und den Gottloſen wohl gehe? IX. 13. und wie das mit der Vorſehung zu reimen? IX. 14. 15.

G.

Gallien, in den älteſten Zeiten noch wenig bevölkert. I. 13.

Gedächtniß ſ. Erinnerung.

Gelehrte, welche an dem Vergnügen des Verſtandes Antheil haben. VII. 14.

Gemüth, Einfluß ſeines Zuſtandes in den Körper. VI. 10.

Geſchichte widerlegt den Urſprung der Menſchen und Völker nicht. I. 11. 12. ſondern beſtärkt ihn durch die alte Wüſteney des Erdbodens, und mälige Vermehrung der Einwohner. I. 13. durch die Abſtammung der Sprachen von wenigen Mutterſprachen. I. 14. durch den Wachsthum der Künſte. I. 15. 16.

Geſchichtſchreiber der Griechen ſind viel zu neu, als daß ſie den Urſprung der Völker wiſſen könnten. I. 11. 12.

Geſetze der Bewegung ſind keine ewige Wahrheiten, die ſich geometriſch beweiſen laſſen, ſondern ſetzen allemal eine Bedingung voraus. III. 16. IV. 10. V. 11. zielen alle auf das Wohl der Lebendigen. III. 17. richten ſich nach der Regel der kürzeſten Mittel. IV. 18.

Geſetz der Sparſamkeit. IV. 9. 10. ob es aus der Regel der kürzeſten Mittel gefloſſen? IV. 18. ob es einen Beweis des Daſeyns Gottes und ſeiner Weisheit und Güte abgebe? IV. 14.

Gleichheit der Menſchen in der Glückſeligkeit, ungeachtet des ſcheinenden groſſen Unterſchiedes. IX. 12. 19.

Glücks- und Unglücksfälle, ob ſie ſo häufig verkehrt auf Gottloſe und Fromme treffen? IX. 13. wie dieſelben mit göttlicher Vorſehung und dem Wohl der Menſchen beſtehen? IX. 14. 15.

Glückſeligkeit des Lebens, ob ſie überhaupt von dem Elende überwogen werde? IX. 12.

Glückſeligkeit des Lebens eine reine dient uns Menſchen in der Welt nicht. IX. 11.
Glückſeligkeit des Lebens iſt faſt bey allen Menſchen gleich. S. Gleichheit.
Gott. Erklärung. IV. 1. Eigenſchaften. IV. 1 , 5. unveränderlich. IV. 2. unendlich. daſ. einzig. daſ. vollkommen. IV. 3. unkörperlich, lebendig, ein Geiſt mit Verſtand und Willen begabt. daſ. glückſelig. daſ. mächtig. IV. 4.
— Spinoza Erklärung davon nimmt willkührlich an, was er beweiſen ſollte. III. 13.
— Hat die Welt aus Nichts hervorgebracht. IV. 4. III. 7. nicht aus Nothwendigkeit ſeiner Natur. IV. 4. ſondern aus Abſicht auf das Wohl der Lebendigen. S. Schöpfung.
— ob er die Welt von Ewigkeit habe ſchaffen können. III. 8. V. 5 , 7.
— Einwürfe gegen ſein Daſeyn, allgemein betrachtet. V. 9. insbeſondere erwogen. V. 10 , 16.
Grundſätze des zureichenden Grundes und des Widerſpruches, ob ſie unfruchtbar und in der Anwendung trüglich ſind. IV. 16.
— des zureichenden Grundes, erklärt. daſ. Anm. 38.
— der Stätigkeit. Erklärung und Nutzen. IV, 18.
Grundurſache muß von allen Wirkungen unterſchieden ſeyn. V. 8. 16.
Gutes, das den Gottloſen, Böſes, das den Frommen wiederfährt. S. Glücks- und Unglücksfälle.

H.

Haushaltungskunſt der Thiere. V. 19.
Haut iſt bey den vierfüßigen Thieren unter allen vier Füſſen ſchon im Mutterleibe dicker, bey dem Menſchen nur unter den zweenen Füſſen. IV. 13.
Helvetien hat zu Cäſars Zeiten nur wenig Einwohner gehabt, gegen jetzo. I. 13.

J.

Idealiſt, wird durch ſeine eigenen Vorſtellungen widerlegt. I. 2.
Ideen, Ungrund des Materiellen. V. 16.
Inſecten, ihr Nutzen in der Welt. IX. 8. 9.
Inſtincte, oder Triebe der Thiere, werden beſchrieben und deren Nutzen gezeigt. V. 4. 5. allgemeine Arten derſelben. V. 16. ſind zu der Thiere und ihres Geſchlechts Erhaltung nöthig. V. 7.
— gehen nicht mechaniſch zu. daſ. ſind auch durch die Sinne und Empfindung nicht genugſam zu erklären. V. 8. alſo auch nicht aus der vergangenen Erfahrung. V. 9. nicht aus Beyſpielen, Nachahmung, Unterricht, Uebung. daſ. nicht aus Vernunft. V. 10. Erklärungen des Hrn. B. widerlegt. V. 12.
— ſind eine von Gott eingepflanzte erbliche Fertigkeit der Seelen. V. 10. und geben auf alle Weiſe einen Beweis der Weisheit und Güte des Schöpfers. V. 7. 11. 28.
— der Bewegung. V. 13-15. der Nahrung. V. 16. 19.

der Sorge für die Erhaltung und Nahrung der Brut. V. 6. 17. 28. des Schlafes im Winter. V. 18. der Sammlung auf den Winter. V. 19. der Wanderung. V. 20. der Raubthiere. V. 21, 23. ſich zu verwahren durch ein Geſpinſt. V. 23. 24. ſich zu retten und zu wehren gegen Verfolgung. V. 25. ſich zu paaren. V. 26. 27.

Inſtincte oder blinder Trieb, kann nicht die Richtſchnur menſchlicher Handlungen und Glückſeligkeit ſeyn. VII. 17.

K.

Kleinigkeiten, ob etwas in der Natur zu klein ſey, die Weisheit des Schöpfers darinn zu zeigen. IV. 13.

Körper, iſt unſer eigen, ſo ferne wir darinn empfinden. VI. 2. doch ſind uns nicht alle Theile des Körpers gleich nahe, ſondern hauptſächlich die Nerven. daſ.

— iſt der nächſte Gegenſtand, oder das Werkzeug unſerer Wirkſamkeit, aber nicht unſer Ich. V. 17.

— iſt im ſteten Ab- und Zufluſſe. VI. 2. ohne daß wir ein Theil kennen, ob es eben daſſelbe ſey, ſo wir vorhin gehabt, oder nicht. VI. 3. oder wenigſtens, er iſt ein Haufen vieler Weſen. V. 17. iſt alſo nicht eigentlich und hauptſächlich, was den Menſchen, unſer Ich, ausmacht. VI. 2.

— iſt der Seelen Spiegel, worinn ſie alles ſieht. VI. 8. 11. 12.

Körperwelt, lebloſe iſt an ſich ſelbſt keiner innern und phyſiſchen Vollkommenheit fähig. III. 5.

Kräfte der Materie wohnen in den einfachen Theilen, entſtehen aber nicht erſt durch die Zuſammenſetzung. VI. 14.

— ihr beſtändiges Gleichgewicht zeugt von der Erhaltung der Welt. VIII. 7.

Künſte. Ihr Wachsthum beweiſt den Urſprung des menſchlichen Geſchlechts. I. 15. können durch keine Verwüſtung und Landplagen gänzlich erſtickt werden. I. 16.

— Wurden in den erſten Zeiten geheim gehalten; waren ſehr unvollkommen; ſind mit den neuern Entdeckungen nicht zu vergleichen. I. 15.

L.

Laſter ſchaden der menſchlichen Geſellſchaft allezeit mehr, als ſie zufällig Vortheil ſchaffen können. X. 20.

Lateiniſch ſtammt in den meiſten Wörtern von dem Griechiſchen ab. I. 14.

Leben der Menſchen, ob es überwiegend elend ſey? X. 22. 23.

Leben. Die Art des Lebens, wozu ein jedes beſtimmt iſt, enthält die Regel, wornach ſich alles übrige richtet. VII. 1.

Lebendige ſind in der körperlichen Welt an ſich nicht weſentlich eingeſchloſſen. III. 2. auch durch keine Kraft der Natur urſprünglich entſtanden. II. 1 = 12. 14. ſind aber in der Abſicht des Schöpfers der Grund, warum er die Welt hervorgebracht. III. 9 = 12. 14. und warum die Natur durch dieſe Regeln beſtimmt worden. III. 16. 17.

— alle mögliche ſind wirklich in der Welt. V. 1 = 3.

Lebloſe Dinge, wie ſie von Lebendigen innerlich unterſchieden ſeyn können. III. 9. not. — haben keine innere Vollkommenheit. III. 1. 4. 5. noch einen Grund ihres Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit. III. 6.

Leere der Weſen vacuum formarum. V. 2. S. Stätigkeit.

Licht, deſſen Bewegung durch den Dunſtkreis, in einer Cycloide. IV. 18.

Lucretius tadelt die Natur mit Unverſtand. IX. 4 = 6.

Luſt. Die ſinnliche iſt den Menſchen von Gott gegönnt. VII. 8. wird ihnen aber, wegen angeborner Dürftigkeit und Unwiſſenheit, ſo leicht nicht erhalten, als den Thieren. VII. 9. thut allein der menſchlichen Natur nicht Genügen, und iſt nicht unſer einziges und äuſſerſtes Ziel VII. 10. X. 18. iſt an ſich weit ſchlechter, als das Vergnügen des Gemüths. VII. 14.

— Wird durch den Gebrauch der Vernunft nicht allein mannichfaltiger gemacht, ſondern auch auf eine unſchädliche Weiſe geſchärfet und erhöhet. VII. 13.

— wird ſelbſt von der Religion nicht erſticket, ſondern in Ordnung gebracht und vermehret. X. 23.

— alle mögliche Arten und Stufen der Luſt werden in der Welt von allen möglichen Arten der Lebendigen wirklich genoſſen. IX. 7.

M.

Mangel und Bedürfniß hat die Menſchen zum Gebrauche der Vernunft, Erkenntniß und Fleiße getrieben. VII. 9. und dadurch zu aller Vollkommenheit gebracht. IX. 5. 6.

— einer mehreren Vollkommenheit iſt allen eingeſchränkten Dingen weſentlich. IX. 2.

Man-

Mannichfaligkeit der Dinge kann mit der Uebereinſtimmung und allgemeinen Aehnlichkeit zuſammenſtehen. IV. 11.

Maſchine hat, als leblos, keine innere, ſondern blos äuſſere Vollkommenheit. III. 1. 4. kann ohne einen Nutzen für Lebendige nicht einmal gedacht werden. III. 9.

Materie, oder das Materielle, iſt immer ein Haufen vieler Weſen. — kann alſo nicht ein einfaches Bewußtſeyn geben. V. 17.

Materielle Ideen, ihr Ungrund gezeigt. daſ.

Menſchliche Geſchlecht hat einen Anfang gehabt. I. 4. 5. unendliche Reihen voriger Geburten laſſen ſich nicht denken. I. 8. 9. alle Völker haben ſich einen Anfang beygelegt, wenn ſie ſich auch noch ſo alt gemacht. I. 11. iſt vorzeiten nicht ſo volkreich geweſen. I. 13. Siehe Mutterſprachen, Künſte, Wälder.

— iſt zur Bewohnung und zur Beherrſchung des ganzen Erdbodens von Natur gemacht. daſ.

Menſchen und Thiere können nicht natürlich aus dem Schlamm, durch Wärme und durch eine ungefähre Gährung entſtanden ſeyn. II. 1 = 13.

Menſchen müſſen ſich nicht als den Mittelpunkt der ganzen Welt betrachten, als ob um ihrent willen allein alles ſey. VI. 1. IX. 7, 9.

Menſch, was eigentlich den Menſchen ausmacht, iſt nicht der Körper, ſonder die Seele. VI 2. 3.

Menſchen, die zuſammen gewachſen, zwo Seelen in einem Leibe. VI. 6.

— was ſie mit den Thieren gemein haben. VII. 8.

kommen in gröſſerer Bedürfniß und Unwiſſenheit, als die Thiere, auf die Welt. VII. 9. das aber treibt ſie zum Gebrauche ihrer Vernunft, Erkenntniß, Fleiße. eben daſ. und zu aller Vollkommenheit. VIII. 12. IX. 6. können alſo durch blinde Triebe nicht glücklich werden. VI. 1. VII. 17.

Menſch, natürliche Beſtimmung deſſelben nach dem Syſtem des Herrn R. und Widerlegung deſſelben. VII. 2-7. der Grund deſſelben iſt, daß die Geſelligkeit der Menſchen nicht natürlich ſey. VII. 5. er beſchreibt den urſprünglichen Menſchen erſt als ein Vieh. VII. 2. und legt ihm alsdenn einige vorzügliche Naturgaben vor den Thieren bey. VII. 3.

Menſchen können ihre Begierden nicht ſo wohlfeil, als die Thiere, durch ſinnliche Luſt allein, ſättigen. VII. 10. ſtreben alſo nach Wahrheit und höherer Vollkommenheit. daſ. können auch immer vollkommner werden. VII. 16. und gehen darinn mit ihrem Verlangen ins Unendliche. eben daſ.

— müſſen, vermöge ihrer Vernunft, voraus denken, und ſich das Zukünftige vorſtellen, dagegen die Thiere wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert ſind. VII. 11. das führet ſie zur Weisheit, Tugend, Religion, Zuverſicht auf göttliche Vorſehung, und zur Hoffnung der Unſterblichkeit. Siehe Religion.

Menſchen können nicht lauter gute Tage vertragen. IX. 11.

— Natur der Menſchen. VII. 17. äuſſert ſich bey Menſchen auf eine andere Art, als bey den Thieren. VI. 1. VII. 17.

Mikroſkopia, einfache ſind beſſer, als zuſammengeſetzte. II. 4.

Misgeburten beweiſen die Zufälligkeit der Natur. III. 16.

Modell, inneres, welches Hr. B. zur Bildung der Samen in den Thieren erdacht. VIII. 8.

Möglichkeit, innere und äuſſere. II. 9.

— muß nicht mit der Wahrſcheinlichkeit vermengt werden. IV. 10.

Mond, Aehnlichkeit deſſelben mit unſerer Erde. III. 12. Anmerk.

Moſes Geſchichte von dem Urſprunge der Völker iſt glaublich. I. 12.

Mutterſprachen ſind nur wenige, und beweiſen die Abſtammung der Menſchen von wenigen Geſchlechtern. I. 14.

N.

Nahrungstriebe der Thiere, und deſſen verſchiedene Arten. V. 16. 22.

Natur, was eigentlich darunter zu verſtehen, wenn es keine Qualitas occulta oder idolum werden ſoll. III. 15. V. 12.

— iſt nicht ſchlechterdings nothwendig. III. 16. ihre Regeln ſetzen immer eine Bedingung voraus, und laſſen ſich nicht geometriſch beweiſen. daſ. IV. 10. ihr Anfang erhellet aus dem Urſprunge der Menſchen und Thiere. II. 14. weil keine Naturkraft organiſche Thiere durch ein Ungefähr erzeugen kann. II. 1. 13.

Na-

Natur, ob ſie jetzt alt und unfruchtbar in Erzeugung der Thiere geworden ſey. II. 6.

— der Grund aller ihrer Regeln oder Geſetze liegt in der Abſicht auf das Wohl der Lebendigen. III. 16. und ſo ſind Natur und Weſen der Dinge Mittel göttlicher Abſichten. VII. 17. ſie wirket durch die kürzeſten Wege, und thut nichts umſonſt. IV. 18. ihre Tadler verrathen nur ihren eigenen Unverſtand. IX. 4 = 7. und die Alten, welche mentem per rerum naturam intentam angenommen, ſind weit erträglicher, als die, welche alles aus unverſtändigen Kräften herleiten. II. 7. III. 3.

Naturlehre. Ob die Betrachtungen der Abſichten in der Natur ihr hinderlich ſind. IV. 16. 17. ob ſie zu ihrem Erkenntniſſe etwas beytragen. IV. 18. iſt ohne Einſicht der Abſichten nicht verſtändlich genug. IV. 19.

Natur des Menſchen, was darunter zu verſtehen. VII. 6. Siehe Menſchen. Thiere.

Natürlich, was es heiſſe. daſ. was ein natürlicher Zuſtand des Menſchen ſey. daſ.

Nerven ſind das einzige empfindliche im Körper. VI. 2. entſpringen aus dem Gehirne an verſchiedenen Orten; daher die Seele uicht in den Nerven, ſondern im Gehirne ſelbſt ihren Sitz haben muß. VI. 10. Anmerk.

Nothwendigkeit, unbedingte, kömmt der Welt nicht zu. III. 14. noch auch der Natur. III. 15. 16.

— die vor dem erſten, was ſich von einem Dinge gedenken läßt, das iſt, vor deſſen Möglichkeit und

Weſen, in demſelben angenommen wird, und alſo in dem Weſen keinen Grund hat, iſt erdichtet. III. 14.
Nothwendigkeit, mathematiſche, bringt keine Wirklichkeit hervor. V. 11.
Nutzen der Dinge, ob er eine Abſicht ſey? IV. 11. 17.

O.

Ordnung. Die beſtändige im Laufe der Natur beweiſt eine göttliche Vorherſehung. VIII. 2, 4.
Ort eines jeden Dinges hängt von den benachbarten ab, und dieſe Abhängigkeit der Natur weiſt uns auf die göttliche Erhaltung der Welt. VIII. 6.

P.

Paarung der Thiere. V. 26. 27.
Phyſik hängt mit der Matheſi und Metaphyſik zuſammen. III. 17. IV. 19. S. Naturlehre.
Planeten von Lebendigen bewohnet. III. 12. V. 3. ſind vermuthlich auch um die Fixſterne. III. 10.
Präformation in den Samen der Thiere und Pflanzen, verworfen. VIII. 8.

R.

Raubthiere, ihre Kunſt, den Raub zu fangen. V. 21. 22. dienen, das Gleichgewicht unter den Thieren zu erhalten. V. 23.

Recht

Recht der Natur, das allgemeine, welches auch die Thiere angeht. VII. 8.

Reden, ſoll dem Menſchen nicht natürlich ſeyn, nach dem Syſtem des R. obgleich die Werkzeuge dazu da ſind. VII. 5. Widerlegung. VII. 6.

Reflexion, ſpricht R. ſeinen urſprünglichen Menſchen ab. VII. 2. die von der Reflexion abſtammenden Erfindungen ſollen die Urſachen alles Elendes ſeyn. VII. 2. 3.

Religion, allgemeine Erklärung. I. 1. Hauptſatz derer, die keine Religion haben. daſ.

— die Unwiſſenheit der erſten und rohen Menſchen beweiſt nichts gegen die Gründe. V. 18.

— warum ſich einer darum zu bekümmern hat. X. 21.

— warum ſie nicht mit ſo lebhafter Klarheit eingeſehen werden ſollte, als das, was unſer gegenwärwätiges Leben angeht. V. 18. iſt eine Hauptſtütze der menſchlichen Zufriedenheit. VII. 18. ihr Einfluß in die Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft. X. 19. 20. und in die beſondere eines jeden. X. 21.

— bringt unſere Begierden in Ordnung. X. 23.

— unterdrückt die ſinnliche Luſt nicht, ſondern vermehret und erhöhet ſie. X. 24.

— thut unſerm Verſtande und Willen allein Genüge. X. 21. 22. 25. V. 18.

— wäre ohne die Hoffnung der Unſterblichkeit eitel. X. 8.

— wie ſie zu gründen ſey. V. 1.

Rhinoceros. ob es läppiſch ſey, in den Falten ſeiner

dicken Haut die Weisheit des Schöpfers zu bemerken? IV. 13.

Rührung, oder Gefühl, ein unſicheres Zeichen der Wahrheit. V. 1.

S.

Samen Eyer aller Thiere, wenn ſie auch von Ewigkeit wären, ob ſie zureichten den Urſprung der Thiere zu erklären? II. 13.

— ihre Bildung. S. Bildung.

Schlafende Thiere. V. 18.

Schöpfung der Welt, was man darunter verſtehe? V. 7. aus Nichts, macht unſere Unwiſſenheit unbegreiflich. III. 7. iſt aber nicht widerſprechend. daſ. iſt nicht aus einer Nothwendigkeit Gottes geſchehen. IV. 4. ſondern in Abſicht auf das Wohl der Lebendigen. daſ. konnte nach den Regeln der Weisheit und Güte wegen der Unvollkommenheit, die eingeſchränkten Dingen anklebet, nicht unterlaſſen werden. IX. 3.

— ob nicht eine Schöpfung von Ewigkeit möglich ſey? III. 8. V. 7.

Schranken, weſentliche der Dinge enthalten den Grund der Unvollkommenheit und des Böſen. IX. 2.

Seele. Erklärung. VI. 4. iſt eine Subſtanz. daſ. kann keine Beſchaffenheit des Körpers ſeyn. VI. 5.

— iſt in jedem Menſchen nur eine. V. 17. VI. 6. ohne, wo zween Körper an einander gewachſen ſind. VI. 6.

Seele, iſt von allen körperlichen Theilen unterſchieden und einfach. VI. 7. 9. V. 17. Schulbeweiſe davon. VI. 10. Einwürfe des la M. daſ.
— Abhängigkeit ihrer geiſtigen Verrichtungen von dem organiſchen Körper. VI. 10.
— Abhängigkeit der Seele vom Körper iſt wie des Auges vom Spiegel, das darinn alles ſieht. VI. 11. hindert alſo nicht, daß ſie nicht davon unterſchieden ſeyn ſollte. VI. 12. V. 17.
— wie ſie, als ein einfach Weſen, mit dem Körper vereint ſeyn könne. VI 13. 14.
— Unſterblichkeit derſelben gründet ſich auf die göttliche Abſicht der Schöpfung und Vorſehung. X. 1. Möglichkeit derſelben. X. 2. 3. die Wirklichkeit beruhet auf unſerer Beſtimmung, welche aus unſern Naturkräften erhellet, weil dieſelbe nach ihren Regeln zu einer Vorſtellung und zum Verlangen eines dauerhafteren und beſſeren Lebens nothwendig führen. X. 4. 6. weil ſie ſonſt alle menſchliche Vorzüge eitel wären, und uns nur unglücklich machten. X. 7. 8. welches der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des Schöpfers entgegen iſt. X. 9. 10.
Selbſtändig muß ein Weſen, oder alles in der Welt ſeyn. V. 4. l. 2.
Sonne und andere Fixſterne haben eine electriſche Kraft, und ſind wohnbar. III. 10.
Spanien, in den älteſten Zeiten landwärts wenig bevölkert. I. 13.
Sparſamkeit, Geſetz derſelben, oder das Geſetz der kleinſten Handlung in der Natur, was davon zu halten. IV. 9. Anm. 7.

Spinnengewebe, ob es läppiſch ſey, darinn die Weisheit des Schöpfers zu betrachten. IV. 13. V. 22.

Spinoza nimmt in der Erklärung von der Subſtanz und von Gott ſchon heimlich an, was er beweiſen ſollte. III. 13.

Sprachen ſtammen von wenig Mutterſprachen, und beweiſen den Urſprung der Menſchen. I. 14.

Städte, ihre Wenigkeit in den alten Zeiten beweiſt die Wenigkeit der Menſchen, I. 13.

Stätigkeit. Grundſatz oder Regel der Stätigkeit. (Lex Continuitatis) deſſen Erklärung und Nutzen. IV. 18. weiſt, daß alle mögliche Lebendige wirklich in der Welt ſind. V. 2. 3.

Subſtanz, nach dem Spinoza. Siehe Spinoza. Die wirkliche Welt widerſpricht ſeiner Erklärung. III. 13.

T.

Tadler der Schöpfung und Vorſehung verrathen ihren Unverſtand. IX. 4=6. VIII. 10. V. 15.

Thiere. Siehe Lebendige. Menſchen.

— Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Arten. V. 5. alle Arten ſcheinen auf dem Erdboden wirklich zu ſeyn, welche hier möglich ſind. V. 3.

— jedoch haben vor der groſſen Veränderung des Erdbodens auch andere Thierarten Statt gefunden. V. 5. not. *.

— ihre Triebe. Siehe Jnſtinct.

— ihre beſtändige Erhaltung in allen Arten, und ihr Gleich-

Gleichgewicht unter einander, iſt ein Beweis der göttlichen Vorſehung. VIII. 4.

Thiere, verächtliche und ſchädliche, warum ſie in der Welt ſind. IX. 7. 9. warum ſich viele auf Unkoſten anderer erhalten. IX. 10. werden vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorſehung gebraucht. IV. 14.

— haben die Vorzüge vor Menſchen: 1) daß ſie mit Kleidung, Waffen und Künſten geboren werden. VII. 9. 2) daß ſie mit der Erſättigung ihrer ſinnlichen Luſt völlig zufrieden ſind. VII. 10. 3) daß ſie wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert ſind. VII. 11.

— wiſſen hergegen von keinem Vergnügen des Verſtandes noch Willens, können auch nicht vollkommener werden. Siehe Menſchen.

Thierlein im Samen und in den Säften der Thiere und Pflanzen, wie die meiſten Beobachter uns dieſelben abbilden, und was ſie von ihrem Leben und Körper anmerken. II. 4. was einige mit einem mangelhaften Mikroſkopio an denſelben wahrgenommen haben wollen, iſt unzuverläßig, Widerlegung derſelben. II. 4. ob ſie ſind, und woher ſie kommen. II. 5. ob ſie eine ungefähre Erzeugung der vollkommenern Thiere aus roher Materie beweiſen? II. 3.

Tod vergället den Atheiſten alle Luſt des Lebens. X. 18.

Trampelthiere, wunderbare Paarung derſelben. V. 27.

Triebe. Siehe Inſtinct.
Tugenden ſind der menſchlichen Natur gemäßer, als die Laſter. VII. 16. Anmerk.
— würden ohne Religion, und Hoffnung der Unſterblichkeit nicht glücklich machen. X. 8. 11.

U.

Uebereinſtimmung in dem Mannichfaltigen iſt durch ein Ungefähr nicht möglich. II. 7 = 13. IV. 9.
— kann mit der Mannichfaltigkeit beſtehen. IV. 11.
— in dem Baue der thieriſchen Körper geht über allen menſchlichen Verſtand. V. 16.
Urſache, die erſte, oder Grundurſache, muß von allen Wirkungen unterſchieden ſeyn. V. 10. obgleich dieſe ihre nächſten phyſiſchen Urſachen haben. daſ.
Unendlich, was es eigentlich ſey. I. 8.
— das Unendliche der Mathematiker iſt nur eine Erdichtung, und nicht auf wirkliche Dinge zu ziehen. I. 7. Zahlen und Gröſſen ſind nicht unendlich. I. 8.
— ins Unendliche fortgehen, und unendlich ſeyn, iſt ganz was verſchiedenes. I. 8. was künftig ins Unendliche fortgehen kann, iſt deswegen nicht ohne Anfang. I. 9.
Unendliche Reihen, Gründe dawider. I. 6 = 9. V. 5. 6.
— Behauptung derſelben. V. 7.
Ungefähr kann keine Ordnung und Uebereinſtimmung im Mannichfaltigen hervorbringen, keine organiſche Thiere erzeugen. II. 7 = 12. IV. 9. 10.

Ungefähr richtet ſich nach Regeln, die den Regeln der Ordnung und Uebereinſtimmung gerade entgegen ſind. II. 12.
Ungelehrte ſind auch zu vernünftigen Uebungen des Verſtandes geſchickt. VII. 14.
Unglück. Siehe Böſes.
— wird durch die Hoffnung eines beſſeren Lebens gemildert. IX. 20.
Unordnung und Unvollkommenheit, welche einige in der Welt zu finden vermeynen. IV. 14 = 18. V. 15. Siehe Tadler.
Unſterblichkeit, eine Hauptſtütze der Zufriedenheit. VII. 18. IX. 20. Siehe Seele.
Unvollkommenheit und Böſes, woraus es entſtehe, und warum es der Vorſehung nicht zur Laſt falle. IX. 1 = 3. wird oft irrig und mit Unverſtand angegeben, was in der That gut iſt. IX. 4 = 6. Siehe Böſes. Tadler.
— der menſchlichen Natur, ein Mittel ihrer vorzüglichen Vollkommenheit. VII. 12. Siehe Bedürfniß. Mangel.
Unwiſſenheit der Wirkungsart hindert uns nicht auf eine Grundurſache zu ſchlieſſen. V. 10. 16.
— der erſten und rohen Menſchen von dem, was zur Religion gehört, widerleget die Beweiſe nicht. V. 18.
Urſtoffen der Materie, ob ſie ein Leben haben? III. 3. Siehe einfache Dinge.

V.

Vergnügen des Verſtandes kann nicht entſtehen als aus Einſicht des Verſtandes, der ſich in Dingen zeigt. IV. 8.
— hat viele Vorzüge vor der ſinnlichen Luſt. VII. 14.
— muß mit der Vollkommenheit des Willens verknüpft ſeyn. VII. 15.
Vergnügen des Willens an äuſſerer und eigener Vollkommenheit. daſ.
Vernunft, zu deren Gebrauche wird der Menſch durch leibliche Bedürfniß, und durch den Mangel angeborner Künſte getrieben. VII. 9.
— macht, daß wir voraus denken oder uns das Zukünftige vorſtellen, und dadurch zur Weisheit Tugend und Religion geleitet werden. VII. 11.
Vögel, amerikaniſche, Maißdiebe genannt, eine artige Hiſtorie von denſelben. IX. 9. Anmerk.
Völker, die alten wollten aus der Erde entſproſſen ſeyn. I. 11. welche, und warum ſie ſich alt gedichtet. daſ. keines jedoch hat ſich für ewig gehalten. daſ.
— von ihrem erſten Urſprunge können die griechiſchen Geſchichtſchreiber nichts wiſſen. I. 12.
Vollkommenheit, ob es ein blos moraliſch Weſen ſey, das nach unſerer Abſicht erdichtet iſt. IV. 16. 17.
— dreyerley Art derſelben, eine Metaphyſiſche, Phyſiſche und Moraliſche. III. 4. Phyſiſche, was man darunter verſtehe? Worinnen der Begriff derſelben das Mannichfaltige ſetze. daſ. wie man die Uebereinſtimmung deſſelben mit einem Etwas gedenke. daſ.

daſ. wie ferne man ſich auch blinden Kräften zueigne. daſ.

Vollkommenheit, innere und äuſſere. daſ. die innere kommt keinem lebloſen Dinge zu. III. 5. die äuſſere verſchwindet in unſern Gedanken, wo man nicht eine Abſicht ſetzet. IV. 8.

Vollkommenheit der Welt muß aus den Abſichten beurtheilet werden. IV. 15. keine kann gröſſer ſeyn, als darinn alle Arten des Lebens, der Luſt und Glückſeligkeit vereint ſind, ſo, daß alle äuſſere Einrichtung der körperlichen Welt damit übereinſtimmt. V. 2.

— der Lebendigen, eine mehrere, als die weſentlichen Schranken leiden, würde jedem nur ſchädlich ſeyn. IX. 6.

— Einſicht und Vergnügen davon, hat auf der Erde allein der Menſch. VII. 15. und kann allein ſelbſt immer vollkommener werden. VII. 16.

— des Verſtandes, ohne Vollkommenheit des Willens ſchädlich. VII. 15.

Vorſehung, wird aus Gottes Eigenſchaften erwieſen. VIII. 1. und durch Beobachtungen beſtätigt. VIII. 2, 8. V. 13. Siehe Erhaltung der Welt.

— beſondere, wie ſie zu verſtehen. VIII. 9. deren Einfluß in die Zufriedenheit und Beruhigung der Menſchen. VII. 18. VIII. 9.

— eine wunderthätige iſt nicht zu verlangen. IX. 13-15.

— Zweifel gegen die Vorſehung, wegen des Böſen. Siehe Böſes. entſtehen aus verſchiedenen Irrthümern. VIII. 10. V. 15.

Vor-

Vorſtellungskraſt ſteckt in einem, nicht in vielen Weſen. V. 17. und iſt daurend. daſ.

W.

Wälder in alten Zeiten, beweiſen die Wenigkeit der Einwohner des Erdbodens. I. 13.

Wandernde Thiere. V. 20.

Waſſer, ob zu viel auf dem Erdboden ſey. IX. 4.

Webekunſt der Thiere. V. 23. 24. Siehe Spinne.

Weisheit, ohne Hoffnung der Unſterblichkeit, würde uns nicht glücklich machen. X. 7.

Welt iſt der Abgott der Atheiſten. I. 1.

— kann das erſte Weſen nicht ſeyn: 1) *weil Menſchen und Thiere ihren Urſprung von keiner Weltkraft haben.* I. 2. II. 14. auch in dem Weſen der körperlichen Welt an ſich nicht mit eingeſchloſſen ſind. III. 2. 2) weil ſie, als leblos, keine innere Vollkommenheit, und alſo keinen Grund *ihrer* Wirklichkeit und Beſchaffenheit in ſich ſelbſt hat. III. 1. 5.

— iſt keine ſolche Subſtanz, wie ſie Spinoza erkläret, daß ſie keines andern Begriffs nöthig hätte. III. 13.

— iſt nicht ſchlechterdings nothwendig. III. 14.

— iſt eine Maſchine. III. 4. und ſo ferne ohne Urheber und Abſicht auf die Lebendigen nicht zu gedenken. III. 9. IV. 19.

— hat einen Anfang gehabt. III. 6. iſt aus Nichts hervorgebracht. III. 7. Einwürfe dagegen aufgelöſt.

löſt. III. 7. 8. iſt jedoch nicht aus innerer Nothwendigkeit von Gott hervorgebracht. IV. 4. von wem ihr der Name einer groſſen Stadt beygelegt werde. IV. 12.

Welt iſt um der Lebendigen willen geſchaffen. III. 9-11. IV. 4. und folglich eine Wohnung aller möglichen Lebendigen. IV. 19. V. 1. 3. eine groſſe Stadt Gottes. IV. 12. ſolche iſt die allervollkommenſte. V. 2. 3.

— iſt nicht für die Menſchen allein erbaut. IX. 7.

— ihre Erhaltung hängt von dem Einfluſſe göttlicher Macht ab. VIII. 1.

Welt-Seele hat keinen Grund. III. 3. doch wäre ſie erträglicher, als daß alles von blinden unverſtändigen Kräften hergeleitet wird. II. 7. III. 3.

Werke Gottes, wie davon mit Beſcheidenheit zu urtheilen. IV. 15.

Wirkliche in der Natur, das von Gott kömmt, iſt untadelich und unverbeſſerlich. IX. 3. 16. Siehe Mangel.

Wiſſenſchaften ſind nichts als ein Abdruck des Verſtandes, der ſich in der wirklichen Natur zeigt. IV. 8.

— haben eine Verbindung mit einander. III. 7.

Wolluſt macht die Menſchen nicht glückſelig. X. 18.

Wunder ſind von dem ordentlichen Einfluſſe göttlicher Macht in die Erhaltung der Welt zu unterſcheiden. VIII. 5.

Z.

Zufriedenheit kann ohne Religion, ohne Ueberführung von der Vorſehung Gottes, und von der Unſterblichkeit der Seele, nicht erhalten werden. VII. 18.

Zulaſſung des Böſen über die Frommen, und des Guten über die Gottloſen, beſteht mit göttlicher Vorſehung und dem Beſten der Menſchen. IX. 14. 15. 17=19.

Zureichender Grund. Siehe Grundſätze.

Zweck der Endurſache. Siehe Abſicht.

Zweifel, der auf Mangel der Einſicht gegründet iſt, hat gegen klare und deutliche Einſicht keine Statt. IV. 1.

Zweifler, denkt nicht zuſammenhangend. V. 1.

— ſollte nicht mit Gewalt unterdrückt werden. V. 2.

Zwitter von verſchiedener Art Thiere. Siehe Baſtarte.

Reimarus, Hermann Samuel,

Hermann Samuel Reimarus ... Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion

Tübingen 1782

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Theol.syst.293
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11117964-5
VD18 1244751X-001